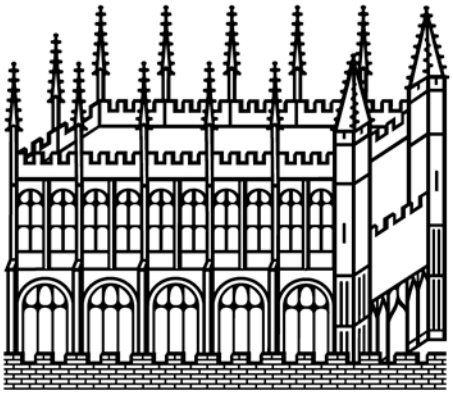


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Vet. Ger. III B. 758

From the Library of

Helena Clara Deneke

H C Deneke

St Hugh's College
Oxford
1911

Novalis

Schriften.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck

und

Fr. Schlegel.

Fünfte Auflage.

Erster Theil.

Berlin,

Verlag von G. Reimer.

1837.

529

...ITUTION
...ERSITY
27 FEB 1971
...OXFORD
...IBRARY

Vorrede

zur ersten Auflage.

Wir übergeben dem Leser hiemit, was wir, den Umständen nach, von den hinterlassenen Fragmenten unsers Freundes durch den Druck bekannt machen konnten. Obgleich diese beiden Bände nicht alles enthalten, was der Bekanntmachung würdig war, so drücken sie doch vollkommen das Gemüth des Verfassers aus, oder seine innere Geschichte, so wie sie alles berühren, worüber er etwas gedacht und erfahren hat. Darum haben wir es auch für besser gehalten, diese Bogen durch keine Geschichte seines Lebens zu vermehren, weil jeder Befreundete die Andeutungen des veränderten Gemüths finden, und ohne weiteres die Geschichte seines Lebens, was er sein Leben nennen konnte, verstehen wird. Es kann hier nicht unsere Absicht seyn, nachfolgende Werke zu empfehlen, oder zu beurtheilen, weil es wohl möglich seyn dürfte, daß

jedes Urtheil, was ſchon jetzt hervorträte, ein zu frühzeitiges und unreifes wäre; denn ein Geiſt von dieſer Originalität muß erſt begriffen, ſein Wollen verſtanden, und ſeine liebevolle Abſicht gefühlt und erwiedert ſeyn, ſo daß wir wohl erſt, wenn ſeine Ideen andre Geiſter befruchtet, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geſchichtlichen Zuſammenhange ſehen können, wo er ſelber ſtand, und wie er ſich zu ſeinem Zeitalter verhielt. Ich will daher nur kurz von dem Inhalte dieſer beiden Bände ſprechen.

Den erſten Theil nimmt ein Roman ein, welchen der Verfaſſer unvollendet hinterließ. Ich habe verſucht, in einem kurzen Berichte, den Leſern eine Andeutung des Plans zu geben, von dem ich aber nicht weiß, in wiefern ich ihn ſelber getroffen oder verfehlt habe. Unter einzelnen Bemerkungen und Ideen über dieſes Buch zu ſeiner weitern Ausarbeitung findet ſich auch folgende Stelle: „Meine Erzählungen und romantiſchen Arbeiten ſind noch zu grell und zu hart gezeichnet, derbe Striche und Umriſſe, nackt und unausgeführt; es fehlt ihnen jener ſanfte, rundende Hauch, jene Fülle der Ausarbeitung, Mitteltinten, feine verbindende Züge, eine gewiſſe Haltung, Ruhe und

Bewegung in einander, individuelle Beſchloſſenheit und Fremdheit, Geſchmeidigkeit und Reichthum des Styls, ein Ohr und eine Hand für reizende Periodenketten.“

Die Hymnen an die Nacht ſind hier aus dem Athenäum wieder abgedruckt. Mit dieſen Gedichten war der Verfaſſer ſelbſt in Anſehung der Ausführung am meiſten von allen ſeinen Arbeiten zufrieden.

Die kleinern Gedichte, die nachfolgen, ſind bis jetzt nicht gedruckt geweſen, ſo wie die geiſtlichen Lieder, welche der Leſer zum Theil ſchon aus dem Schlegelſchen Muſenalmanach kennt, hier durch neue vermehrt erſcheinen. Dieſe Lieder waren der Anfang eines chriſtlichen Geſangbuches, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigſten Momente und Anſichten des Chriſtenthums ſchreiben wollte.

Die Lehrlinge zu Sais enthalten den Anfang eines phyſikaliſchen Romans, welchen der Dichter zwar ſchon vor einigen Jahren in dieſer Geſtalt angefangen, aber niemals weiter ausgeführt hat.

Die größere Hälfte des zweiten Theils beſteht aus Fragmenten vermiſchten Inhalts. Die Freunde des Verfaſſers werden hier die meiſten derjenigen, die unter dem Namen Blüthenſtaub im Athenäum

abgedruckt waren, unter verſchiedene Abtheilungen zerſtreut, wieder finden, ſo wie einige von denen, welche „Glauben und Liebe" überſchrieben waren, und in den Jahrbüchern der Preußiſchen Monarchie mitgetheilt wurden; wenige ſind aus größern Aufſätzen abgeriſſen, die meiſten aber aus den Papieren unſers verſtorbenen Freundes, in verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben, geſammelt. Er hatte den Plan zu einem eigenen encyklopädiſchen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verſchiedenen Wiſſenſchaften ſich gegenſeitig erklären, unterſtützen und beleben ſollten. Aus dem Entwurfe dieſes Werkes, welches, wie es ſcheint, nur aus dergleichen abgeriſſenen Sätzen beſtehen ſollte und konnte, ſind die meiſten dieſer Gedanken genommen. Mein Freund, Fr. Schlegel hat hauptſächlich die Auswahl getroffen, und ich habe den Verſuch gemacht, ſie in verſchiedenen Abtheilungen in eine Art von Ordnung zu bringen, die vielleicht eben nicht ſtrenger ſein konnte. Man wird uns nicht den Vorwurf machen können, daß wir zu viele dieſer Fragmente, oder unter dieſen ſolche bekannt gemacht haben, die der Verfaſſer niemals für den Druck beſtimmt hatte, denn wir haben nach ſtrenger Prüfung nur diejenigen ausgewählt,

die uns die wichtigeren ſchienen, auch wurden wir überdies von den Nachweiſungen und Andeutungen unſers Freundes geleitet, der ſeine Papiere oftmals von neuem durchſah und Bemerkungen dazu ſchrieb; doch muß ich geſtehen, daß der größte Theil der Fragmente nur aus Rückſicht auf den Raum zurückgeblieben iſt, der ſonſt wohl eine Stelle in dieſen Büchern hätte finden ſollen. Der Verfaſſer ſelbſt war gleichgültig darüber, was von ihm öffentlich erſchien, und was zurück blieb; ſo daß auch in dieſem Betracht die Bekanntmachung vieler von dieſen Fragmenten als keine Anmaßung erſcheinen darf, da er ſie nur für eine ſpätere Bekanntmachung aufbehalten hatte, wie er ſelbſt am Schluß dieſer Fragmente ſagt: „Nur weniges iſt reif zum Druck, und nur als Fragment brauchbar, ſehr vieles gehört zu einer großen, wichtigen Idee. Ich glaube nicht, daß etwas Unwichtiges unter dem Undurchſtrichenen iſt. Das Angeſtrichene wollte ich in eine Sammlung neuer Fragmente aufnehmen und dazu ausarbeiten. Das Uebrige ſollte bis zu einer weitern Ausführung warten. Durch Fortſchreiten wird ſo vieles entbehrlich, ſo manches erſcheint in einem andern Lichte, ſo daß ich vor der Ausführung der großen Idee nicht gern etwas

Einzelnes ausgearbeitet hätte. Als Fragment erſcheint das Unvollkommene noch am erträglichſten, und alſo iſt dieſe Form der Mittheilung dem zu empfehlen, die noch nicht im Ganzen fertig iſt, und doch einzelne merkwürdige Anſichten zu geben hat.“

Jedem Verehrer der Wiſſenſchaft und Kunſt ſollte dieſe Erſcheinung wichtig und anziehend ſeyn, wenn er auch über vieles anders dächte, und anderes ihm fremd und unverſtändlich dünkte; ein näher befreundetes Gemüth wird in den verſchiedenſten Gedanken denſelben Geiſt ahnden und ſehen; dieſes wird ohne nähere Bezeichnung die Ideen finden, die wie aus einem Mittelpunkte alle übrigen verſtändlich machen; ein ſolcher wird allenthalben die durchbrechende Liebe wahrnehmen, und ſich nicht von einzelnen Widerſprüchen ſtören laſſen, die dem Menſchen ſo nothwendig ſind, wie aller Krieg; er wird endlich dieſe Sammlung ſo brauchen, wie ein vertrauter Freund des Verfaſſers ſie anſehn muß, als ein Buch der Erweckung und Andacht, als Texte zu Reden, Abhandlungen und Predigten, als ein Buch, das viele andre Bücher und Bemühungen erſt verſtändlich, wenn nicht gar unnütz macht.

L. T.

Vorrede
zur dritten Auflage.

Die Freunde dieser Schriften haben schon oft gewünscht, einige Nachrichten von den Lebensumständen des Verfassers zu erhalten. Wenn sich auch in wenigen Büchern das Gemüth des Verfassers so klar und rein abspiegelt, wie in dem seinigen, so ist es doch natürlich, daß der Leser etwas von den äußeren Umgebungen und den Schicksalen des Autors zu erfahren wünscht, welchen er liebt; diejenigen Freunde des Novalis, welche ihn nicht persönlich gekannt haben, mögen daher nachsichtsvoll die wenigen Nachrichten aufnehmen, die ich aus den Erinnerungen eines zwar vertrauten aber nur kurzen Umganges mit dem Verewigten sammeln konnte.

Der Baron von Hardenberg, der Vater des Verfassers, war Direktor der sächsischen Salinen. In der Jugend war er Soldat gewesen, und be-

hielt auch noch im Alter eine Vorliebe für dieſen Stand. Er war ein rüſtiger, unermüdet thätiger Mann, von offnem, ſtarkem Charakter, ein ächter Deutſcher. Sein frommer Sinn machte ihn zum Mitglied der Herrnhutiſchen Gemeine, doch blieb ſein Weſen heiter, derb und bieder. Seine Mutter gehörte zu derſelben frommen Gemeine: ein Muſter edler Frömmigkeit und chriſtlicher Milde, mit welchen ſie in der ſchönſten Ergebenheit das Schickſal trug in wenigen Jahren einen Kreis von blühenden, gebildeten und hoffnungsreichen Kindern ausſterben zu ſehn.

Am zweiten May im Jahre 1772 ward Friedrich v. Hardenberg (Novalis) auf einem Familiengute in der Grafſchaft Mansfeld geboren. Eine Schweſter ausgenommen, welche ein Jahr früher geboren wurde, war er der älteſte von eilf Geſchwiſtern. Die Familie beſtand aus ſieben Söhnen und vier Töchtern, welche alle durch Geiſt und Gemüth ausgezeichnet waren, und welche die ſchönſte und freieſte Liebe verband, und ſie mit eben dieſer freien Liebe, ſo daß jeder ſich ſeiner Eigenthümlichkeit bewußt blieb, den Eltern verknüpfte. Friedrich v. Hardenberg war in ſeinen erſten Kinderjahren ſehr ſchwächlich, doch ohne an eigentlichen

oder ſchweren Krankheiten zu leiden. Er war träumeriſch ſtill und verrieth nur wenig Geiſt, er entfernte ſich von andern Knaben, und nur die außerordentliche Liebe, mit welcher er ſich ganz ſeiner Mutter hingab, zeichnete ihn vor ſeinen andern Geſchwiſtern aus. Dieſe Mutter, die ältere Schweſter, und zwei Brüder, die nur wenig jünger waren, als er, waren ſeine einzigen Geſellſchafter. Im neunten Jahre überfiel ihn eine gefährliche Ruhr, die eine völlige Atonie des Magens zur Folge hatte, welche nur durch eine langwierige Cur und die ſchmerzhafteſten Reizmittel gehoben werden konnte. Nun ſchien ſein Geiſt wie aus einem Schlafe zu erwachen, und er zeigte ſich plötzlich als ein muntres, thätiges und geiſtreiches Kind. Sein Vater, der durch ſeine weitläuftigen Geſchäfte oft abgerufen wurde, und viele Zeit ſeines Lebens auf Reiſen zubrachte, mußte den wichtigſten Theil ſeiner Erziehung der Mutter und den Hofmeiſtern überlaſſen. Die ſanfte Ruhe, die ſchöne Religioſität der Mutter, ſo wie die fromme Stimmung beider Eltern, welche ſich natürlich auch dem ganzen Hauſe mittheilte, machten auf ſein Gemüth die tiefſten Eindrücke, welche ihn ſein ganzes Leben hindurch beglückten. Er war nun ſehr fleißig, ſo daß er

ſchon im zwölften Jahre ziemliche Kenntniſſe im Lateiniſchen und einige vom Griechiſchen beſaß; Gedichte zu leſen war die Erholung ſeiner müßigen Stunden. Vor allen liebte er Mährchen und er übte ſich ſchon früh, dergleichen zu erfinden und ſeinen Brüdern zu erzählen. Ein ſonderbares poetiſches Spiel ſetzte er mit dieſen (mit Erasmus und Carl) einige Jahre fort: jeder von ihnen ſtellte nehmlich einen Genius vor, der eine den des Himmels, der andre des Waſſers, der dritte der Erde; Sonntags Abends erzählte ihnen dann Novalis die mannigfaltigſten und wunderbarſten Begebenheiten aus dieſen verſchiedenen Reichen. Aus dieſer Zeit finden ſich auch noch einige Gedichte von ihm.

Er ergab ſich einem vielleicht übertriebenen Fleiße, und las vorzüglich die Geſchichte mit außerordentlicher Begierde. Im Jahre 1789 beſuchte er ein Gymnaſium und im Herbſt des folgenden Jahres ging er um zu ſtudiren nach Jena. Hier blieb er bis 1792, und beſuchte nun mit ſeinem Bruder Erasmus die Univerſität Leipzig. Im folgenden Jahre ging er nach Wittenberg und vollendete dort ſeine Studien.

In dieſen Jahren trat, beim Ausbruch des franzöſiſchen Krieges, auf einige Zeit eine gewalt-

ſame Unterbrechung ein, indem ſich eine plötzliche Kriegsluſt ſeiner ſo gewaltſam bemeiſterte, daß nur die vereinten Bitten ſeiner Eltern und Verwandten ihn wieder beruhigen konnten.

Zur nämlichen Zeit machte er auch Friedrich Schlegels Bekanntſchaft, deſſen wärmſter Freund er bald wurde; auch Fichte lernte er kennen, und dieſe beiden Geiſter hatten einen großen und bleibenden Einfluß auf ſein ganzes Leben. Er ſtudirte nach einiger Zeit die Wiſſenſchaftslehre mit unermüdlichem Eifer. Nachdem er Wittenberg verlaſſen hatte, ging er nach Arnſtadt in Thüringen, um ſich in praktiſchen Geſchäften unter dem Kreis-Amtmann Juſt zu üben. Dieſer treffliche Mann wurde bald einer ſeiner vertrauteſten Freunde. Es war nicht gar lange nach ſeiner Ankunft in Arnſtadt, als er auf einem benachbarten Landgute Sophie v. K. kennen lernte. Der erſte Anblick dieſer ſchönen und wunderbar lieblichen Geſtalt entſchied für ſein ganzes Leben, ja man kann ſagen, daß die Empfindung, welche ihn durchdrang und beſeelte, der Inhalt ſeines ganzen Lebens ward. Schon in Kindergeſtalten prägt ſich zuweilen ein Ausdruck ab, den wir, weil er zu holdſelig und geiſtig lieblich iſt, überirdiſch oder himmliſch nen-

nen müſſen, und gewöhnlich befällt uns bei dieſen verklärten und faſt durchſichtigen Angeſichtern die Furcht, daß ſie zu zart und feingewebt für dieſes Leben ſind, daß es der Tod oder die Unſterblichkeit iſt, die uns ſo bedeutend aus den glänzenden Augen anſchaut; und nur zu oft macht ein ſchnelles Hinwelken unſre ahndende Furcht zur Wahrheit. Noch ergreifender ſind dieſe Geſtalten, wenn ſie die Kindheit glücklich zurückgelegt haben und der Jungfrau entgegen blühen. Alle diejenigen, welche dieſe wunderbare Geliebte unſers Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es keine Beſchreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmliſchen Anmuth ſich dieſes überirdiſche Weſen bewegt, und welche Schönheit ſie umglänzt, welche Rührung und Majeſtät ſie umkleidet habe. Novalis ward zum Dichter ſo oft er nur von ihr ſprach. Sie hatte dreizehn Jahre beſchloſſen, als er ſie kennen lernte; der Frühling und der Sommer von 1795 war die Blütezeit ſeines Lebens; jede Stunde, die er ſeinen Geſchäften abgewinnen konnte, brachte er in Grüningen zu, und im Spätherbſt deſſelben Jahres erhielt er von Sophiens Eltern das Jawort für die Zukunft. Bald darauf ward Sophie tödtlich krank, an einem

Fieber, welches mit Seitenſtichen verbunden war, und ob ſie gleich mit einigen Wochen wieder hergeſtellt wurde, ſo behielt ſie doch einen Schmerz in der Seite, der ihr durch ſeine Unleidlichkeit manche ſchöne Stunde verdarb. Novalis war durch die Krankheit ſeiner angebeteten Geliebten ſehr angegriffen worden, doch beruhigte ihn nachher die Ausſage ihres Arztes, der dieſe Schmerzen für unbedeutend hielt.

Kurz nach ihrer Geneſung ging er nach Weißenfels, und wurde bei dem Departement, von welchem ſein Vater Direktor war, als Auditor angeſtellt. Der Winter von $17\frac{9}{96}$ verflog ihm unter Geſchäften, und die Nachrichten aus Grüningen waren faſt immer beruhigend, im Frühjahr 1796 reiſete er einige mal hin, und fand ſeine Braut dem Anſchein nach geſund. In dieſer Zeit aber war ſein Bruder Erasmus erkrankt, ſo daß er die Studien aufgeben mußte, und ſich in einer entfernteren Gegend dem Jagd- und Forſtweſen widmete. Der nächſte Bruder Carl war Soldat und mußte in dieſem Frühjahre in das Feld ziehen. So lebte Novalis ruhig in dem Hauſe ſeiner Eltern, mit dieſen vorzüglich und ſeinen beiden älteſten Schweſtern (die übrigen Geſchwiſter waren

noch unerwachſen), als er im Sommer, indem er ſich der Ausſicht auf ſeine nahende Verbindung mit Sophien erfreute, plötzlich die Nachricht erhielt, daß ſie in Jena ſei, und ſich dort habe operiren laſſen. Es war ihr Wille geweſen, daß er ihre Krankheit, ſo wie die gefährliche Operation, nur wann ſie vorüber ſei, erfahren ſolle; ſie litt an einem gefährlichen Lebergeſchwür. Er eilte nach Jena, und fand ſie ſehr leidend; der Arzt, der den Ruf des geſchickteſten hatte, ließ nur eine ſehr langſame Geneſung hoffen, ob es ſich gleich zur Beſſerung anließ. Doch mußte die Operation bald wiederholt werden, und nun fürchtete der Arzt, daß die Kranke nicht Kräfte genug haben möchte, um die Heilung möglich zu machen. Mit hohem Muth und unbeſchreiblicher Geduld ertrug Sophie alle dieſe Leiden; Novalis tröſtete ſie. Seine Eltern waren zugegen und hofften nichts ſo ſehnlich, als die Geneſung des liebenswürdigen Weſens, auch ſeine beiden Brüder waren zurückgekommen, und alle ſuchten dem Trauernden und der Leidenden hülfreich zu ſein. Im Dezember wünſchte Sophie wieder nach Grüningen zu reiſen. Novalis bat ſeinen Bruder Erasmus, die Reiſe mit ihr zu machen, und dieſer begleitete ſie mit ihrer Mut-

ter und Schweſter, welche ſie in Jena gepflegt hatten, nach dem Orte ihres Aufenthaltes, worauf er ſich wieder nach dem Forſtinſtitut in Franken zurück begab.

Novalis war abwechſelnd in Weißenfels und Grüningen; er mußte es ſich aber mit Schmerzen geſtehn, daß er Sophien bei jedem Beſuche kränker fand. Im Schluß des Januars 1797 kam auch ſein Bruder Erasmus ſehr krank nach Weißenfels zurück, und die Stimmung des Hauſes war ſehr traurig, da man den Tod zweier ſo innig geliebten Weſen täglich erwarten mußte.

Der 17te März war der funfzehnte Geburtstag ſeiner Geliebten, und den 19ten gegen Mittag entſchlummerte ſie in den Armen ihrer Schweſter und ihrer treuen ſie innig liebenden Erzieherin, einer Mlle. Danscour. Niemand wagte die Nachricht Novalis mitzutheilen, endlich übernahm es ſein Bruder Carl. Der Trauernde verſchloß ſich, und nach drei durchweinten Tagen und Nächten reiſete er nach Arnſtadt, um dort bei ſeinen treuen Freunden dem geliebten Orte näher zu ſeyn, der jetzt die Ueberreſte des theuerſten Weſens verbarg. Schon am 14ten April verließ auch ſein Bruder Erasmus dieſe Welt. Novalis ſchrieb ſeinem Bru-

der Carl, der nach Nieder-Sachſen eine Reiſe hatte machen müſſen, dieſen Todesfall: Sei getroſt, Erasmus hat überwunden, die Blüten des lieben Kranzes löſen ſich einzeln hier auf, um ihn dort ſchöner und ewig zuſammen zu ſetzen. —

In dieſer Zeit lebte Novalis nur ſeinem Schmerze; es ward ihm natürlich, die ſichtbare und unſichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten, und Leben und Tod nur noch durch die Sehnſucht nach dieſem zu trennen. Zugleich aber ward ihm auch das Leben ein verklärtes, und ſein ganzes Weſen zerfloß wie in einen hellen bewußtvollen Traum eines höheren Daſeins. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todesſehnſucht erklären ſich ſein Weſen und alle ſeine Vorſtellungen, auch iſt es wohl möglich, daß dieſe Zeit durch tiefe Trauer den Keim des Todes in ihm pflanzte, wenn es nicht überall ſchon ſein beſtimmtes Schickſal war, uns ſo früh entriſſen zu werden.

Er blieb viele Wochen in Thüringen und kam getröſtet und wahrhaft verklärt zu ſeinen Geſchäften zurück, die er eifriger als je betrieb, ob er ſich gleich als einen Fremdling auf Erden betrachtete. In dieſe Zeit, einiges früher, vieles ſpäter, vor-

züglich in den Herbſt dieſes Jahres, fallen die meiſten jener Aufſätze, die wir auszugsweiſe unter dem Titel „Fragmente" dem Publikum mitgetheilt haben, eben ſo die Hymnen an die Nacht.

Im Dezember dieſes Jahres ging er nach Freyberg. Hier erwachte durch Bekanntſchaft und Lehre des berühmten Werner ſeine Liebe zur Phyſik und zum Bergbau von neuem. Hier lernte er Julie v. Ch. kennen, und vielleicht mag es jedem andern, außer ſeinen vertrauten Freunden, ſonderbar dünken, daß er ſich ſchon im Jahre 1798 mit ihr verlobte. Sophie (wie wir auch aus ſeinen Werken ſehen) blieb der Mittelpunkt ſeiner Gedanken, als eine Abgeſchiedene verehrte er ſie faſt mehr, als da ſie ihm noch ſichtbar nahe war, aber er glaubte doch, daß Liebenswürdigkeit und Schönheit ihm gewiſſermaßen jenen Verluſt erſetzen könnten. Er ſchrieb um dieſe Zeit „Glauben und Liebe," „den Blütenſtaub," auch einige andre Fragmente, wie „die Lehrlinge zu Sais."

Im Frühjahr 1799 ſtarb Sophiens Erzieherin, wovon Novalis tief gerührt wurde, weil er wußte, daß ſie nur aus Sehnſucht zu ihrer geliebten Sophie geſtorben ſey. Er kehrte bald darauf zu ſeinem Vater zurück, und wurde unter dieſem als

Aſſeſſor und Amtshauptmann des Thüringiſchen Kreiſes angeſtellt.

Jetzt beſuchte er wieder Jena fleißig, wo er A. W. Schlegels Bekanntſchaft machte und den genialiſchen Ritter aufſuchte, den er vorzüglich liebte und deſſen ſeltenes Talent im Experimentiren bewunderte. Im Sommer dieſes Jahres ſah ich ihn zuerſt, als ich meinen Freund Wilh. Schlegel in Jena beſuchte, und unſre Bekanntſchaft wurde ſogleich zur vertrauten Freundſchaft. Es waren ſchöne Tage, die wir mit Schlegel, Schelling und einigen andern Freunden verlebten. Auf meiner Rückreiſe beſuchte ich ihn in ſeinem Hauſe und lernte ſeine Familie kennen. Hier las er mir die Lehrlinge zu Sais und manche ſeiner Fragmente. Er begleitete mich dann nach Halle, und wir genoſſen in Giebichenſtein im Reichardtſchen Hauſe noch einige ſehr heitre Stunden. Um dieſe Zeit war in ihm der erſte Gedanke zum Oſterdingen entſtanden. Damals hatte er auch einige von ſeinen geiſtlichen Liedern ſchon gedichtet, ſie ſollten einen Theil eines chriſtlichen Geſangbuches ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten begleiten wollte. Er war übrigens in ſeinen Berufsarbeiten ſehr fleißig, alles was er that, that

er mit Liebe, und auch das Geringſte war ihm nicht unbedeutend.

Als ich im Herbſt 1799 meinen Aufenthalt in Jena nahm, und auch Friedrich Schlegel dort wohnte, beſuchte uns Novalis bald, und ſah ſeine Freunde bald auf kürzere, bald auf längere Zeit. Seine ältere Schweſter verheirathete ſich in dieſem Jahre und die Hochzeit ward auf einem Gute in der Nähe von Jena gefeiert. Nach dieſer Vermählung hielt ſich unſer Freund lange an einem einſamen Orte in der güldnen Aue in Thüringen, am Fuße des Kyffhäuſer Berges auf, und in dieſer Einſamkeit wurde ein großer Theil des Ofterdingen ausgearbeitet. Er lebte damals vorzüglich in der Geſellſchaft von zwei Männern, eines Schwagers ſeiner Braut, des jetzigen Generals von Thielemann, und des jetzigen Generals von Funk, den er durch jenen hatte kennen lernen. Der Umgang und die Freundſchaft dieſes letztern war ihm in mehr als einer Hinſicht werth, er konnte die Bibliothek dieſes geiſtvollen Mannes benutzen, in deſſen Chroniken er ſchon im Frühjahr zuerſt auf die Sage von Ofterdingen geſtoßen war. Durch die treffliche Biographie des Kaiſers Friedrich II. von G. v. Funk ward er für dieſen Regenten be-

geiſtert, welchen er in ſeinem Roman als das Muſter eines Königes darſtellen wollte.

Im Jahre 1800 war N. wieder in Weißenfels, und am 23ſten Februar ſchrieb er mir: „Mein Roman iſt in vollem Gange: zwölf Druck-Bogen ſind ohngefähr fertig. Der ganze Plan ruht ziemlich ausgeführt in meinem Kopfe. Es werden zwei Bände werden; der erſte iſt in drei Wochen hoffentlich fertig. Er enthält die Andeutungen und das Fußgeſtell des zweiten Theils. Das Ganze ſoll eine Apotheoſe der Poeſie ſeyn. Heinrich von Oſterdingen wird im erſten Theile zum Dichter reif, und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Aehnlichkeiten mit dem Sternbald haben, nur nicht die Leichtigkeit; doch iſt dieſer Mangel vielleicht dem Inhalt nicht ungünſtig. Es iſt ein erſter Verſuch in jeder Hinſicht, die erſte Frucht der bei mir wieder erwachten Poeſie, um deren Erſtehung Deine Bekanntſchaft das größeſte Verdienſt hat. Unter Speculanten war ich ganz Speculation geworden. Es ſind einige Lieder darin, nach meiner Art. Ich gefalle mir ſehr in der eigentlichen Romanze. — Ich werde mannichfachen Nutzen von meinem Roman haben, — der Kopf wimmelt mir von Ideen

zu Romanen und Luſtſpielen. Sollt' ich Dich bald ſehn, ſo bring' ch eine Erzählung und ein Mährchen aus meinem Roman zur Probe mit." —

Er kam mit dem erſten Frühjahr zu uns, und bald darauf noch einmal, indem er uns den erſten Theil des Ofterdingen in derſelben Geſtalt mittheilte, in welcher ihn das Publikum kennt.

Als ich im Sommer 1800 Jena verließ, beſuchte ich wieder meinen Freund auf einige Zeit in ſeinem väterlichen Hauſe in Weißenfels. Ich fand ihn wohl und heiter, auch ſein Anſehn unverändert, obgleich die Seinigen etwas beſorgt waren, und Bläſſe ſo wie zunehmende Magerkeit an ihm bemerken wollten. Er ſelbſt war auf ſeine Diät noch aufmerkſamer als ſonſt, er trank wenigen oder keinen Wein, genoß faſt keine Fleiſchſpeiſen, und nährte ſich hauptſächlich von Milch und Vegetabilien. Wir gingen oder ritten täglich ſpatzieren; beim ſchnellen Hinanklimmen der Hügel, bei jeder auch gewaltſamen Bewegung konnte ich keine Schwäche der Bruſt oder kürzern Athem an ihm wahrnehmen, und ich ſuchte daher ſeine Gewohnheit zu beſtreiten, weil ich ſeine Entwöhnung von Wein und ſtärkenden Nahrungsmitteln für irrig und für falſche Aengſtlichkeit hielt. Er war begeiſtert von

Planen ſeines künftigen Glücks, ſeine Wohnung war ſchon eingerichtet, denn im Auguſt wollte er ſeine Verbindung mit ſeiner Braut feyern; eben ſo gern ſprach er von der baldigen Vollendung des Ofterdingen und anderer Bücher; ſein Leben ſchien ſich in die reichſte Thätigkeit und Liebe auszubreiten. Als ich von ihm Abſchied nahm, konnte ich durchaus nicht ahnden, daß ich ihn nicht wieder ſehn würde.

Indem er im Auguſt nach Freyberg zu ſeiner Hochzeit reiſen wollte, fing er an Blut auszuwerfen, welches die Aerzte aber nur für hämorrhoidaliſch und unbedeutend erklärten. Doch griff es ihn an, und noch mehr als es ſich periodiſch wiederholte. Seine Verheirathung wurde aufgeſchoben, und im Anfang des Oktober reiſete er mit ſeinem Bruder und ſeinen Eltern nach Dresden. Dieſe verließen ihn dort, um ihre verheirathete Tochter in der Oberlauſitz zu beſuchen, ſein Bruder Carl blieb in Dresden mit ihm zurück. Er wurde augenſcheinlich ſchwächer, und als er im Anfang Novembers erfuhr, daß ein jüngerer Bruder von vierzehn Jahren durch Unvorſichtigkeit ertrunken ſey, zog ihm der plötzliche Schreck einen heftigen Blutſturz zu, worauf ſeine Aerzte gleich erklärten, daß

ſein Uebel unheilbar ſey. Bald darauf kam ſeine Braut nach Dresden.

Als er ſchwächer ward, wünſchte er einmal mit großer Sehnſucht ſeinen Aufenthalt mit einem ſüdlichern Clima vertauſchen zu können; er machte den Plan, zu einem ſeiner geliebten Freunde, Herbert, welcher in Klagenfurt wohnte, zu reiſen; aber die Aerzte widerriethen dieſe Veränderung, vielleicht weil er ſchon zu ſchwach und erſchöpft war, um dieſe Anſtrengung ertragen zu können. So verfloß dieſes Jahr, und im Januar 1801 wurde der Wunſch wieder bei ſeinen Eltern zu ſeyn ſo lebhaft in ihm, daß er Ende dieſes Monats ſich nach Weißenfels zurück begab.

Hier wurden die geſchickteſten Aerzte von Leipzig und Jena zu Rathe gezogen, aber ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich mit jeder Woche, doch war er, wie in ſeiner ganzen Krankheit, faſt ohne Schmerzen. Er arbeitete noch in ſeinen Geſchäften, und ſchrieb außerdem vieles für ſich in ſeinen Heften nieder, auch verſuchte er einiges Poetiſche, ſo iſt z. B. das zweite Sonnett unter ſeinen vermiſchten Gedichten aus dieſer Periode. Er las ſehr fleißig in der Bibel, auch vieles von Zinzendorfs und Lavaters Schriften.

Je mehr er ſich ſeinem Ende näherte, um ſo gewiſſer hoffte er auf eine baldige Geneſung, denn der Huſten verminderte ſich, und, die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Mit der Hoffnung und der Sehnſucht zum Leben ſchien auch neues Talent und friſche Kraft in ihm aufzugehn; er dachte mit verjüngter Liebe an alle ſeine projektirten Arbeiten, er nahm ſich vor den Ofterdingen ganz von neuem umzuſchreiben, und kurz vor ſeinem Tode ſagte er einmal: jetzt habe ich erſt erfahren, was Poeſie iſt, unzählige, und ganz andre Lieder und Gedichte, als die ich bisher geſchrieben habe, ſind in mir aufgegangen. — Vom 19ten März ab, dem Todestag ſeiner Sophie, wurde er auffallend ſchwächer, viele ſeiner Freunde beſuchten ihn, und eine große Freude empfand er, als am 21ſten März ſein treuer und älteſter Freund, Friedrich Schlegel, von Jena zu ihm kam. Mit dieſem unterhielt er ſich viel, vorzüglich über ihre beiderſeitigen Arbeiten. In dieſen Tagen war er ſehr lebhaft und ſeine Nächte waren ruhig, auch genoß er eines ziemlich geſunden Schlafes. Am 25ſten früh um ſechs Uhr ließ er ſich von ſeinem Bruder einige Bücher reichen, um etwas nachzuſchlagen, dann beſtellte er ſein

Frühſtück und ſprach mit Munterkeit bis acht; gegen neun Uhr bat er ſeinen Bruder ihm auf dem Clavier etwas vorzuſpielen, worüber er einſchlief. Friedrich Schlegel trat bald darauf in das Zimmer und fand ihn ruhig ſchlafen; dieſer Schlaf währte bis nach zwölf Uhr, worauf er ohne die mindeſte Bewegung verſchied, und unverändert im Tode ſeine gewöhnliche freundliche Miene hatte, als wenn er noch lebte.

So ſtarb, ehe er noch das neun und zwanzigſte Jahr vollendet hatte, unſer Freund, an dem man eben ſo ſehr ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſein philoſophiſches Genie, wie ſein Dichtertalent lieben und bewundern muß. Da er ſeiner Zeit ſo vorgeeilt war, ſo durfte ſich das Vaterland außerordentliche Dinge von ihm verſprechen, wenn ihn dieſer frühe Tod nicht übereilt hätte, doch haben ſeine unvollendeten nachgelaſſenen Schriften ſchon viel gewirkt und viele ſeiner großen Gedanken werden noch in Zukunft begeiſtern und edle Gemüther und tiefe Denker werden von den Funken ſeines Geiſtes erleuchtet und entzündet werden.

Novalis war groß, ſchlank und von edlen Verhältniſſen. Er trug ſein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auf-

fiel, als es jetzt geſchehen würde; ſein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe ſeines Geſichtes, beſonders der geiſtreichen Stirn, faſt durchſichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne feinen Ausdruck. Seine Miene war ſtets heiter und wohlwollend. Für denjenigen, der nur die Menſchen nach dem Maße unterſcheidet, in welchem ſie ſich vordrängen, oder durch geſuchten Anſtand, durch das was die Mode verlangt zu imponiren oder aufzufallen ſuchen, verlor ſich Novalis in der Menge; dem geübteren Auge aber bot er die Erſcheinung der Schönheit dar. Der Umriß und der Ausdruck ſeines Geſichtes kam ſehr dem Evangeliſten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer ſehn, die Nürnberg und München aufbewahrt.

Sein Geſpräch war lebhaft und laut, ſeine Geberde großartig, ich habe ihn nie ermüdet geſehn; wenn wir die Unterhaltung auch tief in die Nacht hinein fortſetzten, brach er nur willkührlich ab, um zu ruhen, und las auch dann noch ehe er einſchlief. Langeweile kannte er nicht, ſelbſt in drückenden Geſellſchaften unter mittelmäßigen Köpfen, denn er entdeckte gewiß irgend eine Per-

ſon, die ihm eine noch fremde Kenntniß mittheilte, die er brauchen konnte, ſo geringfügig ſie auch ſeyn mochte. Seine Freundlichkeit, ſeine offne Mittheilung machten, daß er allenthalben geliebt war, ſeine Virtuoſität in der Kunſt des Umganges war ſo groß, daß geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie ſehr er ſie überſahe. Wie er auch am liebſten die Tiefen des Gemüthes im Geſpräch enthüllte, als begeiſtert von den Regionen unſichtbarer Welten ſprach, ſo war er doch fröhlich wie ein Kind, ſcherzte in unbefangener Heiterkeit und gab ſich ſelbſt den Scherzen der Geſellſchaft hin. Ohne Eitelkeit, gelehrten Hochmuth, entfremdet jeder Affektation und Heuchelei, war er ein ächter, wahrer Menſch, die reinſte und lieblichſte Verkörperung eines hohen unſterblichen Geiſtes.

Seine eigentlichen Studien waren ſeit vielen Jahren Philoſophie und Phyſik geweſen. In der letzten ſind ſeine Wahrnehmungen, Combinationen und Ahndungen oft ſeiner Zeit voraus geeilt. In der Philoſophie hatte er vorzüglich Spinoza und Fichte ſtudirt; aber er ſuchte nachher eine eigne Bahn, die Philoſophie mit der Religion zu vereinigen, und ſo wurden ihm, was wir von den

Neu-Platonikern beſitzen, ſo wie die Schriften der Myſtiker, ſehr wichtig. Seine Kenntniſſe in der Mathematik, ſo wie in den Künſten der Mechanik, vorzüglich aber in der Bergwerkskunde waren ausgezeichnet; dagegen hatte er ſich nur wenig für die eigentlichen Künſte intereſſirt. Die Muſik liebte er ſehr, obgleich er nur oberflächliche Kenntniß von ihr hatte; zur Skulptur und Malerei ward ſein Gemüth nur wenig hingezogen, ob er gleich über alle dieſe Künſte die originellſten Ideen und die höchſten Ahndungen ausſprechen konnte. So erinnere ich mich z. B. eines Streites über die Landſchaftsmalerei, in welchem ich ſeine Anſicht nicht faſſen konnte, die aber nachher aus eignem reichen poetiſchen Gemüth der vortreffliche Landſchaftsmaler Friedrich in Dresden großentheils wirklich gemacht hat. In der Poeſie war er eigentlich eben ſo Fremdling, er hatte nur wenige Dichter geleſen und ſich mit der Kritik und den hergebrachten Syſtemen der Dichtkunſt nicht beſchäftigt. Göthe war lange ſein Studium geweſen, vor allen andern Werken hatte er den Wilhelm Meiſter geliebt, ſo wenig man dies auch aus ſeinem ſtrengen Urtheil über dieſes Werk in ſeinen Fragmenten ſchließen ſollte. Er verlangte von der

Poeſie das Nächſte, Gemüth und Begeiſterung, und daher kam es, daß, wie ihm viele Meiſterwerke unbekannt waren, er auch nicht an Nachahmung oder fremder Autorität litt, ſo wie ihm viele Schriften, die der Kenner nicht hoch ſtellen kann, lieb und theuer ſeyn konnten, weil er in ihnen, wenn auch mit ſchwachen Farben, jenes Urſprüngliche, Nächſte und Bedeutungsvolle ſah, dem er vorzüglich nachſtrebte. Jene Erzählungen, die wir in neuern Zeiten Mährchen genannt haben, kamen mit ihrer wunderlichen Weiſe ſeinen Vorſtellungen am meiſten entgegen; er ſah in ihnen tiefern Sinn und ſuchte ihn auf die vielſeitigſte Art in eigenen Dichtungen auszuſprechen. Ihm war es zur natürlichſten Anſicht geworden, das Gewöhnlichſte, Nächſte als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; ſo umgab ihn das alltägliche Leben ſelbſt wie ein wundervolles Mährchen, und jene Region, die die meiſten Menſchen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath. So erfand er, von Beiſpielen unbeſtochen, einen neuen Weg der Darſtellung, und in der Vielſeitigkeit der Beziehung, in der Anſicht der Liebe und dem

Glauben an ſie, die ihm zugleich Lehrerinn, Weisheit und Religion iſt, darin, daß ein einziger großer Lebens-Moment und Ein tiefer Schmerz und Verluſt das Weſen ſeiner Poeſie und Anſchauung wurde, gleicht er unter den Neueren allein dem erhabenen Dante, und ſingt uns wie dieſer einen unergründlichen myſtiſchen Geſang, ſehr verſchieden von jenem mancher Nachahmer, welche die Myſtik wie ein Ornament glauben an- und ablegen zu können. Daher iſt auch ſein Roman bewußt und unbewußt nur Darſtellung ſeines Gemüths und Schickſals, wie er denn ſelbſt ſeinen Heinrich im Fragment des zweiten Theiles ſagen läßt: — — „Daß Schickſal und Gemüth Nahmen Eines Begriffes ſind.“

So kann uns ſein Leben ſelbſt mit Recht wunderbar erſcheinen, und ein ſonderbarer Schauer, wie bei einem Mährchen, erfaßt uns, wenn wir hören, daß jetzt von ſeinen vielen Geſchwiſtern nur noch zwei Brüder leben, und die edle Mutter, die ſeit einigen Jahren auch den Gatten betrauert, in Einſamkeit nur ihrem Schmerze und der Religion mit ſtiller Ergebung ſich widmet.

Vorrede

zur fünften Auflage.

Wenige Bücher haben beim Publikum so früh Eingang gefunden, als die Schriften meines früh verstorbenen Freundes: nur selten ist es Autoren gelungen, nach einem Zeitraum, wenn Bedürfnisse, Moden, Lehrsätze und Erhitzungen mancher Art sich wechselnd abgelöset und einander aufgehoben haben, auch diese Probe des Wandels zu überdauern, und frisch und lebendig fort zu wirken.

Es ist auch fast mit Gewißheit vorher zu sagen, daß die Kraft dieses jugendlichen reichen Geistes auch künftig noch anregen, belehren und begeistern wird, denn die Tiefe des ächten Genius

läßt ſich nicht ſo ſchnell erſchöpfen, und Enthuſiaſten für Schönheit und Kunſt, ſo wie Freunde der Natur und Wiſſenſchaft, Verehrer der ächten Philoſophie und Myſtik werden ſich mit Freuden und Nutzen in dieſem vollen Garten des Tiefſinns und Wunders ergehn, in welchem ihnen von allen Seiten Blüthen und Früchte entgegen quellen.

Gewirkt haben dieſe wenigen theuern Reliquien eines großen Geiſtes, ſie haben auf die Denkweiſe der Nation, auf die Richtung der deutſchen Literatur einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, ſie ſind auch von vielen Denkern und Forſchern verſtanden und gewürdigt worden: wenn Schwärmerei, Thorheit und Unvermögen ſich auch beigeſellten, mancher irrende Geiſt in ihnen Beſtätigung ſeines Wahnes zu finden glaubte, ſo iſt dies nur ein Schickſal, welches Novalis mit allen bedeutenden Autoren theilt, welche ihre Zeit überragen.

Manche dieſer ſchwächern Leſer werden vielleicht ungern einen Aufſatz vermiſſen, welcher ſich in der letzten Ausgabe befand, und „die Chriſtenheit, oder Europa, ein Fragment, im J. 1799“ überſchrieben iſt. — Ehe mein Freund noch den

Oſterdingen gedichtet hatte, kam er in dieſem Jahre nach Jena, um uns dieſen Aufſatz, W. A. Schlegel, und deſſen Bruder, Friederich, vorzuleſen. Wenn ich nicht irre, war auch Schelling zugegen. Die Fragmente, „Blüthenſtaub," waren ſchon im Athenäum erſchienen, die Lehrlinge von Sais waren damals ſchon ausgearbeitet. Wir erwarteten daher etwas Bedeutendes zu hören, und die Herausgeber des Athenäum waren entſchloſſen, dieſen Aufſatz, den ſie für einen bedeutenden halten mußten, in ihrer Zeitſchrift aufzunehmen. Da wir uns, als vertrauten Freunden, gegenſeitig ein offnes unbefangnes Urtheil zugeſtanden, wie man es vielleicht ſelten unter Autoren findet, ſo ward, nach geendigter Leſung, dieſer Aufſatz einſtimmig verworfen, und beſchloſſen, daß er nicht durch den Druck bekannt gemacht werden ſolle. Wir fanden die hiſtoriſche Anſicht zu ſchwach und ungnügend, die Folgerungen zu willkührlich, und die ganze Abhandlung ſchwach, ſo daß ſehr leicht die Blößen von jedem Kundigen entdeckt werden konnten. Einzelne ſchöne Stellen, tiefſinnige Worte traten glänzend hervor, und dieſe bedeutſamen Winke und Reden haben wir Herausgeber der Schriften ſchon in der Erſten Ausgabe unter die Fragmente geſtellt.

Novalis war viel zu edel und frei geſinnt, um ſich durch dieſes Urtheil ſeiner Freunde verletzt zu fühlen. Philoſophie und Naturwiſſenſchaft waren vorzüglich die Gegenſtände ſeines Studiums geweſen, die Geſchichte war ihm mehr fremd geblieben, und wenn der geiſtige Blick auch hie und da ſcharf ſah, und ſeine Wahrnehmung Merkwürdiges ausſagen konnte, ſo war er auf dieſem Felde doch mehr ein Ahndender als ein Wiſſender.

Ueber dieſe Gegenſtände hatte nach Jahren mein Gehülfe bei der Herausgabe der Schriften unſers Freundes, Fr. Schlegel, ſeine Anſichten ſehr geändert. Carl v. Hardenberg, ein Bruder, nur um wenige Jahre jünger, als Novalis, ein edles Gemüth, ein begeiſterter junger Mann, dem aber das Genie wie die gemäßigte Kraft des geſtorbenen Bruders nicht zu Theil geworden, war mit voller Ueberzeugung nach dem Tode ſeiner Eltern zur katholiſchen Kirche übergetreten. Er hatte unter den Papieren des Bruders dieſen zurückgelegten Aufſatz gefunden, und ſchon vor vielen Jahren äuſſerte er mir die Meinung, man müſſe dieſe Schrift dem Publikum übergeben. Ich widerſprach mit den alten, nicht veralteten Gründen.

Nach C. v. Hardenbergs Tode erhielt Fr. Schlegel mit andern Papieren dieſe Abhandlung, und nach langer Zeit, 1826, vermochte er den Verleger, welcher die nähern Umſtände nicht kannte, dieſe Schrift in dieſe letzte Ausgabe aufzunehmen. Weil man meines Widerſpruchs gewiß war, erſah ich erſt aus dem vollendeten Druck, daß dieſer vor ſieben und zwanzig Jahren verworfene Bauſtein nun zum Eckſtein dienen ſollte.

Eben ſo unverholen, wie wir früher unſerm Freunde Novalis unſer Urtheil ausgeſprochen hatten, widerſprach ich jetzt meinem Freunde, Fr. Schlegel; fand aber damals keinen Beruf dazu, öffentlich mit ihm über dieſen Gegenſtand zu ſtreiten. Aber es ſchmerzte mich, dieſen nur ſchwachen Ausdruck des tiefſinnigen Novalis der Leſewelt hingeworfen zu ſehn, und in einer Zeit, in der Partheikämpfe und Fanatismus ſo manches beſſere Gemüth entſtellen und verwirren. Es geſchah auch, was ich befürchtet hatte, die Sektirer ſchalten auf Novalis, als wenn er ein ihnen feindlicher Sektirer wäre. Andre wollten in ihrem Eifer für die gute Sache mich oder Fr. Schlegel für den Verfaſſer des angefochtenen Aufſatzes ausgeben,

und ſo ward der leutſeeligſte und liebendſte Geiſt in das Toben der Turba hinein gezerrt, um die Verwirrung zu vermehren.

Unſer Zeitalter iſt das der Correſpondenzen, Memoiren, Biographien und Schilderungen von Zuſtänden. Oft begnügt man ſich am Oberflächlichſten, wenn es nur einen gewiſſen Reitz ausübt, indem man Perſönlichkeiten kennen zu lernen glaubt, oder ſich gar an Klätſcherei und Verläumdung ergötzt. Nirgend iſt aber Wahrheit und Dichtung, oder Mißverſtand, Entſtellung, Unwahrheit und Lüge ſo mit dem Wirklichen vermiſcht, als auf dieſem Felde. Es iſt bekannt, daß es in Paris Fabriken für dieſe ſogenannten Memoirs gab, die noch immer nicht feiern, und in denen ein Paar Briefe, wenige Reminiscenzen mit Nachhülfe älterer gedruckten Bücher und Correſpondenzen dann mit willkührlichen Zuſätzen und dramatiſchem Aufputz jene Bände von Bekenntniſſen, Geſchichts-Erzählungen, Biographien und dergleichen hervorbringen, die mancher treuherzige Leſer nachher als Wahrheit aufnimmt, und ſich an ihnen erbaut.

Es wird nicht fehlen, daß Deutſchland auch

hierin ſeinem Vorbilde, dem ſchreibſeeligen Frankreich nachfolgt. Wir haben ſchon Einiges der Art erhalten, und es dürfte für den älter gewordenen Schriftſteller, der dieſelben Menſchen und Zeiten kannte, Pflicht werden, die Wahrheit zu retten, und das Unwahre, oder Mißverſtandene zu bezeichnen und die richtige Leſeart wieder herzuſtellen.

So beſitzen wir ein Büchelchen von Falk über Göthe, welches 1832 nach Göthes und des Verfaſſers Tode erſchien, zu einer Zeit alſo, wo man den Verfaſſer nicht mehr zur Rede ſtellen, und Göthe ebenfalls ſich nicht mehr rechtfertigen, oder ſeine wahre Meinung erläutern konnte. Das Büchelchen enthält manches Gute und manches, welches den Stempel der Wahrheit trägt. Weiß man aber, wie entfremdet ſich dieſe beiden Männer, wenigſtens in langen Zeiträumen, waren, ſo muß man ſo manche vertraute Herzens-Ergießungen, Urtheile, tiefſinnige und paradoxe Betrachtungen mit einigem Mißtrauen anſehn. Nicht, als ob viele dieſer Reden vom Sammler erfunden wären; man darf eher vermuthen, daß er dieſe Gedanken und Betrachtungen von

andern Freunden empfing, die dem Dichter näher ſtanden.

Einiges iſt aber wohl völlig unrichtig, und Falk ſelbſt hat ſpäter den Irrthum eigenmächtig niedergeſchrieben, oder Göthe hat ſich geirrt und falſchen Berichten geglaubt, da faſt nie angemerkt iſt, in welcher Zeit der Dichter ſeine Meinung ausgeſprochen hat. Pag. 99 alſo ſagt Göthe, in jenen Aeuſſerungen, welche Falk G.'s Humor überſchreibt: — hier nennt er Zeit und Stunde, — Oſter-Mondtag 1808:

„Novalis war noch keiner, (Ein Imperator nehmlich) aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können. Schade nur, daß er ſo jung geſtorben iſt, zumal, da er noch außerdem ſeiner Zeit den Gefallen gethan, und katholiſch geworden iſt."

Dieſe Aeuſſerung und Behauptung Göthe's hat für den Kenner jener Zeit und ihrer Umſtände, (vielleicht die ganze Ergießung dort) ſehr den Anſchein einer unächten. — Novalis war ſchon im Frühjahr 1801 geſtorben. Er hätte ſeine

Eltern, welche eifrige Herrenhuter waren, ſehr glücklich machen können, wenn er ſich dieſer Gemeinde zugeſellt hätte; Göthe hatte Fried. Hardenberg perſönlich gekannt und ihn oft geſehn, der Kranke und Sterbende war in ſeiner Nähe, es war (voraus in jenen Jahren) auch nicht das kleinſte Gerücht der Art erſchollen, und ich darf verſichern, daß meinem Freunde Hardenberg dieſer Uebertritt zu einer andern chriſtlichen Gemeinde aus der lutheriſchen, in welcher er geboren war, völlig unmöglich war. Nicht, als wenn er ein eifernder oder orthodoxer Lutheraner geweſen wäre, ſeine Schriften beweiſen das Gegentheil, aber eben ſo wenig gehörte er, ohngeachtet ſeiner geiſtlichen Gedichte, den Katholiken an. In ſeiner poetiſchen und philoſophiſchen Stimmung, in ſeiner myſtiſchen Tendenz konnte er als tiefſinniger Chriſt die poetiſchen Erſcheinungen der katholiſchen Kirche mit der Verehrung für Luther und Calvin, mit einer Achtung der Herrenhuther und einer Begeiſterung für Spinoza und die deutſche Philoſophie, ſo wie die Neuplatoniker vereinigen. Auch edle Polemik gegen alle dieſe Partheien geben uns in vielfachen Andeutungen ſeine Fragmente. Er wollte eben keiner Parthei oder Sekte, als ein eigner, ange-

hören, und er durfte das Wort für ſich gelten machen (was auch jedem freien Manne zuſteht), welches Schiller für ſich als Abwehr braucht:

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt! — Und warum keine?
Aus Religion.

L. Tieck.

Heinrich von Ofterdingen.

Erſter Theil.

Die Erwartung.

Zueignung.

Du haſt in mir den edlen Trieb erregt
Tief ins Gemüth der weiten Welt zu ſchauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das ſicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahndungen haſt du das Kind gepflegt,
Und zogſt mit ihm durch fabelhafte Auen;
Haſt, als das Urbild zartgeſinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchſten Schwung bewegt.

Was feſſelt mich an irdiſche Beſchwerden?
Iſt nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und ſchirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für Dich der edlen Kunſt mich weihn;
Denn Du, Geliebte, willſt die Muſe werden,
Und ſtiller Schutzgeiſt meiner Dichtung ſeyn.

In ewigen Verwandlungen begrüßt
Uns des Geſangs geheime Macht hienieden;
Dort ſegnet ſie das Land als ew'ger Frieden,
Indeß ſie hier als Jugend uns umfließt.

Sie iſts die Licht in unſre Augen gießt,
Die uns den Sinn für jede Kunſt beſchieden,
Und die das Herz der Frohen und der Müden
In trunkner Andacht wunderbar genießt.

An ihrem vollen Buſen trank ich Leben;
Ich ward durch ſie zu allem, was ich bin,
Und durfte froh mein Angeſicht erheben.

Noch ſchlummerte mein allerhöchſter Sinn;
Da ſah ich ſie als Engel zu mir ſchweben,
Und flog, erwacht, in ihrem Arm dahin.

Erſtes Kapitel.

Die Eltern lagen ſchon und ſchliefen, die Wanduhr ſchlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſte der Wind; abwechſelnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt; fern ab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So iſt mir noch nie zu Muthe geweſen: es iſt, als hätt ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinüber geſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert; und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menſchen

geſehn; doch weiß ich nicht, warum nur ich von ſeinen Reden ſo ergriffen worden bin; die Anderen haben ja das Nämliche gehört, und Keinem iſt ſo etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zuſtande reden kann! Es iſt mir oft ſo entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich ſo ein tiefes, inniges Treiben: das kann und wird Keiner verſtehn. Ich glaubte, ich wäre wahnſinnig, wenn ich nicht ſo klar und hell ſähe und dächte; mir iſt ſeitdem alles viel bekannter. Ich hörte einſt von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felſen mit den Menſchen geſprochen hätten. Mir iſt gerade ſo, als wollten ſie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen anſehen, was ſie mir ſagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, ſo könnte ich viel beſſer alles begreifen. Sonſt tanzte ich gern, jetzt denke ich lieber nach der Muſik. — Der Jüngling verlor ſich allmählig in ſüßen Fantaſien und entſchlummerte. Da träumte ihn erſt von unabſehlichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Thiere ſah er; er lebte mit mannichfaltigen Menſchen, bald im Kriege, im wilden Getümmel, in ſtillen Hütten. Er gerieth in Gefangenſchaft und in die ſchmählichſte Noth. Alle Empfindungen ſtiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein

unendlich buntes Leben; ſtarb und kam wieder, liebte bis zur höchſten Leidenſchaft, und war dann wieder auf ewig von ſeiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es ſtiller in ſeiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur ſelten ſchimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felſenſchlucht, die bergan ſtieg. Er mußte über bemooſte Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter geriſſen hatte. Je höher er kam, deſto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wieſe, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wieſe erhob ſich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Oeffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felſen gehauenen Ganges zu ſeyn ſchien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm ſchon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes ſtieg, und oben in unzählige Funken zerſtäubte, die ſich unten in einem großen Becken ſammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeſte Geräuſch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauſpiel. Er näherte ſich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle wa-

ren mit dieſer Flüſſigkeit überzogen, die nicht heiß ſondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläulichtes Licht von ſich warf. Er tauchte ſeine Hand in das Becken, und benetzte ſeine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geiſtiger Hauch, und er fühlte ſich innigſt geſtärkt und erfriſcht. Ein unwiderſtehliches Verlangen ergriff ihn ſich zu baden, er entkleidete ſich und ſtieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflöſſe ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmliſche Empfindung überſtrömte ſein Inneres; mit inniger Wolluſt ſtrebten unzählbare Gedanken in ihm ſich zu vermiſchen; neue, nie geſehene Bilder entſtanden, die auch in einander floſſen, und zu ſichtbaren Weſen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements ſchmiegte ſich wie ein zarter Buſen ihm an. Die Flut ſchien eine Auflöſung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge ſich augenblicklich verkörperten.

Berauſcht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, ſchwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felſen hineinfloß. Eine Art von ſüßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeſchreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand ſich auf einem weichen Raſen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll, und ſich darin zu verzehren ſchien. Dunkelblaue Felſen mit bunten Adern erhoben ſich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab,

war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war ſchwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächſt an der Quelle ſtand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um ſie her ſtanden unzählige Blumen von allen Farben, und der köſtlichſte Geruch erfüllte die Luft. Er ſah nichts als die blaue Blume, und betrachtete ſie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er ſich ihr nähern, als ſie auf einmal ſich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und ſchmiegten ſich an den wachſenden Stengel, die Blume neigte ſich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Geſicht ſchwebte. Sein ſüßes Staunen wuchs mit der ſonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme ſeiner Mutter weckte, und er ſich in der elterlichen Stube fand, die ſchon die Morgenſonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über dieſe Störung zu ſeyn; vielmehr bot er ſeiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiederte ihre herzliche Umarmung.

Du Langſchläfer, ſagte der Vater, wie lange ſitze ich ſchon hier und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn ſchlafen laſſen. Aufs Frühſtück habe ich auch warten müſſen. Klüglich haſt du den Lehrſtand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeß ein tüchtiger Ge-

lehrter, wie ich mir habe ſagen laſſen, muß auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die großen Werke der weiſen Vorfahren zu ſtudiren. Lieber Vater, antwortete Heinrich, werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den ihr ſonſt nicht an mir gewohnt ſeid. Ich ſchlief erſt ſpät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erſchien, den ich lange nicht vergeſſen werde, und von dem mich dünkt, als ſey er mehr als bloßer Traum geweſen. Lieber Heinrich, ſprach die Mutter, du haſt dich gewiß auf den Rücken gelegt, oder beim Abendſegen fremde Gedanken gehabt. Du ſiehſt auch noch ganz wunderlich aus. Iß und trink, daß du munter wirſt.

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emſig fort, und ſagte: Träume ſind Schäume, mögen auch die hochgelahrten Herren davon denken, was ſie wollen, und du thuſt wohl, wenn du dein Gemüth von dergleichen unnützen und ſchädlichen Betrachtungen abwendeſt. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Geſichte ſich geſellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwählten Männern, von denen die Bibel erzählt, zu Muthe geweſen iſt. Damals muß es eine andere Beſchaffenheit mit den Träumen gehabt haben, ſo wie mit den menſchlichen Dingen.

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt.

Die alten Geſchichten und Schriften ſind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniß von der überirdiſchen Welt, ſo weit wir ſie nöthig haben, zu Theil wird; und ſtatt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geiſt mittelbar durch den Verſtand kluger und wohlgeſinnter Männer und durch die Lebensweiſe und die Schickſale frommer Menſchen zu uns. Unſre heutigen Wunderbilder haben mich nie ſonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Thaten geglaubt, die unſre Geiſtlichen davon erzählen. Indeß mag ſich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl jemanden in ſeinem Vertrauen irre zu machen. — Aber, lieber Vater, aus welchem Grunde ſeid Ihr ſo den Träumen entgegen, deren ſeltſame Verwandlungen und leichte, zarte Natur doch unſer Nachdenken gewißlich rege machen müſſen? Iſt nicht jeder, auch der verworrenſte Traum, eine ſonderliche Erſcheinung, die auch, ohne noch an göttliche Schickung dabei zu denken, ein bedeutſamer Riß in den geheimnißvollen Vorhang iſt, der mit tauſend Falten in unſer Inneres hereinfällt? In den weiſeſten Büchern findet man unzählige Traumgeſchichten von glaubhaften Menſchen, und erinnert Euch nur noch des Traums, den uns neulich der ehrwürdige Hofkaplan erzählte, und der Euch ſelbſt ſo merkwürdig vorkam.

Aber, auch ohne dieſe Geſchichten, wenn Ihr zuerſt in Eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet

Ihr nicht erſtaunen, und Euch die Wunderbarkeit dieſer, uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiß nicht abſtreiten laſſen! Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung der gebundenen Fantaſie, wo ſie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft, und die beſtändige Ernſthaftigkeit des erwachſenen Menſchen durch ein fröhliches Kinderſpiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und ſo kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiß iſt der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirkſamer Zufall in meinem Leben geweſen, denn ich fühle es, daß er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift, und ſie in mächtigem Schwunge forttreibt.

Der Vater lächelte freundlich und ſagte, indem er die Mutter, die eben hineintrat, anſah: Mutter, Heinrich kann die Stunde nicht verläugnen, durch die er in der Welt iſt. In ſeinen Reden kocht der feurige wälſche Wein, den ich damals von Rom mitgebracht hatte, und der unſern Hochzeitabend verherrlichte. Damals war ich auch noch ein andrer Kerl. Die ſüdliche Luft hatte mich aufgethaut, von Muth und Luſt floß ich über, und du warſt auch ein heißes köſtliches Mädchen. Bei deinem Vater gings damals herrlich zu; Spiel-

leute und Sänger waren weit und breit herzugekommen, und lange war in Augsburg keine luſtigere Hochzeit gefeiert worden.

Ihr ſpracht vorhin von Träumen, ſagte die Mutter, weißt du wohl, daß du mir damals auch von einem Traume erzählteſt, den du in Rom gehabt hatteſt, und der dich zuerſt auf den Gedanken gebracht, zu uns nach Augsburg zu kommen, und um mich zu werben? Du erinnerſt mich eben zur rechten Zeit, ſagte der Alte; ich hatte dieſen ſeltſamen Traum ganz vergeſſen, der mich damals lange genug beſchäftigte; aber grade er iſt mir eben ein Beweis deſſen, was ich von den Träumen geſagt habe. Es iſt unmöglich einen geordneteren und helleren zu haben; noch jetzt entſinne ich mich jedes Umſtandes ganz genau; und doch, was hat er bedeutet? Daß ich von dir träumte, und mich bald darauf von Sehnſucht ergriffen fühlte, dich zu beſitzen, war ganz natürlich: denn ich kannte dich ſchon. Dein freundliches holdes Weſen hatte mich gleich anfangs lebhaft gerührt, und nur die Luſt nach der Fremde hielt damals meinen Wunſch nach deinem Beſitz zurück. Um die Zeit des Traumes war meine Neugierde ſchon ziemlich geſtillt, und nun konnte die Neigung leichter durchdringen.

Erzählt uns doch jenen ſeltſamen Traum, ſagte der Sohn. Ich war eines Abends, fing der Vater an, umhergeſtreift. Der Himmel war rein, und der Mond bekleidete die alten Säulen und Mauern mit ſeinem

bleichen ſchauerlichen Lichte. Meine Geſellen gingen den Mädchen nach, und mich trieb das Heimweh und die Liebe ins Freie. Endlich ward ich durſtig und ging ins erſte beſte Landhaus hinein, um einen Trunk Wein oder Milch zu fordern. Ein alter Mann kam heraus, der mich wohl für einen verdächtigen Beſuch halten mochte. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und als er erfuhr, daß ich ein Ausländer und ein Deutſcher ſei, lud er mich freundlich in die Stube, und brachte eine Flaſche Wein. Er hieß mich niederſitzen, und fragte mich nach meinem Gewerbe. Die Stube war voller Bücher und Alterthümer. Wir geriethen in ein weitläuftiges Geſpräch; er erzählte mir viel von alten Zeiten, von Mahlern, Bildhauern und Dichtern. Noch nie hatte ich ſo davon reden hören. Es war mir, als ſei ich in einer neuen Welt ans Land geſtiegen. Er wies mir Siegelſteine und andere alte Kunſtarbeiten; dann las er mir mit lebendigem Feuer herrliche Gedichte vor, und ſo verging die Zeit, wie ein Augenblick. Noch jetzt heitert mein Herz ſich auf, wenn ich mich des bunten Gewühls der wunderlichen Gedanken und Empfindungen erinnere, die mich in dieſer Nacht erfüllten. In den heidniſchen Zeiten war er wie zu Hauſe, und ſehnte ſich mit unglaublicher Inbrunſt in dies graue Alterthum zurück. Endlich wies er mir eine Kammer an, wo ich den Reſt der Nacht zubringen könnte, weil es ſchon zu ſpät ſei, um noch zurückzukehren. Ich entſchlief bald,

und da dünkte michs, ich ſei in meiner Vaterſtadt und wanderte aus dem Thore. Es war als müßte ich irgend wo hin gehen, um etwas zu beſtellen, doch wußte ich nicht wohin, und was ich verrichten ſolle. Ich ging nach dem Harze mit überaus ſchnellen Schritten, und wohl war mir, als ſei es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, ſondern immer feldein durch Thal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, ſah ich die goldne Aue vor mir, und überſchaute Thüringen weit und breit, alſo, daß kein Berg in der Nähe umher mir die Ausſicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit ſeinen dunklen Bergen, und ich ſah unzählige Schlöſſer, Klöſter und Ortſchaften. Wie mir nun da recht wohl erinnerlich ward, fiel mir der alte Mann ein, bei dem ich ſchlief, und es gedäuchte mir, als ſei das vor geraumer Zeit geſchehn, daß ich bei ihm geweſen ſei. Bald gewahrte ich eine Stiege, die in den Berg hinein ging, und ich machte mich hinunter. Nach langer Zeit kam ich in eine große Höhle, da ſaß ein Greis in einem langen Kleide vor einem eiſernen Tiſche, und ſchaute unverwandt nach einem wunderſchönen Mädchen, das in Marmor gehauen vor ihm ſtand. Sein Bart war durch den eiſernen Tiſch gewachſen, und bedeckte ſeine Füße. Er ſah ernſt und freundlich aus, und gemahnte mich wie ein alter Kopf, den ich am Abend bei dem Manne geſehn hatte. Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie

ich ſo ſtand und den Greis anſah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bei der Hand, und führte mich durch lange Gänge mit ſich fort. Nach einer Weile ſah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand mich bald auf einem grünen Platze; aber es ſchien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheure Bäume mit großen glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war ſehr heiß, und doch nicht drückend. Ueberall Quellen und Blumen und unter allen Blumen gefiel mir Eine ganz beſonders, und es kam mir vor, als neigten ſich die Andern gegen ſie.

Ach! liebſter Vater, ſagt mir doch, welche Farbe ſie hatte, rief der Sohn mit heftiger Bewegung.

Deſſen entſinne ich mich nicht mehr, ſo genau ich mir auch ſonſt alles eingeprägt habe.

War ſie nicht blau?

Es kann ſeyn, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs ſeltſame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiß ich nur noch, daß mir ganz unausſprechlich zu Muthe war, und ich mich lange nicht nach meinem Begleiter umſah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er mich aufmerkſam betrachtete, und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von dieſem Orte wegkam, erinnere ich mich nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter ſtand

bei mir, und ſagte: du haſt das Wunder der Welt geſehn. Es ſteht bei dir, das glücklichſte Weſen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich dir ſage: wenn du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommſt, und Gott herzlich um das Verſtändniß dieſes Traumes bitteſt, ſo wird dir das höchſte irdiſche Loos zu Theil werden; dann gieb nur Acht auf ein blaues Blümchen, was du hier oben finden wirſt, brich es ab, und überlaß dich dann demüthig der himmliſchen Führung. Ich war darauf im Traume unter den herrlichſten Geſtalten und Menſchen und unendliche Zeiten gaukelten mit mannichfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöſt war meine Zunge, und was ich ſprach, klang wie Muſik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng und gewöhnlich; ich ſah deine Mutter mit freundlichem, verſchämten Blick vor mir; ſie hielt ein glänzendes Kind in den Armen, und reichte mir es hin; als auf einmal das Kind zuſehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und ſich endlich mit blendendweißen Flügeln über uns erhob, uns beide in ſeinen Arm nahm, und ſo hoch mit uns flog, daß die Erde nur wie eine goldene Schüſſel mit dem ſauberſten Schnitzwerk ausſah. Dann erinnere ich mich nur, daß wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf, und fühlte mich von heftiger Liebe bewegt. Ich nahm Abſchied von

meinem gaſtfreien Wirth, der mich bat ihn oft wieder zu beſuchen, was ich ihm zuſagte, und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlaſſen hätte, und ungeſtüm nach Augsburg gereiſt wäre.

Zweites Kapitel.

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längſt einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen ſollen. Einige gute Freunde des alten Oſterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeſchäften dahin reiſen. Da faßte die Mutter den Entſchluß, bei dieſer Gelegenheit jenen Wunſch auszuführen, und es lag ihr dies um ſo mehr am Herzen, weil ſie ſeit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit ſtiller und in ſich gekehrter war, als ſonſt. Sie glaubte, er ſei mißmüthig oder krank, und eine weite Reiſe, der Anblick neuer Menſchen und Länder, und wie ſie verſtohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin, würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen ſo theilnehmenden und lebensfrohen Menſchen aus ihm machen, wie er ſonſt geweſen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maaßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er ſchon lange, nach den Erzählungen ſeiner Mutter und mancher Rei-

ſenden, wie ein irdiſches Paradies ſich gedacht, und wohin er oft vergeblich ſich gewünſcht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahre alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Geſichte gekommen. Bei der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und ſtill zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürſtlichen Lebens dürfte ſich ſchwerlich mit den Annehmlichkeiten meſſen, die in ſpätern Zeiten ein bemittelter Privatmann ſich und den Seinigen ohne Verſchwendung verſchaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthſchaften und Habſeligkeiten, die der Menſch zum mannichfachen Dienſt ſeines Lebens um ſich her verſammelt, deſto zarter und tiefer. Sie waren den Menſchen werther und merkwürdiger. Zog ſchon das Geheimniß der Natur und die Entſtehung ihrer Körper den ahndenden Geiſt an: ſo erhöhte die ſeltnere Kunſt ihrer Bearbeitung die romantiſche Ferne, aus der man ſie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da ſie ſorgfältiger bewahrt, oft das Beſitzthum mehrerer Nachkommenſchaften wurden, die Neigung zu dieſen ſtummen Gefährten des Lebens. Oft wurden ſie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines beſondern Segens und Schickſals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Er-

haltung. Eine liebliche Armuth ſchmückte dieſe Zeit mit einer eigenthümlichen ernſten und unſchuldigen Einfalt, und die ſparſam vertheilten Kleinodien glänzten deſto bedeutender in dieſer Dämmerung, und erfüllten ein ſinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr iſt, daß erſt eine geſchickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der ſichtbaren Welt offenbart, und ſich hier ein neues höheres Auge aufzuthun ſcheint, ſo war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthſchaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen ſcheint, wie in einem Zwiſchenreiche, eine höhere, geiſtige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unſers Wohnplatzes, die an unterirdiſchen und überirdiſchen Schätzen reichſten Gegenden in der Mitte zwiſchen den Wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, ſo hat ſich auch zwiſchen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunſtreichen, vielwiſſenden und begüterten Weltalter eine tiefſinnige und romantiſche Zeit niedergelaſſen, die unter ſchlichtem Kleide eine höhere Geſtalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und alſo vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte, und itzt neuen Begebenheiten mit vollem

Herzen entgegenging. Er nahm Abſchied von ſeinen Geſpielen und ſeinem Lehrer, dem alten weiſen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem ſtillen Gebete entließ. Die Landgräfin war ſeine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr geweſen. Auch jetzt beurlaubte er ſich bei ſeiner Beſchützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm ſchied.

In wehmüthiger Stimmung verließ Heinrich ſeinen Vater und ſeine Geburtsſtadt. Es ward ihm jetzt erſt deutlich, was Trennung ſey; die Vorſtellungen von der Reiſe waren nicht von dem ſonderbaren Gefühle begleitet geweſen, was er jetzt empfand, als zuerſt ſeine bisherige Welt von ihm geriſſen, und er wie auf ein fremdes Ufer geſpült ward. Unendlich iſt die jugendliche Trauer bei dieſer erſten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge, die dem unerfahrnen Gemüth ſo nothwendig und unentbehrlich, ſo feſt verwachſen mit dem eigenthümlichſten Daſeyn, und ſo unveränderlich wie dieſes, vorkommen müſſen. Eine erſte Ankündigung des Todes bleibt die erſte Trennung unvergeßlich, und wird, nachdem ſie lange wie ein nächtliches Geſicht den Menſchen beängſtigt hat, endlich bei abnehmender Freude an den Erſcheinungen des Tages, und zunehmender Sehnſucht nach einer bleibenden ſichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiſer und einer tröſtenden Bekannt-

ſchaft. Die Nähe ſeiner Mutter tröſtete den Jüngling ſehr. Die alte Welt ſchien noch nicht ganz verloren, und er umfaßte ſie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reiſenden aus den Thoren von Eiſenach fortritten, und die Dämmerung begünſtigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, deſto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden; und als auf einer Anhöhe die verlaſſene Landſchaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, ſo fielen dem überraſchten Jüngling alte Melodien ſeines Innern in den trüben Wechſel ſeiner Gedanken ein. Er ſah ſich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geſchaut, und die er oft ſich mit ſonderbaren Farben ausgemahlt hatte. Er war im Begriff, ſich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume ſtand vor ihm, und er ſah nach Thüringen, welches er jetzt hinter ſich ließ mit der ſeltſamen Ahndung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher ſie itzt reiſten, in ſein Vaterland zurückkommen, und als reiſe er daher dieſem eigentlich zu. Die Geſellſchaft, die anfänglich aus ähnlichen Urſachen ſtill geweſen war, fing nach gerade an aufzuwachen, und ſich mit allerhand Geſprächen und Erzählungen die Zeit zu verkürzen. Heinrichs Mutter glaubte ihren Sohn aus den Träumereien reißen zu müſſen, in denen ſie ihn verſunken ſah, und fing an ihm von ihrem Vater-

lande zu erzählen, von dem Hauſe ihres Vaters und dem fröhlichen Leben in Schwaben. Die Kaufleute ſtimmten mit ein, und bekräftigten die mütterlichen Erzählungen, rühmten die Gaſtfreiheit des alten Schwaning, und konnten nicht aufhören die ſchönen Landsmänninnen ihrer Reiſegefährtin zu preiſen. Ihr thut wohl, ſagten ſie, daß ihr euren Sohn dorthin führt. Die Sitten eures Vaterlandes ſind milder und gefälliger. Die Menſchen wiſſen das Nützliche zu befördern, ohne das Angenehme zu verachten. Jedermann ſucht ſeine Bedürfniſſe auf eine geſellige und reizende Art zu befriedigen. Der Kaufmann befindet ſich wohl dabei, und wird geehrt. Die Künſte und Handwerker vermehren und veredeln ſich, dem Fleißigen dünkt die Arbeit leichter, weil ſie ihm zu mannichfachen Annehmlichkeiten verhilft, und er, indem er eine einförmige Mühe übernimmt, ſicher iſt, die bunten Früchte mannichfacher und belohnender Beſchäftigungen dafür mitzugenießen, Geld, Thätigkeit und Waaren erzeugen ſich gegenſeitig, und treiben ſich in raſchen Kreiſen, und das Land und die Städte blühen auf. Je eifriger der Erwerbsfleiß die Tage benutzt, deſto ausſchließlicher iſt der Abend den reizenden Vergnügungen der ſchönen Künſte und des geſelligen Umgangs gewidmet. Das Gemüth ſehnt ſich nach Erholung und Abwechſelung, und wo ſollte es dieſe auf eine anſtändigere und reizendere Art finden, als in der Beſchäftigung mit den freien Spielen und

Erzeugniſſen ſeiner edelſten Kraft, des bildenden Tiefſinnes. Nirgends hört man ſo anmuthige Sänger, findet ſo herrliche Mahler, und nirgends ſieht man auf den Tanzſälen leichtere Bewegungen und lieblichere Geſtalten. Die Nachbarſchaft von Welſchland zeigt ſich in dem ungezwungenen Betragen und den einnehmenden Geſprächen. Euer Geſchlecht darf die Geſellſchaften ſchmücken, und ohne Furcht vor Nachrede mit holdſeligem Bezeigen einen lebhaften Wetteifer, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, erregen. Die rauhe Ernſthaftigkeit und die wilde Ausgelaſſenheit der Männer macht einer milden Lebendigkeit und ſanfter beſcheidener Freude Platz, und die Liebe wird in tauſendfachen Geſtalten der leitende Geiſt der glücklichen Geſellſchaften. Weit entfernt, daß Ausſchweifungen und unziemende Grundſätze dadurch ſollten herbeigelockt werden, ſcheint es, als flöhen die böſen Geiſter die Nähe der Armuth, und gewiß ſind in ganz Deutſchland keine unbeſcholtenere Mädchen und keine treuere Frauen, als in Schwaben.

Ja, junger Freund, in der klaren warmen Luft des ſüdlichen Deutſchlands werdet ihr eure ernſte Schüchternheit wohl ablegen; die frölichen Mädchen werden euch wohl geſchmeidig und geſprächig machen. Schon euer Name, als Fremder, und eure nahe Verwandtſchaft mit dem alten Schwaning, der die Freude jeder frölichen Geſellſchaft iſt, werden die reizenden Augen der Mädchen auf euch ziehn; und wenn ihr eurem

Großvater folgt, ſo werdet ihr gewiß unſrer Vaterſtadt eine ähnliche Zierde in einer holdſeligen Frau mitbringen, wie euer Vater. Mit freundlichem Erröthen dankte Heinrichs Mutter für das ſchöne Lob ihres Vaterlandes, und die gute Meinung von ihren Landsmänninnen, und der gedankenvolle Heinrich hatte nicht umhin gekonnt, aufmerkſam und mit innigem Wohlgefallen der Schilderung des Landes, deſſen Anblick ihm bevorſtand, zuzuhören. Wenn ihr auch, fuhren die Kaufleute fort, die Kunſt eures Vaters nicht ergreifen, und lieber, wie wir gehört haben, euch mit gelehrten Dingen befaſſen wollt: ſo braucht ihr nicht Geiſtlicher zu werden, und Verzicht auf die ſchönſten Genüſſe dieſes Lebens zu leiſten. Es iſt eben ſchlimm genug, daß die Wiſſenſchaften in den Händen eines ſo von dem weltlichen Leben abgeſonderten Standes, und die Fürſten von ſo ungeſelligen und wahrhaft unerfahrnen Männern berathen ſind. In der Einſamkeit, in welcher ſie nicht ſelbſt Theil an den Weltgeſchäften nehmen, müſſen ihre Gedanken eine unnütze Wendung erhalten, und können nicht auf die wirklichen Vorfälle paſſen. In Schwaben trefft ihr auch wahrhaft kluge und erfahrne Männer unter den Layen, und ihr mögt nun wählen, welchen Zweig menſchlicher Kenntniſſe ihr wollt: ſo wird es euch nicht an den beſten Lehrern und Rathgebern fehlen. Nach einer Weile ſagte Heinrich, dem bei dieſer Rede ſein Freund der Hofkaplan in den Sinn gekom-

men war: Wenn ich bei meiner Unkunde von der Beſchaffenheit der Welt euch auch eben nicht abfällig ſein kann, in dem was ihr von der Unfähigkeit der Geiſtlichen zur Führung und Beurtheilung weltlicher Angelegenheiten behauptet, ſo iſt mirs doch wohl erlaubt, euch an unſern trefflichen Hofkaplan zu erinnern, der gewiß ein Muſter eines weiſen Mannes iſt, und deſſen Lehren und Rathſchläge mir unvergeßlich ſeyn werden.

Wir ehren, erwiederten die Kaufleute, dieſen trefflichen Mann von ganzem Herzen, aber dennoch können wir nur inſofern eurer Meinung Beifall geben, daß er ein weiſer Mann ſei, wenn ihr von jener Weisheit ſprecht, die einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel angeht. Haltet ihr ihn für eben ſo weltklug, als er in den Sachen des Heils geübt und unterrichtet iſt: ſo erlaubt uns, daß wir euch nicht beiſtimmen. Doch glauben wir, daß dadurch der heilige Mann nichts von ſeinem verdienten Lobe verliert; da er viel zu vertieft in der Kunde der überirdiſchen Welt iſt, als daß er nach Einſicht und Anſehn in irdiſchen Dingen ſtreben ſollte.

Aber ſagte Heinrich, ſollte nicht jene höhere Kunde ebenfalls geſchickt machen, recht unpartheiiſch den Zügel menſchlicher Angelegenheiten zu führen? ſollte nicht jene kindliche unbefangene Einfalt ſicherer den richtigen Weg durch das Labyrinth der hieſigen Begebenheiten treffen, als die durch Rückſicht auf eigenen Vortheil irregeleitete

und gehemmte von der unerschöpflichen Zahl neuer Zufälle und Verwickelungen geblendete Klugheit? Ich weiß nicht, aber mich dünkt ich sähe zwei Wege um zur Wissenschaft der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine mühsam und unabsehlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der Andere fast Ein Sprung nur, der Weg der innern Betrachtung. Der Wanderer des ersten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden, wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut, und sie in ihrem lebendigen, mannichfaltigen Zusammenhange betrachten, und leicht mit allen übrigen wie Figuren auf einer Tafel, vergleichen kann. Ihr müßt verzeihen, wenn ich wie aus kindischen Träumen vor euch rede; nur das Zutrauen zu eurer Güte und das Andenken meines Lehrers, der den zweiten Weg mir als seinen eignen von weitem gezeigt hat, machte mich so dreist.

Wir gestehen euch gern, sagten die gutmüthigen Kaufleute, daß wir eurem Gedankengange nicht zu folgen vermögen: doch freut es uns, daß ihr so warm euch des trefflichen Lehrers erinnert, und seinen Unterricht wohl gefaßt zu haben scheint.

Es dünkt uns, ihr habt Anlage zum Dichter. Ihr sprecht so geläufig von den Erscheinungen eures Gemüths, und es fehlt euch nicht an gewählten Ausdrücken und passenden Vergleichungen. Auch neigt

ihr euch zum Wunderbaren, als dem Elemente der Dichter.

Ich weiß nicht, ſagte Heinrich, wie es kommt. Schon oft habe ich von Dichtern und Sängern ſprechen gehört, und habe noch nie einen geſehen. Ja, ich kann mir nicht einmal einen Begriff von ihrer ſonderbaren Kunſt machen, und doch habe ich eine große Sehnſucht davon zu hören. Es iſt mir, als würde ich manches beſſer verſtehen, was jetzt nur dunkle Ahndung in mir iſt. Von Gedichten iſt oft erzählt worden, aber nie habe ich eins zu ſehen bekommen, und mein Lehrer hat nie Gelegenheit gehabt Kenntniſſe von dieſer Kunſt einzuziehen. Alles, was er mir davon ſagte, habe ich nicht deutlich begreifen können. Doch meinte er immer, es ſei eine edle Kunſt, der ich mich ganz ergeben würde, wenn ich ſie einmal kennen lernte. In alten Zeiten ſei ſie weit gemeiner geweſen, und habe jedermann einige Wiſſenſchaft davon gehabt, jedoch Einer vor dem Andern. Sie ſei noch mit andern verloren gegangenen, herrlichen Künſten verſchwiſtert geweſen. Die Sänger hätte göttliche Gunſt hoch geehrt, ſo daß ſie, begeiſtert durch unſichtbaren Umgang, himmliſche Weisheit auf Erden in lieblichen Tönen verkündigen können.

Die Kaufleute ſagten darauf: Wir haben uns freilich nie um die Geheimniſſe der Dichter bekümmert, wenn wir gleich mit Vergnügen ihrem Geſange oft zuhörten. Es mag wohl wahr ſeyn, daß eine beſondere

Geſtirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen ſoll: denn es iſt gewiß eine recht wunderbare Sache mit dieſer Kunſt. Auch ſind die andern Künſte gar ſehr davon unterſchieden, und laſſen ſich weit eher begreifen. Bei den Mahlern und Tonkünſtlern kann man leicht einſehen, wie es zugeht, und mit Fleiß und Geduld läßt ſich beides lernen. Die Töne liegen ſchon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, dieſe zu bewegen, und jene in einer reizenden Folge aufzuwecken. Bei den Bildern iſt die Natur die herrlichſte Lehrmeiſterin. Sie erzeugt unzählige ſchöne und wunderliche Figuren, giebt die Farben, das Licht und den Schatten, und ſo kann eine geübte Hand, ein richtiges Auge, und die Kenntniß von der Bereitung und Vermiſchung der Farben, die Natur auf das vollkommenſte nachahmen. Wie natürlich iſt daher auch die Wirkung dieſer Künſte, das Wohlgefallen an ihren Werken, zu begreifen. Der Geſang der Nachtigall, das Sauſen des Windes, und die herrlichen Lichter, Farben und Geſtalten gefallen uns, weil ſie unſere Sinne angenehm beſchäftigen; und da unſere Sinne dazu von der Natur, die auch jenes hervorbringt, ſo eingerichtet ſind, ſo muß uns auch die künſtliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will ſelbſt auch einen Genuß von ihrer großen Künſtlichkeit haben, und darum hat ſie ſich in Menſchen verwandelt, wo ſie nun ſelber ſich über ihre Herrlichkeit freut, das Angenehme und

Liebliche von den Dingen abſondert, und es auf ſolche Art allein hervorbringt, daß ſie es auf mannichfaltigere Weiſe und zu allen Zeiten und aller Orten haben und genießen kann. Dagegen iſt von der Dichtkunſt ſonſt nirgends äußerlich etwas anzutreffen. Auch ſchafft ſie nichts mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon: denn das bloße Hören der Worte iſt nicht die eigentliche Wirkung dieſer geheimen Kunſt. Es iſt alles innerlich, und wie jene Künſtler die äußern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, ſo erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen, und giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen ſteigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menſchen, wunderbare Gegenden, und die ſeltſamſten Begebenheiten in uns herauf, und entreißen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde Worte, und weiß doch was ſie bedeuten ſollen. Eine magiſche Gewalt üben die Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor, und berauſchen die feſtgebannten Zuhörer.

Ihr verwandelt meine Neugierde in heiße Ungeduld, ſagte Heinrich. Ich bitte euch, erzählt mir von allen Sängern, die ihr gehört habt. Ich kann nicht

genug von dieſen beſonderen Menſchen hören. Mir iſt auf einmal, als hätte ich irgend wo ſchon davon in meiner tiefſten Jugend reden hören, doch kann ich mich ſchlechterdings nichts mehr davon entſinnen. Aber mir iſt das, was ihr ſagt, ſo klar, ſo bekannt, und ihr macht mir ein außerordentliches Vergnügen mit euren ſchönen Beſchreibungen.

Wir erinnern uns ſelbſt gern, fuhren die Kaufleute fort, mancher frohen Stunden, die wir in Welſchland, Frankreich und Schwaben in der Geſellſchaft von Sängern zugebracht haben, und freuen uns, daß ihr ſo lebhaften Antheil an unſern Reden nehmet. Wenn man ſo in Gebirgen reiſt, ſpricht es ſich mit doppelter Annehmlichkeit, und die Zeit vergeht ſpielend. Vielleicht ergötzt es euch einige artige Geſchichten von Dichtern zu hören, die wir auf unſern Reiſen erfuhren. Von den Geſängen ſelbſt, die wir gehört haben, können wir wenig ſagen, da die Freude und der Rauſch des Augenblicks das Gedächtniß hindert viel zu behalten, und die unaufhörlichen Handelsgeſchäfte manches Andenken auch wieder verwiſcht haben.

In alten Zeiten muß die ganze Natur lebendiger und ſinnvoller geweſen ſeyn, als heut zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Thiere zu bemerken ſcheinen, und die Menſchen eigentlich allein noch empfinden und genießen, bewegten damals lebloſe Körper; und ſo war es möglich, daß kunſtreiche Menſchen allein

Dinge verrichteten und Erſcheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So ſollen vor uralten Zeiten in den Ländern des jetzigen Griechiſchen Kaiſerthums, wie uns Reiſende berichten, die dieſe Sagen noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben, Dichter geweſen ſeyn, die durch den ſeltſamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geiſter aufgeweckt, in wüſten, verödeten Gegenden den todten Pflanzenſaamen erregt, und blühende Gärten hervorgerufen, grauſame Thiere gezähmt und verwilderte Menſchen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, ſanfte Neigungen und Künſte des Friedens in ihm rege gemacht, reißende Flüſſe in milde Gewäſſer verwandelt, und ſelbſt die todteſten Steine in regelmäßige tanzende Bewegungen hingeriſſen haben. Sie ſollen zugleich Wahrſager und Prieſter, Geſetzgeber und Aerzte geweſen ſeyn, indem ſelbſt die höhern Weſen durch ihre zauberiſche Kunſt herabgezogen worden ſind, und ſie in den Geheimniſſen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächſe und aller Kreaturen ihnen offenbart haben. Seitdem ſollen, wie die Sage lautet, erſt die mannichfaltigen Töne und die ſonderbaren Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen ſeyn, indem vorher alles wild, unordentlich und feindſelig geweſen iſt. Selt-

ſam iſt nur hierbey, daß zwar dieſe ſchönen Spuren zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menſchen geblieben ſind, aber entweder ihre Kunſt, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verloren gegangen iſt. In jenen Zeiten hat es ſich unter andern einmal zugetragen, daß einer jener ſonderbaren Dichter oder mehr Tonkünſtler — wiewohl die Muſik und Poeſie wohl ziemlich eins ſeyn mögen und vielleicht eben ſo zuſammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erſte nur ein bewegliches und antwortendes Ohr iſt — daß alſo dieſer Tonkünſtler übers Meer in ein fremdes Land reiſen wollte. Er war reich an ſchönen Kleinodien und köſtlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin ſchienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit ſeiner Schätze reizten aber bald ihre Habſucht ſo ſehr, daß ſie unter einander verabredeten, ſich ſeiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher ſeine Habe unter einander zu vertheilen. Wie ſie alſo mitten im Meere waren, fielen ſie über ihn her, und ſagten ihm, daß er ſterben müſſe, weil ſie beſchloſſen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat ſie auf die rührendſte Weiſe um ſein Leben, bot ihnen ſeine Schätze zum Löſegeld an, und prophezeyte ihnen großes Unglück, wenn ſie ihren Vorſatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere

konnte ſie bewegen: denn ſie fürchteten ſich, daß er ihre bösliche That einmal verrathen möchte. Da er ſie nun einmal ſo veſt entſchloſſen ſah, bat er ſie, ihm wenigſtens zu erlauben, daß er noch vor ſeinem Ende ſeinen Schwanengeſang ſpielen dürfe, dann wolle er mit ſeinem ſchlichten hölzernen Inſtrumente vor ihren Augen freiwillig ins Meer ſpringen. Sie wußten recht wohl, daß wenn ſie ſeinen Zaubergeſang hörten, ihre Herzen erweicht und ſie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen ſie ſich vor, ihm zwar dieſe letzte Bitte zu gewähren, während des Geſanges aber ſich die Ohren feſt zu verſtopfen, daß ſie nichts davon vernähmen, und ſo bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geſchah. Der Sänger ſtimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Geſang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Geſtirne erſchienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Schaaren von Fiſchen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer ſtanden feindſelig allein, mit feſtverſtopften Ohren und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da ſprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunklen Abgrund hin, ſein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, ſo hob ſich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es ſchwamm ſchnell mit dem erſtaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die

Küſte erreicht, nach der er hingewollt hatte, und ſetzte ihn ſanft im Schilfe nieder. Der Dichter ſang ſeinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meeres allein, und klagte in ſüßen Tönen über ſeine verlornen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden, und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit ſo werth geweſen waren. Indem er ſo ſang, kam plötzlich ſein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauſcht, und ließ aus ſeinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, ſich ſogleich in ſeine Hinterlaſſenſchaft zu theilen angefangen. Bei dieſer Theilung war Streit unter ihnen entſtanden, und hatte ſich in einem mörderiſchen Kampf geendigt, der den meiſten das Leben gekoſtet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es ſcheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerriſſenen Kleidern ans Land, und ſo kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufſuchte, dieſelben in die Hände ihres alten Beſitzers zurück.

Drittes Kapitel.

Eine andere Geſchichte, fuhren die Kaufleute nach einer Pauſe fort, die freilich nicht ſo wunderbar und auch aus ſpätern Zeiten iſt, wird euch vielleicht doch gefallen, und euch mit den Wirkungen jener wunderbaren Kunſt noch bekannter machen. Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit ſtrömten Menſchen herzu, um Theil an der Herrlichkeit ſeines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Feſten an Ueberfluß köſtlicher Waaren des Gaumens, noch an Muſik, prächtigen Verzierungen und Trachten, und tauſend abwechſelnden Schauſpielen und Zeitvertreiben, noch endlich an ſinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beſeelung der Geſpräche, und an ſchöner, anmuthiger Jugend von beiden Geſchlechtern, die die eigentliche Seele reizender Feſte ausmachen. Der alte König, der ſonſt ein ſtrenger und ernſter Mann war, hatte zwei Neigungen, die der wahre Anlaß dieſer prächtigen Hofhaltung waren, und denen ſie ihre ſchöne Einrich-

tung zu danken hatte. Eine war die Zärtlichkeit für ſeine Tochter, die ihm als Andenken ſeiner früh verſtorbenen Gemahlin und als ein unausſprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menſchlichen Geiſtes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verſchaffen. Die andere war eine wahre Leidenſchaft für die Dichtkunſt und ihre Meiſter. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen geleſen; an ihre Sammlung aus allen Sprachen großen Fleiß und große Summen gewendet, und von jeher den Umgang der Sänger über alles geſchätzt. Von allen Enden zog er ſie an ſeinen Hof, und überhäufte ſie mit Ehren. Er ward nicht müde ihren Geſängen zuzuhören, und vergaß oft die wichtigſten Angelegenheiten, ja die Bedürfniſſe des Lebens über einen neuen, hinreißenden Geſang. Seine Tochter war unter Geſängen aufgewachſen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnſucht. Der wohlthätige Einfluß der beſchützten und geehrten Dichter zeigte ſich im ganzen Lande, beſonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langſamen, kleinen Zügen wie einen köſtlichen Trank, und mit deſto reinerem Wohlbehagen, da alle niedrige, gehäſſige Leidenſchaften wie Mißtöne von der ſanften harmoniſchen Stimmung verſcheucht wurden, die in allen Gemüthern herrſchend

war. Frieden der Seele und innres ſeliges Anſchauen einer ſelbſt geſchaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieſer wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erſchien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehemalige Feindin der Menſchen. Es ſchien, als hätten die Geiſter des Geſanges ihrem Beſchützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als ſeine Tochter, die alles beſaß, was die ſüßeſte Einbildungskraft nur in der zarten Geſtalt eines Mädchens vereinigen konnte. Wenn man ſie an den ſchönen Feſten unter einer Schaar reizender Geſpielen, im weißen glänzenden Gewande erblickte, wie ſie den Wettgeſängen der begeiſterten Sänger mit tiefem Lauſchen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, deſſen Lied den Preis gewonnen hatte: ſo hielt man ſie für die ſichtbare Seele dieſer herrlichen Kunſt, die jene Zauberſprüche beſchworen hätten, und hörte auf, ſich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in dieſem irdiſchen Paradieſe ſchien jedoch ein geheimnißvolles Schickſal zu ſchweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieſer Gegenden betraf die Vermählung der aufblühenden Prinzeſſin, von der die Fortdauer dieſer ſeligen Zeiten und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm ſelbſt ſchien dieſe Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte ſich keine Ausſicht zu einer Ver-

mählung für ſie, die Aller Wünſchen angemeſſen gewe=ſen wäre. Die heilige Ehrfurcht. für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzeſſin zu beſitzen. Man betrachtete ſie wie ein überirdiſches Weſen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die ſich mit Anſprüchen auf ſie am Hofe gezeigt hatten, ſchienen ſo tief unter ihr zu ſeyn, daß kein Menſch auf den Einfall kam, die Prinzeſſin oder der König werde die Augen auf einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abſtandes hatte ſie auch all=mählig alle verſcheucht, und das ausgeſprengte Gerücht des ausſchweifenden Stolzes dieſer königlichen Familie ſchien Andern alle Luſt zu benehmen, ſich ebenfalls ge=demüthigt zu ſehn. Ganz ungegründet war auch die=ſes Gerücht nicht. Der König war bei aller Milde beinah unwillkührlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung ſeiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder uner=träglich machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte je=nes Gefühl in ihm immer mehr beſtätigt. Er war aus einer uralten morgenländiſchen Königsfamilie entſpros=ſen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nach=kommenſchaft des berühmten Helden Ruſtan geweſen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von ſeiner Ver=wandtſchaft mit den ehemaligen übermenſchlichen Be=herrſchern der Welt vorgeſungen, und in dem Zauber=

ſpiegel ihrer Kunſt war ihm der Abſtand ſeiner Herkunft von dem Urſprunge der andern Menſchen, die Herrlichkeit ſeines Stammes, noch heller erſchienen, ſo daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Klaſſe der Dichter mit dem übrigen Menſchengeſchlechte zuſammenzuhängen. Vergebens ſah er ſich mit voller Sehnſucht nach einem zweiten Ruſtan um, indem er fühlte, daß das Herz ſeiner aufblühenden Tochter, der Zuſtand ſeines Reichs, und ſein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Abſicht ſehr wünſchenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptſtadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der ſich ausſchließlich mit der Erziehung ſeines einzigen Sohnes beſchäftigte, und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Menſch war ernſt, und ergab ſich einzig der Wiſſenſchaft der Natur, in welcher ihn ſein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land gezogen, und begnügte ſich den wohlthätigen Frieden, den der König um ſich her verbreitete, in der Stille zu genießen. Er benutzte ſie, die Kräfte der Natur zu erforſchen, und dieſe hinreißenden Kenntniſſe ſeinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth, und deſſen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimniſſe anvertraute. Die Geſtalt des jungen Menſchen ſchien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man nicht einen hö-

hern Sinn für die geheimere Bildung ſeines edlen Geſichts und die ungewöhnliche Klarheit ſeiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn anſah, deſto anziehender ward er, und man konnte ſich kaum wieder von ihm trennen, wenn man ſeine ſanfte, eindringende Stimme und ſeine anmuthige Gabe zu ſprechen hörte. Eines Tages hatte die Prinzeſſin, deren Luſtgärten an den Wald ſtießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, ſich allein zu Pferde in den Wald begeben, um deſto ungeſtörter ihren Fantaſien nachhängen, und einige ſchöne Geſänge ſich wiederholen zu können. Die Friſche des hohen Waldes lockte ſie immer tiefer in ſeine Schatten, und ſo kam ſie endlich an das Landgut, wo der Alte mit ſeinem Sohne lebte. Es kam ihr die Luſt an Milch zu trinken, ſie ſtieg ab, band ihr Pferd an einen Baum, und trat ins Haus, um ſich einen Trunk Milch auszubitten. Der Sohn war gegenwärtig, und erſchrack beinah über dieſe zauberhafte Erſcheinung eines majeſtätiſchen weiblichen Weſens, das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geſchmückt, und von einer unbeſchreiblich anziehenden Durchſichtigkeit der zarteſten, unſchuldigſten und edelſten Seele beinah vergöttlicht wurde. Während er eilte ihre wie Geiſtergeſang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit beſcheidner Ehrfurcht entgegen, und lud ſie ein, an dem einfachen Heerde, der mitten im Hauſe ſtand, und auf welchem eine leichte blaue Flamme

ohne Geräuſch emporſpielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr, gleich beim Eintritt, der mit tauſend ſeltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen, und eine ſeltſame Heiligkeit des Ortes auf, welcher Eindruck noch durch den ſchlichtgekleideten ehrwürdigen Greis und den beſcheidenen Anſtand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt ſie gleich für eine zum Hof gehörige Perſon, wozu ihre koſtbare Tracht und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abweſenheit des Sohnes befragte ſie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter beſonders einige alte, ſonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Heerde ſtanden, und er war bereitwillig ſie auf eine anmuthige Art damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Kruge voll friſcher Milch zurück, und reichte ihr denſelben mit ungekünſteltem und ehrfurchtsvollen Weſen. Nach einigen anziehenden Geſprächen mit beiden, dankte ſie auf die lieblichſte Weiſe für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniß wieder kommen, und ſeine lehrreichen Geſpräche über die vielen wunderbaren Sachen genießen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da ſie merkte, daß Vater und Sohn ſie nicht kannten. Ohnerachtet die Hauptſtadt ſo nahe lag, hatten beide, in ihre Forſchung vertieft, das Gewühl der Menſchen zu vermeiden geſucht, und

darnach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite außerordentlich funkelte, und auf der andern eingegrabene unverſtändliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen koſtbaren Karfunkel, und glaubte ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hauſe, als wäre ſie noch dort, und brachte den Stein ſeinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den Weg zurückgehen und warten ſollte, ob der Stein geſucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; ſonſt wollten ſie ihn bis zu einem zweiten Beſuche der Unbekannten aufheben, um ihr ſelbſt ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete faſt die ganze Nacht den Karfunkel, und fühlte gegen Morgen ein unwiderſtehliches Verlangen einige Worte auf den Zettel zu ſchreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte ſelbſt nicht genau, was er ſich bei den Worten dachte, die er hinſchrieb:

Es iſt dem Stein ein räthſelhaftes Zeichen
Tief eingegraben in ſein glühend Blut,
Er iſt mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man ſieht um jenen tauſend Funken ſtreichen,
Um dieſes woget eine lichte Flut.
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben,
Wird dieſes auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, ſo begab er ſich ſchon auf den Weg, und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdeſſen hatte die Prinzeſſin Abends beim Auskleiden den theuren Stein in ihrem Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, deſſen Beſitz ihr die Freiheit ihrer Perſon ſicherte, indem ſie damit nie in fremde Gewalt, ohne ihren Willen, gerathen konnte.

Dieſer Verluſt befremdete ſie mehr, als daß er ſie erſchreckt hätte. Sie erinnerte ſich, ihn geſtern bei dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte feſt, daß er entweder im Hauſe des Alten, oder auf dem Rückwege im Walde verloren gegangen ſeyn müſſe; der Weg war ihr noch in friſchem Andenken, und ſo beſchloß ſie gleich früh den Stein aufzuſuchen, und ward bei dieſem Gedanken ſo heiter, daß es faſt das Anſehen gewann, als ſei ſie gar nicht unzufrieden mit dem Verluſte, weil er Anlaß gäbe jenen Weg ſogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging ſie durch den Garten nach dem Walde, und weil ſie eilfertiger ging als gewöhnlich, ſo fand ſie es ganz natürlich, daß ihr das Herz lebhaft ſchlug, und ihr die Bruſt beklomm. Die Sonne fing eben an, den Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die ſich mit ſanften Flüſtern bewegten, als wollten ſie ſich gegenſeitig aus nächtlichen Geſichten erwecken, um die Sonne gemeinſchaftlich zu begrüßen,

als die Prinzeſſin, durch ein fernes Geräuſch veranlaßt, den Weg hinunter und den Jüngling auf ſich zueilen ſah, der in demſelben Augenblick ebenfalls ſie bemerkte.

Wie angefeſſelt blieb er eine Weile ſtehen, und blickte unverwandt ſie an, gleichſam um ſich zu überzeugen, daß ihre Erſcheinung wirklich und keine Täuſchung ſei. Sie begrüßten ſich mit einem zurückgehaltenen Ausdruck von Freude, als hätten ſie ſich ſchon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzeſſin die Urſache ihres frühen Spaziergangs ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein in dem beſchriebenen Zettel. Es war, als ahndete die Prinzeſſin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn ſtillſchweigend mit zitternder Hand, und hing ihm, zur Belohnung für ſeinen glücklichen Fund, beinah unwillkürlich, eine goldene Kette um, die ſie um den Hals trug. Beſchämt kniete er vor ihr, und konnte, da ſie ſich nach ſeinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie ſagte ihm halbleiſe, und mit niedergeſchlagenen Augen, daß ſie bald wieder zu ihnen kommen, und die Zuſage des Vaters, ſie mit ſeinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit, und ging hierauf langſam, ohne ſich umzuſehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte ſich ehrfurchtsvoll, und

ſah ihr lange nach, bis ſie hinter den Bäumen verſchwand. Nach dieſer Zeit vergingen wenig Tage bis zu ihrem zweiten Beſuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bei dieſen Spaziergängen. Er holte ſie zu beſtimmten Stunden am Garten ab, und brachte ſie dahin zurück. Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillſchweigen über ihren Stand, ſo zutraulich ſie auch ſonſt gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmliſchen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls ſeine ganze Seele. Vater und Sohn hielten ſie für ein vornehmes Mädchen von Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkoſungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimiſch in dem wunderbaren Hauſe; und wenn ſie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füßen ſaß, zu ihrer Laute reizende Lieder mit einer überirdiſchen Stimme vorſang, und letzteren in dieſer lieblichen Kunſt unterrichtete: ſo erfuhr ſie dagegen von ſeinen begeiſterten Lippen die Enträthſelung der überall verbreiteten Naturgeheimniſſe. Er lehrte ſie: wie durch wundervolle Sympathie die Welt entſtanden ſei, und die Geſtirne ſich zu melodiſchen Reigen vereinigt hätten. Die Geſchichte der Vorwelt ging durch ſeine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und

wie entzückt war ſie, wenn ihr Schüler, in der Fülle ſeiner Eingebungen, die Laute ergriff, und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollſten Geſänge ausbrach. Eines Tages, wo ein beſonders kühner Schwung ſich ſeiner Seele in ihrer Geſellſchaft bemächtigt hatte, und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, ſo daß ſie beide, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, einander in die Arme ſanken, und der erſte glühende Kuß ſie auf ewig zuſammenſchmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem, nächtlichem Dunkel über ſie her. Er eilte ſie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen; aber er verfehlte in der Nacht und voll Angſt wegen ſeiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angſt wuchs, wie er ſeinen Irrthum bemerkte. Die Prinzeſſin dachte an das Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Aengſtlichkeit fuhr zuweilen, wie ein zerſtörender Strahl, durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Troſt zuſprach, gab ihr Muth und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommene Bruſt. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen den Weg zu finden waren vergeblich, und ſie prieſen ſich beide glücklich, bei der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe

Höhle an dem ſteilen Abhang eines waldigen Hügels zu entdecken, wo ſie eine ſichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters zu finden hofften, und eine Ruheſtätte für ihre erſchöpften Kräfte. Das Glück begünſtigte ihre Wünſche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Mooſe bewachſen. Der Jüngling zündete ſchnell ein Feuer von Reiſern und Moos an, woran ſie ſich trocknen konnten, und die beiden Liebenden ſahen ſich nun auf eine wunderbare Weiſe von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zuſtande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein neben einander.

Ein wilder Mandelſtrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieſeln ließ ſie friſches Waſſer zur Stillung ihres Durſtes finden. Die Laute hatte der Jüngling mitgenommen, und ſie gewährte ihnen jetzt eine aufheiternde und beruhigende Unterhaltung bei dem kniſternden Feuer. Eine höhere Macht ſchien den Knoten ſchneller löſen zu wollen, und brachte ſie unter ſonderbaren Umſtänden in dieſe romantiſche Lage. Die Unſchuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther, und die verbundene, unwiderſtehliche Macht ihrer ſüßen Leidenſchaft und ihrer Jugend ließ ſie bald die Welt und ihre Verhältniſſe vergeſſen, und wiegte ſie unter dem Brautgeſange des Sturms und den Hochzeitsfackeln der Blitze in den ſüßeſten Rauſch ein, der je ein ſterbliches Paar beſeligt

haben mag. Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für ſie das Erwachen in einer neuen ſeligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzeſſin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die erwachenden tauſendfachen Bekümmerniſſe ihres Herzens. Er war in dieſer Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jünglinge zum Manne geworden. Mit überſchwenglicher Begeiſterung tröſtete er ſeine Geliebte, erinnerte ſie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe, und an den hohen Glauben, den ſie einflöße, und bat ſie die heiterſte Zukunft von dem Schutzgeiſt ihres Herzens mit Zuverſicht zu erwarten. Die Prinzeſſin fühlte die Wahrheit ſeines Troſtes und entdeckte ihm, ſie ſei die Tochter des Königs, und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmerniſſe ihres Vaters. Nach langen reiflichen Ueberlegungen wurden ſie über die zu faſſende Entſchließung einig, und der Jüngling machte ſich ſofort auf den Weg, um ſeinen Vater aufzuſuchen, und dieſen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er verſprach in kurzem wieder bei ihr zu ſeyn, und verließ ſie beruhigt und in ſüßen Vorſtellungen der künftigen Entwickelung dieſer Begebenheiten. Der Jüngling hatte bald ſeines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war ſehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu ſehen. Er erfuhr nun die Geſchichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte ſich nach einigem Nachdenken bereitwillig ihn zu unterſtützen.

Sein Haus lag ziemlich verſteckt, und hatte einige unterirdiſche Zimmer die nicht leicht aufzufinden waren. Hier ſollte die Wohnung der Prinzeſſin ſeyn. Sie ward alſo in der Dämmerung abgeholt, und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einſamkeit, wenn ſie ihres traurigen Vaters gedachte, doch verbarg ſie ihren Kummer vor ihrem Geliebten, und ſagte es nur dem Alten, der ſie freundlich tröſtete, und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorſtellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Beſtürzung gerathen, als Abends die Prinzeſſin vermißt wurde. Der König war ganz außer ſich, und ſchickte überall Leute aus, ſie zu ſuchen. Kein Menſch wußte ſich ihr Verſchwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverſtändniß in die Gedanken, und ſo ahndete man keine Entführung, da ohne dies kein Menſch weiter fehlte. Auch nicht zu der entfernteſten Vermuthung war Grund da. Die ausgeſchickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends ſeine Sänger vor ihn kamen und ſchöne Lieder mitbrachten war es, als ließe ſich die alte Freude wieder vor ihm blicken; ſeine Tochter dünkte ihm nah, und er ſchöpfte Hoffnung, ſie bald wieder zu ſehen. War er aber wieder allein, ſo zerriß es ihm von neuem das Herz, und er weinte laut. Dann gedachte er bei ſich ſelbſt: Was hilft mir nun

alle die Herrlichkeit, und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menſchen. Meine Tochter kann mir nichts erſetzen. Ohne ſie ſind auch die Geſänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber der ihnen Leben und Freude, Macht und Geſtalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der geringſte meiner Diener, dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eidam dazu und Enkel, die mir auf den Knien ſäßen: dann wäre ich ein anderer König als jetzt. Es iſt nicht die Krone und das Reich, was einen König macht; es iſt jenes volle, überfließende Gefühl der Glückſeligkeit, der Sättigung mit irdiſchen Gütern, jenes Gefühl der überſchwänglichen Gnüge. So werd' ich nun für meinen Uebermuth beſtraft. Der Verluſt meiner Gattin hat mich noch nicht genug erſchüttert; nun hab' ich auch ein gränzenloſes Elend. So klagte der König in den Stunden der heißeſten Sehnſucht. Zuweilen brach auch ſeine alte Strenge und ſein Stolz wieder hervor. Er zürnte über ſeine Klagen; wie ein König wollte er dulden und ſchweigen. Er meinte dann, er leide mehr als alle Andern, und gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte und er in die Zimmer ſeiner Tochter trat, und ſah ihre Kleider hangen, und ihre kleinern Habſeligkeiten ſtehn, als habe ſie eben das Zimmer verlaſſen: ſo vergaß er ſeine Vorſätze, gebehrdete ſich wie ein trübſeliger Menſch, und rief ſeine geringſten Diener

um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzeſſin lebe noch, und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Menſch wußte, woher die Sage kam: aber alles hing ſich mit frohem Glauben daran, und ſah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herankam. Was gilts, ſagten einige im wunderlichen Muthe, nun kommt auch die Prinzeſſin wieder. Selbſt der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihn wie die Verheißung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feſte fingen wieder an, und es ſchien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzeſſin zu fehlen. Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß ſie verſchwand, war der ganze Hof im Garten verſammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiſer Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell ſtieg zwiſchen den vielen Fackeln mit zahlloſen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodiſchem Plätſchern die mannichfaltigen Geſänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König ſaß auf einem köſtlichen Teppich, und um ihn her war der Hof in feſtlichen Kleidern verſammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte

den Garten, und umgab das prachtvolle Schauſpiel. Der König ſaß eben in tiefen Gedanken. Das Bild ſeiner verlornen Tochter ſtand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um dieſe Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnſucht übermannte ihn, und es floſſen häufige Thränen von ſeinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihm das traurige Jahr nur ein ſchwerer Traum zu ſeyn, und er hob die Augen auf, gleichſam um ihre hohe, heilige entzückende Geſtalt unter den Menſchen und den Bäumen aufzuſuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille ſchien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu ſeyn, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiederſehns, den Frühling und die Zukunft beſungen, wie ſie die Hoffnung zu ſchmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leiſe Laute einer unbekannten ſchönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen ſchienen. Alle Blicke richteten ſich dahin, und man ſah einen Jüngling in einfacher, aber fremder Tracht ſtehen, der eine Laute im Arm hielt, und ruhig in ſeinem Geſange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König ſeinen Blick nach ihm wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war außerordentlich ſchön, und der Geſang trug ein fremdes wunderbares Gepräge. Er handelte von

dem Urſprunge der Welt, von der Entſtehung der Geſtirne, der Pflanzen, Thiere und Menſchen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrſcherinnen, der Liebe und Poeſie, von der Erſcheinung des Haſſes und der Barbarei und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübſale, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter traten, ſelbſt von Begeiſterung hingeriſſen, während des Geſanges näher um den ſeltſamen Fremdling her. Ein niegefühltes Entzücken ergriff die Zuſchauer, und der König ſelbſt fühlte ſich wie auf einem Strom des Himmels fortgetragen. Ein ſolcher Geſang war nie vernommen worden, und alle glaubten ein himmliſches Weſen ſei unter ihnen erſchienen, beſonders da der Jüngling unterm Singen immer ſchöner, immer herrlicher, und ſeine Stimme immer gewaltiger zu werden ſchien. Die Luft ſpielte mit ſeinen goldnen Locken. Die Laute ſchien ſich unter ſeinen Händen zu beſeelen, und ſein Blick ſchien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu ſchauen. Auch die Kindesunſchuld und Einfalt ſeines Geſichts ſchien allen übernatürlich. Nun war der herrliche Geſang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit Freudenthränen an ihre Bruſt. Ein ſtilles inniges Jauchzen ging durch die Verſammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu.

Der Jüngling warf ſich ihm beſcheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich, und hieß ihn ſich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören, und dann über ſeine Bitte zu entſcheiden. Der König trat einige Schritte zurück und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen ſein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einſam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über ſein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

*

Ein traurig Loos ward mir beſchieden,
Ich irre ganz verlaſſen hier,
Ich brachte Allen Luſt und Frieden,
Doch keiner theilte ſie mit mir.
Es wird ein jeder ſeiner Habe
Und ſeines Lebens froh durch mich;
Doch weiſen ſie mit karger Gabe,
Des Herzens Forderung von ſich.

*

Man läßt mich ruhig Abſchied nehmen,
Wie man den Frühling wandern ſieht,
Es wird ſich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.

Verlangend ſehn ſie nach den Früchten,
Und wiſſen nicht, daß er ſie ſät;
Ich kann den Himmel für ſie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

*

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An dieſe Lippen feſtgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine ſich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch Herz wird ſein ſich noch erbarmen
Und löſen ſeinen tiefen Gram?

*

Er ſinkt im hohen Graſe nieder,
Und ſchläft mit naſſen Wangen ein:
Da ſchwebt der hohe Geiſt der Lieder
In die beklemmte Bruſt hinein:
Vergiß anjetzt was du gelitten,
In Kurzen ſchwindet deine Laſt,
Was Du umſonſt geſucht in Hütten,
Das wirſt du finden im Pallaſt.

*

Du nahſt dem höchſten Erdenlohne,
Bald endigt der verſchlungne Lauf:
Der Myrtekranz wird eine Krone,
Dir ſetzt die treuſte Hand ſie auf.

Ein Herz voll Einklang iſt berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter ſteigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

*

So weit war er in ſeinem Geſange gekommen, und ein ſonderbares Erſtaunen hatte ſich der Verſammlung bemächtigt, als während dieſer Strophen ein alter Mann nebſt einer verſchleierten weiblichen Geſtalt von edlem Wuchſe, die ein wunderſchönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Verſammlung umherſah, und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ausſtreckte, zum Vorſchein kamen, und ſich hinter den Sänger ſtellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume der Lieblingsadler des Königs, den er immer um ſich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde, die er aus ſeinem Zimmer entwandt haben mußte, herabflog, und ſich auf das Haupt des Jünglings niederließ, ſo daß die Binde ſich um ſeine Locken ſchlang. Der Fremdling erſchrack einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs, und ließ die Binde zurück. Der Jüngling reichte ſie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ ſich auf ein Knie gegen den König nieder, und fuhr in ſeinem Geſange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus ſchönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Pallaſtes ehrnem Thor.
Die Mauern ſind wie Stahl geſchliffen,
Doch ſie erklimmt ſein Lied geſchwind,
Es ſteigt von Lieb' und Weh ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

*

Die Liebe drückt ſie feſtzuſammen,
Der Klang der Panzer treibt ſie fort;
Sie lodern auf in ſüßen Flammen,
Im nächtlich ſtillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtſam ſich verborgen,
Weil ſie der Zorn des Königs ſchreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Luſt zugleich erweckt.

*

Der Sänger ſpricht mit ſanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt gelockt von den Geſängen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Bruſt ihm hin;
Sie ſinken reuig und erſchrocken,
Und mild zergeht ſein ſtrenger Sinn.

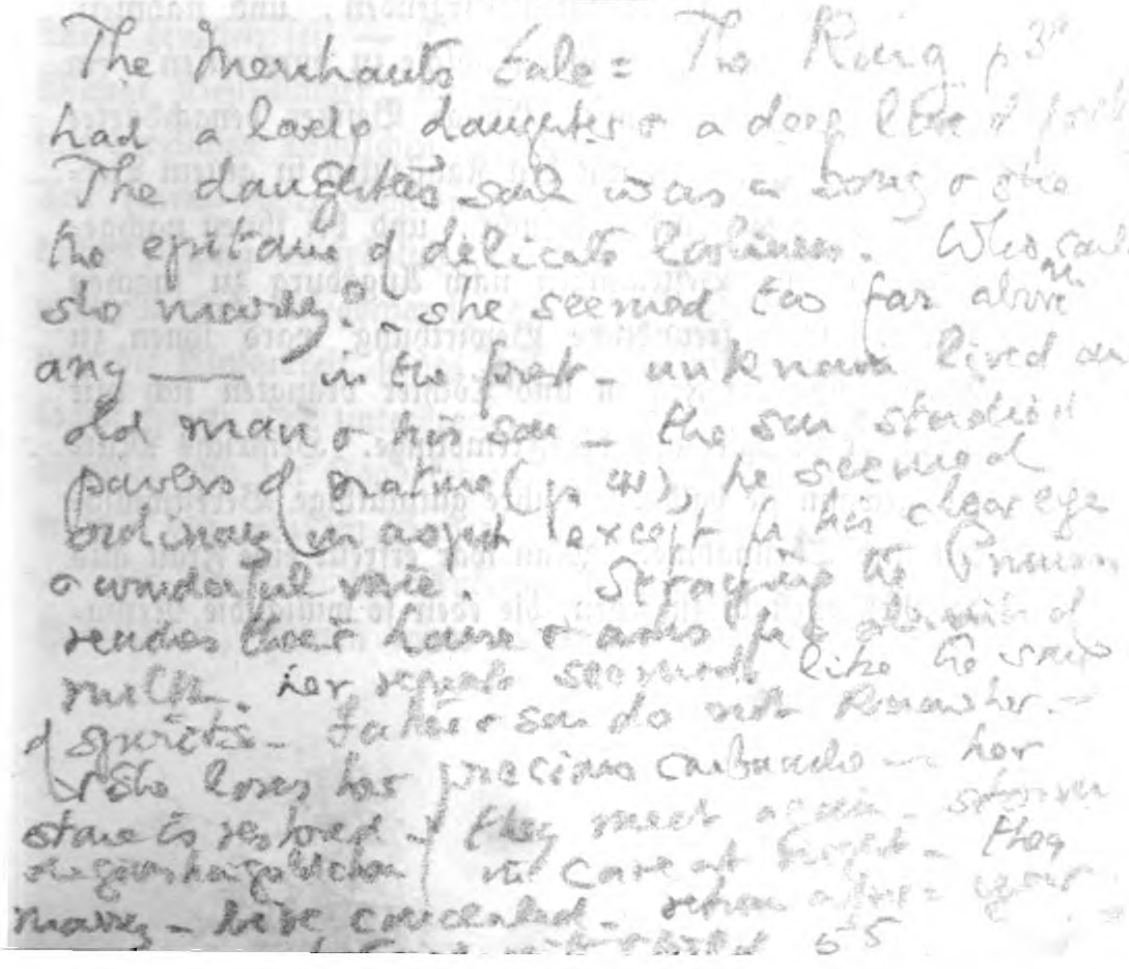
Der Liebe weicht, und dem Geſange,
Auch auf dem Thron ein Vaterherz,
Und wandelt bald in ſüßem Drange
Zu ewger Luſt den tiefen Schmerz.
Die Liebe giebt, was ſie entriſſen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Verſöhnungsküſſen
Entfaltet ſich ein himmliſch Glück.

*

Geiſt des Geſangs, komm du hernieder,
Und ſteh auch jetzt der Liebe bei;
Bring die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater ſei! —
Daß er mit Freuden ſie umſchließet,
Und ſeines Enkels ſich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bei dieſen Worten, die ſanft in den dunkeln Gängen verhallten, den Schleier. Die Prinzeſſin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füßen des Königs, und hielt ihm das ſchöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihre Seite. Eine ängſtliche Stille ſchien jeden Athem feſtzuhalten. Der König war einige Augenblicke ſprachlos und ernſt; dann zog er die Prinzeſſin an ſeine Bruſt, drückte ſie lange feſt an ſich, und

weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu ſich auf, und umſchloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Verſammlung, die ſich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind, und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unendliche Freudenthränen floſſen. In Geſänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, deſſen Leben fortan nur ein ſchönes Feſt war. Kein Menſch weiß wo das Land hingekommen iſt. Nur in Sagen heißt es, daß Atlantis von mächtigen Fluthen den Augen entzogen worden ſei.



Viertes Kapitel.

Einige Tagereiſen waren ohne die mindeſte Unterbrechung geendigt. Der Weg war feſt und trocken, die Witterung erquickend und heiter, und die Gegenden, durch die ſie kamen, fruchtbar, bewohnt und mannichfaltig. Der furchtbare Thüringer Wald lag im Rücken; die Kaufleute hatten den Weg öfter gemacht, waren überall mit den Leuten bekannt, und erfuhren die gaſtfreiſte Aufnahme. Sie vermieden die abgelegenen und durch Räubereien bekannten Gegenden, und nahmen, wenn ſie ja gezwungen waren ſolche zu durchreiſen, ein hinlängliches Geleite mit. Einige Beſitzer benachbarter Bergſchlöſſer ſtanden mit den Kaufleuten in gutem Vernehmen. Sie wurden beſucht, und bei ihnen nachgefragt, ob ſie Beſtellungen nach Augsburg zu machen hätten. Eine freundliche Bewirthung ward ihnen zu Theil, und die Frauen und Töchter drängten ſich mit herzlicher Neugier um die Fremdlinge. Heinrichs Mutter gewann ſie bald durch ihre gutmüthige Bereitwilligkeit und Theilnahme. Man war erfreut eine Frau aus der Reſidenzſtadt zu ſehen, die eben ſo willig die Neuig-

keiten der Mode, als die Zubereitung einiger ſchmackhaften Schüſſeln mittheilte. Der junge Ofterdingen ward von Rittern und Frauen wegen ſeiner Beſcheidenheit und ſeines ungezwungenen milden Betragens geprieſen, und die letzteren verweilten gern auf ſeiner einnehmenden Geſtalt, die wie das einfache Wort eines Unbekannten war, das man faſt überhört, bis längſt nach ſeinem Abſchiede es ſeine tiefe unſcheinbare Knospe immer mehr aufthut, und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dichtverſchlungener Blätter zeigt; ſo daß man es nie vergißt, nicht müde wird es zu wiederholen, und einen unverſieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran hat. Man beſinnt ſich nun genauer auf den Unbekannten, und ahndet und ahndet, bis es auf einmal klar wird, daß er ein Bewohner der höhern Welt geweſen ſei. — Die Kaufleute erhielten eine große Menge Beſtellungen, und man trennte ſich gegenſeitig, mit herzlichen Wünſchen einander bald wieder zu ſehn. Auf einem dieſer Schlöſſer, wo ſie gegen Abend hinkamen, ging es fröhlich zu. Der Herr des Schloſſes war ein alter Kriegsmann, der die Muße des Friedens und die Einſamkeit ſeines Aufenthalts mit öfteren Gelagen feierte und unterbrach, und außer dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib kannte, als den gefüllten Becher.

Er empfing die Ankommenden mit brüderlicher Herzlichkeit, mitten unter lärmenden Genoſſen. Die

Mutter ward zur Hausfrau geführt. Die Kaufleute und Heinrich mußten ſich an die luſtige Tafel ſetzen, wo der Becher tapfer umherging. Heinrich ward auf vieles Bitten in Rückſicht ſeiner Jugend das jedesmalige Beſcheidthun erlaſſen, dagegen die Kaufleute ſich nicht faul finden, ſondern ſich den alten Frankenwein tapfer ſchmecken ließen. Das Geſpräch lief über ehemalige Kriegsabentheuer hin. Heinrich hörte mit großer Aufmerkſamkeit den neuen Erzählungen zu. Die Ritter ſprachen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abentheuern ihres Zuges, und ihrer Seefahrt, von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen geweſen waren, und dem frölichen und wunderbaren Leben im Felde und im Lager. Sie äußerten mit großer Lebhaftigkeit ihren Unwillen, jene himmliſche Geburtsſtätte der Chriſtenheit noch im frevelhaften Beſitz der Ungläubigen zu wiſſen. Sie erhoben die großen Helden, die ſich eine ewige Krone durch ihr tapfres, unermüdliches Bezeigen gegen dieſes ruchloſe Volk erworben hätten. Der Schloßherr zeigte das koſtbare Schwerdt, was er einem Anführer deſſelben mit eigner Hand abgenommen, nachdem er ſein Caſtell erobert, ihn getödtet, und ſeine Frau und Kinder zu Gefangenen gemacht, welches ihm der Kaiſer in ſeinem Wappen zu führen vergönnt hatte. Alle beſahen das prächtige Schwerdt; auch Heinrich nahm es in ſeine Hand, und fühlte ſich von einer kriegeriſchen Begeiſte-

rung ergriffen. Er küßte es mit inbrünſtiger Andacht. Die Ritter freuten ſich über ſeinen Antheil. Der Alte umarmte ihn, und munterte ihn auf, auch ſeine Hand auf ewig der Befreiung des heiligen Grabes zu widmen, und das wunderthätige Kreuz auf ſeine Schultern befeſtigen zu laſſen. Er war überraſcht, und ſeine Hand ſchien ſich nicht von dem Schwerdte losmachen zu können. Beſinne dich, mein Sohn, rief der alte Ritter. Ein neuer Kreuzzug iſt vor der Thür. Der Kaiſer ſelbſt wird unſere Schaaren in das Morgenland führen. Durch ganz Europa ſchallt von neuem der Ruf des Kreuzes, und heldenmüthige Andacht regt ſich aller Orten. Wer weiß, ob wir nicht übers Jahr in der großen weltherrlichen Stadt Jeruſalem als frohe Sieger bei einander ſitzen, und uns bei vaterländiſchem Wein an unſere Heimath erinnern. Du kannſt auch bei mir ein morgenländiſches Mädchen ſehn. Sie dünken uns Abendländern gar anmuthig, und wenn du das Schwerdt gut zu führen verſtehſt, ſo kann es dir an ſchönen Gefangenen nicht fehlen. Die Ritter ſangen mit lauter Stimme den Kreuzgeſang, der damals in ganz Europa geſungen wurde:

Das Grab ſteht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verſpottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.

Es klagt heraus mit dumpfer Stimme;
Wer rettet mich von dieſem Grimme!

*

Wo bleiben ſeine Heldenjünger?
Verſchwunden iſt die Chriſtenheit!
Wer iſt der Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieſer Zeit?
Wer bricht die ſchimpflichſten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

*

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzuſtören,
Umbrauſt er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeſchrei um alle Zinnen:
Auf, träge Chriſten, zieht von hinnen.

*

Es laſſen Engel aller Orten
Mit ernſtem Antlitz ſtumm ſich ſehn,
Und Pilger ſieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen ſtehn;
Sie klagen mit den bängſten Tönen
Die Grauſamkeit der Sarazenen.

*

Es bricht ein Morgen roth und trübe,
Im weiten Land der Chriſten an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet ſich bei Jedermann.

Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerte
Und zieht entflammt von ſeinem Heerde.

*

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu ſeyn.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

*

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere.
Und alte Helden ſtehn voran.
Des Paradieſes ſel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen
Sein Blut für Chriſtus zu vergießen.

*

Zum Kampf ihr Chriſten! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Chriſtengottes Schreckenshand.
Wir waſchen bald im frohen Muthe
Das heilige Grab mit Heidenblute.

*

Die heil'ge Jungfrau ſchwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwerdt geſchlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.

Sie neigt ſich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

*

Hinüber zu der heilgen Stäte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Chriſtenheit verſöhnt!
Das Reich der Heiden wird ſich enden,
Iſt erſt das Grab in unſern Händen.

Heinrichs ganze Seele war in Aufruhr, das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Geſtalt vor, die auf einem großen Stein, mitten unter wildem Pöbel ſäße, und auf eine entſetzliche Weiſe gemißhandelt würde; als wenn ſie mit kummervollem Geſichte nach einem Kreuze blicke was im Hintergrunde mit lichten Zügen ſchimmerte, und ſich in den bewegten Wellen eines Meeres unendlich vervielfältigte.

Seine Mutter ſchickte eben herüber, um ihn zu holen, und der Hausfrau des Ritters vorzuſtellen. Die Ritter waren in ihr Gelag, und ihre Vorſtellungen des bevorſtehenden Zuges vertieft, und bemerkten nicht, daß Heinrich ſich entfernte. Er fand ſeine Mutter in traulichem Geſpräch mit der alten, gutmüthigen Frau des Schloſſes, die ihn freundlich bewillkommte. Der Abend war heiter: die Sonne begann ſich zu neigen, und Heinrich, der ſich nach Einſamkeit ſehnte, und von der gol-

denen Ferne gelockt wurde, die durch die engen, tiefen Bogenfenſter in das düſtre Gemach hineintrat, erhielt leicht die Erlaubniß ſich außerhalb des Schloſſes beſehen zu dürfen. Er eilte ins Freie; ſein ganzes Gemüth war rege. Er ſah von der Höhe des alten Felſens zunächſt in das waldige Thal, durch das ein Bach herunterſtürzte und einige Mühlen trieb, deren Geräuſch man kaum aus der gewaltigen Tiefe vernehmen konnte; und dann in eine unabſehliche Ferne von Bergen, Wäldern und Niederungen, und ſeine innere Unruhe wurde beſänftigt. Das kriegeriſche Getümmel verlor ſich, und es blieb nur eine klare bilderreiche Sehnſucht zurück. Er fühlte, daß ihm eine Laute mangelte, ſo wenig er auch wußte, wie ſie eigentlich gebaut ſei, und welche Wirkung ſie hervorbringe. Das heitere Schauſpiel des herrlichen Abends wiegte ihn in ſanfte Fantaſien; die Blume ſeines Herzens ließ ſich zuweilen wie ein Wetterleuchten in ihm ſehn. — Er ſchweifte durch das wilde Gebüſch und kletterte über bemooſte Felſenſtücke, als auf einmal aus einer nahen Tiefe ein zarter eindringender Geſang einer weiblichen Stimme, von wunderbaren Tönen begleitet, erwachte. Es war ihm gewiß, daß es eine Laute ſei; er blieb verwunderungsvoll ſtehen, und hörte in gebrochener deutſcher Ausſprache folgendes Lied:

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Geſicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wähnen?
Stromweis ſtürzen meine Thränen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

*

Könnt' ich dir die Myrthe zeigen
Und der Ceder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geſchwiſterlichen Schaar!
Sähſt du im geſtickten Kleide,
Stolz im köſtlichen Geſchmeide,
Deine Freundin wie ſie war.

*

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heißem Blick vor ihr;
Zärtliche Geſänge ſteigen
Mit dem Abendſtern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen;
Ew'ge Lieb' und Treu den Frauen,
Iſt der Männer Loſung hier.

*

Hier, wo um kriſtallne Quellen
Liebend ſich der Himmel legt,
Und mit heißen Balſamwellen
Um den Hayn zuſammenſchlägt,

Der in ſeinen Luftgebieten,
Unter Früchten, unter Blüthen
Tauſend bunte Sänger hegt.

*

Fern ſind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Längſt gefällt ſind jene Bäume,
Und das alte Schloß verbrannt.
Fürchterlich, wie Meereswogen,
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verſchwand.

*

Fürchterliche Gluthen floſſen
In die blaue Luft empor,
Und es drang auf ſtolzen Roſſen
Eine wilde Schaar ins Thor.
Säbel klirrten, unſre Brüder,
Unſer Vater kam nicht wieder,
Und man riß uns wild hervor.

*

Meine Augen wurden trübe;
Fernes mütterliches Land,
Ach! ſie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnſucht zugewandt!
Wäre nicht dies Kind vorhanden,
Längſt hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöſt mit kühner Hand.

Heinrich hörte das Schluchzen eines Kindes und eine tröſtende Stimme. Er ſtieg tiefer durch das Gebüſch hinab, und fand ein bleiches, abgehärmtes Mädchen unter einer alten Eiche ſitzen. Ein ſchönes Kind hing weinend an ihrem Halſe: auch ihre Thränen floſſen, und eine Laute lag neben ihr auf dem Raſen. Sie erſchrak ein wenig, als ſie den fremden Jüngling erblickte, der mit wehmüthigem Geſicht ſich ihr näherte.

Ihr habt wohl meinen Geſang gehört, ſagte ſie freundlich. Euer Geſicht dünkt mir bekannt; laßt mich beſinnen. — Mein Gedächtniß iſt ſchwach geworden, aber euer Anblick erweckt in mir eine ſonderbare Erinnerung aus frohen Zeiten. O! mir iſt, als glichet ihr einem meiner Brüder, der noch vor unſerm Unglück von uns ſchied, und nach Perſien zu einem berühmten Dichter zog. Vielleicht lebt er noch, und beſingt traurig das Unglück ſeiner Geſchwiſter. Wüßte ich nur noch einige ſeiner herrlichen Lieder, die er uns hinterließ! Er war edel und zärtlich, und kannte kein größeres Glück als ſeine Laute. Das Kind war ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das den fremden Jüngling aufmerkſam betrachtete, und ſich feſt an den Buſen der unglücklichen Zulima ſchmiegte. Heinrichs Herz war von Mitleid durchdrungen; er tröſtete die Sängerin mit freundlichen Worten, und bat ſie, ihm umſtändlicher ihre Geſchichte zu erzählen. Sie ſchien es nicht ungern

zu thun. Heinrich ſetzte ſich ihr gegenüber und vernahm ihre von häufigen Thränen unterbrochene Erzählung. Vorzüglich hielt ſie ſich bei dem Lobe ihrer Landsleute und ihres Vaterlandes auf. Sie ſchilderte den Edelmuth derſelben, und ihre reine ſtarke Empfänglichkeit für die Poeſie des Lebens und die wunderbare geheimnißvolle Anmuth der Natur. Sie beſchrieb die romantiſchen Schönheiten der fruchtbaren arabiſchen Gegenden, die wie glückliche Inſeln in unwegſamen Sandwüſteneien lägen, wie Zufluchtsſtätten der Bedrängten und Ruhebedürftigen, wie Kolonien des Paradieſes voll friſcher Quellen, die über dichten Raſen und funkelnde Steine durch alte ehrwürdige Haine rieſelten, voll bunter Vögel mit melodiſchen Kehlen, und anziehend durch mannichfaltige Ueberbleibſel ehemaliger denkwürdiger Zeiten. Ihr würdet mit Verwunderung, ſagte ſie, die buntfarbigen, hellen, ſeltſamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten ſehn. Sie ſcheinen ſo bekannt und nicht ohne Urſach ſo wohl erhalten zu ſeyn. Man ſinnt und ſinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man, und wird um ſo begieriger den tiefſinnigen Zuſammenhang dieſer uralten Schrift zu errathen. Der unbekannte Geiſt derſelben erregt ein ungewöhnliches Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünſchten Fund von dannen geht, ſo hat man doch tauſend merkwürdige Entdeckungen in ſich ſelbſt gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz, und dem Gemüth eine lange, belohnende

Beſchäftigung geben. Das Leben auf einem längſt bewohnten und ehemals ſchon durch Fleiß, Thätigkeit und Neigung verherrlichten Boden hat einen beſondern Reiz. Die Natur ſcheint dort menſchlicher und verſtändlicher geworden; eine dunkle Erinnerung unter der durchſichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit ſcharfen Umriſſen zurück, und ſo genießt man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gewaltſame verliert und die zauberiſche Dichtung und Fabel unſerer Sinne wird. Wer weiß, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluß der ehemaligen, jetzt unſichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt, und vielleicht iſt es dieſer dunkle Zug, der die Menſchen aus neuen Gegenden, ſobald eine gewiſſe Zeit ihres Erwachens kommt, mit ſo zerſtörender Ungeduld nach der alten Heimath ihres Geſchlechts treibt, und ſie Gut und Blut an den Beſitz dieſer Länder zu wagen anregt. Nach einer Pauſe fuhr ſie fort: glaubt ja nicht, was man euch von den Grauſamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends wurden Gefangene großmüthiger behandelt, und auch eure Pilger nach Jeruſalem wurden mit Gaſtfreundſchaft aufgenommen, nur daß ſie ſelten derſelben werth waren. Die meiſten waren nichtsnutzige, böſe Menſchen, die ihre Wallfahrten mit Bubenſtücken bezeichneten, und dadurch freilich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig hätten die Chriſten das heilige Grab beſuchen können, ohne nöthig zu haben, einen

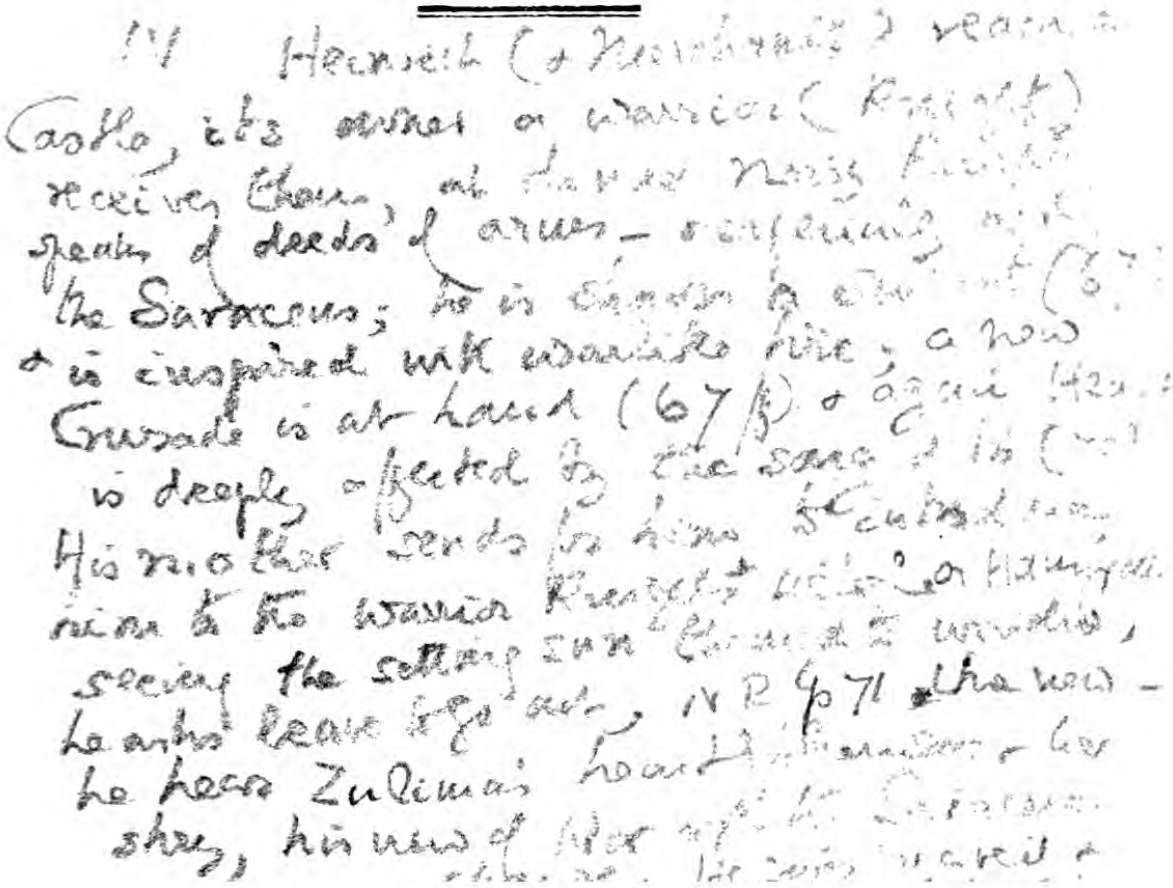
fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der alles erbittert, unendliches Elend verbreitet, und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Beſitzers? Unſere Fürſten ehrten andachtsvoll das Grab eures Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten; und wie ſchön hätte ſein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverſtändniſſes, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündniſſe werden können.

Der Abend war unter ihren Geſprächen herbeigekommen. Es fing an Nacht zu werden, und der Mond hob ſich aus dem feuchten Walde mit beruhigendem Glanze herauf. Sie ſtiegen langſam nach dem Schloſſe; Heinrich war voll Gedanken, die kriegeriſche Begeiſterung war gänzlich verſchwunden. Er merkte eine wunderliche Verwirrung in der Welt; der Mond zeigte ihm das Bild eines tröſtenden Zuſchauers, und erhob ihn über die Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Höhe ſo unbeträchtlich erſchienen, ſo wild und unerſteiglich ſie auch dem Wanderer vorkamen. Zulima ging ſtill neben ihm her, und führte das Kind. Heinrich trug die Laute. Er ſuchte die ſinkende Hoffnung ſeiner Begleiterin, ihr Vaterland dereinſt wieder zu ſehn, zu beleben, indem er innerlich einen heftigen Beruf fühlte, ihr Retter zu ſeyn, ohne zu wiſſen, auf welche Art es geſchehen könne. Eine beſondere Kraft ſchien in ſeinen einfachen Worten zu liegen, denn Zulima empfand eine

ungewohnte Beruhigung und dankte ihm für ſeine Zuſprache auf die rührendſte Weiſe.

Die Ritter waren noch bei ihren Bechern, und die Mutter in häuslichen Geſprächen. Heinrich hatte keine Luſt in den lärmenden Saal zurückzugehen. Er fühlte ſich müde, und begab ſich bald mit ſeiner Mutter in das angewieſene Schlafgemach. Er erzählte ihr vor dem Schlafengehn, was ihm begegnet ſei, und ſchlief bald zu unterhaltenden Träumen ein. Die Kaufleute hatten ſich auch zeitig fortbegeben, und waren früh wieder munter. Die Ritter lagen in tiefer Ruhe, als ſie abreiſten; die Hausfrau aber nahm zärtlichen Abſchied. Zulima hatte wenig geſchlafen, eine innere Freude hatte ſie wach erhalten; ſie erſchien beim Abſchiede, und bediente die Reiſenden demüthig und emſig. Als ſie Abſchied nahmen, brachte ſie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, ſie zu Zulimas Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders Laute, ſagte ſie, der ſie mir beim Abſchied ſchenkte; es iſt das einzige Beſitzthum was ich gerettet habe. Sie ſchien euch geſtern zu gefallen, und ihr laßt mir ein unſchätzbares Geſchenk zurück: ſüße Hoffnung. Nehmt dieſes geringe Zeichen meiner Dankbarkeit, und laßt es ein Pfand eures Andenkens an die arme Zulima ſeyn. Wir werden uns gewiß wiederſehn, und dann bin ich vielleicht glücklicher. Heinrich weinte; er weigerte ſich, dieſe ihr ſo unentbehrliche Laute anzunehmen:

gebt mir, ſagte er, das goldene Band mit den unbekannten Buchſtaben aus euren Haaren, wenn es nicht ein Andenken eurer Eltern oder Geſchwiſter iſt, und nehmt dagegen einen Schleier an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich ſeinem Zureden und gab ihm das Band, indem ſie ſagte: es iſt mein Name in den Buchſtaben meiner Mutterſprache, den ich in beſſern Zeiten ſelbſt in dieſes Band geſtickt habe. Betrachtet es gern, und denkt, daß es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare feſtgehalten hat, und mit ſeiner Beſitzerin verbleicht iſt. Heinrichs Mutter zog den Schleier hervor, und reichte ihn ihr hin, indem ſie ſie an ſich zog, und weinend umarmte.



Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagereiſen kamen ſie an ein Dorf, am Fuße einiger ſpitzigen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abſchreckendes Anſehn hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menſchen, theils Reiſende, theils bloße Trinkgäſte, ſaßen in der Stube, und unterhielten ſich von allerhand Dingen.

Unſere Reiſenden geſellten ſich zu ihnen, und miſchten ſich in die Geſpräche. Die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tiſche ſaß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geſchahen. Er kam aus fremden Landen, hatte ſich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von ſeinem Gewerbe und ſeinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er ſprach aber ſehr beſcheiden von ſeinen Kenntniſſen

und ſeiner Macht, doch trugen ſeine Erzählungen das Gepräge der Seltſamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig ſei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wiſſen, was in den Bergen verborgen ſein müſſe, wo das Waſſer in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köſtlichen Steine gefunden würden, die den Menſchen ſo unwiderſtehlich an ſich zögen. Er habe in der nahen Kloſterkirche oft dieſe feſten Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünſcht, daß ſie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß ſie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in dieſen Gegenden ſolche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge ſeyen doch nicht umſonſt ſo weit im Umfange, und erhaben, und ſo feſt verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er ſei fleißig in den Felſenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe ſich mit unausſprechlichem Vergnügen in dieſen uralten Hallen und Gewölben umgeſehn. — Endlich ſei ihm einmal ein Reiſender begegnet, der zu ihm geſagt, er müſſe ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung ſeiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke. Er ſolle nur immer an dem Fluſſe hinuntergehn, nach zehn bis

zwölf Tagen werde er in Eula ſeyn, und dort dürfe er nur ſprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe ſich dies nicht zweimal ſagen laſſen, und ſich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beſchwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht ſagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüſchen durchwachſen waren, auf denen bretterne Hütten ſtanden, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen ſah. Ein fernes Getöſe vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll ſtiller Andacht ſtand ich bald auf einem ſolchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten ſteil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen ſchwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und mit ſchüchterner Aengſtlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und ſagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehn, und nach dem Steiger fragen ſollte, welcher den Anführer und Meiſter unter ihnen vorſtellt; dieſer werde mir Beſcheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunſch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf,“ womit ich den Stei-

ger anreden ſollte. Voll fröhlicher Erwartungen ſetzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beſtändig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und nachdem ich ihm meine Geſchichte erzählt, und ihm meine große Luſt, ſeine ſeltne, geheimnißvolle Kunſt zu erlernen, bezeigt hatte, bereitwillig verſprach, mir meinen Wunſch zu gewähren. Ich ſchien ihm zu gefallen, und er behielt mich in ſeinem Hauſe. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reizenden Tracht ſehn würde. Noch denſelben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Geſprächen, ſo unverſtändlich und fremd mir ſowohl die Sprache, als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beſchäftigte mich des Nachts in ſeltſamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten, und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem ſich allmählig die Bergleute verſammelten, um ſeine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenſtube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erſchien und las eine Meſſe, nachher ſprach er ein feier-

liches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in ſeine heilige Obhut zu nehmen, ſie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterſtützen, vor Anfechtungen und Tücken böſer Geiſter ſie zu ſchützen, und ihnen reiche Anbrüche zu beſcheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunſt gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Meſſe lebhafter empfunden. Meine künftigen Genoſſen kamen mir wie unterirdiſche Helden vor, die tauſend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntniſſen beſäßen, und in dem ernſten, ſtillen Umgange mit den uralten Felſenſöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmliſcher Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängniſſe ausgerüſtet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienſt eine Lampe und ein kleines hölzernes Krucifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die ſchroffen Eingänge in die unterirdiſchen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabſteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorſichtigkeitsregeln, ſo wie mit den Namen der mannichfaltigen Gegenſtände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und ſchurrte auf den runden Balken hinunter, indem er ſich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenſtange fortglitſchte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte ſeinem Beiſpiel, und wir ge-

langten ſo mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war ſeltſam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meiſter ward nicht müde meine neugierigen Fragen zu beantworten, und mich über ſeine Kunſt zu belehren. Das Rauſchen des Waſſers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verſchlungenheit der Gänge, und das entfernte Geräuſch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Beſitz deſſen, was von jeher mein ſehnlichſter Wunſch geweſen war. Es läßt ſich auch dieſe volle Befriedigung eines angebornen Wunſches, dieſe wunderſame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unſerm geheimen Daſein haben mögen, zu Beſchäftigungen, für die man von der Wiege an beſtimmt und ausgerüſtet iſt, nicht erklären und beſchreiben. Vielleicht daß ſie jedem Andern gemein, unbedeutend und abſchreckend vorgekommen wären; aber mir ſchienen ſie ſo unentbehrlich zu ſeyn, wie die Luft der Bruſt und die Speiſe dem Magen. Mein alter Meiſter freute ſich über meine innige Luſt, und verhieß mir, daß ich bei dieſem Fleiße und dieſer Aufmerkſamkeit es weit bringen, und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht ſah ich zum erſtenmal in meinem

Leben am ſechszehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwiſchen den Spalten des Geſteins. Es kam mir vor, als ſei er hier wie in feſten Gefängniſſen eingeſperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit ſo viel Gefahren und Mühſeligkeiten ſich den Weg zu ihm durch die ſtarken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildniſſen geziert, die Welt beherrſchen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula, und ſtieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann iſt, der die Arbeiten auf dem Geſtein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angeſtellt geweſen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von ſeiner Erzählung aus, und trank, indem ihm ſeine aufmerkſamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten. Heinrich erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war ſehr geneigt noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten ſich von den Gefahren und Seltſamkeiten des Bergbaues und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre ſonderbaren Vorſtellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile ſagte Heinrich: Ihr mögt ſeitdem viel ſeltſame Dinge geſehn und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht ſo gefällig und erzähltet uns wie es Euch ſeitdem ergangen iſt, und auf welcher Reiſe ihr jetzt begriffen ſeid? Es ſcheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgeſehn, und gewiß darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr als einen gemeinen Bergmann vorſtellt. Es iſt mir ſelber lieb, ſagte der Alte, mich der verfloſſenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anläſſe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreun. Das Geſchick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es iſt kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen geweſen, und unſer aller Vater im Himmel hat mich vor dem Böſen behütet, und in Ehren grau werden laſſen. Nächſt ihm habe ich alles meinem alten Meiſter zu verdanken, der nun lange zu ſeinen Vätern verſammelt iſt, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einſichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in ſeinem Thun. Durch ihn iſt das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend iſt dadurch bevölkert und wohl-

habend, und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und ſo lange Eula ſteht wird auch ſein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war ſeiner Geburt nach ein Lauſizer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Aemſigkeit, meine Treue, und meine leidenſchaftliche Anhänglichkeit an ihn, gewannen mir ſeine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir ſeinen Namen und machte mich zu ſeinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein wackres, muntres Geſchöpf, deren Geſicht ſo freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte ſagte mir oft, wenn er ſah, daß ſie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr ſchäkerte, und kein Auge von den ihrigen verwandte, die ſo blau und offen wie der Himmel waren, und wie die Kryſtalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann werden würde, wolle er ſie mir nicht verſagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er ſeine Hände auf uns, und ſegnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich ſie als meine Frau auf meine Kammer. Denſelben Tag hieb ich in der Frühſchicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog ſchickte mir eine goldene Kette mit ſeinem Bildniß auf einer großen Münze, und verſprach mir den Dienſt meines Schwiegervaters. Wie glücklich war

ich, als ich ſie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und Aller Augen auf ſie gerichtet waren. Unſer alter Vater erlebte noch einige muntre Enkel, und die Anbrüche ſeines Herbſtes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit ſeine Schicht beſchließen, und aus der dunkeln Grube dieſer Welt fahren, um in Frieden auszuruhen, und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, ſagte der Alte, indem er ſich zu Heinrich wandte, und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott geſegnet werden! denn es giebt keine Kunſt, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmliſche Weisheit und Fügung erweckte, und die Unſchuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm gehet er wieder dahin. Er begnügt ſich zu wiſſen, wo die metalliſchen Mächte gefunden werden, und ſie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über ſein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnſinn, freut er ſich mehr über ihre wunderlichen Bildungen, und die Seltſamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Beſitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn ſie Waaren geworden ſind, und er ſucht ſie lieber unter tauſend Gefahren und Mühſeligkeiten in den Veſten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und

auf der Oberfläche des Bodens durch täuſchende, hinterliſtige Künſte nach ihnen trachten ſollte. Jene Mühſeligkeiten erhalten ſein Herz friſch, und ſeinen Sinn wacker; er genießt ſeinen kärglichen Lohn mit innigli-chem Danke, und ſteigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften ſeines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Ausſicht um ſich her; nur ihm ſchmeckt Trank und Speiſe recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter ſeines Gleichen, oder herzt ſeine Frau und Kinder, und ergötzt ſich dankbar an der ſchönen Gabe des traulichen Geſprächs!

Sein einſames Geſchäft ſondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menſchen einen großen Theil ſeines Lebens ab. Er gewöhnt ſich nicht zu einer ſtumpfen Gleichgültigkeit gegen dieſe überirdiſchen, tiefſinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit ſeinem eigenthümlichſten Geiſte und in ſeiner urſprünglichen bunten Wunderbarkeit erſcheint. Die Natur will nicht der ausſchließliche Beſitz eines Einzigen ſeyn. Als Eigenthum verwandelt ſie ſich in ein böſes Gift, was die Ruhe verſcheucht, und die verderbliche Luſt, alles in dieſen Kreis des Beſitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenſchaften herbeilockt. So untergräbt ſie heim-

lich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und ſo ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügſame Bergmann in ſeinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beſeelt. Er gedenkt in ſeiner Einſamkeit mit inniger Herzlichkeit ſeiner Genoſſen und ſeiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenſeitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtſchaft der Menſchen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß ſich ſeine Aufmerkſamkeit in unnütze Gedanken zerſtreue. Er hat mit einer wunderlichen harten und unbiegſamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beſtändige Wachſamkeit zu überwinden iſt. Aber welches köſtliche Gewächs blüht ihm auch in dieſen ſchauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu ſeinem himmliſchen Vater, deſſen Hand und Vorſorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen ſichtbar wird. Wie unzählige Mal habe ich nicht vor Ort geſeſſen, und bei dem Schein meiner Lampe das ſchlichte Krucifix mit der innigſten Andacht betrachtet! da habe ich erſt den heiligen Sinn dieſes räthſelhaften Bildniſſes recht gefaßt, und den edelſten Gang meines Herzens erſchürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und ſagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann geweſen ſeyn, der den Menſchen zuerſt die edle Kunſt des Bergbaues gelehrt, und in dem Schooße der Felſen dieſes ernſte Sinnbild des menſchlichen Lebens verborgen hat. Hier iſt der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felſen in eine armſelige, unbedeutende Kluft zuſammen, und gerade hier brechen die edelſten Geſchicke ein. Andre Gänge verunedeln ihn, bis ſich ein verwandter Gang freundlich mit ihm ſchaart, und ſeinen Werth unendlich erhöht. Oft zerſchlägt er ſich vor dem Bergmann in tauſend Trümmern: aber der Geduldige läßt ſich nicht ſchrecken, er verfolgt ruhig ſeinen Weg, und ſieht ſeinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falſchen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie ſicher aber auch, daß Eifer und Beſtändigkeit die einzigen untrüglichen Mittel ſind, ſie zu bemeiſtern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Es fehlt euch gewiß nicht, ſagte Heinrich, an ermunternden Liedern. Ich ſollte meinen, daß Euch euer Beruf unwillkührlich zu Geſängen begeiſtern und die

Muſik eine willkommne Begleiterin der Bergleute ſeyn müßte.

Da habt ihr wahr geſprochen, erwiederte der Alte; Geſang und Zitherſpiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reize derſelben genießen, als der unſrige. Muſik und Tanz ſind eigentliche Freuden des Bergmanns; ſie ſind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen deſſelben helfen die mühſame Arbeit erleichtern und die lange Einſamkeit verkürzen.

Wenn es euch gefällt, ſo will ich euch gleich einen Geſang zum Beſten geben, der fleißig in meiner Jugend geſungen wurde.

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

*

Wer ihrer Felſenglieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

*

Er iſt mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' ſie eine Braut.

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und ſcheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

*

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloßnen Zeit,
Iſt ſie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

*

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

*

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

*

Ihm folgen die Gewäſſer
Hilfreich den Berg hinauf;
Und alle Felſenſchlöſſer,
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

*

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

*

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

*

Heinrich gefiel das Lied ungemein, und er bat den Alten, ihm noch eins mitzutheilen. Der Alte war auch gern bereit und ſagte: Ich weiß gleich noch ein wunderliches Lied, von dem wir ſelbſt nicht wiſſen, wo es her iſt.

Ein reiſender Bergmann brachte es mit, der weit herkam, und ein ſonderlicher Ruthengänger war. Das Lied fand großen Beifall, weil es ſo ſeltſamlich klang, beinah ſo dunkel und unverſtändlich, wie die Muſik ſelbſt, aber eben darum auch ſo unbegreiflich anzog, und im wachenden Zuſtande wie ein Traum unterhielt.

Ich kenne wo ein feſtes Schloß
Ein ſtiller König wohnt darinnen,
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch ſteigt er nie auf ſeine Zinnen.
Verborgen iſt ſein Luſtgemach
Und unſichtbare Wächter lauſchen;
Nur wohlbekannte Quellen rauſchen
Zu ihm herab vom bunten Dach.

*

Was ihre hellen Augen ſahn,
In der Geſtirne weiten Sälen,
Das ſagen ſie ihm treulich an
Und können ſich nicht ſatt erzählen.
Er badet ſich in ihrer Flut,
Wäſcht ſauber ſeine zarten Glieder,
Und ſeine Stralen blinken wieder
Aus ſeiner Mutter weißem Blut.

*

Sein Schloß iſt alt und wunderbar,
Es ſank herab aus tiefen Meeren
Stand feſt und ſteht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren,
Von innen ſchlingt ein heimlich Band
Sich um des Reiches Unterthanen
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felſenwand.

Ein unermeßliches Geſchlecht
Umgiebt die feſtverſchloßnen Pforten,
Ein jeder ſpielt den treuen Knecht
Und ruft den Herrn mit ſüßen Worten.
Sie fühlen ſich durch ihn beglückt,
Und ahnden nicht, daß ſie gefangen;
Berauſcht von trüglichem Verlangen
Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

*

Nur Wenige ſind ſchlau und wach,
Und dürſten nicht nach ſeinen Gaben;
Sie trachten unabläſſig nach,
Das alte Schloß zu untergraben,
Der Heimlichkeit urmächtgen Bann,
Kann nur die Hand der Einſicht löſen;
Gelingts, das Inn're zu entblößen:
So bricht der Tag der Freiheit an.

*

Dem Fleiß iſt keine Wand zu feſt,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;
Wer ſich auf Herz und Hand verläßt
Spürt nach dem König unbedenklich.
Aus ſeinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geiſter durch die Geiſter,
Macht ſich der wilden Fluthen Meiſter,
Und heißt ſie ſelbſt heraus ſich ziehn.

Je mehr er nun zum Vorſchein kömmt
Und wild umher ſich treibt auf Erden;
Je mehr wird ſeine Macht gedämmt,
Je mehr die Zahl der Freien werden.
Am Ende wird, von Banden los,
Das Meer die leere Burg durchdringen,
Und trägt auf weichen grünen Schwingen
Zurück uns in der Heimath Schooß.

*

Es dünkte Heinrich, wie der Alte geendigt hatte, als habe er das Lied ſchon irgend wo gehört. Er ließ es ſich wiederholen und ſchrieb es ſich auf. Der Alte ging nachher hinaus und die Kaufleute ſprachen unterdeſſen mit den andern Gäſten über die Vortheile des Bergbaues und ſeine Mühſeligkeiten. Einer ſagte: der Alte iſt gewiß nicht umſonſt hier Er iſt heute zwiſchen den Hügeln umhergeklettert und hat gewiß gute Anzeichen gefunden. Wir wollen ihn doch fragen, wenn er wieder herein kömmt. Wißt ihr wohl, ſagte ein Andrer, daß wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unſer Dorf zu ſuchen? Das Waſſer iſt weit, und ein guter Brunnen wäre uns ſehr willkommen. Mir fällt ein, ſagte ein dritter, daß ich ihn fragen möchte, ob er einen von meinen Söhnen mit ſich nehmen will, der mir ſchon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiß ein tüchtiger Bergmann, und der Alte ſcheint ein guter Mann zu ſeyn, der wird ſchon

was Rechtes aus ihm ziehen. Die Kaufleute meinten, ob ſie vielleicht durch den Bergmann ein vortheilhaftes Verkehr mit Böhmen anſpinnen und Metalle daher zu guten Preiſen erhalten möchten. Der Alte trat wieder in die Stube, und alle wünſchten ſeine Bekanntſchaft zu benutzen. Er fing an und ſagte: Wie dumpf und ängſtlich iſt es doch hier in der engen Stube. Der Mond ſteht draußen in voller Herrlichkeit, und ich hätte große Luſt noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heute bei Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe geſehen. Vielleicht entſchließen ſich Einige mitzugehen; und wenn wir nur Licht mitnehmen, ſo werden wir ohne Schwierigkeiten uns darin umſehen können.

Den Leuten aus dem Dorfe waren dieſe Höhlen ſchon bekannt: aber bis jetzt hatte keiner gewagt hineinzuſteigen; vielmehr trugen ſie ſich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und anderen Unthieren, die darin hauſen ſollten. Einige wollten ſie ſelbſt geſehen haben, und behaupteten, daß man Knochen an ihrem Eingange von geraubten und verzehrten Menſchen und Thieren fände. Einige andere vermeinten, daß ein Geiſt dieſelben bewohne, wie ſie denn einigemal aus der Ferne eine ſeltſame menſchliche Geſtalt geſehen, auch zur Nachtzeit Geſänge von dort herüber gehört haben wollten.

Der Alte ſchien ihnen keinen großen Glauben beizumeſſen, und verſicherte lachend, daß ſie unter dem

Schutze eines Bergmanns getroſt mitgehen könnten, indem die Ungeheuer ſich vor ihm ſcheuen müßten, ein ſingender Geiſt aber gewiß ein wohlthätiges Weſen ſei. Die Neugier machte viele beherzt genug, ſeinen Vorſchlag einzugehen; auch Heinrich wünſchte ihn zu begleiten, und ſeine Mutter gab endlich auf das Zureden und Verſprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs Sicherheit zu haben, ſeinen Bitten nach. Die Kaufleute waren eben ſo entſchloſſen. Es wurden lange Kienſpäne zu Fackeln zuſammengeholt; ein Theil der Geſellſchaft verſah ſich noch zum Ueberfluß mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Vertheidigungswerkzeugen, und ſo begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener Bauer hatte ſeinen wißbegierigen Sohn herbeigeholt, der voller Freude ſich einer Fackel bemächtigte, und den Weg zu den Höhlen zeigte. Der Abend war heiter und warm. Der Mond ſtand in mildem Glanze über den Hügeln, und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufſteigen. Selbſt wie ein Traum der Sonne, lag er über der in ſich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Grenzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für ſich ſchlummerte, und einſam und unberührt ſich vergeblich ſehnte, die dunkle Fülle ſeines unermeßlichen Daſeins zu entfalten. In Heinrichs Gemüth ſpiegelte ſich das Märchen des Abends. Es war

ihm, als ruhte die Welt aufgeſchloſſen in ihm, und zeigte ihm, wie einem Gaſtfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihm dünkte die große einfache Erſcheinung um ihn ſo verſtändlich. Die Natur ſchien ihm nur deswegen ſo unbegreiflich, weil ſie das Nächſte und Traulichſte mit einer ſolchen Verſchwendung von mannichfachen Ausdrücken um den Menſchen her thürmte. Die Worte des Alten hatten eine verſteckte Tapetenthür in ihm geöffnet. Er ſah ſein kleines Wohnzimmer dicht an einem erhabenen Münſter gebaut, aus deſſen ſteinernem Boden die ernſte Vorwelt emporſtieg, während von der Kuppel die klare fröliche Zukunft in goldenen Engelskindern ihr ſingend entgegenſchwebte. Gewaltige Klänge bebten in den ſilbernen Geſang, und zu den weiten Thoren traten alle Kreaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigenthümlichen Mundart vernehmlich ausſprach. Wie wunderte er ſich, daß ihm dieſe klare, ſeinem Daſein ſchon unentbehrliche Anſicht ſo lange fremd geblieben war. Nun überſah er auf einmal alle ſeine Verhältniſſe mit der weiten Welt um ihn her; fühlte was er durch ſie geworden, und was ſie ihm werden würde, und begriff alle die ſeltſamen Vorſtellungen und Anregungen, die er ſchon oft in ihrem Anſchauen geſpürt hatte. Die Erzählung der Kaufleute von dem Jünglinge, der die Natur ſo emſig betrachtete, und der Eidam des Königs wurde, kam ihm wieder zu

Gedanken, und tauſend andere Erinnerungen ſeines Lebens knüpften ſich von ſelbſt an einen zauberiſchen Faden. Während der Zeit, daß Heinrich ſeinen Betrachtungen nachhing, hatte ſich die Geſellſchaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, und der Alte nahm eine Fackel und kletterte über einige Steine zuerſt hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftſtrom kam ihm entgegen, und der Alte verſicherte, daß ſie getroſt folgen könnten. Die Furchtſamſten gingen zuletzt, und hielten ihre Waffen in Bereitſchaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten, und der Knabe wanderte munter an ſeiner Seite. Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich ſchmalen Gange, welcher ſich aber bald in eine ſehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelglanz nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch ſah man im Hintergrunde einige Oeffnungen ſich in die Felſenwand verlieren. Der Boden war weich und ziemlich eben; die Wände, ſo wie die Decke, waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäßig; aber was die Aufmerkſamkeit Aller vorzüglich beſchäftigte, war die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig erhalten, an andern ſah man Spuren der Verweſung, und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, ſchienen ſteinartig geworden zu ſeyn. Die meiſten waren von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Der Alte freute ſich über dieſe Ueberbleibſel einer uralten Zeit; nur den

Bauern war nicht wohl dabei zu Muthe, denn ſie hielten ſie für deutliche Spuren naher Raubthiere, ſo überzeugend ihnen auch der Alte die Zeichen eines undenklichen Alterthums daran aufwies, und ſie fragte, ob ſie je etwas von Verwüſtungen unter ihren Heerden und vom Raube benachbarter Menſchen geſpürt hätten, und ob ſie jene Knochen für Knochen bekannter Thiere oder Menſchen halten könnten? Der Alte wollte nun weiter in den Berg, aber die Bauern fanden für rathſam ſich vor die Höhle zurückzuziehen, und dort ſeine Rückkunft abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bei dem Alten, und verſahen ſich mit Stricken und Fackeln. Sie gelangten bald in eine zweite Höhle, wobei der Alte nicht vergaß, den Gang, aus dem ſie hereingekommen waren, durch eine Figur von Knochen, die er davor hinlegte, zu bezeichnen. Die Höhle glich der vorigen, und war eben ſo reich an thieriſchen Reſten. Heinrich war ſchauerlich und wunderbar zu Muthe; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des innern Erdenpalaſtes. Himmel und Erde lag ihm auf einmal weit entfernt, und dieſe dunkeln, weiten Hallen ſchienen zu einem unterirdiſchen ſeltſamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bei ſich ſelbſt, wäre es möglich, daß unter unſern Füßen eine eigene Welt in einem ungeheuern Leben ſich bewegte? daß unerhörte Geburten in den Veſten der Erde ihr Weſen trieben, die das innere Feuer des dunkeln Schooßes zu rieſenmäßigen

und geiſtesgewaltigen Geſtalten auftriebe? Könnten dereinſt dieſe ſchauerlichen Fremden, von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erſcheinen, während vielleicht zu gleicher Zeit himmliſche Gäſte, lebendige, redende Kräfte der Geſtirne, über unſern Häuptern ſichtbar würden? Sind dieſe Knochen Ueberreſte ihrer Wanderungen nach der Oberfläche, oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die andern herbei, und zeigte ihnen eine ziemlich friſche Menſchenſpur auf dem Boden. Mehrere konnten ſie nicht finden, und ſo glaubte der Alte, ohne fürchten zu müſſen, auf Räuber zu ſtoßen, der Spur nachgehen zu können. Sie waren eben im Begriff dies auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füßen, aus einer fernen Tiefe ein ziemlich vernehmlicher Geſang anfing. Sie erſtaunten nicht wenig, doch horchten ſie genau auf:

Gern verweil' ich noch im Thale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

*

Ihre heil'gen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich ſteh in dieſem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

Eingewiegt in ſel'ges Schauen
Aengſtigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königin der Frauen
Giebt mir ihr getreues Herz.

*

Bangverweinte Jahre haben
Dieſen ſchlechten Thon verklärt,
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

*

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einſt von hier getragen
Schau ich dankbar noch zurück.

*

Alle waren auf das angenehmſte überraſcht, und wünſchten ſehnlichſt den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen ſie in einem Winkel der rechten Seitenwand einen abwärts geſenkten Gang, in welchen die Fußſtapfen zu führen ſchienen. Bald dünkte es ihnen, eine Hellung zu bemerken, die ſtärker wurde, je näher ſie kamen. Es that ſich ein neues Gewölbe, von noch größerem Umfange, als die vorherigen, auf, in deſſen Hintergrunde ſie bei einer Lampe eine menſchliche Geſtalt ſitzen ſahen, die vor ſich auf einer ſteinernen Platte ein großes Buch liegen hatte, in welchem ſie zu leſen ſchien.

*

Sie drehte ſich nach ihnen zu, ſtand auf und ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, deſſen Alter man nicht errathen konnte. Er ſah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit merkte man an ihm, als ſchlichte ſilberne Haare, die auf der Stirn geſcheitelt waren. In ſeinen Augen lag eine unausſprechliche Heiterkeit, als ſähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füße gebunden, und ſchien keine andere Kleidung zu haben, als einen weiten Mantel, der um ihn her geſchlungen war, und ſeine edle große Geſtalt noch mehr heraus hob. Ueber ihre unvermuthete Ankunft ſchien er nicht im mindeſten verwundert; wie ein Bekannter begrüßte er ſie. Es war, als empfing er erwartete Gäſte in ſeinem Wohnhauſe. Es iſt doch ſchön, daß ihr mich beſucht, ſagte er; ihr ſeid die erſten Freunde, die ich hier ſehe, ſo lange ich auch ſchon hier wohne. Scheint es doch, als finge man an, unſer großes wunderbares Haus genauer zu betrachten. Der Alte erwiederte: Wir haben nicht vermuthet einen ſo freundlichen Wirth hier zu finden. Von wilden Thieren und Geiſtern war uns erzählt, und nun ſehen wir uns auf das anmuthigſte getäuſcht. Wenn wir euch in eurer Andacht und in euren tiefſinnigen Betrachtungen geſtört haben, ſo verzeiht es unſerer Neugierde. — Könnte eine Betrachtung erfreulicher ſeyn, ſagte der Unbekannte, als die, froher und zuſagender Menſchengeſichter? Haltet

mich nicht für einen Menſchenfeind, weil ihr mich in dieſer Einöde trefft. Ich habe die Welt nicht geflohen, ſondern ich habe nur eine Ruheſtätte geſucht, wo ich ungeſtört meinen Betrachtungen nachhängen könnte. — Hat euch euer Entſchluß nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo euch bange wird, und euer Herz nach einer Menſchenſtimme verlangt? — Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiße Schwärmerei mich veranlaßte, Einſiedler zu werden. Dunkle Ahndungen beſchäftigten meine jugendliche Fantaſie. Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einſamkeit zu finden. Unerſchöpflich dünkte mir die Quelle meines innern Lebens. Aber ich merkte bald, daß man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein ſeyn kann, ja daß der Menſch erſt durch vielfachen Umgang mit ſeinem Geſchlecht eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit erlangt.

Ich glaube ſelbſt, erwiederte der Alte, daß es einen gewiſſen natürlichen Beruf zu jeder Lebensart giebt, und vielleicht, daß die Erfahrungen eines zunehmenden Alters von ſelbſt auf eine Zurückziehung aus der menſchlichen Geſellſchaft führen. Scheint es doch, als ſei dieſelbe der Thätigkeit, ſowohl zum Gewinnſt als zur Erhaltung gewidmet. Eine große Hoffnung, ein gemeinſchaftlicher Zweck treibt ſie mit Macht; und Kinder und Alte ſcheinen nicht dazu zu gehören. Unbehüflichkeit und Unwiſſenheit ſchließen die erſten davon aus;

während die letztern jene Hoffnung erfüllt, jenen Zweck erreicht ſehen, und nun nicht mehr von ihnen in den Kreis jener Geſellſchaft verflochten, in ſich ſelbſt zurückkehren, und genug zu thun finden, ſich auf eine höhere Gemeinſchaft würdig vorzubereiten. Indeß ſcheinen bei euch noch beſondere Urſachen ſtatt gefunden zu haben, um euch ſo gänzlich von den Menſchen abzuſondern und Verzicht auf alle Bequemlichkeiten der Geſellſchaft zu leiſten. Mich dünkt, daß die Spannung eures Gemüths doch oft nachlaſſen, und euch dann unbehaglich zu Muthe werden müßte.

Ich fühlte das wohl, indeß habe ich es glücklich durch eine ſtrenge Regelmäßigkeit meines Lebens zu vermeiden gewußt. Dabei ſuche ich mich durch Bewegung geſund zu erhalten, und dann hat es keine Noth. Jeden Tag gehe ich mehrere Stunden umher, und genieße den Tag und die Luft ſo viel ich kann. Sonſt halte ich mich in dieſen Hallen auf, und beſchäftige mich zu gewiſſen Stunden mit Korbflechten und Schnitzen. Für meine Waaren tauſche ich mir in entlegenen Ortſchaften Lebensmittel ein, Bücher habe ich mir mitgebracht, und ſo vergeht die Zeit, wie ein Augenblick. In jenen Gegenden habe ich einige Bekannte, die um meinen Aufenthalt wiſſen, und von denen ich erfahre, was in der Welt geſchieht. Dieſe werden mich begraben, wenn ich todt bin, und meine Bücher zu ſich nehmen.

Er führte ſie näher an ſeinen Sitz, der nahe an

der Höhlenwand war. Sie ſahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüſtung, die ziemlich koſtbar zu ſein ſchien. Der Tiſch beſtand aus fünf großen ſteinernen Platten, die wie ein Kaſten zuſammengeſetzt waren. Auf der oberſten lagen eine männliche und eine weibliche Figur in Lebensgröße eingehauen, die einen Kranz von Lilien und Roſen angefaßt hielten; an den Seiten ſtand:

Friedrich und Maria von Hohenzollern kehrten auf dieſer Stelle in ihr Vaterland zurück.

Der Einſiedler fragte ſeine Gäſte nach ihrem Vaterlande, und wie ſie in dieſe Gegenden gekommen wären. Er war ſehr freundlich und offen, und verrieth eine große Bekanntſchaft mit der Welt. Der Alte ſagte: Ich ſehe, ihr ſeid ein Kriegsmann geweſen, die Rüſtung verräth euch. — Die Gefahren und Wechſel des Krieges, der hohe poetiſche Geiſt, der ein Kriegsheer begleitet, riſſen mich aus meiner jugendlichen Einſamkeit und beſtimmten die Schickſale meines Lebens. Vielleicht, daß das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten, denen ich beiwohnte, mir den Sinn für die Einſamkeit noch mehr geöffnet haben: die zahlloſen Erinnerungen ſind eine unterhaltende Geſellſchaft, und dies um ſo mehr, je veränderter der Blick iſt, mit dem wir ſie überſchauen, und der nun erſt ihren wahren Zu-

ſammenhang, den Tiefſinn ihrer Folge, und die Bedeutung ihrer Erſcheinungen entdeckt. Der eigentliche Sinn für die Geſchichten der Menſchen entwickelt ſich erſt ſpät, und mehr unter den ſtillen Einflüſſen der Erinnerung, als unter den gewaltſameren Eindrücken der Gegenwart. Die nächſten Ereigniſſe ſcheinen nur locker verknüpft, aber ſie ſympathiſiren deſto wunderbarer mit entfernteren; und nur dann, wenn man im Stande iſt, eine lange Reihe zu überſehen und weder alles buchſtäblich zu nehmen, noch auch mit muthwilligen Träumen die eigentliche Ordnung zu verwirren, bemerkt man die geheime Verkettung des Ehemaligen und Künftigen, und lernt die Geſchichte aus Hoffnung und Erinnerung zuſammenſetzen. Indeß nur dem, welchem die ganze Vorzeit gegenwärtig iſt, mag es gelingen, die einfache Regel der Geſchichte zu entdecken. Wir kommen nur zu unvollſtändigen und beſchwerlichen Formeln, und können froh ſeyn, nur für uns ſelbſt eine brauchbare Vorſchrift zu finden, die uns hinlängliche Aufſchlüſſe über unſer eigenes kurzes Leben verſchafft. Ich darf aber wohl ſagen, daß jede ſorgfältige Betrachtung der Schickſale des Lebens einen tiefen, unerſchöpflichen Genuß gewährt, und unter allen Gedanken uns am meiſten über die irdiſchen Uebel erhebt. Die Jugend lieſt die Geſchichte nur aus Neugier, wie ein unterhaltendes Märchen; dem reiferen Alter wird ſie eine himmliſche, tröſtende und erbauende Freundin, die ihn durch ihre

weiſen Geſpräche ſanft zu einer höheren, umfaſſenderen Laufbahn vorbereitet, und mit der unbekannten Welt ihn in faßlichen Bildern bekannt macht. Die Kirche iſt das Wohnhaus der Geſchichte, und der ſtille Hof ihr ſinnbildlicher Blumengarten. Von der Geſchichte ſollten nur alte, gottesfürchtige Leute ſchreiben, deren Geſchichte ſelbſt zu Ende iſt, und die nichts mehr zu hoffen haben, als die Verpflanzung in den Garten. Nicht finſter und trübe wird ihre Beſchreibung ſeyn; vielmehr wird ein Strahl aus der Kuppel alles in der richtigſten und ſchönſten Erleuchtung zeigen, und heiliger Geiſt wird über dieſen ſeltſam bewegten Gewäſſern ſchweben.

Wie wahr und einleuchtend iſt eure Rede, ſetzte der Alte hinzu. Man ſollte gewiß mehr Fleiß darauf wenden, das Wiſſenswürdige ſeiner Zeit treulich aufzuzeichnen, um es als ein andächtiges Vermächtniß den künftigen Menſchen zu hinterlaſſen. Es giebt tauſend entferntere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird, und gerade um das Nächſte und Wichtigſte, um die Schickſale unſers eigenen Lebens, unſerer Angehörigen, unſers Geſchlechts, deren leiſe Planmäßigkeit wir in den Gedanken einer Vorſehung aufgefaßt haben, bekümmern wir uns ſo wenig, und laſſen ſorglos alle Spuren in unſerm Gedächtniſſe verwiſchen. Wie Heiligthümer wird eine weiſere Nachkommenſchaft jede Nachricht, die von den Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufſuchen, und ſelbſt das Leben eines einzelnen

unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig ſeyn, da gewiß ſich das große Leben ſeiner Zeitgenoſſenſchaft darin mehr oder weniger ſpiegelt.

Es iſt nur ſo ſchlimm, ſagte der Graf von Hohenzollern, daß ſelbſt die Wenigen, die ſich der Aufzeichnung der Thaten und Vorfälle ihrer Zeit unterzogen, nicht über ihr Geſchäft nachdachten, und ihren Beobachtungen keine Vollſtändigkeit und Ordnung zu geben ſuchten, ſondern nur aufs Gerathewohl bei der Auswahl und Sammlung ihrer Nachrichten verfuhren. Ein jeder wird leicht an ſich bemerken, das er nur dasjenige deutlich und vollkommen beſchreiben kann, was er genau kennt, deſſen Theile, deſſen Entſtehung und Folge, deſſen Zweck und Gebrauch ihm gegenwärtig ſind: denn ſonſt wird keine Beſchreibung, ſondern ein verwirrtes Gemiſch von unvollſtändigen Bemerkungen entſtehen. Man laſſe ein Kind eine Maſchine, einen Landmann ein Schiff beſchreiben, und gewiß wird kein Menſch aus ihren Worten einigen Nutzen und Unterricht ſchöpfen können, und ſo iſt es mit den meiſten Geſchichtsſchreibern, die vielleicht fertig genug im Erzählen, und bis zum Ueberdruß weitſchweifig ſind, aber doch gerade das Wiſſenswürdigſte vergeſſen, dasjenige, was erſt die Geſchichte zur Geſchichte macht, und die mancherlei Zufälle zu einem angenehmen und lehrreichen Ganzen verbindet. Wenn ich das alles recht bedenke, ſo ſcheint es mir, als wenn ein Geſchichtſchreiber nothwendig auch

ein Dichter ſein müßte, denn nur die Dichter mögen ſich auf jene Kunſt, Begebenheiten ſchicklich zu verknüpfen, verſtehen. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit ſtillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geiſt des Lebens bemerkt. Es iſt mehr Wahrheit in ihren Märchen, als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Perſonen und deren Schickſale erfunden; ſo iſt doch der Sinn, in dem ſie erfunden ſind, wahrhaft und natürlich. Es iſt für unſern Genuß und unſere Belehrung gewiſſermaßen einerlei, ob die Perſonen, in deren Schickſalen wir den unſrigen nachſpüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anſchauung der großen einfachen Seele der Zeiterſcheinungen, und finden wir dieſen Wunſch gewährt, ſo kümmern wir uns nicht um die zufällige Exiſtenz ihrer äußern Figuren.

Auch ich bin den Dichtern, ſagte der Alte, von jeher deshalb zugethan geweſen. Das Leben und die Welt iſt mir klarer und anſchaulicher durch ſie geworden. Es dünkte mich, ſie müßten befreundet mit den ſcharfen Geiſtern des Lichtes ſeyn, die alle Naturen durchdringen und ſondern, und einen eigenthümlichen, zartgefärbten Schleier über jede verbreiten. Meine eigene Natur fühlte ich bei ihren Liedern leicht entfaltet, und es war, als könnte ſie ſich nun freier bewegen, ihrer Geſelligkeit und ihres Verlangens froh werden, mit ſtiller Luſt ihre Glieder gegen einander ſchwin-

gen, und tauſenderlei anmuthige Wirkungen hervorrufen.

Wart ihr ſo glücklich, in eurer Gegend einige Dichter zu haben? fragte der Einſiedler.

Es haben ſich wohl zuweilen einige bei uns eingefunden: aber ſie ſchienen Gefallen am Reiſen zu haben, und ſo hielten ſie ſich meiſt nicht lange auf. Indeß habe ich auf meinen Wanderungen nach Illyrien, nach Sachſen und Schwedenland nicht ſelten welche gefunden, deren Andenken mich immer erfreuen wird.

So ſeid ihr ja weit umhergekommen, und müßt viele denkwürdige Dinge erlebt haben.

Unſere Kunſt macht es faſt nöthig, daß man ſich weit auf dem Erdboden umſieht, und es iſt als triebe den Bergmann ein unterirdiſches Feuer umher. Ein Berg ſchickt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig, und hat ſeine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunſt zu lernen, die unſern Fußboden ſo ſeltſam gegründet und ausgetäfelt hat. Unſere Kunſt iſt uralt und weit verbreitet. Sie mag wohl aus Morgen, mit der Sonne, wie unſer Geſchlecht, nach Abend gewandert ſeyn, und von der Mitte nach den Enden zu. Sie hat überall mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das Bedürfniß den menſchlichen Geiſt zu klugen Erfindungen reizt, ſo kann der Bergmann überall ſeine Einſichten und ſeine Ge-

ſchicklichkeit vermehren, und mit nützlichen Erfahrungen ſeine Heimath bereichern.

Ihr ſeid beinah verkehrte Aſtrologen, ſagte der Einſiedler. Wenn dieſe den Himmel unverwandt betrachten, und ſeine unermeßlichen Räume durchirren: ſo wendet ihr euren Blick auf den Erdboden, und erforſcht ſeinen Bau. Jene ſtudiren die Kräfte und Einflüſſe der Geſtirne, und ihr unterſucht die Kräfte der Felſen und Berge, und die mannichfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinſchichten. Jenen iſt der Himmel das Buch der Zukunft, während euch die Erde Denkmale der Urwelt zeigt.

Es iſt dieſer Zuſammenhang nicht ohne Bedeutung, ſagte der Alte lächelnd. Die leuchtenden Profeten ſpielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geſchichte des wunderlichen Erdbaus. Man wird vielleicht ſie aus ihren Werken, und ihre Werke aus ihnen mit der Zeit beſſer kennen und erklären lernen. Vielleicht zeigen die großen Gebirgsketten die Spuren ihrer ehemaligen Straßen, und hatten ſelbſt Luſt, ſich auf ihre eigene Hand zu nähren, und ihren eigenen Gang am Himmel zu gehen. Manche hoben ſich kühn genug, um auch Sterne zu werden, und müſſen nun dafür die ſchöne grüne Bekleidung der niedrigern Gegenden entbehren. Sie haben dafür nichts erhalten, als daß ſie ihren Vätern das Wetter machen helfen, und Profeten für das tiefere Land ſind, das ſie bald ſchützen, bald mit Ungewittern überſchwemmen.

Seitdem ich in dieſer Höhle wohne, fuhr der Einſiedler fort, habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es iſt unbeſchreiblich, wie dieſe Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorſtellen, die ein Bergmann für ſein Handwerk hegen muß. Wenn ich die ſeltſamen alten Knochen anſehe, die hier in ſo gewaltiger Menge verſammelt ſind; wenn ich mir die wilde Zeit denke, wo dieſe fremdartigen ungeheuren Thiere in dichten Schaaren ſich in dieſe Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angſt vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufſteige, wo dieſe Höhlen zuſammenwuchſen und ungeheure Fluten das Land bedeckten: ſo komme ich mir ſelbſt wie ein Traum der Zukunft, wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar iſt gegen dieſe gewaltſamen, rieſenmäßigen Zeiten die heutige Natur! und das furchtbarſte Gewitter, das entſetzlichſte Erdbeben in unſern Tagen iſt nur ein ſchwacher Nachhall jener grauſenvollen Geburtswehen. Vielleicht daß auch die Pflanzen- und Thierwelt, ja die damaligen Menſchen ſelbſt, wenn es auf einzelnen Eilanden in dieſem Ozean welche gab, eine andere feſtere und rauhere Bauart hatten, — wenigſtens dürfte man die alten Sagen von einem Rieſenvolke dann keiner Erdichtungen zeihen.

Es iſt erfreulich, ſagte der Alte, jene allmählige Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein immer inni-

geres Einverſtändniß, eine friedlichere Gemeinſchaft, eine gegenſeitige Unterſtützung und Belebung ſcheint ſich allmählig gebildet zu haben, und wir können immer beſſeren Zeiten entgegenſehen. Es wäre vielleicht möglich, daß hin und wieder noch alter Sauerteig gährte, und noch einige heftige Erſchütterungen erfolgten; indeß ſieht man doch das allmächtige Streben nach freier, einträchtiger Verfaſſung, und in dieſem Geiſte wird jede Erſchütterung vorübergehen und dem großen Ziele näher führen. Mag es ſeyn, daß die Natur nicht mehr ſo fruchtbar iſt, daß heut zu Tage keine Metalle und Edelſteine, keine Felſen und Berge mehr entſtehen, daß Pflanzen und Thiere nicht mehr zu ſo erſtaunlichen Größen und Kräften aufquellen; je mehr ſich ihre erzeugende Kraft erſchöpft hat, deſto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geſelligen Kräfte zugenommen; ihr Gemüth iſt empfänglicher und zarter, ihre Fantaſie mannichfaltiger und ſinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunſtreicher geworden. Sie nähert ſich dem Menſchen, und wenn ſie ehemals ein wildgebährender Fels war, ſo iſt ſie jetzt eine ſtille, treibende Pflanze, eine ſtumme menſchliche Künſtlerin. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nöthig, deren Ueberfluß auf undenkliche Zeiten ausreicht. Wie klein iſt der Raum, den ich durchwandert bin, und welche mächtige Vorräthe habe ich nicht gleich auf den erſten Blick gefunden, deren Benutzung der Nachwelt überlaſſen bleibt.

Welche Reichthümer verſchließen nicht die Gebirge nach Norden, welche günſtige Anzeichen fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn, am Fuße der Carpatiſchen Gebirge, und in den Felſenthälern von Tyrol, Oeſterreich und Baiern. Ich könnte ein reicher Mann ſeyn, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuſchlagen brauchte. An manchen Orten ſah ich mich wie in einem Zaubergarten. Was ich anſah, war von köſtlichen Metallen, und auf das kunſtreichſte gebildet. In den zierlichen Locken und Aeſten des Silbers hingen glänzende, rubinrothe, durchſichtige Früchte, und die ſchweren Bäumchen ſtanden auf kryſtallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man traute kaum ſeinen Sinnen an dieſen wunderbaren Orten, und ward nicht müde dieſe reizenden Wildniſſe zu durchſtreifen, und ſich an ihren Kleinodien zu ergötzen. Auch auf meiner jetzigen Reiſe habe ich viele Merkwürdigkeiten geſehen, und gewiß iſt in andern Ländern die Erde eben ſo ergiebig und verſchwenderiſch.

Wenn man, ſagte der Unbekannte, die Schätze bedenkt, die im Orient zu Hauſe ſind, ſo iſt daran kein Zweifel; und iſt das ferne Indien, Afrika und Spanien nicht ſchon im Alterthum durch die Reichthümer ſeines Bodens bekannt geweſen? Als Kriegsmann giebt man freilich nicht ſo genau auf die Adern und Klüfte der Berge Acht, indeß habe ich doch zuweilen meine

Betrachtungen über dieſe glänzende Streifen gehabt, die wie ſeltſame Knospen auf eine unerwartete Blüthe und Frucht deuten. Wie hätte ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an dieſen dunkeln Behauſungen vorbeizog, daß ich noch im Schooße eines Berges mein Leben beſchließen würde. Meine Liebe trug mich ſtolz über den Erdboden, und in ihrer Umarmung hoffte ich in ſpäten Jahren zu entſchlafen. Der Krieg endigte, und ich zog nach Hauſe, voll froher Erwartungen eines erquicklichen Herbſtes. Aber der Geiſt des Krieges ſchien der Geiſt meines Glücks zu ſeyn. Meine Marie hatte mir zwei Kinder im Orient geboren. Sie waren die Freude unſers Lebens. Die Seefahrt und die rauhere abendländiſche Luft zerſtörte ihre Blüthe. Ich begrub ſie wenig Tage nach meiner Ankunft in Europa. Kummervoll führte ich meine troſtloſe Gattin nach meiner Heimath. Ein ſtiller Gram mochte den Faden ihres Lebens mürbe gemacht haben. Auf einer Reiſe, die ich bald darauf unternehmen mußte, und auf der ſie mich wie immer begleitete, verſchied ſie ſanft und plötzlich in meinen Armen. Es war hier nahe bei, wo unſere irdiſche Wallfahrt zu Ende ging. Mein Entſchluß war im Augenblick reif. Ich fand, was ich nie erwartet hatte; eine göttliche Erleuchtung kam über mich, und ſeit dem Tage, da ich ſie hier ſelbſt begrub, nahm eine himmliſche Hand allen Kummer von meinem Herzen. Das Grabmal habe ich nach-

her errichten laſſen. Oft ſcheint eine Begebenheit ſich zu endigen, wenn ſie erſt eigentlich beginnt, und dies hat bei meinem Leben ſtatt gefunden. Gott verleihe euch allen ein ſeliges Alter, und ein ſo ruhiges Gemüth wie mir.

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerkſam dem Geſpräche zugehört, und der erſtere fühlte beſonders neue Entwickelungen ſeines ahndungsvollen Innern. Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtſtaub in ſeinen Schooß, und rückten ihn ſchnell aus dem engen Kreiſe ſeiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und er glaubte nie anders gedacht und empfunden zu haben.

Der Einſiedler zeigte ihnen ſeine Bücher. Es waren alte Hiſtorien und Gedichte. Heinrich blätterte in den großen ſchöngemalten Schriften; die kurzen Zeilen der Verſe, die Ueberſchriften, einzelne Stellen und die ſaubern Bilder, die hier und da, wie verkörperte Worte, zum Vorſchein kamen, um die Einbildungskraft des Leſers zu unterſtützen, reizten mächtig ſeine Neugierde. Der Einſiedler bemerkte ſeine innere Luſt, und erklärte ihm die ſonderbaren Vorſtellungen. Die mannichfaltigſten Lebensſcenen waren abgebildet. Kämpfe, Leichenbegängniſſe, Hochzeitsfeierlichkeiten, Schiffbrüche, Höhlen und Paläſte; Könige, Helden, Prieſter, alte und junge Leute, Menſchen in fremden Trachten, und ſelt-

ſame Thiere, kamen in verſchiedenen Abwechſelungen und Verbindungen vor. Heinrich konnte ſich nicht ſatt ſehen, und hätte nichts mehr gewünſcht, als bei dem Einſiedler, der ihn unwiderſtehlich anzog, zu bleiben, und von ihm über dieſe Bücher unterrichtet zu werden. Der Alte fragte unterdeß, ob es noch mehr Höhlen gäbe, und der Einſiedler ſagte ihm, daß noch einige ſehr große in der Nähe lägen, wohin er ihn begleiten wolle. Der Alte war dazu bereit, und der Einſiedler, der die Freude merkte, die Heinrich an ſeinen Büchern hatte, veranlaßte ihn, zurückzubleiben, und ſich während dieſer Zeit weiter unter denſelben umzuſehn. Heinrich blieb mit Freuden bei den Büchern, und dankte ihm innig für ſeine Erlaubniß. Er blätterte mit unendlicher Luſt umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geſchrieben war, die ihm einige Aehnlichkeit mit der Lateiniſchen und Italieniſchen zu haben ſchien. Er hätte ſehnlichſt gewünſcht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich, ohne daß er eine Silbe davon verſtand. Es hatte keinen Titel, doch fand er noch beim Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zuſah, entdeckte er ſeine eigene Geſtalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. Er erſchrak und glaubte zu träumen, aber beim wiederholten Anſehen konnte er nicht mehr an der vollkommenen Aehnlichkeit zweifeln. Er traute kaum ſeinen Sinnen, als er bald

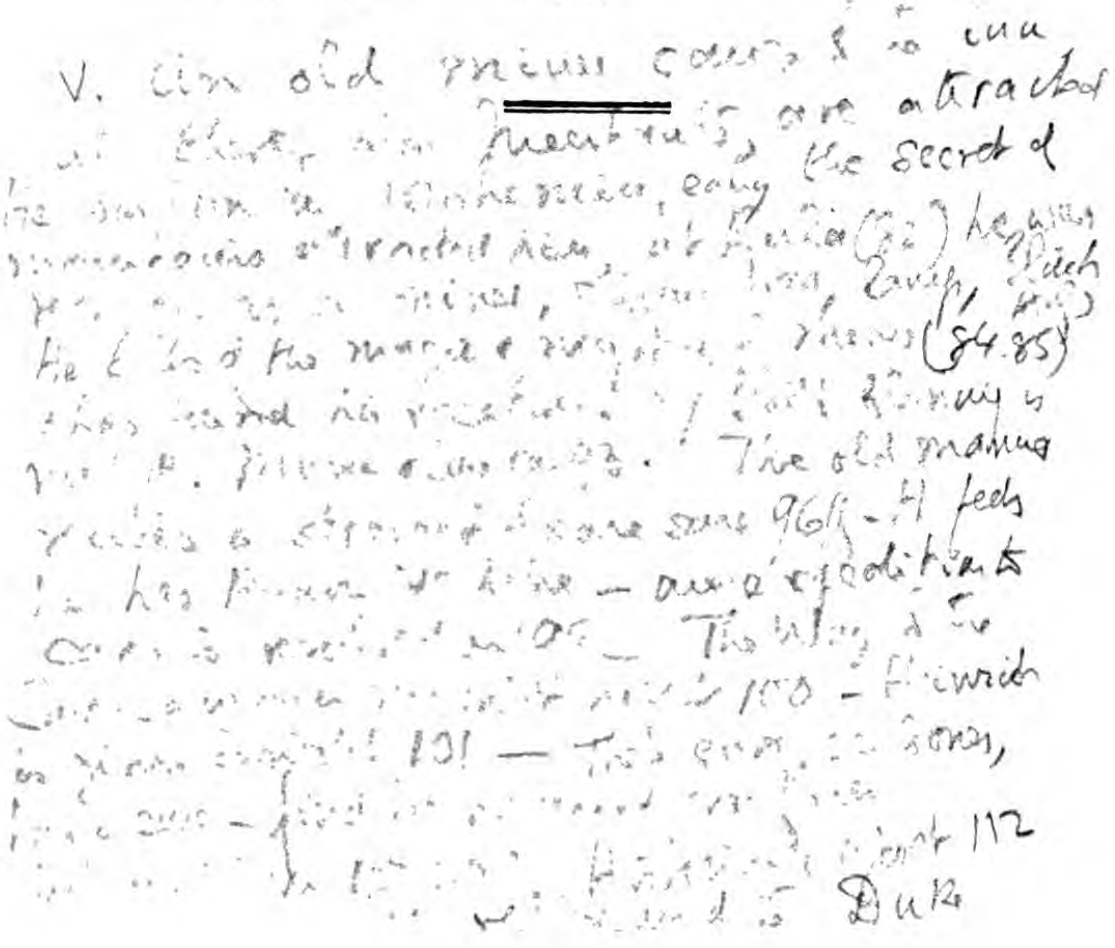
auf einem Bilde die Höhle, den Einſiedler, und den Alten neben ſich entdeckte. Allmählig fand er auf den andern Bildern die Morgenländerin, ſeine Eltern, den Landgrafen und die Landgräfin von Thüringen, ſeinen Freund den Hofkaplan, und manche andere ſeiner Bekannten; doch waren ihre Kleidungen verändert, und ſchienen aus einer andern Zeit zu ſeyn. Eine große Menge Figuren wußte er nicht zu nennen, doch däuchten ſie ihm bekannt. Er ſah ſein Ebenbild in verſchiedenen Lagen. Gegen das Ende kam er ſich größer und edler vor. Die Guitarre ruhte in ſeinen Armen, und die Landgräfin reichte ihm einen Kranz. Er ſah ſich am kaiſerlichen Hofe, zu Schiffe, in trauter Umarmung mit einem ſchlanken lieblichen Mädchen, in einem Kampfe mit wild ausſehenden Männern, und in freundlichen Geſprächen mit Sarazenen und Mohren. Ein Mann von ernſtem Anſehen kam häufig in ſeiner Geſellſchaft vor. Er fühlte tiefe Ehrfurcht vor dieſer hohen Geſtalt, und war froh ſich Arm in Arm mit ihm zu ſehen. Die letzten Bilder waren dunkel und unverſtändlich; doch überraſchten ihn einige Geſtalten ſeines Traumes mit dem innigſten Entzücken; der Schluß des Buches ſchien zu fehlen. Heinrich war ſehr bekümmert, und wünſchte nichts ſehnlicher, als das Buch leſen zu können und vollſtändig zu beſitzen. Er betrachtete die Bilder zu wiederholten Malen, und war beſtürzt, wie er die Geſellſchaft zurückkommen hörte. Eine wunder-

liche Schaam befiel ihn. Er getraute ſich nicht, ſeine Entdeckung merken zu laſſen, machte das Buch zu, und fragte den Einſiedler nur obenhin nach dem Titel und Sprache deſſelben, wo er denn erfuhr, daß es in Provenzaliſcher Sprache geſchrieben ſey. Es iſt lange her, ſeit ich es geleſen habe, ſagte der Einſiedler. Ich kann mich nicht genau mehr des Inhalts entſinnen. Soviel ich weiß, iſt es ein Roman von den wunderbaren Schickſalen eines Dichters, worin die Dichtkunſt in ihren mannichfachen Verhältniſſen dargeſtellt und geprieſen wird. Der Schluß fehlt an dieſer Handſchrift, die ich aus Jeruſalem mitgebracht habe, wo ich ſie in der Verlaſſenſchaft eines Freundes fand, und zu ſeinem Andenken aufhob.

Sie nahmen nun von einander Abſchied, und Heinrich war bis zu Thränen gerührt. Die Höhle war ihm ſo merkwürdig, der Einſiedler ſo lieb geworden.

Alle umarmten dieſen herzlich, und er ſelbſt ſchien ſie lieb gewonnen zu haben. Heinrich glaubte zu bemerken, daß er ihn mit einem freundlichen durchdringenden Blick anſehe. Seine Abſchiedsworte gegen ihn waren ſonderbar bedeutend. Er ſchien von ſeiner Entdeckung zu wiſſen, und darauf anzuſpielen. Bis zum Eingang der Höhle begleitete er ſie, nachdem er ſie und beſonders den Knaben gebeten hatte, ſeiner nicht gegen die Bauern zu erwähnen, weil er ſonſt ihren Zudringlichkeiten ausgeſetzt ſein würde.

Sie verſprachen es alle. Wie ſie von ihm ſchieden, und ſich ſeinem Gebet empfahlen, ſagte er: Wie lange wird es währen, ſo ſehen wir uns wieder, und werden über unſere heutigen Reden lächeln. Ein himmliſcher Tag wird uns umgeben, und wir werden uns freuen, daß wir einander in dieſen Thälern der Prüfung freundlich begrüßten, und von gleichen Geſinnungen und Ahndungen beſeelt waren. Sie ſind die Engel, die uns hier ſicher geleiten. Wenn euer Auge feſt am Himmel haftet, ſo werdet ihr nie den Weg zu eurer Heimath verlieren. — Sie trennten ſich mit ſtiller Andacht, fanden bald ihre zaghaften Gefährten, und erreichten unter allerlei Erzählungen in kurzem das Dorf, wo Heinrichs Mutter, die in Sorgen geweſen war, ſie mit tauſend Freuden empfing.



Sechstes Kapitel.

Menſchen, die zum Handeln, zur Geſchäftigkeit geboren ſind, können nicht früh genug alles ſelbſt betrachten und beleben. Sie müſſen überall ſelbſt Hand anlegen und viele Verhältniſſe durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerſtreuungen vieler und mannichfaltiger Gegenſtände gewiſſermaßen abhärten, und ſich gewöhnen, ſelbſt im Drange großer Begebenheiten, den Faden ihres Zwecks feſtzuhalten, und ihn gewandt hindurch zu führen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer ſtillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in ſich gekehrte Zuſchauerin, ſie muß unabläſſig nach auſſen gerichtet, und eine emſige, ſchnell entſcheidende Dienerin des Verſtandes ſeyn. Sie ſind Helden, und um ſie her drängen ſich die Begebenheiten, die geleitet und gelöſt ſeyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geſchichten unter ihrem Einfluß, und ihr Leben iſt eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und ſeltſamer Ereigniſſe.

Anders iſt es mit jenen ruhigen, unbekannten Menſchen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leiſes Bilden ihrer innern Kräfte iſt. Keine Unruhe treibt ſie nach außen. Ein ſtiller Beſitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauſpiel außer ihnen reizt ſie nicht, ſelbſt darin aufzutreten, ſondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um ſeiner Betrachtung ihre Muſſe zu widmen. Verlangen nach dem Geiſte deſſelben hält ſie in der Ferne, und er iſt es, der ſie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüths in dieſer menſchlichen Welt beſtimmte, während jene die äußeren Gliedmaßen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derſelben vorſtellen.

Große und vielfache Begebenheiten würden ſie ſtören. Ein einfaches Leben iſt ihr Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften müſſen ſie mit dem reichen Inhalt und den zahlloſen Erſcheinungen der Welt bekannt werden. Nur ſelten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall ſie auf einige Zeit in ſeine raſchen Wirbel mit hineinziehen, um durch einige Erfahrungen ſie von der Lage und dem Charakter der handelnden Menſchen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn ſchon genug von nahen unbedeutenden Erſcheinungen beſchäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darſtellen, und ſie werden keinen Schritt thun, ohne die überraſchendſten Entdeckungen in ſich ſelbſt über das Weſen und die Bedeutung derſelben zu machen.

Es ſind die Dichter, dieſe ſeltenen Zugmenſchen, die zuweilen durch unſere Wohnſitze wandeln, und überall den alten ehrwürdigen Dienſt der Menſchheit und ihrer erſten Götter, der Geſtirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Geſundheit, und des Frohſinns erneuern; ſie, die ſchon hier im Beſitz der himmliſchen Ruhe ſind, und von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdiſchen Früchte einathmen, ohne ſie zu verzehren, und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu ſeyn. Freie Gäſte ſind ſie, deren goldener Fuß nur leiſe auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkürlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt ſich, wie ein guter König, frohen und klaren Geſichtern nach aufſuchen, und er iſt es, der allein den Namen eines Weiſen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden vergleicht, ſo findet man, daß die Geſänge der Dichter nicht ſelten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geiſt der Poeſie in irgend ein Gemüth gerufen haben.

Heinrich war von Natur zum Dichter geboren. Mannichfaltige Zufälle ſchienen ſich zu ſeiner Bildung zu vereinigen, und noch hatte nichts ſeine innere Regſamkeit geſtört. Alles was er ſah und hörte ſchien nur neue Riegel in ihm wegzuſchieben, und neue Fenſter ihm zu öffnen. Er ſah die Welt in ihren großen und abwechſelnden Verhältniſſen vor ſich liegen. Noch war

ſie aber ſtumm, und ihre Seele, das Geſpräch, noch nicht erwacht. Schon nahte ſich ein Dichter, ein liebliches Mädchen an der Hand, um durch Laute der Mutterſprache und durch Berührung eines ſüßen zärtlichen Mundes, die blöden Lippen aufzuſchließen, und den einfachen Accord in unendliche Melodien zu entfalten.

Die Reiſe war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unſere Reiſenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gaſſen nach dem anſehnlichen Hauſe des alten Schwaning ritten.

Heinrich war ſchon die Gegend ſehr reizend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die großen, ſteinernen Häuſer befremdeten ihn angenehm. Er freute ſich inniglich über ſeinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war ſehr vergnügt nach der langen mühſeligen Reiſe ſich hier in ihrer geliebten Vaterſtadt zu ſehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorſtellen, und einmal alle Sorgen des Hausweſens bei den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergeſſen zu können. Die Kaufleute hofften ſich bei den dortigen Luſtbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entſchädigen, und einträgliche Geſchäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden ſie erleuchtet, und eine luſtige Muſik tönte ihnen entgegen.

Was gilt's, ſagten die Kaufleute, euer Großvater giebt ein fröhliches Feſt. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäſte erſtaunen. Er läßt es ſich wohl nicht träumen, daß das wahre Feſt nun erſt angehen wird. Heinrich fühlte ſich verlegen, und ſeine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie ſtiegen ab, die Kaufleute blieben bei den Pferden, und Heinrich und ſeine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenoſſe zu ſehen. Sie mußten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener liefen vorüber; ſie baten dieſe, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzuſagen, die ihn zu ſprechen wünſchten. Die Diener machten anfangs einige Schwierigkeiten; die Reiſenden ſahen nicht zum beſten aus; doch meldeten ſie es dem Herrn des Hauſes. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte ſie nicht gleich, und fragte nach ihren Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt ihr eure Tochter nicht mehr? rief ſie weinend. Ich bringe euch meinen Sohn. Der alte Vater war äußerſt gerührt. Er drückte ſie lange an ſeine Bruſt; Heinrich ſank auf ein Knie, und küßte ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu ſich, und hielt Mutter und Sohn umarmt. Geſchwind herein, ſagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bei mir, die ſich herzlich mit mir freuen werden. Heinrichs Mutter ſchien einigen Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit ſich zu

beſinnen. Der Vater führte beide in den hohen erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus Eiſenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menſchen. Aller Augen kehrten ſich nach der Thür; alles lief herzu, die Muſik ſchwieg, und die beiden Reiſenden ſtanden verwirrt und geblendet, in ihren ſtaubigen Kleidern, mitten in der bunten Schaar. Tauſend freudige Ausrufungen gingen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten ſich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen. Jedes wollte zuerſt gekannt und bewillkommet ſeyn. Während der ältere Theil der Geſellſchaft ſich mit der Mutter beſchäftigte, heftete ſich die Aufmerkſamkeit des jüngeren Theils auf den fremden Jüngling, der mit geſenktem Blick da ſtand, und nicht das Herz hatte die unbekannten Geſichter wieder zu betrachten. Sein Großvater machte ihn mit der Geſellſchaft bekannt, und erkundigte ſich nach ſeinem Vater und den Vorfällen ihrer Reiſe.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bei den Pferden geblieben waren. Sie ſagte es ihrem Vater, welcher ſogleich hinunter ſchickte, und ſie einladen ließ heraufzukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erſchienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundſchaftliche Geleitung ſeiner Tochter. Sie waren mit vielen Anweſenden bekannt, und begrüßten ſich freund-

lich mit ihnen. Die Mutter wünſchte ſich reinlich anzukleiden zu dürfen. Schwaning nahm ſie auf ſein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Abſicht.

Unter der Geſellſchaft war Heinrich ein Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an ſeiner Seite geſehen zu haben glaubte. Sein edles Anſehen zeichnete ihn vor allen aus. Ein heitrer Ernſt war der Geiſt ſeines Geſichts; eine offene, ſchön gewölbte Stirn, große, ſchwarze, durchdringende und feſte Augen, ein ſchalkhafter Zug um den fröhlichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältniſſe machten es bedeutend und anziehend. Er war ſtark gebaut, ſeine Bewegungen waren ruhig und ausdrucksvoll, und wo er ſtand, ſchien er ewig ſtehen zu wollen. Heinrich fragte ſeinen Großvater nach ihm. Es iſt mir lieb, ſagte der Alte, daß du ihn gleich bemerkt haſt. Es iſt mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dichter. Auf ſeine Bekanntſchaft und Freundſchaft kannſt du ſtolzer ſeyn, als auf die des Kaiſers. Aber wie ſtehts mit deinem Herzen? Er hat eine ſchöne Tochter; vielleicht daß dieſe den Vater bei dir ausſticht. Es ſollte mich wundern, wenn du ſie nicht bemerkt hätteſt. Heinrich erröthete. Ich war zerſtreut, lieber Großvater. Die Geſellſchaft war zahlreich, und ich betrachtete nur euren Freund. Man merkt es, daß du aus Norden kömmſt, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier ſchon aufthauen. Du ſollſt ſchon lernen nach hübſchen Augen ſehn.

Sie waren nun fertig, und begaben ſich zurück in den Saal, wo indeß die Zurüſtungen zum Abendeſſen gemacht worden waren. Der alte Schwaning führte Heinrich auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daß Heinrich ihn gleich bemerkt und den lebhafteſten Wunſch habe mit ihm bekannt zu ſeyn.

Heinrich war beſchämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von ſeinem Vaterlande und ſeiner Reiſe. Es lag ſoviel Zutrauliches in ſeiner Stimme, daß Heinrich bald ein Herz faßte, und ſich freimüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning wieder zu ihnen, und brachte die ſchöne Mathilde. Nehmt euch meines ſchüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daß er eher euren Vater, als euch geſehn hat. Eure glänzenden Augen werden ſchon die ſchlummernde Jugend in ihm wecken. In ſeinem Vaterlande kommt der Frühling ſpät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie ſahen ſich einander mit Verwunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leiſen Worten: ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine fröhliche Tanzmuſik an. Er bot ihr ſchweigend ſeine Hand; ſie gab ihm die ihrige, und ſie miſchten ſich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr ſahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freuten ſich über Heinrichs Behendigkeit, und ſeine liebliche Tänzerin. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugendfreundinnen zu

ſprechen, die ihr zu einem ſo wohlgebildeten und ſo hoffnungsvollen Sohn Glück wünſchten. Klingsohr ſagte zu Schwaning: Euer Enkel hat ein anziehendes Geſicht. Es zeigt ein klares und umfaſſendes Gemüth, und ſeine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich hoffe, erwiederte Schwaning, daß er euer gelehriger Schüler ſeyn wird. Mir däucht er iſt zum Dichter geboren. Euer Geiſt komme über ihn. Er ſieht ſeinem Vater ähnlich; nur ſcheint er weniger heftig und eigenſinnig. Jener war in ſeiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewiſſe Freiſinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleißiger und fertiger Künſtler. — Heinrich wünſchte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte ſein Auge auf den Roſen ſeiner Tänzerin. Ihr unſchuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie ſchien der Geiſt ihres Vaters in der lieblichſten Verkleidung. Aus ihren großen ruhigen Augen ſprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne. Stirn und Naſe ſenkten ſich zierlich um ſie her. Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr Geſicht, und von dem ſchlanken, weißen Halſe ſchlängelten ſich blaue Adern in reizenden Windungen um die zarten Wangen. Ihre Stimme war wie ein fernes Echo, und das braune lockige Köpfchen ſchien über der leichten Geſtalt nur zu ſchweben.

Die Schüſſeln kamen herein, und der Tanz war

aus. Die ältern Leute ſetzten ſich auf die eine Seite, und die jüngern nahmen die andere ein.

Heinrich blieb bei Mathilden. Eine junge Verwandte ſetzte ſich zu ſeiner Linken, und Klingsohr ſaß ihm gerade gegenüber. So wenig Mathilde ſprach, ſo geſprächig war Veronika, ſeine andere Nachbarin. Sie that gleich mit ihm vertraut, und machte ihn in kurzem mit allen Anweſenden bekannt. Heinrich verhörte manches. Er war noch bei ſeiner Tänzerin, und hätte ſich gern öfters rechts gewandt. Klingsohr machte ihrem Plaudern ein Ende. Er fragte ihn nach dem Bande mit ſonderbaren Figuren, welches Heinrich an ſeinem Leibrocke befeſtigt hatte. Heinrich erzählte von der Morgenländerin mit vieler Rührung. Mathilde weinte, und Heinrich konnte nun ſeine Thränen kaum verbergen. Er gerieth darüber mit ihr ins Geſpräch. Alle unterhielten ſich; Veronika lachte und ſcherzte mit ihren Bekannten. Mathilde erzählte ihm von Ungarn, wo ihr Vater ſich oft aufhielt, und von dem Leben in Augsburg. Alle waren vergnügt. Die Muſik verſcheuchte die Zurückhaltung, und reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Blumenkörbe dufteten in voller Pracht auf dem Tiſche, und der Wein ſchlich zwiſchen den Schüſſeln und Blumen umher, ſchüttelte ſeine goldenen Flügel, und ſtellte bunte Tapeten zwiſchen die Welt und die Gäſte. Heinrich begriff erſt jetzt, was ein Feſt ſei. Tauſend frohe Geiſter ſchienen

ihm um den Tiſch zu gaukeln, und in ſtiller Sympathie mit den fröhlichen Menſchen von ihren Freuden zu leben, und mit ihren Genüſſen ſich zu berauſchen. Der Lebensgenuß ſtand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor ihm. Das Uebel ließ ſich nicht ſehen, und es dünkte ihm unmöglich, daß je die menſchliche Neigung von dieſem Baume zu der gefährlichen Frucht des Erkenntniſſes, zu dem Baume des Krieges, ſich gewendet haben ſollte. Er verſtand nun den Wein und die Speiſen. Sie ſchmeckten ihm überaus köſtlich. Ein himmliſches Oehl würzte ſie ihm, und aus dem Becher funkelte die Herrlichkeit des irdiſchen Lebens. Einige Mädchen brachten dem alten Schwaning einen friſchen Kranz. Er ſetzte ihn auf, küßte ſie und ſagte: Auch unſerm Freund Klingsohr müßt ihr einen bringen, wir wollen beide zum Dank euch ein paar neue Lieder lehren. Das meinige ſollt ihr gleich haben. Er gab der Muſik ein Zeichen, und ſang mit lauter Stimme:

Sind wir nicht geplagte Weſen?
Iſt nicht unſer Loos betrübt?
Nur zu Zwang und Noth erleſen
In Verſtellung nur geübt,
Dürfen ſelbſt nicht unſre Klagen —
Sich aus unſerm Buſen wagen.

Allem, was die Eltern ſprechen,
Widerſpricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen
Fühlen wir der Sehnſucht Schmerz;
Möchten gern die ſüßen Knaben
Feſt an unſern Herzen haben.

*

Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrei ſind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde
Außer ſüßen Träumen noch?
Will man ſie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen ſie von dannen.

*

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einſamkeit,
Und zu unſern Kiſſen treten
Sehnſucht und Gefälligkeit.
Konnten wir wohl widerſtreben
Alles, Alles hinzugeben?

*

Unſre Reize zu verhüllen
Schreibt die ſtrenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen
Quellen ſie nicht ganz empor?
Bei der Sehnſucht innerm Beben
Muß das beſte Band ſich geben.

Jede Neigung zu verſchließen,
Hart und kalt zu ſein wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Fleißig und allein zu ſein,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heißt das wohl ein Jugendleben?

*

Groß ſind eines Mädchens Plagen,
Ihre Bruſt iſt krank und wund,
Und zum Lohn für ſtille Klagen
Küßt ſie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt ſich wenden,
Und das Reich der Alten enden?

*

Die alten Leute und die Jünglinge lachten. Die Mädchen errötheten und lächelten abwärts. Unter tauſend Neckereien wurde ein zweiter Kranz geholt, und Klingsohr aufgeſetzt. Sie baten aber inſtändig um keinen ſo leichtfertigen Geſang. Nein, ſagte Klingsohr, ich werde mich wohl hüten ſo frevelhaft von euren Geheimniſſen zu reden. Sagt ſelbſt, was ihr für ein Lied haben wollt. Nur nichts von Liebe, riefen die Mädchen, ein Weinlied, wenn es euch anſteht. Klingsohr ſang:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

*

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schooß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

*

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdiſche Geſchoß.
Er träumt von Feſten und von Siegen
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.

*

Es nahe keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

*

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang er träumt, ſich um ihn her;
Und wer betritt die heilige Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn.
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten
Und kommt heraus, wenn ſie ihm flehn.

*

Aus ſeiner Wiege dunklem Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand;
Verſchwiegner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

*

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut;
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

*

Er ſprützt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

*

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

*

Ein ſchöner Prophet! riefen die Mädchen. Schwaning freute ſich herzlich. Sie machten noch einige Einwendungen, aber es half nichts. Sie mußten ihm die ſüßen Lippen hinreichen. Heinrich ſchämte ſich nur vor ſeiner ernſten Nachbarin, ſonſt hätte er ſich laut über das Vorrecht der Dichter gefreut. Veronika war unter den Kranzträgerinnen. Sie kam fröhlich zurück und ſagte zu Heinrich: nicht wahr, es iſt hübſch, wenn man ein Dichter iſt? Heinrich getraute ſich nicht dieſe Frage zu benutzen. Der Uebermuth der Freude und der Ernſt der erſten Liebe kämpften in ſeinem Gemüth. Die reizende Veronika ſcherzte mit den Andern, und ſo gewann er Zeit, den erſten etwas zu dämpfen. Mathilde erzählte ihm, daß ſie die Guitarre ſpiele. Ach! ſagte Heinrich, von euch möchte ich ſie lernen. Ich habe mich lange darnach geſehnt. — Mein Vater hat mich unterrichtet. Er ſpielt ſie unvergleichlich, ſagte ſie erröthend. — Ich glaube doch, erwiederte Heinrich, daß ich ſie ſchneller bei euch lerne. Wie freue ich mich euren Geſang zu hören. — Stellet euch nur nicht zu

viel vor. — O! ſagte Heinrich, was ſollte ich nicht erwarten können, da euere bloße Rede ſchon Geſang iſt, und eure Geſtalt eine himmliſche Muſik verkündigt.

Mathilde ſchwieg. Ihr Vater fing ein Geſpräch mit ihm an, in welchem Heinrich mit der lebhafteſten Begeiſterung ſprach. Die Nächſten wunderten ſich über des Jünglings Beredtſamkeit, über die Fülle ſeiner bildlichen Gedanken. Mathilde ſah ihn mit ſtiller Aufmerkſamkeit an. Sie ſchien ſich über ſeine Reden zu freuen, die ſein Geſicht mit den ſprechendſten Mienen noch mehr erklärte. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er ſah ſich zuweilen nach Mathilden um, die über den Ausdruck ſeines Geſichts erſtaunte. Im Feuer des Geſprächs ergriff er unvermerkt ihre Hand, und ſie konnte nicht umhin, manches, was er ſagte, mit einem leiſen Druck zu beſtätigen. Klingsohr wußte ſeinen Enthuſiasmus zu unterhalten, und lockte allmählig ſeine ganze Seele auf die Lippen. Endlich ſtand alles auf. Alles ſchwärmte durch einander. Heinrich war an Mathildens Seite geblieben. Sie ſtanden unbemerkt abwärts. Er hielt ihre Hand, und küßte ſie zärtlich. Sie ließ ſie ihm, und blickte ihn mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit an. Er konnte ſich nicht halten, neigte ſich zu ihr, und küßte ihre Lippen. Sie war überraſcht, und erwiederte unwillkührlich ſeinen heißen Kuß. Gute Mathilde — lieber Heinrich — das war alles, was ſie einander ſa-

gen konnten. Sie drückte ſeine Hand, und ging unter die Anderen. Heinrich ſtand wie im Himmel. Seine Mutter kam auf ihn zu. Er ließ ſeine ganze Zärtlichkeit an ihr aus. Sie ſagte: Iſt es nicht gut, daß wir nach Augsburg gereiſt ſind? Nicht wahr, es gefällt dir? Liebe Mutter, ſagte Heinrich, ſo habe ich mir es doch nicht vorgeſtellt. Es iſt ganz herrlich.

Der Reſt des Abends verging in unendlicher Fröhlichkeit. Die Alten ſpielten, plauderten, und ſahen den Tänzen zu. Die Muſik wogte wie ein Luſtmeer im Saale, und hob die berauſchte Jugend.

Heinrich fühlte die entzückenden Weiſſagungen der erſten Luſt und Liebe zugleich. Auch Mathilde ließ ſich willig von den ſchmeichelnden Wellen tragen, und verbarg ihr zärtliches Zutrauen, ihre aufkeimende Neigung zu ihm nur hinter einem leichten Flor. Der alte Schwaning bemerkte das kommende Verſtändniß, und neckte beide.

Klingsohr hatte Heinrich lieb gewonnen, und freute ſich ſeiner Zärtlichkeit. Die andern Jünglinge und Mädchen hatten es bald bemerkt. Sie zogen die ernſte Mathilde mit dem jungen Thüringer auf, und verhehlten nicht, daß es ihnen lieb ſei, Mathildens Aufmerkſamkeit nicht mehr bei ihren Herzensgeſchäften ſcheuen zu dürfen.

Es war tief in der Nacht, als die Geſellſchaft auseinander ging. Das erſte und einzige Feſt meines Le-

bens! ſagte Heinrich zu ſich ſelbſt, als er allein war, und ſeine Mutter ſich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Iſt mir nicht zu Muthe, wie in jenem Traume, beim Anblick der blauen Blume? Welcher ſonderbare Zuſammenhang iſt zwiſchen Mathilden und dieſer Blume? Jenes Geſicht, das aus dem Kelche ſich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmliſches Geſicht, und nun erinnere ich mich auch, es in jenem Buche geſehen zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht ſo bewegt? O! ſie iſt der ſichtbare Geiſt des Geſanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Muſik auflöſen. Sie wird meine innerſte Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers ſeyn. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um ſie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um ſie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eigenes ungetheiltes Daſein zu ihrer Anſchauung und Anbetung? und bin ich der Glückliche, deſſen Weſen das Echo, der Spiegel des ihrigen ſeyn darf? Es war kein Zufall, daß ich ſie am Ende meiner Reiſe ſah, daß ein ſeliges Feſt den höchſten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nicht anders ſeyn; macht ihre Gegenwart nicht alles feſtlich?

Er trat ans Fenſter. Das Chor der Geſtirne ſtand am dunkeln Himmel, und im Morgen kündigte ein weißer Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: Euch,

ihr ewigen Geſtirne, ihr ſtillen Wanderer, euch rufe ich zum Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue ſoll mein Herz an das ihrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht iſt vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich ſelbſt zum nie verglühenden Opfer an.

Heinrich war erhitzt, und nur ſpät gegen Morgen ſchlief er ein. In wunderliche Träume floſſen die Gedanken ſeiner Seele zuſammen. Ein tiefer blauer Strom ſchimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche ſchwamm ein Kahn. Mathilde ſaß und ruderte. Sie war mit Kränzen geſchmückt, ſang ein einfaches Lied, und ſah nach ihm mit ſüßer Wehmuth herüber. Seine Bruſt war beklommen. Er wußte nicht warum. Der Himmel war heiter, die Flut ruhig. Ihr himmliſches Geſicht ſpiegelte ſich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an ſich umzudrehen. Er rief ihr ängſtlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der ſich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er ſtürzte ſich in den Strom, aber er konnte nicht fort, das Waſſer trug ihn. Sie winkte, ſie ſchien ihm etwas ſagen zu wollen, der Kahn ſchöpfte ſchon Waſſer; doch lächelte ſie mit einer unſäglichen Innigkeit, und ſah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es ſie hinunter. Eine leiſe Luft ſtrich über den Strom, der eben ſo ruhig und

glänzend floß, wie vorher. Die entſetzliche Angſt raubte ihm das Bewußtſein. Das Herz ſchlug nicht mehr. Er kam erſt zu ſich, als er ſich auf trocknem Boden fühlte. Er mochte weit geſchwommen ſeyn. Es war eine fremde Gegend. Er wußte nicht wie ihm geſchehen war. Sein Gemüth war verſchwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entſetzlich matt fühlte er ſich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, ſie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand ſchöpfte er einige Tropfen, und netzte ſeine dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die ſchreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten ihn an. Ihm wurde ſo wohl und heimathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme. Er ſah ſich um, und Mathilde ſchloß ihn in ihre Arme. Warum liefſt du vor mir, liebes Herz? ſagte ſie tiefathmend. Kaum konnte ich dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte ſie an ſich. — Wo iſt der Strom? rief er mit Thränen. Siehſt du nicht ſeine blauen Wellen über uns? Er ſah hinauf, und der blaue Strom floß leiſe über ihrem Haupte. Wo ſind wir, liebe Mathilde? Bei unſern Eltern. Bleiben wir zuſammen? Ewig, verſetzte ſie, indem ſie ihre Lippen an die ſeinigen drückte, und ihn ſo umſchloß, daß ſie nicht wieder von ihm konnte.

Sie ſagte ihm ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, was ſein ganzes Weſen durchklang. Er wollte es wiederholen, als ſein Großvater rief und er aufwachte. Er hätte ſein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wiſſen.

Siebentes Kapitel.

Klingsohr ſtand vor ſeinem Bette, und bot ihm freundlich guten Morgen. Er ward munter, und fiel Klingsohr um den Hals. Das gilt euch nicht, ſagte Schwaning. Heinrich lächelte, und verbarg ſein Erröthen an den Wangen ſeiner Mutter.

Habt ihr Luſt, mit mir vor der Stadt auf einer ſchönen Anhöhe zu frühſtücken? ſagte Klingsohr. Der herrliche Morgen wird euch erfriſchen. Kleidet euch an. Mathilde wartet ſchon auf uns.

Heinrich dankte mit tauſend Freuden für dieſe willkommene Einladung. In einem Augenblick war er fertig, und küßte Klingsohr mit vieler Inbrunſt die Hand.

Sie gingen zu Mathilden, die in ihrem einfachen Morgenkleide wunderlieblich ausſah, und ihn freundlich grüßte. Sie hatte ſchon das Frühſtück in ein Körbchen gepackt, das ſie an den Arm hing, und die andere Hand unbefangen Heinrich reichte. Klingsohr folgte ihnen, und ſo wandelten ſie durch die Stadt, die ſchon voller

Lebendigkeit war, nach einem kleinen Hügel am Fluſſe, wo ſich unter einigen hohen Bäumen eine weite und volle Ausſicht öffnete.

Habe ich doch ſchon oft, rief Heinrich aus, mich an dem Aufgang der bunten Natur, an der friedlichen Nachbarſchaft ihres mannichfaltigen Eigenthums ergötzt; aber eine ſo ſchöpferiſche und gediegene Heiterkeit hat mich noch nie erfüllt, wie heute. Jene Fernen ſind mir ſo nah, und die reiche Landſchaft iſt mir wie eine innere Fantaſie. Wie veränderlich iſt die Natur, ſo unwandelbar auch ihre Oberfläche zu ſein ſcheint. Wie anders iſt ſie, wenn ein Engel, wenn ein kräftiger Geiſt neben uns iſt, als wenn ein Nothleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünſtig die Witterung ihm ſei, und wie nöthig er düſtre Regentage für ſeine Saat brauche. Euch, theuerſter Meiſter, bin ich dieſes Vergnügen ſchuldig; ja dieſes Vergnügen, denn es giebt kein anders Wort, was wahrhafter den Zuſtand meines Herzens ausdrückte. Freude, Luſt und Entzücken ſind nur die Glieder des Vergnügens, das ſie zu einem höhern Leben verknüpft. Er drückte Mathildens Hand an ſein Herz, und verſank mit einem feurigen Blick in ihr mildes, empfängliches Auge.

Die Natur, verſetzte Klingsohr, iſt für unſer Gemüth, was ein Körper für das Licht iſt. Er hält es zurück; er bricht es in eigenthümliche Farben; er zündet auf ſeiner Oberfläche oder in ſeinem Innern ein

Licht an, das, wenn es ſeiner Dunkelheit gleich kommt, ihn klar und durchſichtig macht, wenn es ſie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber ſelbſt der dunkelſte Körper kann durch Waſſer, Feuer und Luft dahin gebracht werden, daß er hell und glänzend wird.

Ich verſtehe euch, lieber Meiſter. Die Menſchen ſind Kryſtalle für unſer Gemüth. Sie ſind die durchſichtige Natur. Liebe Mathilde, ich möchte euch einen köſtlichen lautern Sapphir nennen. Ihr ſeid klar und durchſichtig wie der Himmel, ihr erleuchtet mit dem mildeſten Lichte. Aber ſagt mir, lieber Meiſter, ob ich Recht habe: mich dünkt, daß man gerade, wenn man am innigſten mit der Natur vertraut iſt, am wenigſten von ihr ſagen könnte und möchte.

Wie man das nimmt, verſetzte Klingsohr, ein anderes iſt es mit der Natur für unſern Genuß und unſer Gemüth; ein anderes mit der Natur für unſern Verſtand, für das leitende Vermögen unſerer Weltkräfte. Man muß ſich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergeſſen. Es giebt viele, die nur die eine Seite kennen, und die andere geringſchätzen. Aber beide kann man vereinigen, und man wird ſich wohl dabei befinden. Schade, daß ſo wenige darauf denken, ſich in ihrem Innern frei und geſchickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung ſich den zweckmäßigſten und natürlichſten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu ſichern.

TAYLOR INST. OXFORD

Gewöhnlich hindert eine die andere, und ſo entſteht allmählig eine unbehülfliche Trägheit, daß wenn nun ſolche Menſchen einmal mit geſammten Kräften aufſtehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und Streit beginnt, und alles über einander ungeſchickt herſtolpert. Ich kann euch nicht genug anrühmen, euren Verſtand, euren natürlichen Trieb, zu wiſſen wie alles ſich begiebt und untereinander nach Geſetzen der Folge zuſammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterſtützen. Nichts iſt dem Dichter unentbehrlicher, als Einſicht in die Natur jedes Geſchäfts, Bekanntſchaft mit den Mitteln, jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geiſtes, nach Zeit und Umſtänden, die ſchicklichſten zu wählen. Begeiſterung ohne Verſtand iſt unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er ſelbſt über Wunder erſtaunt.

Iſt aber dem Dichter nicht ein inniger Glaube an die menſchliche Regierung des Schickſals unentbehrlich?

Unentbehrlich allerdings, weil er ſich das Schickſal nicht anders vorſtellen kann, wenn er reiflich darüber nachdenkt; aber wie entfernt iſt dieſe heitere Gewißheit von jener ängſtlichen Ungewißheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens. Und ſo iſt auch die kühle, belebende Wärme eines dichteriſchen Gemüths gerade das Widerſpiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Dieſe iſt arm, betäubend und vorübergehend; jene ſondert alle Geſtalten rein ab, begünſtigt die Ausbildung der mannichfaltigſten Verhältniſſe, und iſt ewig

durch ſich ſelbſt. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht beſonnen genug ſeyn. Zur wahren melodiſchen Geſprächigkeit gehört ein weiter, aufmerkſamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrnes Geſchwätz, wenn ein reißender Sturm in der Bruſt tobt, und die Aufmerkſamkeit in eine zitternde Gedankenloſigkeit auflöſt. Nochmals wiederhole ich, das ächte Gemüth iſt wie das Licht, eben ſo ruhig und empfindlich, eben ſo elaſtiſch und durchdringlich, eben ſo mächtig und eben ſo unmerklich wirkſam, wie dieſes köſtliche Element, das auf alle Gegenſtände ſich mit feiner Abgemeſſenheit vertheilt, und ſie alle in reizender Mannichfaltigkeit erſcheinen läßt. Der Dichter iſt reiner Stahl, eben ſo empfindlich, wie ein zerbrechlicher Glasfaden, und eben ſo hart, wie ein ungeſchmeidiger Kieſel.

Ich habe das ſchon zuweilen gefühlt, ſagte Heinrich, daß ich in den innigſten Minuten weniger lebendig war als zu andern Zeiten, wo ich frei umhergehen und alle Beſchäftigungen mit Luſt treiben konnte. Ein geiſtiges ſcharfes Weſen durchdrang mich dann, und ich durfte jeden Sinn nach Gefallen brauchen, jeden Gedanken, wie einen wirklichen Körper, umwenden, und von allen Seiten betrachten. Ich ſtand mit ſtillem Antheil an der Werkſtatt meines Vaters, und freute mich, wenn ich ihm helfen und etwas geſchickt zu Stande bringen konnte. Geſchicklichkeit hat einen ganz beſondern ſtärkenden Reiz, und es iſt wahr, ihr Bewußtſein

verſchafft einen dauerhafteren und deutlicheren Genuß, als jenes überfließende Gefühl einer unbegreiflichen, überſchwenglichen Herrlichkeit.

Glaubt nicht, ſagte Klingsohr, daß ich das letztere tadle; aber es muß von ſelbſt kommen, und nicht geſucht werden. Seine ſparſame Erſcheinung iſt wohlthätig; öfterer wird ſie ermüdend und ſchwächend. Man kann nicht ſchnell genug ſich aus der ſüßen Betäubung reißen, die es hinterläßt, und zu einer regelmäßigen und mühſamen Beſchäftigung zurückkehren. Es iſt wie mit den anmuthigen Morgenträumen, aus deren einſchläferndem Wirbel man nur mit Gewalt ſich herausziehen kann, wenn man nicht in immer drückendere Müdigkeit gerathen, und ſo in krankhafter Erſchöpfung nachher den ganzen Tag hinſchleppen will.

Die Poeſie will vorzüglich, fuhr Klingsohr fort, als ſtrenge Kunſt getrieben werden. Als bloßer Genuß hört ſie auf Poeſie zu ſeyn. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das iſt ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten, und Geſchicklichkeit alle ſeine Fähigkeiten in eine gegenſeitige belebende Thätigkeit zu verſetzen und darin zu erhalten, das ſind die Erforderniſſe unſerer Kunſt. Wenn ihr euch mir überlaſſen wollt, ſo ſoll kein Tag euch vergehn, wo ihr nicht eure Kenntniſſe bereichert, und einige nützliche Einſichten

erlangt habt. Die Stadt iſt reich an Künſtlern aller Art. Es giebt einige erfahrne Staatsmänner, einige gebildete Kaufleute hier. Man kann ohne große Umſtände mit allen Ständen, mit allen Gewerben, mit allen Verhältniſſen und Erforderniſſen der menſchlichen Geſellſchaft ſich bekannt machen. Ich will euch mit Freuden in dem Handwerksmäßigen unſerer Kunſt unterrichten, und die merkwürdigſten Schriften mit euch leſen. Ihr könnt Mathildens Lehrſtunden theilen, und ſie wird euch gern die Guitarre ſpielen lehren. Jede Beſchäftigung wird die übrigen vorbereiten, und wenn ihr ſo euren Tag gut angelegt habt, ſo werden euch das Geſpräch und die Freuden des geſellſchaftlichen Abends, und die Anſichten der ſchönen Landſchaft umher mit den heiterſten Genüſſen immer wieder überraſchen.

Welches herrliche Leben ſchließt ihr mir auf, liebſter Meiſter. Unter eurer Leitung werde ich erſt merken, welches edle Ziel vor mir ſteht, und wie ich es nur durch euren Rath zu erreichen hoffen darf.

Klingsohr umarmte ihn zärtlich. Mathilde brachte ihnen das Frühſtück, und Heinrich fragte ſie mit zärtlicher Stimme, ob ſie ihn gern zum Begleiter ihres Unterrichts und zum Schüler annehmen wollte. Ich werde wohl ewig euer Schüler bleiben, ſagte er, indem ſich Klingsohr nach einer andern Seite wandte. Sie neigte ſich unmerklich zu ihm hin. Er umſchlang ſie, und küßte den weichen Mund des erröthenden Mäd-

chens. Nur ſanft bog ſie ſich von ihm weg, doch reichte ſie ihm mit der kindlichſten Anmuth eine Roſe, die ſie am Buſen trug. Sie machte ſich mit ihrem Körbchen zu thun. Heinrich ſah ihr mit ſtillem Entzücken nach, küßte die Roſe, heftete ſie an ſeine Bruſt, und ging auf Klingsohrs Seite, der nach der Stadt hinüber ſah.

Wo ſeid ihr hergekommen? fragte Klingsohr. Ueber jenen Hügel herunter, erwiederte Heinrich. In jene Ferne verliert ſich unſer Weg. — Ihr müßt ſchöne Gegenden geſehen haben. — Faſt ununterbrochen ſind wir durch reizende Landſchaften gereiſet. Auch eure Vaterſtadt hat wohl eine anmuthige Lage? — Die Gegend iſt abwechſelnd genug; doch iſt ſie noch wild, und ein großer Fluß fehlt ihr. Die Ströme ſind die Augen einer Landſchaft. — Die Erzählung eurer Reiſe, ſagte Klingsohr, hat mir geſtern Abend eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ich habe wohl gemerkt, daß der Geiſt der Dichtkunſt euer freundlicher Begleiter iſt. Eure Gefährten ſind unbemerkt ſeine Stimmen geworden. In der Nähe des Dichters bricht die Poeſie überall aus. Das Land der Poeſie, das romantiſche Morgenland, hat euch mit ſeiner ſüßen Wehmuth begrüßt; der Krieg hat euch in ſeiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur und Geſchichte ſind euch unter der Geſtalt eines Bergmanns und eines Einſiedlers begegnet.

Ihr vergeßt das Beſte, lieber Meiſter, die himmliſche Erſcheinung der Liebe. Es hängt nur von euch

ab, dieſe Erſcheinung mir auf ewig feſtzuhalten. Was meinſt du? rief Klingsohr, indem er ſich zu Mathilden wandte, die eben auf ihn zukam; haſt du Luſt Heinrichs unzertrennliche Gefährtin zu ſeyn? Wo du bleibſt, bleibe ich auch. Mathilde erſchrak; ſie flog in die Arme ihres Vaters. Heinrich zitterte in unendlicher Freude. Wird er mich denn ewig geleiten wollen, lieber Vater? Frage ihn ſelbſt, ſagte Klingsohr gerührt. Sie ſah Heinrich mit der innigſten Zärtlichkeit an. Meine Ewigkeit iſt ja dein Werk, rief Heinrich, indem ihm die Thränen über die blühenden Wangen ſtürzten. Sie umſchlangen ſich zugleich. Klingsohr faßte ſie in ſeine Arme. Meine Kinder, rief er, ſeid einander treu bis in den Tod! Liebe und Treue werden euer Leben zur ewigen Poeſie machen.

Achtes Kapitel.

Nachmittags führte Klingsohr seinen neuen Sohn, an dessen Glück seine Mutter und Großvater den zärtlichsten Antheil nahmen, und Mathilden wie seinen Schutzgeist verehrten, in seine Stube und machte ihn mit den Büchern bekannt. Sie sprachen nachher von Poesie.

Ich weiß nicht, sagte Klingsohr, warum man es für Poesie nach gemeiner Weise hält, wenn man die Natur für einen Poeten ausgiebt. Sie ist es nicht zu allen Zeiten. Es ist in ihr, wie in dem Menschen, ein entgegengesetztes Wesen, die dumpfe Begierde und die stumpfe Gefühllosigkeit und Trägheit, die einen rastlosen Streit mit der Poesie führen. Es wäre ein schöner Stoff zu einem Gedicht, dieser gewaltige Kampf. Manche Länder und Zeiten scheinen, wie die meisten Menschen, ganz unter der Botmäßigkeit dieser Feindin der Poesie zu stehen, dagegen in andern die Poesie einheimisch und überall sichtbar ist. Für den Geschichtschreiber sind die Zeiten dieses Kampfes äußerst merkwürdig,

ihre Darſtellung ein reizendes und belohnendes Geſchäft. Es ſind gewöhnlich die Geburtszeiten der Dichter. Der Widerſacherin iſt nichts unangenehmer, als daß ſie der Poeſie gegenüber ſelbſt zu einer poetiſchen Perſon wird, und nicht ſelten in der Hitze die Waffen mit ihr tauſcht, und von ihrem eigenen heimtückiſchen Geſchoſſe heftig getroffen wird, dahingegen die Wunden der Poeſie, die ſie von ihren eigenen Waffen erhält, leicht heilen, und ſie nur noch reizender und gewaltiger machen.

Der Krieg überhaupt, ſagte Heinrich, ſcheint mir eine poetiſche Wirkung. Die Leute glauben ſich für irgend einen armſeligen Beſitz ſchlagen zu müſſen, und merken nicht, daß ſie der romantiſche Geiſt aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch ſich ſelbſt zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poeſie, und beide Heere folgen Einer unſichtbaren Fahne.

Im Kriege, verſetzte Klingsohr, regt ſich das Urgewäſſer. Neue Welttheile ſollen entſtehen, neue Geſchlechter ſollen aus der großen Auflöſung anſchießen. Der wahre Krieg iſt der Religionskrieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Wahnſinn der Menſchen erſcheint in ſeiner völligen Geſtalt. Viele Kriege, beſonders die vom Nationalhaß entſpringen, gehören in dieſe Klaſſe mit, und ſie ſind ächte Dichtungen. Hier ſind die wahren Helden zu Hauſe, die, das edelſte Ge-

genbild der Dichter, nichts anderes, als unwillkürlich von Poeſie durchdrungene Weltkräfte ſind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, iſt ſchon ein göttlicher Geſandter, aber ſeiner Darſtellung iſt unſere Poeſie nicht gewachſen.

Wie verſteht ihr das, lieber Vater? ſagte Heinrich. Kann ein Gegenſtand zu überſchwenglich für die Poeſie ſeyn?

Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht ſagen, für die Poeſie, ſondern nur für unſere irdiſchen Mittel und Werkzeuge. Wenn es ſchon für einen einzelnen Dichter nur ein eigenthümliches Gebiet giebt, innerhalb deſſen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Athem zu verlieren: ſo giebt es auch für die ganze Summe menſchlicher Kräfte eine beſtimmte Grenze der Darſtellbarkeit, über welche hinaus die Darſtellung die nöthige Dichtigkeit und Geſtaltung nicht behalten kann, und in ein leeres täuſchendes Unding ſich verliert. Beſonders als Lehrling kann man nicht genug ſich vor dieſen Ausſchweifungen hüten, da eine lebhafte Fantaſie nur gar zu gern nach den Grenzen ſich begiebt, und übermüthig das Unſinnliche, Uebermäßige zu ergreifen und auszuſprechen ſucht. Reifere Erfahrung lehrt erſt, jene Unverhältnißmäßigkeit der Gegenſtände zu vermeiden, und die Aufſpürung des Einfachſten und Höchſten der Weltweisheit zu überlaſſen. Der ältere Dichter ſteigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um ſei-

nen mannichfaltigen Vorrath in eine leichtfaßliche Ordnung zu ſtellen, und hütet ſich wohl, die Mannichfaltigkeit zu verlaſſen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte faſt ſagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung ſchimmern. Den Reichthum der Erfindung macht nur eine leichte Zuſammenſtellung faßlich und anmuthig, dagegen auch das bloße Ebenmaaß die unangenehme Dürre einer Zahlfigur hat. Die beſte Poeſie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenſtand iſt nicht ſelten ihr liebſter Stoff. Für den Dichter iſt die Poeſie an beſchränkte Werkzeuge gebunden, und eben dadurch wird ſie zur Kunſt. Die Sprache überhaupt hat ihren beſtimmten Kreis. Noch enger iſt der Umfang einer beſondern Volksſprache. Durch Uebung und Nachdenken lernt der Dichter ſeine Sprache kennen. Er weiß genau, was er mit ihr leiſten kann, und wird keinen thörichten Verſuch machen, ſie über ihre Kräfte anzuſpannen. Nur ſelten wird er alle ihre Kräfte in Einen Punkt zuſammendrängen, denn ſonſt wird er ermüdend, und vernichtet ſelbſt die koſtbare Wirkung einer gutangebrachten Kraftäußerung. Auf ſeltſame Sprünge richtet ſie nur ein Gaukler, kein Dichter ab. Ueberhaupt können die Dichter nicht genug von den Muſikern und Malern lernen. In dieſen Künſten wird es recht auffallend, wie nöthig es iſt, wirthſchaftlich mit den Hülfsmitteln der Kunſt umzu-

gehen, und wie viel auf geſchickte Verhältniſſe ankommt. Dagegen könnten freilich jene Künſtler auch von uns die poetiſche Unabhängigkeit und den innern Geiſt jeder Dichtung und Erfindung, jedes ächten Kunſtwerks überhaupt, dankbar annehmen. Sie ſollten poetiſcher und wir muſikaliſcher und mahleriſcher ſeyn — beides nach der Art und Weiſe unſerer Kunſt. Der Stoff iſt nicht der Zweck der Kunſt, aber die Ausführung iſt es. Du wirſt ſelbſt ſehen, welche Geſänge dir am beſten gerathen, gewiß die, deren Gegenſtände dir am geläufigſten und gegenwärtigſten ſind. Daher kann man ſagen, daß die Poeſie ganz auf Erfahrung beruht. Ich weiß ſelbſt, daß mir in jungen Jahren ein Gegenſtand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt ſeyn konnte, den ich nicht am liebſten beſungen hätte. Was wurde es? ein leeres, armſeliges Wortgeräuſch, ohne einen Funken wahrer Poeſie. Daher iſt auch ein Märchen eine ſehr ſchwierige Aufgabe, und ſelten wird ein junger Dichter ſie gut löſen.

Ich möchte gern eins von dir hören, ſagte Heinrich. Die wenigen, die ich gehört habe, haben mich unbeſchreiblich ergötzt, ſo unbedeutend ſie auch ſeyn mochten.

Ich will heute Abend deinen Wunſch befriedigen. Es iſt mir eins erinnerlich, was ich noch in ziemlich jungen Jahren machte, wovon es auch noch deutliche Spuren an ſich trägt; indeß wird es dich vielleicht deſto

lehrreicher unterhalten, und dich an manches erinnern, was ich dir geſagt habe.

Die Sprache, ſagte Heinrich, iſt wirklich eine kleine Welt in Zeichen und Tönen. Wie der Menſch ſie beherrſcht, ſo möchte er gern die große Welt beherrſchen, und ſich frei darin ausdrücken können. Und eben in dieſer Freude, das, was außer der Welt iſt, in ihr zu offenbaren, das thun zu können, was eigentlich der urſprüngliche Trieb unſers Daſeyns iſt, liegt der Urſprung der Poeſie.

Es iſt recht übel, ſagte Klingsohr, daß die Poeſie einen beſondern Namen hat, und die Dichter eine beſondere Zunft ausmachen. Es iſt gar nichts beſonderes. Es iſt die eigenthümliche Handlungsweiſe des menſchlichen Geiſtes. Dichtet und trachtet nicht jeder Menſch in jeder Minute? — Eben trat Mathilde ins Zimmer, als Klingsohr noch ſagte: Man betrachte nur die Liebe. Nirgends wird wohl die Nothwendigkeit der Poeſie zum Beſtand der Menſchheit ſo klar, als in ihr. Die Liebe iſt ſtumm, nur die Poeſie kann für ſie ſprechen. Oder die Liebe iſt ſelbſt nichts, als die höchſte Naturpoeſie. Doch ich will dir nicht Dinge ſagen, die du beſſer weißt, als ich.

Du biſt ja der Vater der Liebe, ſagte Heinrich, indem er Mathilden umſchlang, und beide ſeine Hand küßten.

Klingsohr umarmte ſie, und ging hinaus. Liebe

Mathilde, ſagte Heinrich nach einem langen Kuſſe, es iſt mir wie ein Traum, daß du mein biſt; aber noch wunderbarer iſt es mir, daß du es nicht immer geweſen biſt. Mich dünkt, ſagte Mathilde, ich kennte dich ſeit undenklichen Zeiten. — Kannſt du mich denn lieben? — Ich weiß nicht, was Liebe iſt, aber das kann ich dir ſagen, daß mir iſt, als finge ich erſt jetzt zu leben an, und daß ich dir ſo gut bin, daß ich gleich für dich ſterben wollte. — Meine Mathilde, erſt jetzt fühle ich, was es heißt unſterblich zu ſeyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut biſt du, welcher herrliche Geiſt ſpricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beſchämſt! bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was iſt ein Geiſt ohne Himmel, und du biſt der Himmel, der mich trägt und erhält. — Welches ſelige Geſchöpf wär' ich, wenn du ſo treu wärſt, wie mein Vater. Meine Mutter ſtarb kurz nach meiner Geburt. Mein Vater weint faſt alle Tage noch um ſie. — Ich verdiene es nicht, aber möchte ich glücklicher ſeyn, als er. — Ich lebte gern recht lange an deiner Seite, lieber Heinrich. Ich werde durch dich gewiß viel beſſer. — Ach! Mathilde, auch der Tod wird uns nicht trennen. — Nein Heinrich, wo ich bin, wirſt du ſeyn. — Ja wo du biſt, Mathilde, werd' ich ewig ſeyn. — Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müßte die Ewigkeit ſeyn, was ich empfinde, wenn ich

an dich denke. — Ja Mathilde, wir ſind ewig, weil wir uns lieben. — Du glaubſt nicht, Lieber, wie inbrünſtig ich heute früh, wie wir nach Hauſe kamen, vor dem Bilde der himmliſchen Mutter niederkniete, wie unſäglich ich zu ihr gebetet habe. Ich glaubte in Thränen zu zerfließen. Es kam mir vor, als lächelte ſie mir zu. Nun weiß ich erſt was Dankbarkeit iſt. — O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du biſt die Heilige, die meine Wünſche zu Gott bringt, durch die er ſich mir offenbart, durch die er mir die Fülle ſeiner Liebe kund thut. Was iſt die Religion, als ein unendliches Einverſtändniß, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwei verſammelt ſind, iſt Er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu athmen; meine Bruſt wird nie aufhören dich in ſich zu ziehn. Du biſt die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichſten Hülle. — Ach! Heinrich, du weißt das Schickſal der Roſen; wirſt du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe ſeyn? — O! könnteſt du durch meine Augen in mein Gemüth ſehen! aber du liebſt mich und ſo glaubſt du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize ſagt. O! ſie ſind unverwelklich. Was mich ſo unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat,

das iſt nicht aus dieſer Zeit. Könnteſt du nur ſehn, wie du mir erſcheinſt, welches wunderbare Bild deine Geſtalt durchdringt, und mir überall entgegen leuchtet, du würdeſt kein Alter fürchten. Deine irdiſche Geſtalt iſt nur ein Schatten dieſes Bildes. Die irdiſchen Kräfte ringen und quellen, um es feſtzuhalten, aber die Natur iſt noch unreif; das Bild iſt ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten heiligen Welt. — Ich verſtehe dich, lieber Heinrich, denn ich ſehe etwas Aehnliches, wenn ich dich anſchaue. — Ja Mathilde, die höhere Welt iſt uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken ſie auf das Innigſte mit der irdiſchen Natur verwebt. — Du wirſt mir noch viel herrliche Sachen offenbaren, Geliebteſter. — O! Mathilde, von dir allein kommt mir die Gabe der Weiſſagung. Alles iſt ja dein, was ich habe; deine Liebe wird mich in die Heiligthümer des Lebens, in das Allerheiligſte des Gemüths führen; du wirſt mich zu den höchſten Anſchauungen begeiſtern. Wer weiß, ob unſre Liebe nicht dereinſt noch zu Flammenfittigen wird, die uns aufheben, und uns in unſre himmliſche Heimath tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Iſt es nicht ſchon ein Wunder, daß du mein biſt, daß ich dich in meinen Armen halte, daß du mich liebſt, und ewig mein ſeyn willſt? — Auch mir iſt jetzt alles glaublich, und ich fühle ja ſo deutlich eine ſtille Flamme in mir lodern; wer weiß ob ſie uns nicht

verklärt, und die irdiſchen Banden allmählich auflöſt. Sage mir nur, Heinrich, ob du auch ſchon das grenzenloſe Vertrauen zu mir haſt, was ich zu dir habe? Noch nie hab' ich ſo etwas gefühlt, ſelbſt nicht gegen meinen Vater, den ich doch ſo unendlich liebe. — Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daß ich dir nicht alles auf einmal ſagen, daß ich dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es iſt auch zum erſtenmal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor dir mehr geheim haben; du mußt alles wiſſen. Mein ganzes Weſen ſoll ſich mit dem deinigen vermiſchen. Nur die grenzenloſeſte Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr beſteht ſie ja. Sie iſt ja ein geheimnißvolles Zuſammenfließen unſers geheimſten und eigenthümlichſten Daſeyns. — Heinrich, ſo können ſich noch nie zwei Menſchen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. — Auch keinen Heinrich. — Ach! ſchwöre es mir noch einmal, daß du ewig mein biſt; die Liebe iſt eine endloſe Wiederholung. — Ja, Heinrich, ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, bei der unſichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, Mathilde, ſo wahr die Liebe, die Gegenwart Gottes bei uns iſt. Eine lange Umarmung, unzählige Küſſe beſiegelten den ewigen Bund des ſeligen Paars.

Neuntes Kapitel.

Abends waren einige Gäſte da; der Großvater trank die Geſundheit des jungen Brautpaars, und verſprach bald ein ſchönes Hochzeitfeſt auszurichten. Was hilft das lange Zaudern, ſagte der Alte. Frühe Hochzeiten, lange Liebe. Ich habe immer geſehen, daß Ehen, die frühe geſchloſſen wurden, am glücklichſten waren. In ſpätern Jahren iſt gar keine ſolche Andacht mehr im Eheſtande, als in der Jugend. Eine gemeinſchaftlich genoſſene Jugend iſt ein unzerreißliches Band. Die Erinnerung iſt der ſicherſte Grund der Liebe. Nach Tiſche kamen mehrere. Heinrich bat ſeinen neuen Vater um die Erfüllung ſeines Verſprechens. Klingsohr ſagte zu der Geſellſchaft: Ich habe heute Heinrich verſprochen ein Märchen zu erzählen; wenn ihr es zufrieden ſeyd, ſo bin ich bereit. Das iſt ein kluger Einfall von Heinrich, ſagte Schwaning. Ihr habt lange nichts von euch hören laſſen. Alle ſetzten ſich um das lodernde Feuer im Kamin. Heinrich ſaß dicht bei Mathilden, und ſchlang ſeinen Arm um ſie. Klingsohr begann:

Die lange Nacht war eben angegangen. Der alte Held ſchlug an ſeinen Schild, daß es weit umher in den öden Gaſſen der Stadt erklang. Er wiederholte das Zeichen dreimal. Da fingen die hohen bunten Fenſter des Pallaſtes an von innen heraus helle zu werden, und ihre Figuren bewegten ſich. Sie bewegten ſich lebhafter, je ſtärker das röthliche Licht ward, das die Gaſſen zu erleuchten begann. Auch ſah man allmählig die gewaltigen Säulen und Mauern ſelbſt ſich erhellen; endlich ſtanden ſie im reinſten milchblauen Schimmer, und ſpielten mit den ſanfteſten Farben. Die ganze Gegend ward nun ſichtbar, und der Widerſchein der Figuren, das Getümmel der Spieße, der Schwerdter, der Schilder und der Helme, die ſich nach hier und da erſcheinenden Kronen von allen Seiten neigten, und endlich wie dieſe verſchwanden, und einem ſchlichten, grünen Kranze Platz machten, um dieſen her einen weiten Kreis ſchloſſen: alles dies ſpiegelte ſich in dem ſtarren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der ſich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man konnte nichts deutlich unterſcheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöſe herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkſtatt. Die Stadt erſchien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchſichtigen Mauern warfen die ſchönen Strahlen zurück, und das vortreffliche

Ebenmaaß, der edle Styl aller Gebäude, und ihre ſchöne Zuſammenordnung kam zum Vorſchein. Vor allen Fenſtern ſtanden zierliche Gefäße von Thon, voll der mannichfaltigſten Eis- und Schneeblumen, die auf das anmuthigſte funkelten.

Am herrlichſten nahm ſich auf dem großen Platze vor dem Pallaſte der Garten aus, der aus Metallbäumen und Kryſtallpflanzen beſtand, und mit bunten Edelſteinblüthen und Früchten überſäet war. Die Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Geſtalten und die Lebhaftigkeit der Lichter und Farben gewährten das herrlichſte Schauſpiel, deſſen Pracht durch einen hohen Springquell in der Mitte des Gartens, der zu Eis erſtarrt war, vollendet wurde. Der alte Held ging vor den Thoren des Pallaſtes langſam vorüber. Eine Stimme rief ſeinen Namen im Innern. Er lehnte ſich an das Thor, das mit einem ſanften Klange ſich öffnete, und trat in den Saal. Seinen Schild hielt er vor die Augen. Haſt du noch nichts entdeckt? ſagte die ſchöne Tochter Arcturs mit klagender Stimme. Sie lag an ſeidenen Polſtern auf einem Throne, der von einem großen Schwefelkryſtall künſtlich erbaut war, und einige Mädchen rieben ämſig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zuſammengefloſſen ſchienen. Nach allen Seiten ſtrömte unter den Händen der Mädchen das reizende Licht von ihr aus, was den Pallaſt ſo wunderſam erleuchtete. Ein duftender Wind wehte im

Saale. Der Held ſchwieg. Laß mich deinen Schild berühren, ſagte ſie ſanft. Er näherte ſich dem Throne und betrat den köſtlichen Teppich. Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie mit Zärtlichkeit an ihren himmliſchen Buſen, und rührte ſeinen Schild an. Seine Rüſtung klang, und eine durchdringende Kraft beſeelte ſeinen Körper. Seine Augen blitzten, und das Herz pochte hörbar an den Panzer. Die ſchöne Freya ſchien heiterer, und das Licht ward brennender, das von ihr ausſtrömte. Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der im Hintergrunde des Thrones ſaß. Die Dienerinnen legten eine himmelblaue Decke über die Prinzeſſin, die ſie bis über den Buſen bedeckte. Der Held ſenkte ſeinen Schild, und ſah nach der Kuppel hinauf, zu welcher zwei breite Treppen von beiden Seiten des Saals ſich hinauf ſchlangen. Eine leiſe Muſik ging dem Könige voran, der bald mit einem zahlreichen Gefolge in der Kuppel erſchien und herunter kam.

Der ſchöne Vogel entfaltete ſeine glänzenden Schwingen, bewegte ſie ſanft und ſang, wie mit tauſend Stimmen, dem Könige entgegen:

Nicht lange wird der ſchöne Fremde ſäumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesglut zerrinnt.
Die kalte Nacht wird dieſe Stätte räumen,
Wenn Fabel erſt das alte Recht gewinnt.

In Freyas Schooß wird ſich die Welt entzünden
Und jede Sehnſucht ihre Sehnſucht finden.

Der König umarmte ſeine Tochter mit Zärtlichkeit. Die Geiſter der Geſtirne ſtellten ſich um den Thron, und der Held nahm in der Reihe ſeinen Platz ein. Eine unzählige Menge Sterne füllten den Saal in zierlichen Gruppen. Die Dienerinnen brachten einen Tiſch und ein Käſtchen, worin eine Menge Blätter lagen, auf denen heilige tiefſinnige Zeichen ſtanden, die aus lauter Sternbildern zuſammengeſetzt waren. Der König küßte ehrfurchtsvoll dieſe Blätter, miſchte ſie ſorgfältig untereinander, und reichte ſeiner Tochter einige hin; die andern behielt er für ſich. Die Prinzeſſin zog ſie nach der Reihe heraus und legte ſie auf den Tiſch, dann betrachtete der König die ſeinigen genau, und wählte mit vielem Nachdenken, ehe er eins dazu hinlegte. Zuweilen ſchien er gezwungen zu ſeyn, dies oder jenes Blatt zu wählen. Oft aber ſah man ihm die Freude an, wenn er durch ein gutgetroffenes Blatt eine ſchöne Harmonie der Zeichen und Figuren legen konnte. Wie das Spiel anfing, ſah man an allen Umſtehenden Zeichen der lebhafteſten Theilnahme, und die ſonderbarſten Mienen und Gebehrden, gleichſam als hätte jeder ein unſichtbares Werkzeug in Händen, womit er eifrig arbeite. Zugleich ließ ſich eine ſanfte, aber tief bewegende Muſik in der Luft hören, die von den im Saale ſich wunderlich durcheinander ſchlingenden Sternen, und den

übrigen ſonderbaren Bewegungen zu entſtehen ſchien. Die Sterne ſchwangen ſich, bald langſam, bald ſchnell, in beſtändig veränderten Linien umher, und bildeten, nach dem Gange der Muſik, die Figuren der Blätter auf das kunſtreichſte nach. Die Muſik wechſelte, wie die Bilder auf dem Tiſche, unaufhörlich, und ſo wunderlich und hart auch die Uebergänge nicht ſelten waren, ſo ſchien doch nur Ein einfaches Thema das Ganze zu verbinden. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit flogen die Sterne den Bildern nach. Sie waren bald alle in Einer großen Verſchlingung, bald wieder in einzelne Haufen ſchön geordnet, bald zerſtäubte der lange Zug, wie ein Strahl, in unzählige Funken, bald kam durch immer wachſende kleinere Kreiſe und Muſter wieder Eine große, überraſchende Figur zum Vorſchein. Die bunten Geſtalten in den Fenſtern blieben während dieſer Zeit ruhig ſtehen. Der Vogel bewegte unaufhörlich die Hülle ſeiner koſtbaren Federn auf die mannichfaltigſte Weiſe. Der alte Held hatte bisher auch ſein unſichtbares Geſchäft ämſig betrieben, als auf einmal der König voll Freuden ausrief: Es wird alles gut. Eiſen, wirf du dein Schwerdt in die Welt, daß ſie erfahren, wo der Friede ruht. Der Held riß das Schwerdt von der Hüfte, ſtellte es mit der Spitze gen Himmel, dann ergriff er es, und warf es aus dem geöffneten Fenſter über die Stadt und das Eismeer. Wie ein Komet flog es durch die Luft, und ſchien an dem Berggürtel mit

hellem Klange zu zerſplittern, denn es fiel in lauter Funken herunter.

Zu der Zeit lag der ſchöne Knabe Eros in ſeiner Wiege und ſchlummerte ſanft, während Ginniſtan ſeine Amme die Wiege ſchaukelte, und ſeiner Milchſchweſter Fabel die Bruſt reichte. Ihr buntes Halstuch hatte ſie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor ſich ſtehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte. Der Schreiber ſchrieb unverdroſſen, ſah ſich nur zuweilen mürriſch nach den Kindern um, und ſchnitt der Amme finſtere Geſichter, die ihn gutmüthig anlächelte und ſchwieg.

Der Vater der Kinder ging immer ein und aus, indem er jedesmal die Kinder betrachtete und Ginniſtan freundlich begrüßte. Er hatte unaufhörlich dem Schreiber etwas zu ſagen. Dieſer vernahm ihn genau, und wenn er es aufgezeichnet hatte, reichte er die Blätter einer edlen, göttergleichen Frau hin, die ſich an einen Altar lehnte, auf welchem eine dunkle Schaale mit klarem Waſſer ſtand, in welches ſie mit heiterm Lächeln blickte. Sie tauchte die Blätter jedesmal hinein, und wenn ſie beim Herausziehen gewahr wurde, daß einige Schrift ſtehen geblieben und glänzend geworden war, ſo gab ſie das Blatt dem Schreiber zurück, der es in ein großes Buch heftete, und oft verdrießlich zu ſeyn ſchien, wenn ſeine Mühe vergeblich geweſen und alles

ausgelöſcht war. Die Frau wandte ſich zu Zeiten gegen Ginniſtan und die Kinder, tauchte den Finger in die Schaale, und ſpritzte einige Tropfen auf ſie hin, die, ſobald ſie die Amme, das Kind, oder die Wiege berührten, in einen blauen Dunſt zerrannen, der tauſend ſeltſame Bilder zeigte, und beſtändig um ſie herzog und ſich veränderte. Traf einer davon zufällig auf den Schreiber, ſo fielen eine Menge Zahlen und geometriſche Figuren nieder, die er mit vieler Aemſigkeit auf einen Faden zog, und ſich zum Zierrath um den magern Hals hing. Die Mutter des Knaben, die wie die Anmuth und Lieblichkeit ſelbſt ausſah, kam oft herein. Sie ſchien beſtändig beſchäftigt, und trug immer irgend ein Stück Hausgeräthe mit ſich hinaus; bemerkte es der argwöhniſche und mit ſpähenden Blicken ſie verfolgende Schreiber, ſo begann er eine lange Strafrede, auf die aber kein Menſch achtete. Alle ſchienen ſeiner unnützen Widerreden gewohnt. Die Mutter gab auf einige Augenblicke der kleinen Fabel die Bruſt; aber bald ward ſie wieder abgerufen, und dann nahm Ginniſtan das Kind zurück, das an ihr lieber zu trinken ſchien. Auf einmal brachte der Vater ein zartes eiſernes Stäbchen herein, das er im Hofe gefunden hatte. Der Schreiber beſah es, drehte es dann mit vieler Lebhaftigkeit herum, und brachte bald heraus, daß es ſich von ſelbſt, in der Mitte an einem Faden aufgehängt, nach Norden drehe. Ginniſtan nahm es auch in die Hand, bog es,

drückte es, hauchte es an, und hatte ihm bald die Gestalt einer Schlange gegeben, die ſich nun plötzlich in den Schwanz biß. Der Schreiber ward bald des Betrachtens überdrüßig. Er ſchrieb alles auf, und war ſehr weitläuftig über den Nutzen, den dieſer Fund gewähren könne. Wie ärgerlich war er aber, als ſein ganzes Schreibwerk die Probe nicht beſtand, und das Papier weiß aus der Schaale hervorkam. Die Amme ſpielte fort. Zufällig berührte ſie die Wiege damit, da fing der Knabe an wach zu werden, ſchlug die Decke zurück, hielt die Hand gegen das Licht, und langte mit der andern nach der Schlange. Wie er ſie erhielt, ſprang er rüſtig, daß Ginniſtan erſchrak, und der Schreiber beinah vor Entſetzen vom Stuhle fiel, aus der Wiege; ſtand, nur von ſeinen langen goldenen Haaren bedeckt, im Zimmer, und betrachtete mit unausſprechlicher Freude das Kleinod, das ſich in ſeinen Händen nach Norden ausſtreckte, und ihn heftig im Innern zu bewegen ſchien. Zuſehends wuchs er.

Sophie, ſagte er mit rührender Stimme zu der Frau, laß mich aus der Schaale trinken. Sie reichte ſie ihm ohne Anſtand, und er konnte nicht aufhören zu trinken, indem die Schaale ſich immer voll zu erhalten ſchien. Endlich gab er ſie zurück, indem er die edle Frau innig umarmte. Er herzte Ginniſtan, und bat ſie um das bunte Tuch, das er ſich anſtändig um die Hüften band. Die kleine Fabel nahm er auf den Arm.

Sie ſchien unendliches Wohlgefallen an ihm zu haben, und fing zu plaudern an. Ginniſtan machte ſich viel um ihn zu ſchaffen. Sie ſah äußerſt reizend und leichtfertig aus, und drückte ihn mit der Innigkeit einer Braut an ſich. Sie zog ihn mit heimlichen Worten nach der Kammerthür, aber Sophie winkte ernſthaft, und deutete nach der Schlange; da kam die Mutter herein, auf die er ſogleich zuflog, und ſie mit heißen Thränen bewillkommte. Der Schreiber war ingrimmig fortgegangen. Der Vater trat herein, und wie er Mutter und Sohn in ſtiller Umarmung ſah, trat er hinter ihren Rücken zur reizenden Ginniſtan, und liebkoſte ihr. Sophie ſtieg die Treppe hinauf. Die kleine Fabel nahm die Feder des Schreibers und fing zu ſchreiben an. Mutter und Sohn vertieften ſich in ein leiſes Geſpräch, und der Vater ſchlich ſich mit Ginniſtan in die Kammer, um ſich von den Geſchäften des Tags in ihren Armen zu erholen. Nach geraumer Zeit kam Sophie zurück. Der Schreiber trat herein. Der Vater kam aus der Kammer, und ging an ſeine Geſchäfte. Ginniſtan kam mit glühenden Wangen zurück. Der Schreiber jagte die kleine Fabel mit vielen Schmähungen von ſeinem Sitze, und hatte einige Zeit nöthig ſeine Sachen in Ordnung zu bringen. Er reichte Sophien die von Fabel vollgeſchriebenen Blätter, um ſie rein zurück zu erhalten, gerieth aber bald in den äußerſten Unwillen, wie Sophie die Schrift völlig glänzend und unverſehrt

aus der Schaale zog, und ſie ihm hinlegte. Fabel ſchmiegte ſich an ihre Mutter, die ſie an die Bruſt nahm, und das Zimmer aufputzte, die Fenſter öffnete, friſche Luft hereinließ, und Zubereitungen zu einem köſtlichen Mahle machte. Man erblickte durch die Fenſter die herrlichſten Ausſichten und einen heitern Himmel über die Erde geſpannt. Auf dem Hofe war der Vater in voller Thätigkeit. Wenn er müde war, ſah er hinauf ans Fenſter, wo Ginniſtan ſtand, und ihm allerhand Näſchereien herunterwarf. Die Mutter und der Sohn gingen hinaus, um überall zu helfen, und den gefaßten Entſchluß vorzubereiten. Der Schreiber rührte die Feder, und machte immer eine Fratze, wenn er genöthigt war, Ginniſtan um etwas zu fragen, die ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, und alles behielt, was ſich zutrug. Eros kam bald in ſchöner Rüſtung, um die das bunte Tuch wie eine Schärpe gebunden war, zurück, und bat Sophien um Rath, wann und wie er ſeine Reiſe antreten ſollte. Der Schreiber war vorlaut, und wollte gleich mit einem ausführlichen Reiſeplan dienen, aber ſeine Vorſchläge wurden überhört. Du kannſt ſogleich reiſen; Ginniſtan mag dich begleiten, ſagte Sophie; ſie weiß mit den Wegen Beſcheid, und iſt überall gut bekannt. Sie wird die Geſtalt deiner Mutter annehmen, um dich nicht in Verſuchung zu führen. Findeſt du den König, ſo denke an mich; dann komme ich um dir zu helfen.

Ginniſtan tauſchte ihre Geſtalt mit der Mutter, worüber der Vater ſehr vergnügt zu ſeyn ſchien; der Schreiber freute ſich, daß die beiden fortgingen; beſonders da ihm Ginniſtan ihr Taſchenbuch zum Abſchiede ſchenkte, worin die Chronik des Hauſes umſtändlich aufgezeichnet war; nur blieb ihm die kleine Fabel ein Dorn im Auge, und er hätte, um ſeiner Ruhe und Zufriedenheit willen, nichts mehr gewünſcht, als daß auch ſie unter der Zahl der Abreiſenden ſeyn möchte. Sophie ſegnete die Niederknieenden ein, und gab ihnen ein Gefäß voll Waſſer aus der Schaale mit; die Mutter war ſehr bekümmert. Die kleine Fabel wäre gern mitgegangen, und der Vater war zu ſehr außer dem Hauſe beſchäftigt, als daß er lebhaften Antheil hätte nehmen ſollen. Es war Nacht, wie ſie abreiſten, und der Mond ſtand hoch am Himmel. Lieber Eros, ſagte Ginniſtan, wir müſſen eilen, daß wir zu meinem Vater kommen, der mich lange nicht geſehn, und ſo ſehnſuchtsvoll mich überall auf der Erde geſucht hat. Siehſt du wohl ſein bleiches abgehärmtes Geſicht? Dein Zeugniß wird mich ihm in der fremden Geſtalt kenntlich machen.

Die Liebe ging auf dunkler Bahn,
Vom Monde nur erblickt,
Das Schattenreich war aufgethan
Und ſeltſam aufgeſchmückt.

*

Ein blauer Dunſt umſchwebte ſie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Fantaſie
Sie über Strom und Land.

*

Es hob ſich ihre volle Bruſt
In wunderbarem Muth;
Ein Vorgefühl der künft'gen Luſt
Beſprach die wilde Glut.

*

Die Sehnſucht klagt' und wußt' es nicht,
Daß Liebe näher kam;
Und tiefer grub in ihr Geſicht
Sich hoffnungsloſer Gram.

*

Die kleine Schlange blieb getreu,
Sie wies nach Norden hin,
Und beide folgten ſorgenfrei
Der ſchönen Führerin.

*

Die Liebe ging durch Wüſtenein
Und durch der Wolken Land,
Trat in den Hof des Mondes ein,
Die Tochter an der Hand.

Er ſaß auf ſeinem Silberthron,
Allein mit ſeinem Harm;
Da hört er ſeines Kindes Ton,
Und ſank in ihren Arm.

Eros ſtand gerührt bei den zärtlichen Umarmungen. Endlich ſammelte ſich der alte, erſchütterte Mann, und bewillkommte ſeinen Gaſt. Er ergriff ſein großes Horn, und ſtieß mit voller Macht hinein. Ein gewaltiger Ruf dröhnte durch die uralte Burg. Die ſpitzen Thürme mit ihren glänzenden Knöpfen und die tiefen ſchwarzen Dächer ſchwankten. Die Burg ſtand ſtill, denn ſie war auf das Gebirge jenſeits des Meers gekommen. Von allen Seiten ſtrömten ſeine Diener herzu, deren ſeltſame Geſtalten und Trachten Ginniſtan unendlich ergötzten, und den tapfern Eros nicht erſchreckten. Erſtere grüßte ihre alten Bekannten, und alle erſchienen vor ihr mit neuer Stärke und in der ganzen Herrlichkeit ihrer Naturen. Der ungeſtüme Geiſt der Flut folgte der ſanften Ebbe. Die alten Orkane legten ſich an die klopfende Bruſt der heißen leidenſchaftlichen Erdbeben. Die zärtlichen Regenſchauer ſahen ſich nach dem bunten Bogen um, der von der Sonne, die ihn mehr anzieht, entfernt, bleich da ſtand. Der rauhe Donner ſchalt über die Thorheiten der Blitze hinter den unzähligen Wolken hervor, die mit tauſend Reizen daſtanden, und die feurigen Jünglinge lockten. Die beiden Schweſtern,

Morgen und Abend, freuten ſich vorzüglich über die beiden Ankömmlinge. Sie weinten ſanfte Thränen in ihren Umarmungen. Unbeſchreiblich war der Anblick dieſes wunderlichen Hofſtaats. Der alte König konnte ſich an ſeiner Tochter nicht ſatt ſehen. Sie fühlte ſich zehnfach glücklich in ihrer väterlichen Burg, und ward nicht müde die bekannten Wunder und Seltenheiten zu beſchauen. Ihre Freude war ganz unbeſchreiblich, als ihr der König den Schlüſſel zur Schatzkammer und die Erlaubniß gab, ein Schauſpiel für Eros darin zu veranſtalten, das ihn ſo lange unterhalten könnte, bis das Zeichen des Aufbruchs gegeben würde. Die Schatzkammer war ein großer Garten, deſſen Mannichfaltigkeit und Reichthum alle Beſchreibung übertraf. Zwiſchen den ungeheuren Wetterbäumen lagen unzählige Luftſchlöſſer von überraſchender Bauart, eins immer köſtlicher, als das andere. Große Heerden von Schäfchen, mit ſilberweißer, goldner und roſenfarbner Wolle irrten umher, und die ſonderbarſten Thiere belebten den Hain. Merkwürdige Bilder ſtanden hie und da, und die feſtlichen Aufzüge, die ſeltſamen Wagen, die überall zum Vorſchein kamen, beſchäftigten die Aufmerkſamkeit unaufhörlich. Die Beete ſtanden voll der bunteſten Blumen. Die Gebäude waren gehäuft voll von Waffen aller Art, voll der ſchönſten Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Trinkgeſchirre und aller Arten von Geräthen und Werkzeugen, in unüberſehlichen Reihen. Auf einer An-

höhe erblickten ſie ein romantiſches Land, das mit Städten und Burgen, mit Tempeln und Begräbniſſen überſät war, und alle Anmuth bewohnter Ebenen mit den furchtbaren Reizen der Einöde und ſchroffer Felſengegenden vereinigte. Die ſchönſten Farben waren in den glücklichſten Miſchungen. Die Bergſpitzen glänzten wie Luftfeuer in ihren Eis- und Schneehüllen. Die Ebene lachte im friſcheſten Grün. Die Ferne ſchmückte ſich mit allen Veränderungen von Blau, und aus der Dunkelheit des Meeres wehten unzählige bunte Wimpel von zahlreichen Flotten. Hier ſah man einen Schiffbruch im Hintergrunde, und vorne ein ländliches fröhliches Mahl von Landleuten; dort den ſchrecklich ſchönen Ausbruch eines Vulkans, die Verwüſtungen des Erdbebens, und im Vordergrunde ein liebendes Paar unter ſchattenden Bäumen, in den ſüßeſten Liebkoſungen. Abwärts eine fürchterliche Schlacht, und unter ihr ein Theater voll der lächerlichſten Masken. Nach einer andern Seite im Vordergrunde einen jugendlichen Leichnam auf der Bahre, die ein troſtloſer Geliebter feſthielt, und die weinenden Eltern daneben; im Hintergrunde eine liebliche Mutter mit dem Kinde an der Bruſt, und Engel ſitzend zu ihren Füßen, und aus den Zweigen über ihrem Haupte herunterblickend. Die Szenen verwandelten ſich unaufhörlich, und floſſen endlich in eine große geheimnißvolle Vorſtellung zuſammen. Himmel und Erde waren in vollem Aufruhr. Alle

Schrecken waren losgebrochen. Eine gewaltige Stimme rief zu den Waffen. Ein entſetzliches Heer von Todtengerippen, mit ſchwarzen Fahnen, kam wie ein Sturm von dunklen Bergen herunter, und griff das Leben an, das mit ſeinen jugendlichen Schaaren in der hellen Ebene in muntern Feſten begriffen war, und ſich keines Angriffs verſah. Es entſtand ein entſetzliches Getümmel, die Erde zitterte; der Sturm brauſte, und die Nacht ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet. Mit unerhörten Grauſamkeiten zerriß das Heer der Geſpenſter die zarten Glieder der Lebendigen. Ein Scheiterhaufen thürmte ſich empor, und unter dem grauſenvollſten Geheul wurden die Kinder des Lebens von den Flammen verzehrt. Plötzlich brach aus dem dunklen Aſchenhaufen ein milchblauer Strom nach allen Seiten aus. Die Geſpenſter wollten die Flucht ergreifen, aber die Flut wuchs zuſehends und verſchlang die ſcheußliche Brut. Bald waren alle Schrecken vertilgt. Himmel und Erde floſſen in ſüße Muſik zuſammen. Eine wunderſchöne Blume ſchwamm glänzend auf den ſanften Wogen. Ein glänzender Bogen ſchloß ſich über der Flut, auf welchem göttliche Geſtalten auf prächtigen Thronen, nach beiden Seiten herunter, ſaßen. Sophie ſaß zu oberſt, die Schaale in der Hand, neben einem herrlichen Manne, mit einem Eichenkranze um die Locken und einer Friedenspalme ſtatt des Szepters in der Rechten. Ein Lilienblatt bog ſich über den Kelch der ſchwimmenden

Blume: die kleine Fabel ſaß auf demſelben, und ſang zur Harfe die ſüßeſten Lieder. In dem Kelche ſaß Eros ſelbſt, über ein ſchönes ſchlummerndes Mädchen hergebeugt, das ihn feſt umſchlungen hielt. Eine kleinere Blüthe ſchloß ſich um beide her, ſo daß ſie von den Hüften an in Eine Blume verwandelt zu ſeyn ſchienen.

Eros dankte Ginniſtan mit tauſend Entzücken. Er umarmte ſie zärtlich, und ſie erwiederte ſeine Liebkoſungen. Ermüdet von den Beſchwerden des Weges und den mannichfaltigen Gegenſtänden, die er geſehen hatte, ſehnte er ſich nach Bequemlichkeit und Ruhe. Ginniſtan, die ſich von dem ſchönen Jüngling lebhaft angezogen fühlte, hütete ſich wohl des Trankes zu erwähnen, den Sophie ihm mitgegeben hatte. Sie führte ihn zu einem abgelegenen Bade, zog ihm die Rüſtung aus, und zog ſelbſt ein Nachtkleid an, in welchem ſie fremd und verführeriſch ausſah. Eros tauchte ſich in die gefährlichen Wellen, und ſtieg berauſcht wieder heraus. Ginniſtan trocknete ihn, und rieb ſeine ſtarken, von Jugendkraft geſpannten Glieder. Er gedachte mit glühender Sehnſucht ſeiner Geliebten, und umfaßte im ſüßen Wahne die reizende Ginniſtan. Unbeſorgt überließ er ſich ſeiner ungeſtümen Zärtlichkeit, und ſchlummerte endlich nach den wollüſtigſten Genüſſen an dem reizenden Buſen ſeiner Begleiterin ein.

Unterdeſſen war zu Hauſe eine traurige Veränderung vorgegangen. Der Schreiber hatte das Geſinde

in eine gefährliche Verſchwörung verwickelt. Sein feindſeliges Gemüth hatte längſt Gelegenheit geſucht, ſich des Hausregiments zu bemächtigen, und ſein Joch abzuſchütteln. Er hatte ſie gefunden. Zuerſt bemächtigte ſich ſein Anhang der Mutter, die in eiſerne Bande gelegt wurde. Der Vater ward bei Waſſer und Brod ebenfalls hingeſetzt. Die kleine Fabel hörte den Lärm im Zimmer. Sie verkroch ſich hinter dem Altare, und wie ſie bemerkte, daß eine Thür an ſeiner Rückſeite verborgen war, ſo öffnete ſie dieſelbe mit vieler Behendigkeit, und fand, daß eine Treppe in ihm hinunterging. Sie zog die Thür nach ſich, und ſtieg im Dunkeln die Treppe hinunter. Der Schreiber ſtürzte mit Ungeſtüm herein, um ſich an der kleinen Fabel zu rächen, und Sophien gefangen zu nehmen. Beide waren nicht zu finden. Die Schaale fehlt auch, und in ſeinem Grimme zerſchlug er den Altar in tauſend Stücke, ohne jedoch die heimliche Treppe zu entdecken.

Die kleine Fabel ſtieg geraume Zeit. Endlich kam ſie auf einen freien Platz hinaus, der rund herum mit einer prächtigen Colonnade geziert, und durch ein großes Thor geſchloſſen war. Alle Figuren waren hier dunkel. Die Luft war wie ein ungeheurer Schatten; am Himmel ſtand ein ſchwarzer ſtrahlender Körper. Man konnte alles auf das deutlichſte unterſcheiden, weil jede Figur einen andern Anſtrich von ſchwarz zeigte, und einen lichten Schein hinter ſich warf; Licht und Schatten

ſchienen hier ihre Rolle vertauſcht zu haben. Fabel freute ſich in einer neuen Welt zu ſeyn. Sie beſah alles mit kindlicher Neugierde. Endlich kam ſie an das Thor, vor welchem auf einem maſſiven Poſtament eine ſchöne Sphinx lag.

Was ſuchſt du? ſagte die Sphinx; mein Eigenthum, erwiederte Fabel. — Wo kommſt du her? — Aus alten Zeiten; — Du biſt noch ein Kind — und werde ewig ein Kind ſeyn. — Wer wird dir beiſtehen? — Ich ſtehe für mich. Wo ſind die Schweſtern? fragte Fabel. — Ueberall und nirgends, gab die Sphinx zur Antwort. — Kennſt du mich? — Noch nicht. — Wo iſt die Liebe? — In der Einbildung. — Und Sophie? — Die Sphinx murmelte unvernehmlich vor ſich hin, und rauſchte mit den Flügeln. Sophie und Liebe! rief triumphirend Fabel, und ging durch das Thor. Sie trat in die ungeheure Höhle, und ging fröhlich auf die alten Schweſtern zu, die bei der kärglichen Nacht einer ſchwarzbrennenden Lampe ihr wunderliches Geſchäft trieben. Sie thaten nicht, als ob ſie den kleinen Gaſt bemerkten, der mit artigen Liebkoſungen ſich geſchäftig um ſie erzeigte. Endlich krächzte die eine mit rauhen Worten und ſcheelem Geſicht: Was willſt du hier, Müßiggängerin? wer hat dich eingelaſſen? Dein kindiſches Hüpfen bewegt die ſtille Flamme. Das Oel verbrennt unnützer Weiſe. Kannſt du dich nicht hinſetzen und etwas vornehmen? — Schöne Baſe, ſagte Fabel,

am Müßiggehen iſt mir nichts gelegen. Ich mußte recht über eure Thürhüterin lachen. Sie hätte mich gern an die Bruſt genommen, aber ſie mußte zu viel gegeſſen haben, ſie konnte nicht aufſtehen. Laßt mich vor der Thür ſitzen, und gebt mir etwas zu ſpinnen; denn hier kann ich nicht gut ſehen, und wenn ich ſpinne, muß ich ſingen und plaudern dürfen, und das könnte euch in euren ernſthaften Gedanken ſtören. — Hinaus ſollſt du nicht, aber in der Nebenkammer bricht ein Strahl der Oberwelt durch die Felsritzen, da magſt du ſpinnen, wenn du ſo geſchickt biſt; hier liegen ungeheure Haufen von alten Enden, die drehe zuſammen; aber hüte dich: wenn du ſaumſelig ſpinnſt, oder der Faden reißt, ſo ſchlingen ſich die Fäden um dich her und erſticken dich. — Die Alte lachte hämiſch, und ſpann. Fabel raffte einen Arm voll Fäden zuſammen, nahm Wocken und Spindel, und hüpfte ſingend in die Kammer. Sie ſah durch die Oeffnung hinaus, und erblickte das Sternbild Phönix. Froh über das glückliche Zeichen fing ſie an luſtig zu ſpinnen, ließ die Kammerthür ein wenig offen, und ſang halbleiſe:

Erwacht in euren Zellen,
Ihr Kinder alter Zeit;
Laßt eure Ruheſtellen,
Der Morgen iſt nicht weit.

Ich ſpinne eure Fäden
In einen Faden ein;
Aus iſt die Zeit der Fehden,
Ein Leben ſollt' ihr ſeyn.

*

Ein jeder lebt in Allen,
Und All' in Jedem auch;
Ein Herz wird in euch wallen,
Von Einem Lebenshauch.

*

Noch ſeid ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberei.
Geht furchtbar in die Höhle,
Und neckt die heil'ge Drei.

*

Die Spindel ſchwang ſich mit unglaublicher Behendigkeit zwiſchen den kleinen Füßen, während ſie mit beiden Händen den zarten Faden drehte. Unter dem Liede wurden unzählige Lichterchen ſichtbar, die aus der Thürſpalte ſchlüpften, und durch die Höhle in ſcheußlichen Larven ſich verbreiteten. Die Alten hatten während der Zeit immer mürriſch fortgeſponnen, und auf das Jammergeſchrei der kleinen Fabel gewartet, aber wie entſetzten ſie ſich, als auf einmal eine fürchterliche Naſe über ihre Schultern guckte, und wie ſie ſich umſahen, die ganze Höhle voll der gräßlichſten Figuren

war, die tauſenderlei Unfug trieben. Sie fuhren in einander, heulten mit fürchterlicher Stimme, und wären vor Schrecken zu Stein geworden, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Schreiber in die Höhle getreten wäre, und eine Alraunwurzel bei ſich gehabt hätte. Die Lichterchen verkrochen ſich in die Felsklüfte und die Höhle wurde ganz hell, weil die ſchwarze Lampe in der Verwirrung umgefallen und ausgelöſcht war. Die Alten waren froh, wie ſie den Schreiber kommen hörten, aber voll Ingrimms gegen die kleine Fabel. Sie riefen ſie heraus, ſchnarchten ſie fürchterlich an, und verboten ihr fortzuſpinnen. Der Schreiber ſchmunzelte höhniſch, weil er die kleine Fabel nun in ſeiner Gewalt zu haben glaubte, und ſagte: Es iſt gut, daß du hier biſt, und zur Arbeit angehalten werden kannſt. Ich hoffe, daß es an Züchtigungen nicht fehlen ſoll. Dein guter Geiſt hat dich hergeführt. Ich wünſche dir langes Leben und viel Vergnügen. Ich danke dir für deinen guten Willen, ſagte Fabel; man ſieht dir jetzt die gute Zeit an; dir fehlt nur noch das Stundenglas und die Hippe, ſo ſiehſt du ganz wie der Bruder meiner ſchönen Baſen aus. Wenn du Gänſeſpulen brauchſt, ſo zupfe ihnen nur eine Handvoll zarten Flaums aus den Wangen. Der Schreiber ſchien Miene zu machen, über ſie herzufallen. Sie lächelte und ſagte: Wenn dir dein ſchöner Haarwuchs und dein geiſtreiches Auge lieb ſind, ſo nimm dich in Acht; bedenke meine Nägel, du haſt nicht

viel mehr zu verlieren. Er wandte ſich mit verbißner Wuth zu den Alten, die ſich die Augen wiſchten, und nach ihren Wocken umhertappten. Sie konnten nichts finden, da die Lampe ausgelöſcht war, und ergoſſen ſich in Schimpfreden gegen Fabel. Laßt ſie doch gehen, ſprach er tückiſch, daß ſie euch Taranteln fange, zur Bereitung eures Oels. Ich wollte euch zu eurem Troſte ſagen, daß Eros ohne Raſt umherfliegt, und eure Scheere fleißig beſchäftigen wird. Seine Mutter, die euch ſo oft zwang, die Fäden länger zu ſpinnen, wird morgen ein Raub der Flammen. Er kitzelte ſich, um zu lachen, wie er ſah, daß Fabel einige Thränen bei dieſer Nachricht vergoß, gab ein Stück von der Wurzel den Alten, und ging naſerümpfend von dannen. Die Schweſtern hießen die Fabel mit zorniger Stimme Taranteln ſuchen, ohngeachtet ſie noch Oel vorräthig hatten, und Fabel eilte fort. Sie that, als öffne ſie das Thor, warf es ungeſtüm wieder zu, und ſchlich ſich leiſe nach dem Hintergrunde der Höhle, wo eine Leiter herunter hing. Sie kletterte ſchnell hinauf, und kam bald vor eine Fallthür, die ſich in Arkturs Gemach öffnete.

Der König ſaß umringt von ſeinen Räthen, als Fabel erſchien. Die nördliche Krone zierte ſein Haupt. Die Lilie hielt er mit der Linken, die Wage in der Rechten. Der Adler und Löwe ſaßen zu ſeinen Füßen. Monarch, ſagte die Fabel, indem ſie ſich ehrfurchtsvoll

vor ihm neigte: Heil deinem feſtgegründeten Throne! Frohe Botſchaft deinem verwundeten Herzen! Baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der raſtloſen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Geſtalt der Zukunft! Der König berührte ihre offene Stirn mit der Lilie: Was du bitteſt, ſei dir gewährt. — Dreimal werde ich bitten, wenn ich zum viertenmale komme, ſo iſt die Liebe vor der Thür. Jetzt gieb mir die Leier. — Eridanus, bringe ſie her! rief der König. Rauſchend ſtrömte Eridanus von der Decke, und Fabel zog die Leier aus ſeinen blinkenden Fluthen.

Fabel that einige weisſagende Griffe; der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem ſie nippte und mit vielen Dankſagungen hinweg eilte. Sie glitt in reizenden Bogenſchwüngen über das Eismeer, indem ſie fröliche Muſik aus den Saiten lockte.

Das Eis gab unter ihren Tritten die herrlichſten Töne von ſich. Der Felſen der Trauer hielt ſie für Stimmen ſeiner ſuchenden rückkehrenden Kinder, und antwortete in einem tauſendfachen Echo.

Fabel hatte bald das Geſtade erreicht. Sie begegnete ihrer Mutter, die abgezehrt und bleich ausſah, ſchlank und ernſt geworden war, und in edlen Zügen die Spuren eines hoffnungsloſen Grams und rührender Treue verrieth.

Was iſt aus dir geworden, liebe Mutter? ſagte

Fabel, du ſcheinſt mir gänzlich verändert; ohne inneres Anzeichen hätt ich dich nicht erkannt. Ich hoffte mich an deiner Bruſt einmal wieder zu erquicken; ich habe lange nach dir geſchmachtet. Ginniſtan liebkoſte ſie zärtlich, und ſah heiter und freundlich aus. Ich dachte es gleich, ſagte ſie, daß dich der Schreiber nicht würde gefangen haben. Dein Anblick erfriſcht mich. Es geht mir ſchlimm und knapp genug, aber ich tröſte mich bald. Vielleicht habe ich einen Augenblick Ruhe. Eros iſt in der Nähe, und wenn er dich ſieht, und du ihm vorplauderſt, verweilt er vielleicht einige Zeit. Indeß kannſt du dich an meine Bruſt legen, ich will dir geben, was ich habe. Sie nahm die Fabel auf den Schooß, reichte ihr die Bruſt, und fuhr fort, indem ſie lächelnd auf die Kleine herunter ſah, die es ſich gut ſchmecken ließ: Ich bin ſelbſt Urſach, daß Eros ſo wild und unbeſtändig geworden iſt. Aber mich reut es dennoch nicht, denn jene Stunden, die ich in ſeinen Armen zubrachte, haben mich zur Unſterblichen gemacht. Ich glaubte unter ſeinen feurigen Liebkoſungen zu zerſchmelzen. Wie ein himmliſcher Räuber ſchien er mich grauſam vernichten, und ſtolz über ſein bebendes Opfer triumphiren zu wollen. Wir erwachten ſpät aus dem verbotenen Rauſche, in einem ſonderbar vertauſchten Zuſtande. Lange ſilberweiße Flügel bedeckten ſeine weißen Schultern, und die reizende Fülle und Biegung ſeiner Geſtalt. Die Kraft, die ihn ſo plötzlich aus ei-

nem Knaben zum Jünglinge quellend getrieben, ſchien ſich ganz in die glänzenden Schwingen gezogen zu haben, und er war wieder zum Knaben geworden. Die ſtille Glut ſeines Geſichts war in das tändelnde Feuer eines Irrlichts, der heilige Ernſt in verſtellte Schalkheit, die bedeutende Ruhe in kindiſche Unſtätigkeit, der edle Anſtand in drollige Beweglichkeit verwandelt. Ich fühlte mich von einer ernſthaften Leidenſchaft unwiderſtehlich zu dem muthwilligen Knaben gezogen, und empfand ſchmerzlich ſeinen lächelnden Hohn und ſeine Gleichgültigkeit gegen meine rührendſten Bitten. Ich ſah meine Geſtalt verändert. Meine ſorgloſe Heiterkeit war verſchwunden, und hatte einer traurigen Bekümmerniß, einer zärtlichen Schüchternheit Platz gemacht. Ich hätte mich mit Eros vor aller Augen verbergen mögen. Ich hatte nicht das Herz in ſeine beleidigenden Augen zu ſehen, und fühlte mich entſetzlich beſchämt und erniedrigt. Ich hatte keinen andern Gedanken, als ihn, und hätte mein Leben hingegeben, um ihn von ſeinen Unarten zu befreien. Ich mußte ihn anbeten, ſo tief er auch alle meine Empfindungen kränkte.

Seit der Zeit, wo er ſich aufmachte, und mir entfloh, ſo rührend ich auch mit den heißeſten Thränen ihn beſchwor, bei mir zu bleiben, bin ich ihm überall gefolgt. Er ſcheint es ordentlich darauf anzulegen, mich zu necken. Kaum habe ich ihn erreicht, ſo fliegt er

tückiſch weiter. Sein Bogen richtet überall Verwüſtungen an. Ich habe nichts zu thun, als die Unglücklichen zu tröſten, und habe doch ſelbſt Troſt nöthig. Ihre Stimmen, die mich rufen, zeigen mir ſeinen Weg, und ihre wehmüthigen Klagen, wenn ich ſie wieder verlaſſen muß, gehen mir tief zu Herzen. Der Schreiber verfolgt uns mit entſetzlicher Wuth, und rächt ſich an den armen Getroffenen. Die Frucht jener geheimnißvollen Nacht waren eine zahlreiche Menge wunderlicher Kinder, die ihrem Großvater ähnlich ſehen, und nach ihm genannt ſind. Geflügelt wie ihr Vater begleiten ſie ihn beſtändig, und plagen die Armen, die ſein Pfeil trifft. Doch da kommt der fröliche Zug. Ich muß fort: lebe wohl, ſüßes Kind. Seine Nähe erregt meine Leidenſchaft. Sei glücklich in deinem Vorhaben. — Eros zog weiter, ohne Ginniſtan, die auf ihn zueilte, einen zärtlichen Blick zu gönnen. Aber zu Fabel wandte er ſich freundlich, und ſeine kleinen Begleiter tanzten frölich um ſie her. Fabel freute ſich, ihren Milchbruder wieder zu ſehen, und ſang zu ihrer Leier ein munteres Lied. Eros ſchien ſich beſinnen zu wollen, und ließ den Bogen fallen. Die Kleinen entſchliefen auf dem Raſen. Ginniſtan konnte ihn faſſen, und er litt ihre zärtlichen Liebkoſungen. Endlich fing Eros auch an zu nicken, ſchmiegte ſich an Ginniſtans Schooß und ſchlummerte ein, indem er ſeine Flügel über ſie ausbreitete. Unendlich froh war die müde Ginniſtan, und

verwandte kein Auge von dem holden Schläfer. Während des Geſanges waren von allen Seiten Taranteln zum Vorſchein gekommen, die über die Grashalme ein glänzendes Netz zogen, und lebhaft nach dem Takte ſich an ihren Fäden bewegten. Fabel tröſtete nun ihre Mutter, und verſprach ihr baldige Hülfe. Vom Felſen tönte der ſanfte Wiederhall der Muſik, und wiegte den Schläfer ein. Ginniſtan ſprengte aus dem wohlverwahrten Gefäß einige Tropfen in die Luft, und die anmuthigſten Träume fielen auf ſie nieder. Fabel nahm das Gefäß mit, und ſetzte ihre Reiſe fort. Ihre Saiten ruhten nicht, und die Taranteln folgten auf ſchnellgeſponnenen Fäden den bezaubernden Tönen.

Sie ſah bald von weitem die hohe Flamme des Scheiterhaufens, die über den grünen Wald emporſtieg. Traurig ſah ſie gen Himmel, und freute ſich wie ſie Sophiens blauen Schleier erblickte, der wallend über der Erde ſchwebte, und auf ewig die ungeheure Gruft bedeckte. Die Sonne ſtand feuerroth vor Zorn am Himmel, die gewaltige Flamme ſog an ihrem geraubten Lichte, und ſo heftig ſie es auch an ſich zu halten ſchien, ſo ward ſie doch immer bleicher und fleckiger. Die Flamme ward weißer und mächtiger, je fahler die Sonne ward. Sie ſog das Licht immer ſtärker in ſich, und bald war die Glorie um das Geſtirn des Tages verzehrt, und nur als eine matte, glänzende Scheibe ſtand es noch da, indem jede neue Regung des Neides und

der Wuth den Ausbruch der entfliehenden Lichtwellen vermehrte. Endlich war nichts von der Sonne mehr übrig, als eine ſchwarze ausgebrannte Schlacke, die herunter ins Meer fiel. Die Flamme war über allen Ausdruck glänzend geworden. Sie hob ſich langſam in die Höhe, und zog nach Norden. Fabel trat in den Hof, der verödet ausſah; das Haus war unterdeß verfallen. Dornſträucher wuchſen in den Ritzen der Fenſtergeſimſe und Ungeziefer aller Art kribbelte auf den zerbrochenen Stiegen. Sie hörte im Zimmer einen entſetzlichen Lärm; der Schreiber und ſeine Geſellen hatten ſich an dem Flammentode der Mutter geweidet, waren aber gewaltig erſchrocken, wie ſie den Untergang der Sonne wahrgenommen hatten.

Sie hatten ſich vergeblich angeſtrengt, die Flamme zu löſchen, und waren bei dieſer Gelegenheit nicht ohne Beſchädigungen geblieben. Der Schmerz und die Angſt preßte ihnen entſetzliche Verwünſchungen und Klagen aus. Sie erſchraken noch mehr, als Fabel ins Zimmer trat, und ſtürmten mit wüthendem Geſchrei auf ſie ein, um an ihr den Grimm auszulaſſen. Fabel ſchlüpfte hinter die Wiege, und ihre Verfolger traten ungeſtüm in das Gewebe der Taranteln, die ſich durch unzählige Biſſe an ihnen rächten. Der ganze Haufen fing nun toll an zu tanzen, wozu Fabel ein luſtiges Lied ſpielte. Mit vielem Lachen über ihre poſſirlichen Fratzen ging ſie auf die Trümmer des Altars zu, und räumte ſie

weg, um die verborgene Treppe zu finden, auf der ſie mit ihrem Tarantelgefolge hinunter ſtieg. Die Sphinx fragte: Was kommt plötzlicher, als der Blitz? Die Rache, ſagte Fabel. — Was iſt am vergänglichſten? — Ungerechter Beſitz. — Wer kennt die Welt? — Wer ſich ſelbſt kennt. — Was iſt das ewige Geheimniß? — Die Liebe. — Bei wem ruht es? — Bei Sophien. Die Sphinx krümmte ſich kläglich, und Fabel trat in die Höhle.

Hier bringe ich euch Taranteln, ſagte ſie zu den Alten, die ihre Lampe wieder angezündet hatten, und ſehr ämſig arbeiteten. Sie erſchraken, und die eine lief mit der Scheere auf ſie zu, um ſie zu erſtechen. Unverſehens trat ſie auf eine Tarantel, und dieſe ſtach ihr in den Fuß. Sie ſchrie erbärmlich. Die andern wollten ihr zu Hülfe kommen, und wurden ebenfalls von den erzürnten Taranteln geſtochen. Sie konnten ſich nun nicht an Fabel vergreifen, und ſprangen wild umher. Spinn' uns gleich, riefen ſie grimmig der Kleinen zu, leichte Tanzkleider. Wir können uns in den ſteifen Röcken nicht rühren, und vergehen faſt vor Hitze, aber mit Spinnenſaft mußt du den Faden einweichen, daß er nicht reißt, und wirke Blumen hinein, die im Feuer gewachſen ſind, ſonſt biſt du des Todes. Recht gern, ſagte Fabel, und ging in die Nebenkammer.

Ich will euch drei tüchtige Fliegen verſchaffen, ſagte ſie zu den Kreuzſpinnen, die ihre luftigen Gewebe rund

um an der Decke und den Wänden angeheftet hatten, aber ihr müßt mir gleich drei hübſche, leichte Kleider ſpinnen. Die Blumen, die hinein gewirkt werden ſollen, will ich auch gleich bringen. Die Kreuzſpinnen waren bereit, und fingen raſch zu weben an. Fabel ſchlich ſich zur Leiter, und begab ſich zu Arktur. Monarch, ſagte ſie, die Böſen tanzen, die Guten ruhen. Iſt die Flamme angekommen? Sie iſt angekommen, ſagte der König. Die Nacht iſt vorbei und das Eis ſchmilzt. Meine Gattin zeigt ſich von weitem. Meine Feindin iſt verſenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht ſehen laſſen, denn allein bin ich nicht König. Bitte, was du willſt. — Ich brauche, ſagte Fabel, Blumen, die im Feuer gewachſen ſind. Ich weiß, du haſt einen geſchickten Gärtner, der ſie zu ziehen verſteht. — Zink, rief der König, gieb uns Blumen. Der Blumengärtner trat aus der Reihe, holte einen Topf voll Feuer, und ſäete glänzenden Samenſtaub hinein. Es währte nicht lange, ſo flogen die Blumen empor. Fabel ſammelte ſie in ihre Schürze, und machte ſich auf den Rückweg. Die Spinnen waren fleißig geweſen, und es fehlte nichts mehr, als das Anheften der Blumen, welches ſie ſogleich mit vielem Geſchmack und Behendigkeit begannen. Fabel hütete ſich wohl die Enden abzureißen, die noch an den Weberinnen hingen.

Sie trug die Kleider den ermüdeten Tänzerinnen hin, die triefend von Schweiß umgeſunken waren, und

ſich einige Augenblicke von der ungewohnten Anſtrengung erholten. Mit vieler Geſchicklichkeit entkleidete ſie die hagern Schönheiten, die es an Schmähungen der kleinen Dienerin nicht fehlen ließen, und zog ihnen die neuen Kleider an, die ſehr niedlich gemacht waren, und vortrefflich paßten. Sie pries während dieſes Geſchäftes die Reize und den liebenswürdigen Charakter ihrer Gebieterinnen, und die Alten ſchienen ordentlich erfreut über die Schmeicheleien und die Zierlichkeit des Anzuges. Sie hatten ſich unterdeß erholt, und fingen von neuer Tanzluſt beſeelt wieder an, ſich munter umherzudrehen, indem ſie heimtückiſch der Kleinen langes Leben und große Belohnungen verſprachen. Fabel ging in die Kammer zurück, und ſagte zu den Kreuzſpinnen: Ihr könnt nun die Fliegen getroſt verzehren, die ich in eure Weben gebracht habe. Die Spinnen waren ſo ſchon und ungeduldig über das Hin- und Herreißen, da die Enden noch in ihnen waren, und die Alten ſo toll umherſprangen; ſie rannten alſo hinaus, und fielen über die Tänzerinnen her; dieſe wollten ſich mit der Scheere vertheidigen, aber Fabel hatte ſie in aller Stille mitgenommen. Sie unterlagen alſo ihren hungrigen Handwerksgenoſſen, die lange keine ſo köſtlichen Biſſen geſchmeckt hatten, und ſie bis auf das Mark ausſaugten. Fabel ſah durch die Felſenkluft hinaus und erblickte den Perſeus mit dem großen eiſernen Schilde. Die Scheere flog von ſelbſt dem Schilde zu, und Fabel bat ihn,

Eros Flügel damit zu verſchneiden, und dann mit ſeinem Schilde die Schweſtern zu verewigen, und das große Werk zu vollenden.

Sie verließ nun das unterirdiſche Reich, und ſtieg frölich zu Arkturs Pallaſte.

Der Flachs iſt verſponnen. Das Lebloſe iſt wieder entſeelt. Das Lebendige wird regieren, und das Lebloſe bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das Aeußere verborgen. Der Vorhang wird ſich bald heben, und das Schauſpiel ſeinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann ſpinne ich Tage der Ewigkeit. — Glückliches Kind, ſagte der gerührte Monarch, du biſt unſre Befreierin. Ich bin nichts als Sophiens Pathe, ſagte die Kleine. Erlaube, daß Turmalin, der Blumengärtner, und Gold mich begleiten. Die Aſche meiner Pflegemutter muß ich ſammeln, und der alte Träger muß wieder aufſtehn, daß die Erde wieder ſchwebe, und nicht auf dem Chaos liege.

Der König rief allen Dreien, und befahl ihnen, die Kleine zu begleiten. Die Stadt war hell, und auf den Straßen war ein lebhaftes Verkehr. Das Meer brach ſich brauſend an der hohen Klippe, und Fabel fuhr auf des Königs Wagen mit ihren Begleitern hinüber. Turmalin ſammelte ſorgfältig die auffliegende Aſche. Sie gingen rund um die Erde, bis ſie an den alten Rieſen kamen, an deſſen Schultern ſie hinunter klimmten. Er ſchien vom Schlage gelähmt, und konnte kein Glied

rühren. Gold legte ihm eine Münze in den Mund, und der Blumengärtner ſchob eine Schüſſel unter ſeine Lenden. Fabel berührte ihm die Augen, und goß das Gefäß auf ſeiner Stirn aus. So wie das Waſſer über das Auge in den Mund, und herunter über ihn in die Schüſſel floß, zuckte ein Blitz des Lebens ihm in allen Muskeln. Er ſchlug die Augen auf, und hob ſich rüſtig empor. Fabel ſprang zu ihren Begleitern auf die ſteigende Erde, und bot ihm freundlich guten Morgen. Biſt du wieder da, liebliches Kind? ſagte der Alte; habe ich doch immer von dir geträumt. Ich dachte immer, du würdeſt erſcheinen, ehe mir die Erde und die Augen zu ſchwer würden. Ich habe wohl lange geſchlafen. Die Erde iſt wieder leicht, wie ſie es immer den Guten war, ſagte Fabel. Die alten Zeiten kehren zurück. In kurzem biſt du wieder unter alten Bekannten. Ich will dir fröliche Tage ſpinnen, und an einem Gehülfen ſoll es auch nicht fehlen, damit du zuweilen an unſern Freuden Theil nehmen, und im Arm einer Freundin Jugend und Stärke einathmen kannſt. Wo ſind unſere alten Gaſtfreundinnen, die Hesperiden? — An Sophiens Seite. Bald wird ihr Garten wieder blühen, und die goldne Frucht duften. Sie gehen umher und ſammeln die ſchmachtenden Pflanzen.

Fabel entfernte ſich, und eilte dem Hauſe zu. Es war zu völligen Ruinen geworden. Epheu umzog die Mauern. Hohe Büſche beſchatteten den ehemaligen

Hof, und weiches Moos polſterte die alten Stiegen. Sie trat ins Zimmer. Sophie ſtand am Altar, der wieder aufgebaut war. Eros lag zu ihren Füßen in voller Rüſtung, ernſter und edler als jemals. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke. Mit bunten Steinen war der Fußboden ausgelegt, und zeigte einen großen Kreis um den Altar her, der aus lauter edlen bedeutungsvollen Figuren beſtand. Ginniſtan bog ſich über ein Ruhebett, worauf der Vater in tiefem Schlummer zu liegen ſchien, und weinte. Ihre blühende Anmuth war durch einen Zug von Andacht und Liebe unendlich erhöht. Fabel reichte die Urne, worin die Aſche geſammelt war, der heiligen Sophie, die ſie zärtlich umarmte.

Liebliches Kind, ſagte ſie, dein Eifer und deine Treue haben dir einen Platz unter den ewigen Sternen erworben. Du haſt das Unſterbliche in dir gewählt. Der Phönix gehört dir. Du wirſt die Seele unſers Lebens ſeyn. Jetzt wecke den Bräutigam auf. Der Herold ruft, und Eros ſoll Freya ſuchen und aufwecken.

Fabel freute ſich unbeſchreiblich bei dieſen Worten. Sie rief ihren Begleitern Gold und Zink, und nahte ſich dem Ruhebette. Ginniſtan ſah erwartungsvoll ihrem Beginnen zu. Gold ſchmolz die Münze und füllte das Behältniß, worin der Vater lag, mit einer glänzenden Flut, Zink ſchlang um Ginniſtans Buſen eine Kette. Der Körper ſchwamm auf den zitternden Wellen. Bücke

dich, liebe Mutter, ſagte Fabel, und lege die Hand auf das Herz des Geliebten.

Ginniſtan bückte ſich. Sie ſah ihr vielfaches Bild. Die Kette berührte die Flut, ihre Hand ſein Herz; er erwachte und zog die entzückte Braut an ſeine Bruſt. Das Metall gerann, und ward ein heller Spiegel. Der Vater erhob ſich, ſeine Augen blitzten, und ſo ſchön und bedeutend auch ſeine Geſtalt war, ſo ſchien doch ſein ganzer Körper eine feine unendlich bewegliche Flüſſigkeit zu ſeyn, die jeden Eindruck in den mannigfaltigſten und reizendſten Bewegungen verrieth.

Das glückliche Paar näherte ſich Sophien, welche Worte der Weihe über ſie ausſprach, und ſie ermahnte, den Spiegel fleißig zu Rathe zu ziehen, der alles in ſeiner wahren Geſtalt zurückwerfe, jedes Blendwerk vernichte, und ewig das urſprüngliche Bild feſthalte. Sie ergriff nun die Urne und ſchüttete die Aſche in die Schaale auf dem Altar. Ein ſanftes Brauſen verkündigte die Auflöſung, und ein leiſer Wind wehte in den Gewändern und Locken der Umſtehenden.

Sophie reichte die Schaale dem Eros, und dieſer den Andern. Alle koſteten den göttlichen Trank, und vernahmen die freundliche Begrüßung der Mutter in ihrem Innern mit unſäglicher Freude. Sie war jedem gegenwärtig, und ihre geheimnißvolle Anweſenheit ſchien alle zu verklären.

Die Erwartung war erfüllt und übertroffen. Alle merkten, was ihnen gefehlt habe, und das Zimmer war ein Aufenthalt der Seligen geworden. Sophie ſagte: das große Geheimniß iſt allen offenbart, und bleibt ewig unergründlich. Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren, und in Thränen wird die Aſche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöſt. In jedem wohnt die himmliſche Mutter, um jedes Kind ewig zu gebären. Fühlt ihr die ſüße Geburt im Klopfen eurer Bruſt?

Sie goß in den Altar den Reſt aus der Schale hinunter. Die Erde bebte in ihren Tiefen. Sophie ſagte: Eros, eile mit deiner Schweſter zu deiner Geliebten. Bald ſeht ihr mich wieder.

Fabel und Eros gingen mit ihrer Begleitung ſchnell hinweg. Es war ein mächtiger Frühling über die Erde verbreitet. Alles hob und regte ſich. Die Erde ſchwebte näher unter dem Schleier. Der Mond und die Wolken zogen mit frölichem Getümmel nach Norden. Die Königsburg ſtrahlte mit herrlichem Glanze über das Meer, und auf ihren Zinnen ſtand der König in voller Pracht mit ſeinem Gefolge. Ueberall erblickten ſie Staubwirbel, in denen ſich bekannte Geſtalten zu bilden ſchienen. Sie begegneten zahlreichen Schaaren von Jünglingen und Mädchen, die nach der Burg ſtrömten, und ſie mit Jauchzen bewillkommten. Auf manchen Hügeln ſaß ein glückliches eben erwachtes Paar in lang entbehrter Umarmung, hielt die neue Welt für einen Traum, und

konnte nicht aufhören, ſich von der ſchönen Wahrheit zu überzeugen.

Die Blumen und Bäume wuchſen und grünten mit Macht. Alles ſchien beſeelt. Alles ſprach und ſang. Fabel grüßte überall alte Bekannte. Die Thiere nahten ſich mit freundlichem Grüßen den erwachten Menſchen. Die Pflanzen bewirtheten ſie mit Früchten und Düften, und ſchmückten ſie auf das Zierlichſte. Kein Stein lag mehr auf einer Menſchenbruſt, und alle Laſten waren in ſich ſelbſt zu einem feſten Fußboden zuſammengeſunken. Sie kamen an das Meer. Ein Fahrzeug von geſchliffenem Stahl lag am Ufer feſtgebunden. Sie traten hinein und löſten das Tau. Die Spitze richtete ſich nach Norden, und das Fahrzeug durchſchnitt wie im Fluge die buhlenden Wellen. Liſpelndes Schilf hielt ſeinen Ungeſtüm auf, und es ſtieß leiſe an das Ufer. Sie eilten die breiten Treppen hinan. Die Liebe wunderte ſich über die königliche Stadt und ihre Reichthümer. Im Hofe ſprang der lebendiggewordene Quell; der Hain bewegte ſich mit den ſüßeſten Tönen, und ein wunderbares Leben ſchien in ſeinen heißen Stämmen und Blättern, in ſeinen funkelnden Blumen und Früchten zu quellen und zu treiben. Der alte Held empfing ſie an den Thoren des Pallaſtes. Ehrwürdiger Alter, ſagte Fabel, Eros bedarf deines Schwerdtes. Gold hat ihm eine Kette gegeben, die mit einem Ende in das Meer hinunter reicht, und mit dem andern um ſeine

Bruſt geſchlungen iſt. Faſſe ſie mit mir an, und führe uns in den Saal, wo die Prinzeſſin ruht. Eros nahm aus der Hand des Alten das Schwerdt, ſetzte den Knopf auf ſeine Bruſt, und neigte die Spitze vorwärts. Die Flügelthüren des Saals flogen auf, und Eros nahte ſich entzückt der ſchlummernden Freya. Plötzlich geſchah ein gewaltiger Schlag. Ein heller Funken fuhr von der Prinzeſſin nach dem Schwerdte; das Schwerdt und die Kette leuchteten, der Held hielt die kleine Fabel, die beinah umgeſunken wäre. Eros Helmbuſch wallte empor. Wirf das Schwerdt weg, rief Fabel, und erwecke deine Geliebte. Eros ließ das Schwerdt fallen, flog auf die Prinzeſſin zu, und küßte feurig ihre ſüßen Lippen. Sie ſchlug ihre großen dunklen Augen auf, und erkannte den Geliebten. Ein langer Kuß verſiegelte den ewigen Bund.

Von der Kuppel herunter kam der König mit Sophien an der Hand. Die Geſtirne und die Geiſter der Natur folgten in glänzenden Reihen. Ein unausſprechlich heiterer Tag erfüllte den Saal, den Pallaſt, die Stadt und den Himmel. Eine zahlloſe Menge ergoß ſich in dem weiten königlichen Saal, und ſah mit ſtiller Andacht die Liebenden vor dem Könige und der Königin knieen, die ſie feierlich ſegneten. Der König nahm ſein Diadem vom Haupte, und band es um Eros goldene Locken. Der alte Held zog ihm die Rüſtung ab, und der König warf ſeinen Mantel um ihn her. Dann

gab er ihm die Lilie in die linke Hand, und Sophie knüpfte ein köſtliches Armband um die verſchlungenen Hände der Liebenden, indem ſie zugleich ihre Krone auf Freyas braune Haare ſetzte.

Heil unſern alten Beherrſchern! rief das Volk. Sie haben immer unter uns gewohnt, und wir haben ſie nicht erkannt! Heil uns! Sie werden uns ewig beherrſchen! Segnet uns auch! Sophie ſagte zu der neuen Königin: Wirf du das Armband eures Bundes in die Luft, daß das Volk und die Welt euch verbunden bleiben. Das Armband zerfloß in der Luft, und bald ſah man lichte Ringe um jedes Haupt, und ein glänzendes Band zog ſich über die Stadt und das Meer und die Erde, die ein ewiges Feſt des Frühlings feierte. Perſeus trat herein, und trug eine Spindel und ein Körbchen. Er brachte dem neuen Könige das Körbchen. Hier, ſagte er, ſind die Reſte deiner Feinde. Eine ſteinerne Platte mit ſchwarzen und weißen Feldern lag darin, und daneben eine Menge Figuren von Alabaſter und ſchwarzem Marmor. Es iſt ein Schachſpiel, ſagte Sophie; aller Krieg iſt auf dieſe Platte und dieſe Figuren gebannt. Es iſt ein Denkmal der alten trüben Zeit. Perſeus wandte ſich zu Fabel, und gab ihr die Spindel. In deinen Händen wird dieſe Spindel uns ewig erfreuen, und aus dir ſelbſt wirſt du uns einen goldenen, unzerreißlichen Faden ſpinnen. Der Phönix flog mit melodiſchem Geräuſch zu ihren Füßen, ſpreizte ſeine

Fittiche vor ihr aus, auf die ſie ſich ſetzte, und ſchwebte mit ihr über den Thron, ohne ſich wieder niederzulaſſen. Sie ſang ein himmliſches Lied, und fing zu ſpinnen an, indem der Faden aus ihrer Bruſt ſich hervorzuwinden ſchien. Das Volk gerieth in neues Entzücken, und aller Augen hingen an dem lieblichen Kinde. Ein neues Jauchzen kam von der Thür her. Der alte Mond kam mit ſeinem wunderlichen Hofſtaat herein, und hinter ihm trug das Volk Ginniſtan und ihren Bräutigam, wie im Triumph, einher.

Sie waren mit Blumenkränzen umwunden; die königliche Familie empfing ſie mit der herzlichſten Zärtlichkeit, und das neue Königspaar rief ſie zu ſeinen Statthaltern auf Erden aus.

Gönnet mir, ſagte der Mond, das Reich der Parzen, deſſen ſeltſame Gebäude eben auf dem Hofe des Pallaſtes aus der Erde geſtiegen ſind. Ich will euch mit Schauſpielen darin ergötzen, wozu die kleine Fabel mir behülflich ſeyn wird.

Der König willigte in die Bitte; die kleine Fabel nickte freundlich; und das Volk freute ſich auf den ſeltſamen unterhaltenden Zeitvertreib. Die Hesperiden ließen zur Thronbeſteigung Glück wünſchen, und um Schutz in ihren Gärten bitten. Der König ließ ſie bewillkommen, und ſo folgten ſich unzählige fröliche Botſchaften. Unterdeſſen hatte ſich unmerklich der Thron verwandelt, und war ein prächtiges Hochzeitbett geworden, über

deſſen Himmel der Phönix mit der kleinen Fabel ſchwebte. Drei Karyatiden aus dunkelm Porphyr trugen es hinten, und vorn ruhte daſſelbe auf einer Sphinx von Baſalt. Der König umarmte ſeine erröthende Geliebte, und das Volk folgte dem Beiſpiel des Königs, und liebkoſte ſich unter einander. Man hörte nichts, als zärtliche Namen und ein Kußgeflüſter. Endlich ſagte Sophie: die Mutter iſt unter uns, ihre Gegenwart wird uns ewig beglücken. Folgt uns in unſre Wohnung, in dem Tempel dort werden wir ewig wohnen, und das Geheimniß der Welt bewahren. Die Fabel ſpann ämſig, und ſang mit lauter Stimme:

Gegründet iſt das Reich der Ewigkeit;
In Lieb' und Frieden endigt ſich der Streit;
Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen;
Sophie iſt ewig Prieſterin der Herzen.

Heinrich von Ofterdingen.

Zweiter Theil.

Die Erfüllung.

Das Kloſter, oder der Vorhof.

Aſtralis.

An einem Sommermorgen ward ich jung;
Da fühlt' ich meines eignen Lebens Puls
Zum erſtenmal, — und wie die Liebe ſich
In tiefere Entzückungen verlor,
Erwacht ich immer mehr, und das Verlangen
Nach innigerer, gänzlicher Vermiſchung
Ward dringender mit jedem Augenblick.
Wolluſt iſt meines Daſeyns Zeugungskraft.
Ich bin der Mittelpunkt, der heil'ge Quell,
Aus welchem jede Sehnſucht ſtürmiſch fließt,
Wohin ſich jede Sehnſucht mannichfach
Gebrochen, wieder ſtill zuſammen zieht.
Ihr kennt mich nicht und ſaht mich werden. —
Wart ihr nicht Zeugen wie ich noch
Nachtwandler mich zum erſtenmale traf
An jenem frohen Abend? Flog euch nicht

Ein ſüßer Schauer der Entzündung an?
Verſunken lag ich ganz in Honigkelchen;
Ich duftete, die Blume ſchwankte ſtill
In goldner Morgenluft. Ein innres Quellen
War ich, ein ſanftes Ringen, alles floß
Durch mich und über mich und hob mich leiſe.
Da ſank das erſte Stäubchen in die Narbe,
Denkt an den Kuß nach aufgehobnem Tiſch.
Ich quoll in meine eigne Flut zurück —
Es war ein Blitz, — nun konnt' ich ſchon mich regen,
Die zarten Fäden und den Kelch bewegen,
Schnell ſchoſſen, wie ich ſelber mich begann,
Zu irdſchen Sinnen die Gedanken an.
Noch war ich blind, doch ſchwankten lichte Sterne
Durch meines Weſens wunderbare Ferne,
Nichts war noch nah, ich fand mich nur von weiten,
Ein Anklang alter, ſo wie künft'ger Zeiten.
Aus Wehmuth, Lieb' und Ahndungen entſprungen
War der Beſinnung Wachsthum nur ein Flug,
Und wie die Wolluſt Flammen in mir ſchlug,
Ward ich zugleich vom höchſten Weh durchdrungen.
Die Welt lag blühend um den hellen Hügel,
Die Worte des Propheten wurden Flügel,
Nicht einzeln mehr: nur Heinrich und Mathilde
Vereinten beide ſich zu einem Bilde. —
Ich hob mich nun gen Himmel neugeboren,
Vollendet war das irdiſche Geſchick
Im ſeligen Verklärungs-Augenblick.

Es hatte nun die Zeit ihr Recht verloren,
Und forderte, was ſie geliehn, zurück.
Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellſten Sonnenſchein.
Man ſieht nun aus bemooſten Trümmern
Eine wunderſeltſame Zukunft ſchimmern,
Und was vordem alltäglich war
Scheint jetzo fremd und wunderbar.
Der Liebe Reich iſt aufgethan,
Die Fabel fängt zu ſpinnen an.
Das Urſpiel jeder Natur beginnt,
Auf kräftige Worte jedes ſinnt,
Und ſo das große Weltgemüth
Ueberall ſich regt und unendlich blüht.
Alles muß in einander greifen,
Eins durch das Andere gedeihn und reifen;
Jedes in allen dar ſich ſtellt,
Indem es ſich mit ihnen vermiſchet
Und gierig in ihre Tiefen fällt,
Sein eigenthümliches Weſen erfriſchet,
Und tauſend neue Gedanken erhält.
Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt es ſei geſchehn,
Kann man von weitem erſt kommen ſehn,
Frei ſoll die Fantaſie erſt ſchalten,
Nach ihrem Gefallen die Fäden verweben,
Hier manches verſchleiern, dort manches entfalten,
Und endlich in magiſchem Dunſt verſchweben.

Wehmuth und Wolluſt, Tod und Leben
Sind hier in innigſter Sympathie, —
Wer ſich der höchſten Lieb ergeben,
Geneſt von ihren Wunden nie.
Schmerzhaft muß jenes Band zerreißen,
Was ſich ums innre Auge zieht,
Einmal das treuſte Herz verwaiſen,
Eh es der trüben Welt entflieht.
Der Leib wird aufgelöſt in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt von bangem Sehnen,
Das Herz als Aſche niederfällt.

Auf dem ſchmalen Fußſteige, der ins Gebirge hinauflief, ging ein Pilgrim in tiefen Gedanken. Mittag war vorbei: ein ſtarker Wind ſauſte durch die blaue Luft. Seine dumpfen, mannichfaltigen Stimmen verloren ſich, wie ſie kamen. War er vielleicht durch die Gegenden der Kindheit geflogen, oder durch andere redende Länder? Es waren Stimmen, deren Echo noch im Innerſten klang, und dennoch ſchien ſie der Pilgrim nicht zu kennen. Er hatte nun das Gebirge erreicht, wo er das Ziel ſeiner Reiſe zu finden hoffte. — Hoffte? — Er hoffte gar nichts mehr. Die entſetzliche Angſt und dann die trockne Kälte der gleichgültigſten Verzweiflung trieben ihn, die wilden Schreckniſſe des Gebirgs aufzuſuchen; der mühſeligſte Gang beruhigte das Zerſtörende der innern Gewalten. Er war matt, aber ſtill. Noch ſah er nichts, was um ihn her ſich allmählig gehäuft hatte, als er ſich auf einen Stein ſetzte, und den Blick rückwärts wandte. Es dünkte ihm, als träumte er jetzt, oder habe er geträumt. Eine unüberſehliche Herrlichkeit ſchien ſich vor ihm aufzuthun. Bald floſſen ſeine Thränen, indem ſein Innres plötzlich brach; er wollte ſich

in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur ſeines Daſeins übrig bliebe. Unter dem heftigen Schluchzen ſchien er zu ſich ſelbſt zu kommen; die weiche heitere Luft durchdrang ihn, ſeinen Sinnen ward die Welt wieder gegenwärtig, und alte Gedanken fingen tröſtlich zu reden an.

Dort lag Augsburg mit ſeinen Thürmen, fern am Geſichtskreis blinkte der Spiegel des furchtbaren, geheimnißvollen Stroms; der ungeheure Wald bog ſich mit tröſtlichem Ernſt zu dem Wanderer, das gezackte Gebirge ruhte ſo bedeutend über der Ebene, und beide ſchienen zu ſagen: Eile nur, Strom, du entfliehſt uns nicht; ich will dir folgen mit geflügelten Schiffen; ich will dich brechen und halten und dich verſchlucken in meinem Schooß! Vertraue dich uns, Pilgrim, er iſt auch unſer Feind, den wir ſelbſt erzeugten; laß ihn eilen mit ſeinem Raube, er entflieht uns nicht.

Der arme Pilgrim gedachte der alten Zeiten und ihrer unſäglichen Entzückungen, aber wie matt gingen dieſe köſtlichen Erinnerungen vorüber. Der breite Hut verdeckte ein jugendliches Geſicht, es war bleich, wie eine Nachtblume; in Thränen hatte ſich der Balſamſaft des jungen Lebens, in tiefe Seufzer ſein ſchwellender Hauch verwandelt, in ein fahles Aſchgrau waren alle ſeine Farben verſchoſſen.

Seitwärts am Gehäge ſchien ihm ein Mönch unter einem alten Eichbaum zu knieen. Sollte das der alte

Hofkaplan ſeyn? ſo dachte er bei ſich, ohne große Verwunderung. Der Mönch kam ihm größer und ungeſtalter vor, je näher er zu ihm trat; er merkte nun ſeinen Irrthum, denn es war ein einzelner Felſen, über den ſich der Baum herbog. Stillgerührt faßte er den Stein in ſeine Arme, und drückte ihn lautweinend an ſeine Bruſt. Ach daß doch jetzt deine Reden ſich bewährten, und die heilige Mutter ein Zeichen an mir thäte! Bin ich doch ſo ganz elend und verlaſſen. Wohnt in meiner Wüſte kein Heiliger, der mir ſein Gebet liehe? Bete du, theurer Vater, jetzt in dieſem Augenblick für mich.

Wie er ſo bei ſich dachte, fing der Baum an zu zittern; dumpf dröhnte der Felſen, und wie aus tiefer unterirdiſcher Ferne erhoben ſich einige klare Stimmchen und ſangen:

Ihr Herz war voller Freuden,
Von Freuden ſie nur wußt';
Sie wußt' von keinen Leiden,
Drückt's Kindelein an ihre Bruſt.
Sie küßt es mannichfalt,
Mit Lieb' ward ſie umfangen
Durch Kindeleins ſchöne Geſtalt.

Die Stimmchen ſchienen mit unendlicher Luſt zu ſingen Sie wiederholten den Vers einigemal. Es ward alles wieder ruhig, und nun hörte der erſtaunte Pilger, daß jemand aus dem Baume ſagte:

Wenn du ein Lied zu meinen Ehren auf deiner Laute ſpielen wirſt, ſo wird ein armes Mädchen herfür kommen; nimm ſie mit und laß ſie nicht von dir; gedenke meiner, wenn du zum Kaiſer kommſt; ich habe mir dieſe Stätte auserſehen, um mit meinem Kindlein hier zu wohnen; laß mir ein ſtarkes, warmes Haus hier bauen. Mein Kindlein hat den Tod überwunden, härme dich nicht, ich bin bei dir: du wirſt noch eine Weile auf Erden bleiben: aber das Mädchen wird dich tröſten, bis du auch ſtirbſt, und zu unſern Freuden eingehſt.

Es iſt Mathildens Stimme! rief der Pilger und fiel auf ſeine Kniee, um zu beten. Da drang durch die Aeſte ein langer Strahl zu ſeinen Augen, und er ſah durch den Strahl in eine ferne kleine wunderſame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beſchreiben, noch kunſtreich mit Farben nachzubilden möglich geweſen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigſte Luſt und Freude, ja eine himmliſche Glückſeligkeit war darin überall zu ſchauen; ſogar daß die lebloſen Gefäße, das Säulwerk, die Teppiche, Zierrathen und alles, was zu ſehen war, nicht gemacht, ſondern wie ein vollſaftiges Kraut alſo gewachſen und zuſammen gekommen zu ſein ſchien. Es waren die ſchönſten menſchlichen Geſtalten, die dazwiſchen umher gingen, und ſich über die Maaßen freundlich und holdſelig gegen einander erzeigten. Ganz vorn ſtand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das

Anſehen, als wolle ſie mit ihm ſprechen, doch war nichts zu hören; und der Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnſucht ihre anmuthigen Züge, und wie ſie ſo freundlich und lächelnd ihm zuwinkte, und die Hand auf ihre linke Bruſt legte. Der Anblick war unendlich tröſtend und erquickend, und der Pilger lag noch lang in heiliger Entzückung, als die Erſcheinung wieder hinweggenommen war. Der heilige Strahl hatte alle Schmerzen und Bekümmerniß aus ſeinem Herzen geſogen, ſo daß ſein Gemüth wieder rein und leicht, und ſein Geiſt wieder frei und frölich war, wie vordem. Nichts war übrig geblieben, als ein ſtilles inniges Sehnen, und ein wehmüthiger Klang im Aller-Innerſten; aber die wilden Qualen der Einſamkeit, die herbe Pein eines unſäglichen Verluſtes, die trübe entſetzliche Leere, die irdiſche Ohnmacht war gewichen und der Pilgrim ſah ſich wieder in einer vollen bedeutſamen Welt. Stimme und Sprache waren wieder lebendig bei ihm geworden, und es dünkte ihm nunmehr alles viel bekannter und weiſſagender als ehemals, ſo daß ihm der Tod wie eine höhere Offenbarung des Lebens erſchien, und er ſein eigenes, ſchnell vorübergehendes Daſeyn mit kindlicher heiterer Rührung betrachtete. Zukunft und Vergangenheit hatten ſich in ihm berührt und einen innigen Verein geſchloſſen; er ſtand weit außer der Gegenwart, und die Welt ward ihm erſt theuer, als er ſie verloren hatte, und ſich nur als Fremdling in ihr fand, der ihre

weiten bunten Säle noch eine kurze Weile durchwandern ſollte. Es war Abend geworden, und die Erde lag vor ihm wie ein altes liebes Wohnhaus, das er nach langer Entfernung wiederfände. Tauſend Erinnerungen wurden ihm gegenwärtig; jeder Stein, jeder Baum, jede Anhöhe wollte wieder gekannt ſeyn, jedes war das Merkmal einer alten Geſchichte.

Der Pilger ergriff ſeine Laute und ſang:

Liebeszähren, Liebesflammen,
Fließt zuſammen:
Heiligt dieſe Wunderſtäten,
Wo der Himmel mir erſchienen;
Schwärmt um dieſen Baum wie Bienen,
In unzähligen Gebeten.

Er hat froh ſie aufgenommen,
Als ſie kommen,
Sie geſchützt vor Ungewittern;
Sie wird einſt in ihrem Garten
Ihn begießen und ihn warten,
Wunder thun mit ſeinen Splittern.

Auch der Felſen iſt geſunken,
Freudentrunken,
Zu der ſelgen Mutter Füßen.
Iſt die Andacht auch in Steinen,
Sollte da der Menſch nicht weinen,
Und ſein Blut für ſie vergießen?

Die Bedrängten müſſen ziehen
Und hier knieen;
Alle werden hier geneſen.
Keiner wird fortan noch klagen,
Alle werden frölich ſagen:
Einſt ſind wir betrübt geweſen.

Ernſte Mauern werden ſtehen
Auf den Höhen.
In den Thälern wird man rufen,
Wenn die ſchwerſten Zeiten kommen:
Keinem ſei das Herz beklommen,
Nur hinan zu jenen Stufen!

Gottes Mutter und Geliebte,
Der Betrübte
Wandelt nun verklärt von hinnen.
Ew'ge Güte, ew'ge Milde,
O! ich weiß, du biſt Mathilde,
Und das Ziel von meinem Sinnen.

Ohne mein verwegnes Fragen
Wirſt mir ſagen,
Wenn ich zu dir ſoll gelangen.
Gern will ich in tauſend Weiſen
Noch der Erde Wunder preiſen,
Bis du kommſt, mich zu umfangen.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten,
Seltſamkeiten,

Weichet nie aus meinem Herzen.
Unvergeßlich ſei die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggeſpült den Traum der Schmerzen.

Unter ſeinem Geſang war er nichts gewahr worden; wie er aber aufſah, ſtand ein junges Mädchen nahe bei ihm am Felſen, die ihn freundlich wie einen alten Bekannten grüßte, und ihn einlud mit zu ihrer Wohnung zu gehn, wo ſie ihm ſchon ein Abendeſſen zubereitet habe. Ihr ganzes Weſen und Thun war ihm befreundet. Sie bat ihn noch einige Augenblicke zu verziehen, trat unter den Baum, ſah mit einem unausſprechlichen Lächeln hinauf, und ſchüttete aus ihrer Schürze viele Roſen auf das Gras. Sie kniete ſtill daneben, ſtand aber bald wieder auf, und führte den Pilger fort.

Wer hat dir von mir geſagt? fragte der Pilger.

Unſere Mutter.

Wer iſt deine Mutter?

Die Mutter Gottes.

Seit wann biſt du hier?

Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.

Warſt du ſchon einmal geſtorben?

Wie könnt ich denn leben?

Lebſt du hier ganz allein?

Ein alter Mann iſt zu Hauſe, doch kenn' ich noch viele, die gelebt haben.

Haſt du Luſt bei mir zu bleiben?

Ich habe dich ja lieb.

Woher kennſt du mich?

O! von alten Zeiten; auch erzählte mir meine ehemalige Mutter zeither immer von dir.

Haſt du noch eine Mutter?

Ja, aber es iſt eigentlich dieſelbe.

Wie heißt ſie?

Maria.

Wer war dein Vater?

Der Graf von Hohenzollern.

Den kenn' ich auch.

Wohl mußt du ihn kennen, denn er iſt auch dein Vater.

Mein Vater iſt in Eiſenach.

Du haſt mehr Eltern.

Wo gehen wir denn hin?

Immer nach Hauſe.

Sie waren jetzt auf einen geräumigen Platz im Holze gekommen, auf welchem einige verfallene Thürme hinter tiefen Gräben ſtanden. Junges Gebüſch ſchlang ſich um die alten Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greiſes. Man ſah in die Unermeßlichkeit der Zeiten, und erblickte die weiteſten Geſchichten in kleine glänzende Minuten zuſammen gezogen, wenn man die grauen Steine, die blitzähnlichen Riſſe, und die hohen, ſchaurigen Geſtalten betrachtete.

So zeigt uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbene Schimmer, so unſchuldig wie die Wangen eines Kindes, die fernſten Heere ſeiner ſchweren ungeheuren Welten. Sie gingen durch einen alten Thorweg, und der Pilger war nicht wenig erſtaunt, als er ſich nun von lauter ſeltenen Gewächſen umringt, und die Reize des anmuthigſten Gartens unter dieſen Trümmern verſteckt ſah. Ein kleines ſteinernes Häuschen von neuer Bauart mit großen Fenſtern lag dahinter. Dort ſtand ein alter Mann hinter den breitblättrigen Stauden, und band die ſchwanken Zweige an Stäbchen. Den Pilgrim führte ſeine Begleiterin zu ihm, und ſagte: Hier iſt Heinrich, nach dem du mich oft gefragt haſt.

Wie ſich der Alte zu ihm wandte, glaubte Heinrich den Bergmann vor ſich zu ſehen. Du ſiehſt den Arzt Sylveſter, ſagte das Mädchen.

Sylveſter freute ſich ihn zu ſehen und ſprach: Es iſt eine geraume Zeit her, daß ich deinen Vater eben ſo jung bei mir ſah. Ich ließ es mir damals angelegen ſeyn, ihn mit den Schätzen der Vorzeit, mit der koſtbaren Hinterlaſſenſchaft einer zu früh abgeſchiedenen Welt bekannt zu machen. Ich bemerkte in ihm die Anzeichen eines großen Bildkünſtlers, ſein Auge regte ſich voll Luſt, ein wahres Auge, ein ſchaffendes Werkzeug zu werden; ſein Geſicht zeigte von innerer Feſtigkeit und ausdaurendem Fleiß, aber die gegenwärtige Welt hatte

zu tiefe Wurzeln ſchon bei ihm geſchlagen, er wollte nicht Achtung geben auf den Ruf ſeiner eigenſten Natur; die trübe Strenge ſeines vaterländiſchen Himmels hatte die zarten Spitzen der edelſten Pflanze in ihm verdorben; er ward ein geſchickter Handwerker, und die Begeiſterung iſt ihm zur Thorheit geworden.

Wohl, verſetzte Heinrich, habe ich in ihm oft mit Schmerzen eine ſtille Wehmuth bemerkt. Er arbeitete unaufhörlich aus Gewohnheit, und nicht aus innerer Luſt; es ſcheint ihm etwas zu fehlen, was die friedliche Stille ſeines Lebens, die Bequemlichkeiten ſeines Auskommens, die Freude ſich geehrt und geliebt von ſeinen Mitbürgern zu ſehen, und in allen Stadtangelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, ihm nicht erſetzen kann. Seine Bekannten halten ihn für ſehr glücklich, aber ſie wiſſen nicht, wie lebensſatt er iſt, wie leer ihm oft die Welt vorkommt, wie ſehnlich er ſich hinweg wünſcht, und wie er nicht aus Erwerbluſt, ſondern um dieſe Stimmung zu verſcheuchen, ſo fleißig arbeitet.

Was mich am meiſten wundert, verſetzte Sylveſter, iſt, daß er eure Erziehung ganz in den Händen eurer Mutter gelaſſen hat, und ſorgfältig ſich gehütet, in eure Entwickelung ſich zu miſchen, oder euch zu irgend einem beſtimmten Stande anzuhalten. Ihr habt von Glück zu ſagen, daß ihr habt aufwachſen dürfen, ohne von euren Eltern die mindeſte Beſchränkung zu leiden, denn die meiſten Menſchen ſind nur Ueberbleibſel eines vollen

Gaſtmahls, das Menſchen von verſchiedenem Appetit und Geſchmack geplündert haben.

Ich weiß ſelbſt nicht, erwiederte Heinrich, was Erziehung heißt, wenn es nicht das Leben und die Sinnesweiſe meiner Eltern iſt, oder der Unterricht meines Lehrers, des Hofkaplans. Mein Vater ſcheint mir, bei aller ſeiner kühlen und durchaus feſten Denkungsart, die ihn alle Verhältniſſe wie ein Stück Metall und eine künſtliche Arbeit anſehen läßt, doch unwillkürlich, und ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine ſtille Ehrfurcht und Gottesfurcht vor allen unbegreiflichen und höheren Erſcheinungen zu haben, und daher das Aufblühen eines Kindes mit demüthiger Selbſtverleugnung zu betrachten. Ein Geiſt iſt hier geſchäftig, der friſch aus der unendlichen Quelle kommt, und dieſes Gefühl der Ueberlegenheit eines Kindes in den allerhöchſten Dingen, der unwiderſtehliche Gedanke einer nähern Führung dieſes unſchuldigen Weſens, das jetzt im Begriff ſteht, eine ſo bedenkliche Laufbahn anzutreten; das Gepräge einer wunderbaren Welt, was noch keine irdiſche Flut unkenntlich gemacht hat, und endlich die Sympathie der Selbſt-Erinnerung jener fabelhaften Zeiten, wo die Welt uns heller, freundlicher und ſeltſamer dünkte, und der Geiſt der Weiſſagung faſt ſichtbar uns begleitete, alles dies hat meinen Vater gewiß zu der andächtigſten und beſcheidenſten Behandlung vermocht.

Laß uns hieher auf die Raſenbank unter die Blu-

men ſetzen, unterbrach ihn der Alte; Cyane wird uns rufen, wenn unſer Abendeſſen bereit iſt, und wenn ich euch bitten darf, ſo fahrt fort, mir von eurem frühe=ren Leben etwas zu erzählen. Wir Alten hören am lieb=ſten von den Kinderjahren reden, und es dünkt mich, als ließt ihr mich den Duft einer Blume einziehen, den ich ſeit meiner Kindheit nicht wieder eingeathmet hätte. Nur ſagt mir noch vorher, wie euch meine Einſiedelei und mein Garten gefällt, denn dieſe Blumen ſind meine Freundinnen, mein Herz iſt in dieſem Garten. Ihr ſeht nichts, was mich nicht liebt, und von mir nicht zärtlich geliebt wird; ich bin hier mitten unter meinen Kindern, und komme mir vor wie ein alter Baum, aus deſſen Wurzeln dieſe muntre Jugend ausgeſchlagen ſey.

Glücklicher Vater, ſagte Heinrich, euer Garten iſt die Welt. Ruinen ſind die Mütter dieſer blühenden Kinder; die bunte lebendige Schöpfung zieht ihre Nah=rung aus den Trümmern vergangener Zeiten. Aber mußte die Mutter ſterben, damit die Kinder gedeihen können, und bleibt der Vater zu ewigen Thränen allein an ihrem Grabe ſitzen?

Sylveſter reichte dem ſchluchzenden Jünglinge die Hand, und ſtand auf, um ihm ein eben aufgeblühtes Vergißmeinnicht zu holen, das er an einen Cypreſſen=zweig band, und ihm brachte. Wunderlich rührte der Abendwind die Wipfel der Kiefern, die jenſeits der Rui=nen ſtanden, ihr dumpfes Brauſen tönte herüber.

Heinrich verbarg ſein Geſicht in Thränen an dem Halſe des guten Sylveſter, und wie er ſich wieder erhob, trat eben der Abendſtern in voller Glorie über den Wald herüber.

Nach einiger Stille fing Sylveſter an: Ich möchte euch wohl in Eiſenach unter euren Geſpielen geſehen haben; eure Eltern, die vortreffliche Landgräfin, die biedern Nachbarn eures Vaters und der alte Hofkaplan machen eine ſchöne Geſellſchaft aus. Ihre Geſpräche müſſen frühzeitig auf euch gewirkt haben, beſonders da ihr das einzige Kind waret. Auch ſtell' ich mir die Gegend äußerſt anmuthig und bedeutſam vor.

Ich lerne, verſetzte Heinrich, meine Gegend erſt recht kennen, ſeit ich weg bin, und viele andere Gegenden geſehen habe. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Hügel und Berg hat ſeinen beſondern Geſichtskreis, ſeine eigenthümliche Gegend; ſie gehört zu ihm, und ſein Bau, ſeine ganze Beſchaffenheit wird durch ſie erklärt. Nur das Thier und der Menſch können zu allen Gegenden kommen; alle Gegenden ſind die ihrigen. So machen alle zuſammen eine große Weltgegend, einen unendlichen Geſichtskreis aus, deſſen Einfluß über die Menſchen und das Thier eben ſo ſichtbar iſt, wie der Einfluß der engeren Umgebung auf die Pflanze. Daher Menſchen, die viel gereiſt ſind, Zugvögel und Raubthiere, unter den Uebrigen ſich durch beſondern Verſtand und andere wunderbare Gaben auszeichnen.

Doch giebt es auch gewiß mehr oder weniger Fähigkeit unter ihnen, von dieſen Weltkreiſen und ihrem mannichfaltigen Inhalt und ihrer Ordnung gerührt und gebildet zu werden. Auch fehlt wohl manchem Menſchen die nöthige Aufmerkſamkeit und Gelaſſenheit, um den Wechſel der Gegenſtände und ihre Zuſammenſtellung erſt gehörig zu betrachten, und dann darüber nachzudenken, und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Oft fühl' ich jetzt, wie mein Vaterland meine früheſten Gedanken mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, und ſein Bild eine ſeltſame Andeutung meines Gemüthes geworden iſt, die ich immer mehr errathe, je tiefer ich einſehe, daß Schickſal und Gemüth Namen Eines Begriffes ſind.

Auf mich, ſagte Sylveſter, hat freilich die lebendige Natur, die regſame Ueberkleidung der Gegend, immer am meiſten gewirkt. Ich bin nicht müde geworden, beſonders die verſchiedene Pflanzennatur auf das ſorgfältigſte zu betrachten. Die Gewächſe ſind ſo die unmittelbarſte Sprache des Bodens; jedes neue Blatt, jede ſonderbare Blume iſt irgend ein Geheimniß, das ſich hervordrängt, und das, weil es ſich vor Liebe und Luſt nicht bewegen, und nicht zu Worten kommen kann, eine ſtumme, ruhige Pflanze wird. Findet man in der Einſamkeit eine ſolche Blume, iſt es da nicht, als wäre alles umher verklärt, und hielten ſich die kleinen befiederten Töne am liebſten in ihrer Nähe auf? Man

möchte vor Freuden weinen, und abgeſondert von der Welt nur ſeine Hände und Füße in die Erde ſtecken, um Wurzeln zu treiben, und nie dieſe glückliche Nachbarſchaft zu verlaſſen. Ueber die ganze trockne Welt iſt dieſer grüne, geheimnißvolle Teppich der Liebe gezogen. Mit jedem Frühjahr wird er erneuert, und ſeine ſeltſame Schrift iſt nur dem Geliebten lesbar, wie der Blumenſtrauß des Orients; ewig wird er leſen, und ſich nicht ſatt leſen, und täglich neue Bedeutungen, neue entzückende Offenbarungen der liebenden Natur gewahr werden. Dieſer unendliche Genuß iſt der geheime Reiz, den die Begehung der Erdfläche für mich hat, indem eine jede Gegend andre Räthſel löſet, und mich immer mehr errathen läßt, woher der Weg komme, und wohin er gehe.

Ja, ſagte Heinrich, wir haben von Kinderjahren angefangen zu reden, und von der Erziehung, weil wir in euren Gärten waren, und die eigentliche Offenbarung der Kindheit, die unſchuldige Blumenwelt, unmerklich in unſer Gedächtniß, und auf unſre Lippen die Erinnerung der alten Bekanntſchaft brachte. Mein Vater iſt auch ein großer Freund des Gartenlebens und die glücklichſten Stunden ſeines Lebens bringt er unter den Blumen zu. Dies hat auch gewiß ſeinen Sinn für die Kinder ſo offen erhalten, da Blumen die Ebenbilder der Kinder ſind. Den vollen Reichthum des unendlichen Lebens, die gewaltigen Mächte der ſpätern

Zeit, die Herrlichkeit des Weltendes, und die goldene Zukunft aller Dinge ſehen wir hier noch innig in einander verſchlungen, aber doch auf das deutlichſte und klarſte in zarter Verjüngung. Schon treibt die allmächtige Liebe, aber ſie zündet noch nicht: es iſt keine verzehrende Flamme, es iſt ein zerrinnender Duft, und ſo innig die Vereinigung der zärtlichen Seelen auch iſt, ſo iſt ſie doch von keiner heftigen Bewegung und keiner freſſenden Wuth begleitet, wie bei den Thieren. So iſt die Kindheit in der Tiefe zunächſt an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erſcheinungen der zweiten, höheren Kindheit, des wiedergefundenen Paradieſes ſind, und daher ſo wohlthätig auf die erſtere herunter thauen.

Es iſt gewiß etwas ſehr Geheimnißvolles in den Wolken, ſagte Sylveſter, und eine gewiſſe Bewölkung hat oft einen ganz wunderbaren Einfluß auf uns. Sie ziehen, und wollen uns mit ihrem kühlen Schatten auf und davon nehmen, und wenn ihre Bildung lieblich und bunt, wie ein ausgehauchter Wunſch unſers Innern iſt, ſo iſt auch ihre Klarheit, das herrliche Licht, was dann auf Erden herrſcht, wie die Vorbedeutung einer unbekannten, unſäglichen Herrlichkeit. Aber es giebt auch düſtre, und ernſte, und entſetzliche Umwölkungen, in denen alle Schrecken der alten Nacht zu drohen ſcheinen: nie ſcheint ſich der Himmel wieder aufheitern zu wollen, das heitere Blau iſt vertilgt, und

ein fahles Kupferroth auf ſchwarzgrauem Grunde weckt Grauen und Angſt in jeder Bruſt. Wenn dann die verderblichen Strahlen herunterzucken, und mit höhniſchem Gelächter die ſchmetternden Donnerſchläge hinter drein fallen, ſo werden wir bis ins Innerſte beängſtigt, und wenn in uns dann nicht das erhabene Gefühl unſerer ſittlichen Obermacht entſteht, ſo glauben wir den Schreckniſſen der Hölle, der Gewalt böſer Geiſter überliefert zu ſeyn. Es ſind Nachhalle der alten unmenſchlichen Natur, aber auch weckende Stimmen der höheren Natur des himmliſchen Gewiſſens in uns. Das Sterbliche dröhnt in ſeinen Grundfeſten, aber das Unſterbliche fängt heller zu leuchten an, und erkennt ſich ſelbſt.

Wann wird es doch, ſagte Heinrich, gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Noth und keines Uebels mehr im Weltall bedürfen?

Wenn es nur Eine Kraft giebt, — die Kraft des Gewiſſens, — wenn die Natur züchtig und ſittlich geworden iſt. Es giebt nur Eine Urſache des Uebels, — die allgemeine Schwäche, und dieſe Schwäche iſt nichts, als geringe ſittliche Empfänglichkeit, und Mangel an Reiz der Freiheit.

Macht mir doch die Natur des Gewiſſens begreiflich.

Wenn ich das könnte, ſo wäre ich Gott, denn indem man das Gewiſſen begreift, entſteht es. Könnt ihr mir das Weſen der Dichtkunſt begreiflich machen?

Etwas Perſönliches läßt ſich nicht beſtimmt abfragen.

Wie viel weniger alſo das Geheimniß der höchſten Untheilbarkeit. Läßt ſich Muſik dem Tauben erklären?

Alſo wäre der Sinn ein Antheil an der neuen, durch ihn eröffneten Welt ſelbſt? Man verſtände die Sache nur, wenn man ſie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größeren Welten wieder befaßte Welten. Alle Sinne ſind am Ende Ein Sinn. Ein Sinn führt wie Eine Welt allmählig zu allen Welten. Aber alles hat ſeine Zeit und ſeine Weiſe. Nur die Perſon des Weltalls vermag das Verhältniß unſerer Welt einzuſehen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob wir innerhalb der ſinnlichen Schranken unſers Körpers wirklich unſere Welt mit neuen Welten, unſere Sinne mit neuen Sinnen vermehren können, oder ob jeder Zuwachs unſerer Erkenntniß, jede neue erworbene Fähigkeit nur zur Ausbildung unſers gegenwärtigen Weltſinns zu rechnen iſt.

Vielleicht iſt beides Eins, ſagte Heinrich. Ich weiß nur ſo viel, daß für mich die Fabel Geſammtwerkzeug meiner gegenwärtigen Welt iſt. Selbſt das Gewiſſen, dieſe ſinn- und weltenerzeugende Macht, dieſer Keim aller Perſönlichkeit, erſcheint mir wie der Geiſt des Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen, romantiſchen Zuſammenkunft des unendlich veränderlichen Geſammtlebens.

Werther Pilger, verſetzte Sylveſter, das Gewiſſen erſcheint in jeder ernſten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erſcheinung, zu einer Verwandlung des Gewiſſens. Alle Bildung führt zu dem, was man nicht anders wie Freiheit nennen kann, ohnerachtet damit nicht ein Begriff, ſondern der ſchaffende Grund alles Daſeins bezeichnet werden ſoll. Dieſe Freiheit iſt Meiſterſchaft. Der Meiſter übt freie Gewalt nach Abſicht und in beſtimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenſtände ſeiner Kunſt ſind ſein, und ſtehen in ſeinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefeſſelt oder gehemmt. Und gerade dieſe allumfaſſende Freiheit, Meiſterſchaft oder Herrſchaft iſt das Weſen, der Trieb des Gewiſſens. In ihm offenbart ſich die heilige Eigenthümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Perſönlichkeit, und jede Handlung des Meiſters iſt zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt, — Gottes Wort.

Alſo iſt auch das, was ehemals, wie mir däucht, Tugendlehre genannt wurde, nur die Religion, als Wiſſenſchaft, die ſogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Geſetzordnung, die ſich zur Gottesverehrung verhält, wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Oberwelt bezeichnet, vorſtellt und ſie auf einer gewiſſen Stufe der Bildung vertritt?

Die Religion für das Vermögen der Einſicht und des Urtheils? Der Richtſpruch, das Geſetz der Auflöſung und Beſtimmung aller möglichen Verhältniſſe eines perſönlichen Weſens?

Allerdings iſt das Gewiſſen, ſagte Sylveſter, der eingeborne Mittler jedes Menſchen. Es vertritt die Stelle Gottes auf Erden, und iſt daher Vielen das Höchſte und Letzte. Aber wie entfernt war die bisherige Wiſſenſchaft, die man Tugend- oder Sittenlehre nannte, von der reinen Geſtalt dieſes erhabenen, weitumfaſſenden, perſönlichen Gedankens. Das Gewiſſen iſt der Menſchen eigenſtes Weſen in voller Verklärung, der himmliſche Urmenſch. Es iſt nicht dies und jenes, es gebietet nicht in allgemeinen Sprüchen, es beſteht nicht aus einzelnen Tugenden. Es giebt nur eine Tugend, — den reinen, ernſten Willen, der im Augenblick der Entſcheidung unmittelbar ſich entſchließt und wählt. In lebendiger, eigenthümlicher Untheilbarkeit bewohnt es und beſeelt es das zärtliche Sinnbild des menſchlichen Körpers, und vermag alle geiſtigen Gliedmaßen in die wahrhafteſte Thätigkeit zu verſetzen.

O trefflicher Vater! unterbrach ihn Heinrich, mit welcher Freude erfüllt mich das Licht, das aus euren Worten ausgeht! Alſo iſt der wahre Geiſt der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geiſtes der Tugend, und der eigentliche Geiſt der untergeordneten Dichtkunſt, die Regſamkeit des höchſten, eigenthümlichſten Daſeyns.

Eine überraſchende Selbſtheit iſt zwiſchen einen wahrhaften Liede und einer edlen Handlung. Das müßige Gewiſſen in einer glatten nicht widerſtehenden Welt wird zum feſſelnden Geſpräche, zur alleserzählenden Fabel. In den Fluren und Hallen dieſer Urwelt lebt der Dichter, und die Tugend iſt der Geiſt ſeiner irdiſchen Bewegungen und Einflüſſe: ſo wie dieſe die unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menſchen und das wunderbare Wiederlicht der höheren Welt iſt, ſo iſt es auch die Fabel. Wie ſicher kann nun der Dichter den Eingebungen ſeiner Begeiſterung, oder, wenn auch er einen höhern überirdiſchen Sinn hat, höhern Weſen folgen, und ſich ſeinem Berufe mit kindlicher Demuth überlaſſen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie ſich die Religion zur Tugend verhält, ſo die Begeiſterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geſchichten der Offenbarung aufbehalten ſind, ſo bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt ſich in wunderbar entſtandenen Dichtungen auf mannichfache Weiſe ab. Fabel und Geſchichte begleiten ſich in den innigſten Beziehungen auf den verſchlungenſten Pfaden und in den ſeltſamſten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre ſind Stern-Bilder Eines Umlaufs.

Ihr redet völlig wahr, ſagte Sylveſter, und nun wird es euch wohl begreiflich ſeyn, daß die ganze Na-

tur nur durch den Geiſt der Tugend beſteht, und immer beſtändiger werden ſoll. Er iſt das allzündende, allbelebende Licht, innerhalb der irdiſchen Umfaſſung. Vom Sternhimmel, dieſem erhabenen Dom des Sternreichs, bis zu dem krauſen Teppich einer bunten Wieſe, wird alles durch ihn erhalten, durch ihn mit uns verknüpft und uns verſtändlich gemacht, und durch ihn die unbekannte Bahn der unendlichen Naturgeſchichte bis zur Verklärung fortgeleitet.

Ja, und ihr habt vorher ſo ſchön für mich die Tugend an die Religion angeſchloſſen. Alles was die Erfahrung und die irdiſche Wirkſamkeit begreift, macht den Bezirk des Gewiſſens aus, welches dieſe Welt mit höheren Welten verbindet. Bei höheren Sinnen entſteht Religion, und was vorher unbegreifliche Nothwendigkeit unſerer innerſten Natur ſchien, ein Allgeſetz ohne beſtimmten Inhalt, wird nun zu einer wunderbaren, einheimiſchen, unendlich mannichfaltigen, und durchaus befriedigenden Welt, zu einer unbegreiflich innigen Gemeinſchaft aller Seeligen in Gott, und zur vernehmlichen, vergötternden Gegenwart des allerperſönlichſten Weſens, oder ſeines Willens, ſeiner Liebe in unſerm tiefſten Selbſt.

Die Unſchuld eures Herzens macht euch zum Propheten, erwiederte Sylveſter: euch wird alles verſtändlich werden, und die Welt und ihre Geſchichte verwandelt ſich euch in die heilige Schrift, ſo wie ihr an der

heiligen Schrift das große Beiſpiel habt, wie in einfachen Worten und Geſchichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne. — Mich hat die Beſchäftigung mit der Natur dahin geführt, wohin euch die Luſt und Begeiſterung der Sprache gebracht haben. Kunſt und Geſchichte haben mich die Natur kennen gelehrt. Meine Eltern wohnten in Sizilien, unweit dem weltberühmten Berge Aetna. Ein bequemes Haus von vormaliger Bauart, welches verdeckt von uralten Kaſtanienbäumen dicht an den felſigen Ufern des Meeres, die Zierde eines mit mannichfaltigen Gewächſen beſetzten Gartens ausmachte, war ihre Wohnung. In der Nähe lagen viele Hütten, in denen ſich Fiſcher, Hirten und Winzer aufhielten. Unſre Kammern und Keller waren mit allem, was das Leben erhält und erhöht, reichlich verſehn, und unſer Hausgeräthe ward durch wohlerdachte Arbeit auch den verborgenen Sinnen angenehm. Es fehlte auch ſonſt nicht an mannichfaltigen Gegenſtänden, deren Betrachtung und Gebrauch das Gemüth über das gewöhnliche Leben und ſeine Bedürfniſſe erhoben, es zu einem angemeſſenen Zuſtande vorzubereiten, und ihm den lautern Genuß ſeiner vollen, eigenthümlichen Natur zu verſprechen und zu gewähren ſchienen. Man ſah ſteinerne Menſchen-Bilder, mit Geſchichten bemahlte Gefäße, kleinere Steine mit den deutlichſten Figuren, und an-

dere Geräthſchaften mehr, die aus andern und erfreulicheren Zeiten zurückgeblieben ſein mochten. Auch lagen in Fächern übereinander viele Pergamentrollen, auf denen in langen Reihen von Buchſtaben die Kenntniſſe und Geſinnungen, die Geſchichten und Gedichte jener Vergangenheit in anmuthigen und künſtlichen Ausdrükken bewahrt ſtanden. Der Ruf meines Vaters, den er ſich als geſchickter Sterndeuter zuwege brachte, zog ihm zahlreiche Anfragen und Beſuche, ſelbſt aus entlegneren Ländern zu, und da das Vorwiſſen der Zukunft den Menſchen eine ſehr ſeltne und köſtliche Gabe dünkte, ſo glaubten ſie ihre Mittheilungen gut belohnen zu müſſen, ſo daß mein Vater durch die erhaltenen Geſchenke in den Stand geſetzt wurde, die Koſten ſeiner bequemen und genußreichen Lebensart hinreichend beſtreiten zu können.

* *
* * *

Weiter iſt der Verfaſſer nicht in Ausarbeitung dieſes zweiten Theils gekommen. Dieſen nannte er die Erfüllung, ſo wie den erſten die Erwartung, weil hier alles aufgelöſt und erfüllt werden ſollte, was jener hatte ahnden laſſen. Es war die Abſicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch ſechs Romane zu ſchreiben, in denen er ſeine Anſichten der Phyſik, des

bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe, ſo wie im Ofterdingen die der Poeſie niederlegen wollte. Ohne mein Erinnern wird der unterrichtete Leſer ſehen, daß der Verfaſſer ſich in dieſem Gedichte nicht genau an die Zeit, oder an die Perſon jenes bekannten Minneſängers gebunden hat, obgleich alles an ihn und ſein Zeitalter erinnern ſoll. Nicht nur für die Freunde des Verfaſſers, ſondern für die Kunſt ſelbſt, iſt es ein unerſetzlicher Verluſt, daß er dieſen Roman nicht hat beendigen können, deſſen Originalität und große Abſicht ſich im zweiten Theile noch mehr als im erſten würde gezeigt haben. Denn es war ihm nicht darum zu thun, dieſe oder jene Begebenheiten darzuſtellen, eine Seite der Poeſie aufzufaſſen, und ſie durch Figuren und Geſchichten zu erklären, ſondern er wollte, wie auch ſchon im letzten Kapitel des erſten Theils beſtimmt angedeutet iſt, das eigentliche Weſen der Poeſie ausſprechen, und ihre innerſte Abſicht erklären. Darum verwandelt ſich Natur, Hiſtorie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit ſeinen gewöhnlichſten Vorfällen in Poeſie, weil dieſe der Geiſt iſt, der alle Dinge belebt.

Ich will den Verſuch machen, ſo viel es mir aus Geſprächen mit meinem Freunde erinnerlich iſt, und ſo viel ich aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren erſehen kann, dem Leſer einen Begriff von dem Plan und dem Inhalte des zweiten Theiles dieſes Werkes zu verſchaffen.

Dem Dichter, welcher das Weſen ſeiner Kunſt im Mittelpunkt ergriffen hat, erſcheint nichts widerſprechend und fremd, ihm ſind die Räthſel gelöſt, durch die Magie der Phantaſie kann er alle Zeitalter und Welten verknüpfen, die Wunder verſchwinden und alles verwandelt ſich in Wunder; ſo iſt dieſes Buch gedichtet, und beſonders findet der Leſer in dem Mährchen, welches den erſten Theil beſchließt, die kühnſten Verknüpfungen; hier ſind alle Unterſchiede aufgehoben, durch welche Zeitalter von einander getrennt erſcheinen, und eine Welt der andern als feindſelig begegnet. Durch dieſes Mährchen wollte ſich der Dichter hauptſächlich den Uebergang zum zweiten Theile machen, in welchem die Geſchichte unaufhörlich aus dem Gewöhnlichſten in das Wundervollſte überſchweift, und ſich beides gegenſeitig erklärt und ergänzt; der Geiſt, welcher den Prolog in Verſen hält, ſollte nach jedem Kapitel wiederkehren, und dieſe Stimmung, dieſe wunderbare Anſicht der Dinge fortſetzen. Durch dieſes Mittel blieb die unſichtbare Welt mit dieſer ſichtbaren in ewiger Verknüpfung. Dieſer ſprechende Geiſt iſt die Poeſie ſelber, aber zugleich der ſideriſche Menſch, der mit der Umarmung Heinrichs und Mathildens geboren iſt. Im folgenden Gedichte, welches ſeine Stelle im Ofterdingen finden ſollte, hat der Verfaſſer auf die leichteſte Weiſe den innern Geiſt ſeiner Bücher ausgedrückt:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüſſel aller Kreaturen,
Wenn die, ſo ſingen oder küſſen,
Mehr als die Tiefgelehrten wiſſen,
Wenn ſich die Welt ins freie Leben,
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann ſich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ew'gen Weltgeſchichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Weſen fort.

Der Gärtner, welchen Heinrich ſpricht, iſt derſelbe alte Mann, der ſchon einmal Ofterdingens Vater aufgenommen hatte; das junge Mädchen, welches Cyane heißt, iſt nicht ſein Kind, ſondern die Tochter des Grafen von Hohenzollern; ſie iſt aus dem Morgenlande gekommen, zwar früh, aber doch kann ſie ſich ihrer Heimath erinnern; ſie hat lange in Gebirgen, in welchen ſie von ihrer verſtorbenen Mutter erzogen iſt, ein wunderliches Leben geführt; einen Bruder hat ſie früh verloren, einmal iſt ſie ſelbſt in einem Grabgewölbe dem Tode ſehr nahe geweſen, aber hier hat ſie ein alter Arzt auf eine ſeltſame Weiſe vom Tode errettet. Sie iſt heiter und freundlich und mit dem Wunderbaren ſehr vertraut. Sie erzählt dem Dichter ſeine eigene Geſchichte, als wenn ſie dieſelbe einſt von ihrer Mutter ſo

gehört hätte. — Sie ſchickt ihn nach einem entlegenen Kloſter, deſſen Mönche als eine Art von Geiſterkolonie erſcheinen, alles iſt hier wie eine myſtiſche, magiſche Loge. Sie ſind die Prieſter des heiligen Feuers in jungen Gemüthern. Er hört den fernen Geſang der Brüder; in der Kirche ſelbſt hat er eine Viſion. Mit einem alten Mönch ſpricht Heinrich über Tod und Magie, er hat Ahndungen vom Tode und dem Stein der Weiſen; er beſucht den Kloſtergarten und den Kirchhof; über dem letztern findet ſich folgendes Gedicht:

Lobt doch unſre ſtillen Feſte,
Unſre Gärten, unſre Zimmer,
Das bequeme Hausgeräthe,
Unſer Hab' und Gut.
Täglich kommen neue Gäſte,
Dieſe früh, die andern ſpäte,
Auf den weiten Herden immer
Lodert neue Lebens-Glut.

Tauſend zierliche Gefäße,
Einſt bethaut mit tauſend Thränen,
Goldne Ringe, Sporen, Schwerdter,
Sind in unſerm Schatz:
Viel Kleinodien und Juwelen
Wiſſen wir in dunklen Höhlen,
Keiner kann den Reichthum zählen,
Zählt er auch ohn Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
Der Geſtirne Rieſengeiſter,
Wunderlich geſellt,
Holde Frauen, ernſte Meiſter,
Kinder und verlebte Greiſe,
Sitzen hier in Einem Kreiſe,
Wohnen in der alten Welt.

Keiner wird ſich je beſchweren,
Keiner wünſchen fort zu gehen,
Wer an unſern vollen Tiſchen
Einmal fröhlich ſaß.
Klagen ſind nicht mehr zu hören,
Keine Wunder mehr zu ſehen,
Keine Thränen abzuwiſchen;
Ewig läuft das Stundenglas.

Tiefgerührt von heilger Güte,
Und verſenkt in ſel'ges Schauen,
Steht der Himmel im Gemüthe,
Wolkenloſes Blau;
Lange fliegende Gewande
Tragen uns durch Frühlingsauen,
Und es weht in dieſem Lande
Nie ein Lüftchen kalt und rauh.

Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wolluſt räthſelhafter Spiele,

Wir nur kennen euch;
Wir nur ſind am hohen Ziele,
Bald in Strom uns zu ergießen,
Dann in Tropfen zu zerfließen,
Und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erſt die Liebe, Leben;
Innig, wie die Elemente,
Miſchen wir des Daſeyns Fluten,
Brauſend Herz mit Herz.
Lüſtern ſcheiden ſich die Fluten,
Denn der Kampf der Elemente
Iſt der Liebe höchſtes Leben,
Und des Herzens eignes Herz.

Leiſer Wünſche ſüßes Plaudern
Hören wir allein, und ſchauen
Immerdar in ſel'ge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Kuß;
Alles, was wir nur berühren,
Wird zu heißen Balſamfrüchten,
Wird zu weichen zarten Brüſten,
Opfern kühner Luſt.

Immer wächſt und blüht Verlangen
Am Geliebten feſtzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu ſeyn.

*

Seinem Durſte nicht zu wehren,
Sich im Wechſel zu verzehren,
Von einander ſich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wolluſt
Sind wir immerdar verſunken,
Seit der wilde trübe Funken
Jener Welt erloſch;
Seit der Hügel ſich geſchloſſen,
Und der Scheiterhaufen ſprühte,
Und dem ſchauernden Gemüthe
Nun das Erdgeſicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heil'ger Wehmuth ſüße Schauer,
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unſre Glut.
Wunden giebts, die ewig ſchmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unſer aller Herzen,
Löſt uns auf in Eine Flut.

Und in dieſer Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weiſe
In den Ocean des Lebens
Tief in Gott hinein;
Und aus ſeinem Herzen fließen
Wir zurück zu unſerm Kreiſe,
Und der Geiſt des höchſten Strebens
Taucht in unſre Wirbel ein.

Schüttelt eure goldnen Ketten
Mit Smaragden und Rubinen,
Und die blanken saubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.
Aus des feuchten Abgrunds Betten,
Aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelsrosen auf den Wangen
Schwebt ins bunte Fabelreich.

Könnten doch die Menschen wissen,
Unsre künftigen Genossen,
Daß bei allen ihren Freuden
Wir geschäftig sind:
Jauchzend würden sie verscheiden,
Gern das bleiche Daseyn missen, —
O! die Zeit ist bald verflossen,
Kommt, Geliebte, doch geschwind!

Helft uns nur den Erdgeist binden,
Lernt den Sinn des Todes fassen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht verblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.

Dieses Gedicht war vielleicht wiederum ein Prolog zu einem zweiten Kapitel. Jetzt sollte sich eine ganz neue Periode des Werkes eröffnen: aus dem stillsten

Tode ſollte ſich das höchſte Leben hervorthun; er hat unter Todten gelebt und ſelbſt mit ihnen geſprochen. Das Buch ſollte faſt dramatiſch werden, und der epiſche Ton gleichſam nur die einzelnen Szenen verknüpfen und leicht erklären. Heinrich befindet ſich plötzlich in dem unruhigen Italien, das von Kriegen zerrüttet wird; er ſieht ſich als Feldherr an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges ſpielen in poetiſchen Farben. Er überfällt mit einem flüchtigen Haufen eine feindliche Stadt; hier erſcheint als Epiſode die Liebe eines vornehmen Piſaners zu einem Florentiniſchen Mädchen. Kriegslieder. „Ein großer Krieg, wie ein Zweikampf, durchaus edel, philoſophiſch, human. Geiſt der alten Chevalerie, Ritterſpiel. Geiſt der bacchiſchen Wehmuth. — Die Menſchen müſſen ſich ſelbſt untereinander tödten, das iſt edler als durch das Schickſal fallen. Sie ſuchen den Tod. — Ehre, Ruhm iſt des Kriegers Luſt und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger. Todesluſt iſt Kriegergeiſt. — Auf Erden iſt der Krieg zu Hauſe. Krieg muß auf Erden ſeyn.“ — In Piſa findet Heinrich den Sohn des Kaiſers Friedrich des Zweiten, der ſein vertrauter Freund wird. Auch nach Loretto kommt er. Mehrere Lieder ſollten hier folgen.

Von einem Sturm wird der Dichter nach Griechenland verſchlagen. Die alte Welt mit ihren Helden und Kunſtſchätzen erfüllt ſein Gemüth. Er ſpricht mit einem Griechen über Moral. Alles wird ihm aus je-

ner Zeit gegenwärtig; er lernt die alten Bilder und die alte Geſchichte verſtehn. Geſpräche über die griechiſchen Staatsverfaſſungen; über Mythologie.

Nachdem Heinrich die Heldenzeit und das Alterthum hat verſtehen lernen, kommt er nach dem Morgenlande, nach welchem ſich von Kindheit auf ſeine Sehnſucht gerichtet hatte. Er beſucht Jeruſalem; er lernt orientaliſche Gedichte kennen. Seltſame Begebenheiten mit den Ungläubigen halten ihn in einſamen Gegenden zurück, er findet die Familie des morgenländiſchen Mädchens (ſ. den 1. Th.); die dortige Lebensweiſe einiger nomadiſchen Stämme, Perſiſche Märchen, Erinnerungen aus der älteſten Welt. Immer ſollte das Buch unter den verſchiedenſten Begebenheiten denſelben Farben-Charakter behalten, und an die blaue Blume erinnern; durchaus ſollten ſogleich die entfernteſten und verſchiedenartigſten Sagen verknüpft werden: griechiſche, orientaliſche, bibliſche und chriſtliche mit Erinnerungen und Andeutungen der indiſchen wie der nordiſchen Mythologie. Die Kreuzzüge. Das Seeleben. Heinrich geht nach Rom. Die Zeit der römiſchen Geſchichte.

Mit Erfahrungen geſättigt kehrt Heinrich nach Deutſchland zurück. Er findet ſeinen Großvater, einen tiefſinnigen Charakter, Klingsohr iſt in ſeiner Geſellſchaft. Abendgeſpräche mit den beiden.

Heinrich begiebt ſich an den Hof Friedrichs, er lernt den Kaiſer perſönlich kennen. Der Hof ſollte eine

ſehr würdige Erſcheinung machen, die Darſtellung der beſten, größten und wunderbarſten Menſchen aus der ganzen Welt verſammelt, deren Mittelpunkt der Kaiſer ſelbſt iſt. Hier erſcheint die große Pracht, und die wahre große Welt. Deutſcher Charakter und deutſche Geſchichte werden deutlich gemacht. Heinrich ſpricht mit dem Kaiſer über Regierung, über Kaiſerthum, dunkle Reden von Amerika und Oſt-Indien. Die Geſinnungen eines Fürſten. Myſtiſcher Kaiſer. Das Buch de tribus impostoribus.

Nachdem nun Heinrich auf eine neue und größere Weiſe als im erſten Theile, in der Erwartung, wiederum die Natur, Leben und Tod, Krieg, Morgenland, Geſchichte und Poeſie erlebt und erfahren hat, kehrt er wie in eine alte Heimath in ſein Gemüth zurück. Aus dem Verſtändniß der Welt und ſeiner ſelbſt entſteht der Trieb zur Verklärung; die wunderbarſte Märchenwelt tritt nun ganz nahe, weil das Herz ihrem Verſtändniß völlig geöffnet iſt.

In der Maneſſiſchen Sammlung der Minneſänger finden wir einen ziemlich unverſtändlichen Wettgeſang des Heinrich von Ofterdingen und Klingsohr mit andern Dichtern; ſtatt dieſes Kampfſpieles wollte der Verfaſſer einen andern ſeltſamen poetiſchen Streit darſtellen, den Kampf des guten und böſen Princips in Geſängen der Religion und Irreligion, die unſichtbare Welt der ſichtbaren entgegen geſtellt. „In bacchiſcher Trunkenheit

wetten die Dichter aus Enthuſiasmus um den Tod.“ Wiſſenſchaften werden poetiſirt, auch die Mathematik ſtreitet mit. Indianiſche Pflanzen werden beſungen; indiſche Mythologie in neuer Verklärung.

Dieſes iſt der letzte Akt Heinrichs auf Erden, der Uebergang zu ſeiner eignen Verklärung. Dieſes iſt die Auflöſung des ganzen Werks, die Erfüllung des Märchens, welches den erſten Theil beſchließt. Auf die übernatürlichſte und zugleich natürlichſte Weiſe wird alles erklärt und vollendet, die Scheidewand zwiſchen Fabel und Wahrheit, zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart iſt eingefallen: Glauben, Phantaſie und Poeſie ſchließen die innerſte Welt auf.

Heinrich kommt in Sophiens Land, in eine Natur wie ſie ſeyn könnte, in eine allegoriſche, nachdem er mit Klingsohr über einige ſonderbare Zeichen und Ahndungen geſprochen hat. Dieſe erwachen hauptſächlich bei einem alten Liede, welches es zufällig ſingen hört, in welchem ein tiefes Waſſer an einer verborgenen Stelle beſchrieben wird. Durch dieſen Geſang erwachen längſtvergeſſene Erinnerungen, er geht nach dem Waſſer, und findet einen kleinen goldenen Schlüſſel, welchen ihm vor Zeiten eine Rabe geraubt hatte, und den er niemals hatte wieder finden können. Dieſen Schlüſſel hatte ihm bald nach Mathildens Tode ein alter Mann gegeben mit dem Bedeuten, er ſollte ihn zum Kaiſer bringen, der würde ihm ſagen, was damit zu thun ſey. Heinrich

geht zum Kaiſer, welcher hoch erfreut iſt, und ihm eine alte Urkunde giebt, in welcher geſchrieben ſteht, daß der Kaiſer ſie einem Manne zum Leſen geben ſollte, welcher ihm einſt einen goldenen Schlüſſel zufällig bringen würde; dieſer Mann würde an einem verborgenen Orte ein altes talismaniſches Kleinod, einen Karfunkel zur Krone finden, zu welchem die Stelle noch leer gelaſſen ſey. Der Ort ſelbſt iſt auch im Pergament beſchrieben. — Nach dieſer Beſchreibung macht ſich Heinrich auf den Weg nach einem Berge, er trifft unterwegs den Fremden, der ihm und ſeinen Eltern zuerſt von der blauen Blume erzählt hatte, er ſpricht mit ihm über die Offenbarung. Er geht in den Berg hinein, und Cyane folgt ihm treulich nach.

Bald kommt er in jenes wunderbare Land, in welchem Luft und Waſſer, Blumen und Thiere von ganz verſchiedener Art ſind, als in unſerer irdiſchen Natur. Zugleich verwandelt ſich das Gedicht ſtellenweiſe in ein Schauſpiel. „Menſchen, Thiere, Pflanzen, Steine und Geſtirne, Elemente, Töne, Farben kommen zuſammen wie Eine Familie, handeln und ſprechen wie Ein Geſchlecht.“ — „Blumen und Thiere ſprechen über den Menſchen.“ — „Die Märchenwelt wird ganz ſichtbar, die wirkliche Welt ſelbſt wird wie ein Märchen angeſehen.“ Er findet die blaue Blume; es iſt Mathilde, die ſchläft und den Karfunkel hat, ein kleines Mädchen, ſein und Mathildens Kind, ſitzt bei einem Sarge und

verjüngt ihn. — „Dieſes Kind iſt die Urwelt, die goldene Zeit am Ende.“ — „Hier iſt die chriſtliche Religion mit der heidniſchen ausgeſöhnt. Die Geſchichte des Orpheus, der Pſyche, und andere werden beſungen.“

Heinrich pflückt die blaue Blume, und erlöſt Mathilden von ihrem Zauber, aber ſie geht ihm wieder verloren; er erſtarrt im Schmerz und wird ein Stein. „Edda (die blaue Blume, die Morgenländerin, Mathilde) opfert ſich an dem Steine, er verwandelt ſich in einen klingenden Baum. Cyane haut den Baum um, und verbrennt ſich mit ihm, er wird ein goldener Widder. Edda, Mathilde muß ihn opfern, er wird wieder ein Menſch. Während dieſer Verwandlungen hat er allerlei wunderliche Geſpräche.

Er iſt glücklich mit Mathilden, die zugleich die Morgenländerin und Cyane iſt. Das froheſte Feſt des Gemüths wird gefeiert. Alles vorhergehende war Tod, letzter Traum und Erwachen.“ Klingsohr kommt wieder als König von Atlantis. Heinrichs Mutter iſt Fantaſie, der Vater iſt der Sinn, Schwaning iſt der Mond, der Bergmann iſt der Antiquar, auch zugleich das Eiſen. Kaiſer Friedrich iſt Arktur. Auch der Graf von Hohenzollern und die Kaufleute kommen wieder.“ Alles fließt in Allegorie zuſammen. Cyane bringt dem Kaiſer den Stein; aber Heinrich iſt nun ſelbſt der Dichter aus jenem Märchen, welches ihm vordem die Kaufleute erzählten.

Das ſelige Land leidet nur noch von einer Bezauberung, indem es dem Wechſel der Jahreszeiten unterworfen iſt. Heinrich zerſtört das Sonnenreich. Mit einem großen Gedicht, wovon nur der Anfang aufgeſchrieben iſt, ſollte das ganze Werk beſchloſſen werden.

Die Vermählung der Jahreszeiten.

Tief in Gedanken ſtand der neue Monarch. Er gedachte
Jetzt des nächtlichen Traums, und der Erzählungen auch,
Als von der himmliſchen Blume zuerſt er gehört, und getroffen
Still von der Weiſſagung, mächtige Liebe gefühlt.
Noch dünkt ihn, er höre die tief eindringende Stimme,
Eben verließe der Gaſt erſt den geſelligen Kreis,
Flüchtige Schimmer des Mondes erhellten die klappernden Fenſter,
Und in des Jünglings Bruſt tobte verzehrende Glut.
Edda, ſagte der König, was iſt des liebenden Herzens
Innigſter Wunſch? was iſt ihm der unſäglichſte Schmerz?
Sag' es, wir wollen ihm helfen, die Macht iſt unſer, und herrlich

Werde die Zeit, nun du wieder den Himmel beglückſt. —
„Wären die Zeiten nicht ſo ungeſellig, verbände
Zukunft mit Gegenwart und mit Vergangenheit ſich;
Schlöſſe Frühling an Herbſt ſich, und Sommer an Winter,
Wäre zu ſpielendem Ernſt Jugend mit Alter gepaart:
Dann, mein ſüßer Gemahl, verſiegte die Quelle der Schmerzen,
Aller Empfindungen Wunſch wäre dem Herzen gewährt.“
Alſo die Königin; freudig umſchlang ſie der ſchöne Geliebte:
Ausgeſprochen fürwahr haſt du ein himmliſches Wort,
Was ſchon längſt auf den Lippen der tiefer Fühlenden ſchwebte,
Aber den deinigen erſt rein und gedeihlich entklang.
Führe man ſchnell den Wagen herbei, wir holen ſie ſelber,
Erſtlich die Zeiten des Jahrs, dann auch des Menſchengeſchlechts. —

Sie fahren zur Sonne, und holen zuerſt den Tag, dann zur Nacht; dann nach Norden, um den Winter, alsdann nach Süden, um den Sommer zu finden; von Oſten bringen ſie den Frühling, von Weſten den Herbſt. Dann eilen ſie zur Jugend, dann zum Alter, zur Vergangenheit, wie zur Zukunft.

Dieſes iſt, was ich dem Leſer aus meinen Erinnerungen, und aus einzelnen Worten und Winken in den Papieren meines Freundes habe geben können. Die Ausarbeitung dieſer großen Aufgabe würde ein bleibendes Denkmal einer neuen Poeſie geweſen ſeyn. Ich habe in dieſer Anzeige lieber trocken und kurz ſeyn wollen, als in die

Gefahr gerathen, von meiner Phantaſie etwas hinzuzuſetzen. Vielleicht rührt manchen Leſer das Fragmentariſche dieſer Verſe und Worte ſo wie mich, der nicht mit einer andächtigern Wehmuth ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Corregio betrachten würde.

L. T.

Druck und Papier von C. Schumann, in Schneeberg.

Novalis

Schriften.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck

und

Fr. Schlegel.

Fünfte Auflage.

Zweiter Theil.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.

1837.

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererſcheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit ſeinen Farben, ſeinen Strahlen und Wogen, ſeiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerſte Seele athmet es der raſtloſen Geſtirne Rieſenwelt, und ſchwimmt tanzend in ſeiner blauen Flut; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die ſinnige, ſaugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgeſtaltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den ſinnvollen Augen, dem ſchwebenden Gange, und den zartgeſchloſſenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdiſchen Natur ruft es jede Kraft zu zahlloſen Verwandlungen, knüpft und löſt unendliche Bündniſſe, hängt ſein himmliſches Bild jedem irdiſchen Weſen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unausſprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft verſenkt: wüſt und einſam iſt ihre Stelle. In den Saiten der Bruſt weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinunterſinken, und mit der Aſche mich vermiſchen. — Fernen der Erinnerung, Wünſche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen ſchlug die luſtigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu ſeinen Kindern wiederkommen, die mit der Unſchuld Glauben ſeiner harren?

Was quillt auf einmal ſo ahndungsvoll unterm Herzen, und verſchluckt der Wehmuth weiche Luft? Haſt auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältſt du unter deinem Mantel, das mir unſichtbar kräftig an die Seele geht? Köſtlicher Balſam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die ſchweren Flügel des Gemüths hebſt du empor. Dunkel und unausſprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernſtes Antlitz ſeh' ich, froh erſchrocken, das ſanft und andachtsvoll ſich zu mir neigt, und unter unendlich verſchlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindiſch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und geſegnet des Tages Abſchied! — Alſo nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, ſäeteſt

du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die blässesten jener zahllosen Heere; unbedürftig des Lichts durchschauen sie die Tiefen eines liebenden Gemüthes, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht. Zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich vermische, und dann ewig die Brautnacht währe.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? Unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich, und wissen von keinem Schlafe,

als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfſt. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöhl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wiſſen nicht, daß du es biſt, der des zarten Mädchens Buſen umſchwebt, und zum Himmel den Schooß macht; ahnden nicht, daß aus alten Geſchichten du himmelöffnend entgegentrittſt, und den Schlüſſel trägſt zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimniſſe ſchweigender Bote.

3.

Einſt da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöſt meine Hoffnung zerrann, und ich einſam ſtand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Geſtalt meines Lebens barg; einſam, wie noch kein Einſamer war, von unſäglicher Angſt getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hülfe umherſchaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verloſchnen Leben mit unendlicher Sehnſucht hing: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsſchauer, und mit einemmale riß das Band der Geburt des Lichtes Feſſel. Hin floh die irdiſche Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr, zuſammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt; du Nachtbegeiſterung, Schlummer des Himmels kamſt über mich

die Gegend hob ſich ſacht empor, über der Gegend ſchwebte mein entbundener, neugeborner Geiſt. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke ſah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtauſende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halſe weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erſte, einzige Traum, und erſt ſeitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und ſein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wann der letzte Morgen ſeyn wird: wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe ſcheucht, wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerſchöpflicher Traum ſeyn wird. Himmliſche Müdigkeit fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die kryſtallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkelm Schooße quillt, an deſſen Fuß die irdiſche Flut bricht, wer ſie gekoſtet hat, wer oben ſtand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinüberſah in das neue Land, in der Nacht Wohnſitz: wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauſet.

Oben baut er ſich Hütten — Hütten des Friedens, ſehnt ſich und liebt, ſchaut hinüber, bis die willkommenſte aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdiſche ſchwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöſt in verborgenen Gängen auf das jenſeitige Gebiet, wo es, wie Düfte, ſich mit entſchlummerten Lieben miſcht. Noch weckſt du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößeſt fröhliches Leben mir ein: aber du lockſt mich von der Erinnerung mooſigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umſchaun, wo du mich brauchſt; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdroſſen verfolgen deines künſtlichen Werks ſchönen Zuſammenhang: gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr ſinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaaß und die Regeln des Wunderſpiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der ſchaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannſt du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Faſſen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben ſie mir wieder den zärtlichen Druck und das koſende Wort? Haſt du mit Farben und leichtem Umriß ſie geziert? Oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wolluſt, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Ent-

zückungen? Trägt nicht alles, was uns begeiſtert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich, und ihr verdankſt du all deine Herrlichkeit. Du verflögeſt in dir ſelbſt, im endloſen Raum zergingeſt du, wenn ſie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdeſt, und flammend die Welt zeugteſt. Wahrlich ich war, ehe du wareſt: die Mutter ſchickte mit meinen Geſchwiſtern mich, zu bewohnen deine Welt, ſie zu heiligen mit Liebe, daß ſie ein ewig angeſchautes Denkmal werde; zu bepflanzen ſie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften ſie nicht, dieſe göttlichen Gedanken; noch ſind der Spuren unſerer Offenbarung wenig. Einſt zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirſt wie unſer einer, und voll Sehnſucht und Inbrunſt auslöſcheſt und ſtirbſt. In mir fühl' ich deiner Geſchäftigkeit Ende, himmliſche Freiheit, ſelige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unſrer Heimath, deinen Widerſtand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben iſt vergebens. Unverbrennlich ſteht das Kreuz, eine Siegsfahne unſers Geſchlechts.

Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einſt ein Stachel
Der Wolluſt ſeyn.

Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich ſchaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verliſcht dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! ſauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entſchlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balſam und Aether
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Muth,
Und ſterbe die Nächte,
In heiliger Glut.

5.

Ueber der Menſchen weitverbreitete Stämme herrſchte vor Zeiten ein eiſernes Schickſal mit ſtummer Ge-

walt. Eine dunkle, ſchwere Binde lag um ihre bange Seele; unendlich war die Erde; der Götter Aufenthalt und ihre Heimath. Seit Ewigkeiten ſtand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Rieſe trug die ſelige Welt. Feſt unter Bergen lagen die Urſöhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerſtörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeſchlecht und deſſen Verwandten, die fröhlichen Menſchen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den kryſtallenen Grotten ſchwelgte ein üppiges Volk. Flüſſe, Bäume, Blumen und Thiere hatten menſchlichen Sinn. Süßer ſchmeckte der Wein von ſichtbarer Jugendfülle geſchenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachſend in vollen goldenen Garben; der Liebe heil'ger Rauſch, ein ſüßer Dienſt der ſchönſten Götterfrau. Ein ewig buntes Feſt der Himmelskinder und der Erdbewohner rauſchte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geſchlechter verehrten kindlich die zarte, tauſendfältige Flamme, als das Höchſte der Welt. Ein Gedanke nur war es. Ein entſetzliches Traumbild:

Das furchtbar zu den frohen Tiſchen trat,
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten ſelbſt die Götter keinen Rath,
Der die beklommne Bruſt mit Troſt erfüllte.

Geheimnißvoll war dieſes Unholds Pfad,
Deß Wuth kein Flehn und keine Gabe ſtillte;
Es war der Tod, der dieſes Luſtgelag
Mit Angſt und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeſchieden,
Was hier das Herz in ſüßer Wolluſt regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnſucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beſchieden,
Ohnmächtiges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genuſſes
Am Felſen des unendlichen Verdruſſes.

Mit kühnem Geiſt und hoher Sinnenglut
Verſchönte ſich der Menſch die grauſe Larve,
Ein ſanfter Jüngling löſcht das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinnrung ſchmilzt in kühler Schattenflut:
So ſang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthſelt blieb die ew'ge Nacht,
Das ernſte Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt ſich. Des jungen Geſchlechts Luſtgarten verwelkte, hinauf in den freieren, wüſten Raum ſtrebten die unkindlichen, wachſenden Menſchen. Die Götter verſchwanden mit ihrem Gefolge. Einſam und leblos ſtand die Natur. Mit eiſernen Ketten band ſie die dürre Zahl und das ſtrenge Maaß.

Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüte des Lebens. Entflohn war der beſchwörende Glaube, und die allverwandelnde, allverſchwiſternde Himmelsgenoſſin, die Fantaſie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erſtarrte Flur, und die erſtarrte Wunderheimath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten ſich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüths höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmliſches Zeichen: den Schleier der Nacht warfen ſie über ſich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß, in ihn kehrten die Götter zurück, ſchlummerten ein, um in neuen herrlichern Geſtalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet, zu früh reif, und der ſeligen Unſchuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erſchien mit niegeſehenem Angeſicht die neue Welt. In der Armuth dichteriſcher Hütte, ein Sohn der erſten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahndende, blütenreiche Weisheit erkannte zuerſt der neuen Zeit Beginn; zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten ſie ihm mit Glanz und Duft, den höchſten Wundern der Natur. Einſam entfaltete das himmliſche Herz ſich

zu einem Blütenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahndungsseligen Buſen der lieblich ernſten Mutter. Mit vergötternder Inbrunſt ſchaute das weiſſagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach ſeinen Geliebten, den Sproſſen ſeines Götterſtamms, unbekümmert über ſeiner Tage irdiſches Schickſal. Bald ſammelten die kindlichſten Gemüther, von inniger Liebe wunderſam ergriffen, ſich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in ſeiner Nähe. Unerſchöpfliche Worte und der Botſchaften fröhlichſte fielen wie Funken eines göttlichen Geiſtes von ſeinen freundlichen Lippen. Von ferner Küſte, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Paläſtina, und ergab ſein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling biſt du, der ſeit langer Zeit
Auf unſern Gräbern ſteht in tiefem Sinnen;
Ein tröſtlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menſchheit freudiges Beginnen;
Was uns geſenkt in tiefe Traurigkeit,
Zieht uns mit ſüßer Sehnſucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ew'ge Leben kund:
Du biſt der Tod, und machſt uns erſt geſund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indoſtan, das Herz von ſüßer Liebe trunken, und ſchüttete in feurigen Geſängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tauſend Herzen ſich zu ihm neigten, und die fröh-

liche Botſchaft tauſendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abſchied ward das köſtliche Leben ein Opfer des tiefen menſchlichen Verfalls: er ſtarb in jungen Jahren, weggeriſſen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und ſeinen zagenden Freunden. Der unſäglichen Leiden dunklen Kelch leerte der liebliche Mund. In entſetzlicher Angſt nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken, ſchwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal ſah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe löſende Hand, und er entſchlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brauſende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen weinten die Geliebten; entſiegelt ward das Geheimniß: himmliſche Geiſter hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel ſaßen bei dem Schlummernden, aus ſeinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit erſtieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe; ſehen dich noch immer, freudig erſchreckt, auferſtehn, und ſich mit dir; ſehen dich weinen mit ſüßer Inbrunſt an der Mutter ſeligem Buſen, ernſt mit

den Freunden wandeln, Worte ſagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; ſehen dich eilen mit voller Sehnſucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menſchheit und der goldnen Zukunft unverſieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach im himmliſchen Triumphe; ſie war die Erſte in der neuen Heimath bei dir. Lange Zeiten entfloſſen ſeitdem, und in immer höherem Glanz regte deine neue Schöpfung ſich, und tauſende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnſucht und Treue dir nach, wallen mit dir und der himmliſchen Jungfrau im Reiche der Liebe, dienen im Tempel des himmliſchen Todes, und ſind in Ewigkeit dein.

Gehoben iſt der Stein,
Die Menſchheit iſt erſtanden.
Wir alle bleiben dein,
Und fühlen keine Banden.
Der herbſte Kummer fleucht
Vor deiner goldnen Schale,
Wenn Erd' und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle.
Die Jungfraun ſind zur Stelle,
Um Oel iſt keine Noth.

Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge ſchon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menſchenzung' und Ton!

Nach dir, Maria, heben
Schon tauſend Herzen ſich;
In dieſem Schattenleben
Verlangten ſie nur dich;
Sie hoffen zu geneſen
Mit ahndungsvoller Luſt,
Drückſt du ſie, heil'ges Weſen,
An deine treue Bruſt.

So Manche, die ſich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieſer Welt entfliehend
Nach dir ſich hingekehrt;
Die hülfreich uns erſchienen
In mancher Noth und Pein;
Wir kommen nun zu ihnen,
Um ewig da zu ſeyn.

Nun weint an keinem Grabe
Vor Schmerz, wer liebend glaubt;
Der Liebe ſüße Habe
Wird keinem nicht geraubt.

Die Sehnſucht ihm zu lindern,
Begeiſtert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird nun ſein Herz bewacht.

Getroſt, das Leben ſchreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von innrer Glut geweitet
Verklärt ſich unſer Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden ſie genießen,
Und lichte Sterne ſeyn.

Die Lieb' iſt frei gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur Eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht!
Und unſer aller Sonne
Iſt Gottes Angeſicht.

6.

Sehnſucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Iſt froher Abfahrt Zeichen.

Wir kommen in dem engen Kahn
Geſchwind am Himmelsufer an.

Gelobt ſey uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Luſt der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was ſollen wir auf dieſer Welt
Mit unſrer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangeſtellt:
Was ſoll uns denn das Neue?
O! einſam ſteht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angeſicht
Die Menſchen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher ſeinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blütenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;

Und wenn auch Luſt und Leben ſprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott ſelbſt ſich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht ſein ſüßes Leben,
Und Angſt und Schmerz nicht von ſich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnſucht ſehn wir ſie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieſer Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durſt geſtillet.
Wir müſſen nach der Heimath gehn,
Um dieſe heil'ge Zeit zu ſehn.

Was hält noch unſre Rückkehr auf,
Die Liebſten ruhn ſchon lange.
Ihr Grab ſchließt unſern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu ſuchen haben wir nichts mehr,
Das Herz iſt ſatt, die Welt iſt leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchſtrömt uns ſüßer Schauer;
Mir deucht aus tiefen Fernen ſcholl
Ein Echo unſrer Trauer.

Die Lieben ſehnen ſich wohl auch,
Und ſandten uns der Sehnſucht Hauch.

Hinunter zu der ſüßen Braut,
Zu Jeſus, dem Geliebten!
Getroſt! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unſre Banden los,
Und ſenkt uns in des Vaters Schooß.

Geiſtliche Lieder.

I.

Was wär' ich ohne dich geweſen?
Was würd' ich ohne dich nicht ſeyn?
Zu Furcht und Aengſten auserleſen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich ſicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz ſich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

Einſam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erſchien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungsloſen Gram zu Haus;
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Chriſtus ſich mir kund gegeben,
Und bin ich ſeiner erſt gewiß,
Wie ſchnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenloſe Finſterniß.

Mit ihm bin ich erſt Menſch geworden;
Das Schickſal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß ſelbſt im Norden,
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesſtunde,
Die ganze Welt ſpricht Lieb' und Luſt,
Ein heilend Kraut wächſt jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Bruſt.
Für alle ſeine tauſend Gaben
Bleib' ich ſein demuthvolles Kind:
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwei auch nur verſammelt ſind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh ſie zu uns ein.
Der Himmel iſt bei uns auf Erden,
Im Glauben ſchauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

Ein alter, ſchwerer Wahn von Sünde
War feſt an unſer Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu' und Luſt zugleich entbrannt.

Ein jedes Werk ſchien uns Verbrechen,
Der Menſch ein Götterfeind zu ſeyn,
Und ſchien der Himmel uns zu ſprechen,
So ſprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böſes Weſen wohnte drinn;
Und wards in unſerm Geiſte helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eiſern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen feſt;
Furcht vor des Todes Richterſchwerdte
Verſchlang der Hoffnung Ueberreſt.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menſchenſohn, voll Lieb' und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unſerm Innern angefacht.
Nun ſah'n wir erſt den Himmel offen,
Als unſer altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verſchwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum ſchönſten Angebinde
Den Kindern dieſen Glauben mit;

Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein ſel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb' und Luſt ergeben,
Bemerkte man den Abſchied kaum.

Noch ſteht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von ſeinem Dornenkranze
Und ſeiner Treue weinen wir.
Ein jeder Menſch iſt uns willkommen,
Der ſeine Hand mit uns ergreift,
Und in ſein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieſes reift.

II.

Fern im Oſten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnſucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel ſel'ges Kind,
Schaffend im Geſang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,

Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längſt verſtiebte Funken hier zuſammen.

Ueberall entſpringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu ſtiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Laſſe ſeine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von ſeinem ew'gen Glücke
Sollſt du dich ergriffen ſehn.
Alle Herzen, Geiſter und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreiſt nach ſeinen Händen,
Präge dir ſein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüte nach dem Sonnenſchein;
Wirſt du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unſer iſt ſie nun geworden;
Gottheit, die uns oft erſchreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime raſch geweckt,

Und ſo laß im vollen Gottes-Garten
Treu uns jede Knoſp' und Blüte warten.

III.

Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer,
Und ſchwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein ſüßes Weh hinunter zieht; —

Es iſt, als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm,
Er ſchweift umher, allein und irre,
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einſt, wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Weſen tröſten,
Das innig liebte, litt und ſtarb;
Das ſelbſt für die, die ihm am wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

Er ſtarb, und dennoch alle Tage
Vernimmſt du ſeine Lieb' und ihn,
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein:
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein!

Was du verlorſt, hat er gefunden;
Du triffſt bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was ſeine Hand dir wiedergiebt.

IV.

Unter tauſend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm geſtochen,
Welkte Herz und Blüte mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunſch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich ſo im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angſt und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein geſchoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich ſah, und wen an ſeiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dies nur ſehn;
Und von allen Lebensſtunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen ſtehn.

V.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laſſ' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſeyn,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeſenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längſt vermißte Brüder
Find' ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

VI.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingſt für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Haſt du ſo viel gethan,
Und doch biſt du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibſt du dennoch treu;
Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſeyn mit dir.
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und ſinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

VII.

Hymne.

Wenige wiſſen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unerſättlichkeit
Und ewigen Durſt.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Iſt den irdiſchen Sinnen Räthſel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens ſog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz ſchmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,

Wird eſſen von ſeinem Leibe
Und trinken von ſeinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdiſchen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann ſagen,
Daß er das Blut verſteht?
Einſt iſt alles Leib,
Ein Leib,
In himmliſchem Blute
Schwimmt das ſelige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleiſch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das ſüße Mahl,
Nie ſättigt die Liebe ſich;
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann ſie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genoſſene
Inniglicher und näher.
Heißere Wolluſt
Durchbebt die Seele,
Durſtiger und hungriger
Wird das Herz:
Und ſo währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Hätten die Nüchternen
Einmal gekoſtet,
Alles verließen ſie,
Und ſetzten ſich zu uns
An den Tiſch der Sehnſucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und prieſen die Nahrung
Von Leib und Blut.

VIII.

Weinen muß ich, immer weinen:
Möcht' er einmal nur erſcheinen,
Einmal nur von ferne mir.
Heil'ge Wehmuth! ewig währen
Meine Schmerzen, meine Zähren;
Gleich erſtarren möcht' ich hier.

Ewig ſeh ich ihn nur leiden,
Ewig bittend ihn verſcheiden.
O! daß dieſes Herz nicht bricht,
Meine Augen ſich nicht ſchließen,
Ganz in Thränen zu zerfließen,
Dieſes Glück verdient' ich nicht.

Weint denn keiner nicht von allen?
Soll ſein Name ſo verhallen?
Iſt die Welt auf einmal todt?
Werd' ich nie aus ſeinen Augen
Wieder Lieb' und Leben ſaugen?
Iſt er nun auf ewig todt?

Todt, — was kann, was ſoll das heißen?
O! ſo ſagt mir doch, ihr Weiſen,
Sagt mir dieſe Deutung an.
Er iſt ſtumm, und alle ſchweigen,
Keiner kann auf Erden zeigen,
Wo mein Herz ihn finden kann.

Nirgend kann ich hier auf Erden
Jemals wieder glücklich werden,
Alles iſt ein düſtrer Traum.
Ich bin auch mit ihm verſchieden,
Läg' ich doch mit ihm in Frieden
Schon im unterird'ſchen Raum.

Du, ſein Vater und der meine,
Sammle du doch mein Gebeine
Zu dem ſeinigen nur bald.
Grün wird bald ſein Hügel ſtehen
Und der Wind darüber wehen,
Und verweſen die Geſtalt.

Wenn ſie ſeine Liebe wüßten,
Alle Menſchen würden Chriſten,

*

Ließen alles andre ſtehn;
Liebten alle nur den Einen,
Würden alle mit mir weinen,
Und im bittern Weh vergehn.

IX.

Ich ſag' es jedem, daß er lebt
Und auferſtanden iſt,
Daß er in unſrer Mitte ſchwebt
Und ewig bei uns iſt.

Ich ſag' es jedem, jeder ſagt
Es ſeinen Freunden gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt ſcheint die Welt dem neuen Sinn
Erſt wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus ſeiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Verſank des Todes Graun,
Und jeder kann nun leicht und hehr
In ſeine Zukunft ſchau'n.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf ſeinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen ſchließt,
Vom Wiederſehn, ſpät oder früh,
Wird dieſer Schmerz verſüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein jeder friſcher glühn,
Denn herrlich wird ihm dieſe Saat
In ſchönern Fluren blühn.

Er lebt, und wird nun bei uns ſeyn,
Wenn alles uns verläßt!
Und ſo ſoll dieſer Tag uns ſeyn
Ein Weltverjüngungs-Feſt.

TAYLOR INST. OXFORD

X.

Es giebt ſo bange Zeiten,
Es giebt ſo trüben Muth,
Wo alles ſich von weiten
Geſpenſtiſch zeigen thut.

Es ſchleichen wilde Schrecken
So ängſtlich leiſe her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerſchwer.

Die ſichern Stützen ſchwanken,
Kein Halt der Zuverſicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnſinn ſieht und locket
Unwiderſtehlich hin.
Der Puls des Lebens ſtocket,
Und ſtumpf iſt jeder Sinn.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angſt und Schmerz?

Geh zu dem Wunderſtamme,
Gieb ſtiller Sehnſucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den ſchweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Du ſchauſt voll Freuden nieder
In das gelobte Land.

XI.

Ich weiß nicht, was ich ſuchen könnte,
Wär' jenes liebe Weſen mein,
Wenn er mich ſeine Freude nennte,
Und bei mir wär', als wär' ich ſein.

So Viele gehn umher und ſuchen
Mit wild verzerrtem Angeſicht,
Sie heißen immer ſich die Klugen,
Und kennen dieſen Schatz doch nicht.

Der eine denkt, er hats ergriffen,
Und was er hat, iſt nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umſchiffen,
Nichts als ein Name wird ſein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze,
Und der nach einem Lorbeerzweig,
Und ſo wird von verſchiednem Glanze
Getäuſcht ein jeder, keiner reich.

Hat Er ſich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb' aus dieſem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von Ihm denn nichts geleſen,
Kein armes Wort von Ihm gehört?
Wie himmliſch gut Er uns geweſen,
Und welches Gut Er uns beſcheert?

Wie Er vom Himmel hergekommen,
Der ſchönſten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von Ihm vernommen,
Wie viel durch Ihn geneſen ſind?

Wie Er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde ſich geleget
Zum Grundſtein einer Gottesſtadt?

Kann dieſe Botſchaft euch nicht rühren,
Iſt ſo ein Menſch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch ſchlug?

Laßt ihr nicht alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunſch Verzicht;
Wollt euer Herz nur Ihm bewahren,
Wenn Er euch ſeine Huld verſpricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du biſt mein Leben, meine Welt,
Wenn nichts vom Irdiſchen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich ſchadlos hält.

Du giebſt mir meine Lieben wieder,
Du bleibſt in Ewigkeit mir treu,
Anbetend ſinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohneſt Du mir bei.

XII.

Wo bleibſt du, Troſt der ganzen Welt?
Herberg' iſt dir ſchon längſt beſtellt.
Verlangend ſieht ein jedes dich,
Und öffnet deinem Segen ſich.

Geuß, Vater, Ihn gewaltig aus,
Gieb Ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unſchuld, Lieb' und ſüße Scham
Hielt Ihn, daß er nicht längſt ſchon kam.

Treib' Ihn von dir in unſern Arm,
Daß er von deinem Hauch noch warm;
In ſchweren Wolken ſammle ihn,
Und laß Ihn ſo hernieder ziehn.

In kühlen Strömen ſend' Ihn her,
In Feuerflammen lodre Er,
In Luft und Oel, in Klag und Thau
Durchdring' Er unſrer Erde Bau.

So wird der heil'ge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt ſich, grünt und lebt,
Des Geiſtes voll ein jedes ſtrebt
Den Heiland lieblich zu empfahn,
Und beut die vollen Brüſt' ihm an.

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar:
Es iſt das erſte Jahr der Welt,
Die ſich das Kind erſt ſelbſt beſtellt.

Die Augen ſehn den Heiland wohl,
Und doch ſind ſie des Heilands voll,
Von Blumen wird ſein Haupt geſchmückt,
Aus den'n er ſelbſt holdſelig blickt.

Er iſt der Stern, Er iſt die Sonn',
Er iſt des ew'gen Lebens Bronn,
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schimmert ſein kindlich Angeſicht.

In allen Dingen ſein kindlich Thun,
Seine heiße Liebe wird nimmer ruhn,
Er ſchmiegt ſich ſeiner unbewußt
Unendlich feſt an jede Bruſt.

Ein Gott für uns, ein Kind für ſich
Liebt er uns all herzinniglich,
Wird unſre Speiſ' und unſer Trank;
Treuſinn iſt ihm der liebſte Dank.

Das Elend wächſt je mehr und mehr,
Ein düſtrer Gram bedrückt uns ſehr,
Laß, Vater, den Geliebten gehn,
Mit uns wirſt du ihn wieder ſehn.

XIII.

Wenn in bangen trüben Stunden
Unſer Herz beinah verzagt,
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angſt an unſerm Innern nagt;
Wir der Treugeliebten denken,
Wie ſie Gram und Kummer drückt,
Wolken unſern Blick beſchränken,
Die kein Hoffnungsſtrahl durchblickt.

O! dann neigt ſich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah,
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht ſein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des friſchen Lebens,
Lispelt Muth und Troſt uns zu!
Und wir beten nicht vergebens
Auch für die Geliebten Ruh.

XIV.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt,
Wird vom Verderben nie beſtrickt,
Trennung von dir muß ihn betrüben.
Ewig wird er dich brünſtig lieben;
Und deiner Huld Erinnerung
Bleibt fortan ſeines Geiſtes höchſter Schwung.

Ich mein' es herzlich gut mit dir,
Was mir gebricht, ſiehſt du in mir.
Laß, ſüße Mutter, dich erweichen,
Einmal gieb mir ein frohes Zeichen.
Mein ganzes Daſeyn ruht in dir,
Nur einen Augenblick ſey du bei mir.

Oft, wenn ich träumte, ſah ich dich
So ſchön, ſo herzensinniglich,
Der kleine Gott auf deinen Armen
Wollt' des Geſpielen ſich erbarmen;
Du aber hobſt den hehren Blick,
Und gingſt in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab' ich Armer dir gethan?
Noch bet' ich dich voll Sehnſucht an,
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruheſtellen?
Gebenedeite Königin
Nimm dieſes Herz mit dieſem Leben hin!

Du weißt, geliebte Königin,
Wie ich ſo ganz dein eigen bin.
Hab' ich nicht ſchon ſeit langen Jahren
Im Stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum meiner noch bewußt,
Sog ich ſchon Milch aus deiner ſel'gen Bruſt.

Unzähligmal ſtandſt du bei mir,
Mit Kindesluſt ſah ich nach dir,

Dein Kindlein gab mir ſeine Hände,
Daß es dereinſt mich wieder fände;
Du lächelteſt voll Zärtlichkeit
Und küßteſt mich: o himmelſüße Zeit!

Fern ſteht nun dieſe ſel'ge Welt,
Gram hat ſich längſt zu mir geſellt;
Betrübt bin ich umhergegangen,
Hab' ich mich denn ſo ſchwer vergangen?
Kindlich berühr' ich deinen Saum,
Erwecke mich aus dieſem ſchweren Traum.

Darf nur ein Kind dein Antlitz ſchau'n,
Und deinem Beiſtand feſt vertrau'n,
So löſe doch des Alters Binde,
Und mache mich zu deinem Kinde:
Die Kindeslieb' und Kindestreu
Wohnt mir von jener goldnen Zeit noch bei.

XV.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar ſüßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht.

Vermiſchte Gedichte.

I.

An Tieck.

Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verſtoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue,
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang,
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längſt verfallnen Bank

Ein altes Buch mit Gold verſchloſſen,
Und nie gehörte Worte drinn;
Und wie des Frühlings zarte Sproſſen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es ſitzt, und lieſt, und ſchauet
In den Kryſtall der neuen Welt,
An Gras und Sternen ſich erbauet,
Und dankbar auf die Kniee fällt,

So hebt ſich ſacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann,
Im ſchlichten Rock, und kommt mit heiterm
Geſicht ans fromme Kind heran.

Bekannt, doch heimlich ſind die Züge,
So kindlich und ſo wunderbar;
Es ſpielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar ſeltſam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend ſeine Hände,
Es iſt des Buches hoher Geiſt,
Der ihm der ſauern Wallfahrt Ende
Und ſeines Vaters Wohnung weiſ't.

Du knieſt auf meinem öden Grabe,
So öffnet ſich der heil'ge Mund,
Du biſt der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg, als armer Knabe,
Hab' ich ein himmliſch Buch geſehn,
Und konnte nun durch dieſe Gabe
In alle Kreaturen ſehn.

Es ſind an mir durch Gottes Gnade
Der höchſten Wunder viel geſchehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen ſtehn.

Ich habe treulich aufgeſchrieben,
Was innre Luſt mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit iſt da, und nicht verborgen
Soll das Myſterium mehr ſeyn;
In dieſem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Friedens Bote ſollſt du ſeyn;
Sanft, wie die Luft in Harf' und Flöte,
Hauch' ich dir meinen Athem ein.

Gott ſei mit dir! Geh hin und waſche
Die Augen dir mit Morgenthau;
Sei treu dem Buch und meiner Aſche,
Und bade dich im ew'gen Blau.

Du wirſt das letzte Reich verkünden,
Das tauſend Jahre ſoll beſtehn;
Wirſt überſchwenglich Weſen finden,
Und Jakob Böhmen wiederſehn.

II.

In ſtiller Treue ſieht man gern ihn walten,
Nicht, wie die Meiſten, mag er ſinnlos ſchweifen,
Er will die dargebote Recht' ergreifen
Der beſſern Zukunft, um ſie feſt zu halten.

Reichfarbig wird ſich dieſe Knoſp' entfalten,
Das Auge ſich für ferne Welten ſchleifen,
Zum Meiſter wird der treue Lehrling reifen,
Und um ſich her ein neues Reich geſtalten.

Wie fröhlich kann dankbar ein Freund verkünden,
Was ſeinem Geiſt ſich längſt vergnüglich zeigte,
Wenn er des Jünglings Wandel ſtill bedachte.

O! möchte jede Treue — Treue finden,
Und daß zu dem der Lilienſtab ſich neigte,
Der Luſt und Leben kranken Herzen brachte.

III.

An —

Was paßt, das muß ſich ründen,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt, zuſammen ſeyn,
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was fern iſt, ſich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir, und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

IV.

Alle Menſchen ſeh' ich leben,
Viele leicht vorüber ſchweben,
Wen'ge mühſam vorwärts ſtreben,
Doch nur Einem iſt gegeben
Leichtes Streben, ſchwebend Leben.

Wahrlich, der Genuß ziemt Thoren,
An der Zeit ſind ſie verloren,
Gleichen ganz den Ephemeren.
In dem Streit mit Sturm und Wogen
Wird der Weiſe fortgezogen,
Kämpft, um niemals aufzuhören,
Und ſo wird die Zeit betrogen,
Endlich unters Joch gebogen,
Muß des Weiſen Macht vermehren.

Ruh' iſt Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Ueberfluß,
Doch für uns iſt Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß.

V.

Es färbte ſich die Wieſe grün,
Und um die Hecken ſah ichs blühn:
Tagtäglich ſah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in ſüßem Duft entgegen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Es quoll und trieb nun überall,
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie ſchienen gern ſich zu vereinen,
Daß alles möchte lieblich ſcheinen,
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

So dacht' ich: iſt ein Geiſt erwacht,
Der alles ſo lebendig macht,
Und der mit tauſend ſchönen Waaren
Und Blüten ſich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der lockre Staub wird zum Geſträuch,
Der Baum nimmt thieriſche Geberden,
Das Thier ſoll gar zum Menſchen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Wie ich ſo ſtand und bei mir ſann,
Ein mächt'ger Trieb in mir begann:
Ein freundlich Mädchen kam gegangen,
Und nahm mir jeden Sinn gefangen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Uns barg der Wald vor Sonnenſchein.
Das iſt der Frühling! fiel mir ein;
Und kurz, ich ſah, daß jetzt auf Erden
Die Menſchen ſollten Götter werden.
Nun wußt' ich wohl, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

VI.

Der Himmel war umzogen,
Es war ſo trüb' und ſchwül,
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb ſein ſeltſam Spiel.

Ich ſchlich in tiefem Sinnen,
Von ſtillem Gram verzehrt. —
Was ſoll ich nun beginnen?
Mein Wunſch blieb unerhört.

Wenn Menſchen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt' ich zu ihr ſchweben,
Und fröhlich mit ihr ſeyn.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär' Feld und Staude leer,
So flögen gleich den Winden
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Früchť und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrthe ſproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor,
Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war ſo bang zu Muthe,
Da ſprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich ſeine Ruthe,
Und ſah mich freundlich an.

Warum mußt du dich grämen?
O! weine doch nicht ſo,
Kannſt meine Gerte nehmen,
Dann wirſt du wieder froh.

Ich nahm ſie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und ſtille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich ſo bei mir dachte:
Was ſoll die Ruthe dir?
Schwankt aus den Büſchen ſachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie ſchien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen ſah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold beſtreut.

Ich nahte mich ihr leiſe,
Und traf ſie mit dem Zweig:
So wunderbarer Weiſe
Ward ich unſäglich reich.

Die Lehrlinge zu Sais.

1.

Der Lehrling.

Mannigfache Wege gehen die Menſchen. Wer ſie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entſtehen ſehen; Figuren, die zu jener großen Chiffernſchrift zu gehören ſcheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierſchalen, in Wolken, im Schnee, in Kryſtallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Waſſern, im Innern und Aeußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menſchen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und geſtrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilſpänen um den Magnet her, und ſonderbaren Conjuncturen des Zufalls, erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüſſel dieſer Wunderſchrift, die Sprachlehre derſelben; allein die Ahndung will ſich ſelbſt in keine feſte Formen fügen, und ſcheint kein höherer Schlüſſel werden zu wollen. Ein Alcaheſt ſcheint über die Sinne der Menſchen ausgegoſſen zu ſeyn. Nur augenblicklich ſcheinen ihre Wünſche, ihre Gedanken ſich

zu verdichten. So entſtehen ihre Ahndungen, aber nach kurzen Zeiten ſchwimmt alles wieder, wie vorher, vor ihren Blicken.

Von weitem hört' ich ſagen: die Unverſtändlichkeit ſei Folge nur des Unverſtandes; dieſer ſuche, was er habe, und alſo niemals weiter finden könne. Man verſtehe die Sprache nicht, weil ſich die Sprache ſelber nicht verſtehe, nicht verſtehen wolle; die ächte Sanſcrit ſpräche, um zu ſprechen, weil Sprechen ihre Luſt und ihr Weſen ſei.

Nicht lange darauf ſprach einer: Keiner Erklärung bedarf die heilige Schrift. Wer wahrhaft ſpricht, iſt des ewigen Lebens voll, und wunderbar verwandt mit ächten Geheimniſſen dünkt uns ſeine Schrift, denn ſie iſt ein Accord aus des Weltalls Symphonie.

Von unſerm Lehrer ſprach gewiß die Stimme, denn er verſteht die Züge zu verſammeln, die überall zerſtreut ſind. Ein eignes Licht entzündet ſich in ſeinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt, und er in unſern Augen ſpäht, ob auch in uns aufgegangen iſt das Geſtirn, das die Figur ſichtbar und verſtändlich macht. Sieht er uns traurig, daß die Nacht nicht weicht, ſo tröſtet er uns, und verheißt dem ämſigen, treuen Seher künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb die Sinne zu üben, zu beſchäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen ſah er zu, und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im Sande nach.

Ins Luftmeer ſah er ohne Raſt, und ward nicht müde ſeine Klarheit, ſeine Bewegungen, ſeine Wolken, ſeine Lichter zu betrachten. Er ſammelte ſich Steine, Blumen, Käfer aller Art, und legte ſie auf mannigfache Weiſe ſich in Reihen. Auf Menſchen und auf Thiere gab er Acht, am Strand des Meeres ſaß er, ſuchte Muſcheln. Auf ſein Gemüth und ſeine Gedanken lauſchte er ſorgſam. Er wußte nicht, wohin ihn ſeine Sehnſucht trieb. Wie er größer ward, ſtrich er umher, beſah ſich andre Länder, andre Meere, neue Lüfte, fremde Steine, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menſchen; ſtieg in Höhlen, ſah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drückte Thon in ſonderbare Felſenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemiſcht, gepaart, und alſo ordneten ſich ſelbſt in ihm oft ſeltſame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zuſammentreffungen. Nun ſah er bald nichts mehr allein. — In große, bunte Bilder drängten ſich die Wahrnehmungen ſeiner Sinne: er hörte, ſah, taſtete und dachte zugleich. Er freute ſich, Fremdlinge zuſammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menſchen, bald die Menſchen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er ſpielte mit den Kräften und Erſcheinungen, er wußte wo und wie er dies und jenes finden und erſcheinen laſſen konnte, und griff ſo ſelbſt in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.

Was nun ſeitdem aus ihm geworden iſt, thut er nicht kund. Er ſagt uns, daß wir ſelbſt, von ihm und eigner Luſt geführt, entdecken würden, was mit ihm vorgegangen ſei. Mehrere von uns ſind von ihm gewichen. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück, und lernten ein Gewerbe treiben. Einige ſind von ihm ausgeſendet worden, wir wiſſen nicht wohin; er ſuchte ſie aus. Von ihnen waren Einige nur kurze Zeit erſt da, die Andern länger. Eins war ein Kind noch, es war kaum da, ſo wollte er ihm den Unterricht übergeben. Es hatte große dunkle Augen mit himmelblauem Grunde, wie Lilien glänzte ſeine Haut, und ſeine Locken wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt. Die Stimme drang uns allen durch das Herz, wir hätten gern ihm unſere Blumen, Steine, Federn alles gern geſchenkt. Es lächelte unendlich ernſt, und uns ward ſeltſam wohl mit ihm zu Muthe. Einſt wird er wiederkommen, ſagte der Lehrer, und unter uns wohnen, dann hören die Lehrſtunden auf. — Einen ſchickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig ſah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Kryſtalle ſuchten oder Blumen. In die Ferne ſah er ſchlecht, bunte Reihen gut zu legen wußte er nicht. Er zerbrach alles ſo leicht. Doch hatte keiner einen ſolchen Trieb und ſolche Luſt am Sehen und Hören. Seit einer Zeit — vorher eh jenes Kind in unſern Kreis trat — ward er

auf einmal heiter und geſchickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht wieder, und die Nacht brach ein. Wir waren ſeinetwegen ſehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmerung kam, hörten wir in einem nahen Haine ſeine Stimme. Er ſang ein hohes, frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer ſah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder ſehen werde. In unſre Mitte trat er bald, und brachte, mit unausſprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unſcheinbares Steinchen von ſeltſamer Geſtalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küßte ihn lange, dann ſah er uns mit naſſen Augen an, und legte dieſes Steinchen auf einen leeren Platz, der mitten unter andern Steinen lag, gerade wo, wie Strahlen, viele Reihen ſich berührten.

Ich werde dieſer Augenblicke nie fortan vergeſſen. Uns war, als hätten wir im Vorübergehen eine helle Ahndung dieſer wunderbaren Welt in unſern Seelen gehabt.

Auch ich bin ungeſchickter als die Andern, und minder gern ſcheinen ſich die Schätze der Natur von mir finden zu laſſen. Doch iſt der Lehrer mir gewogen, und läßt mich in Gedanken ſitzen, wenn die Andern ſuchen gehn. So wie dem Lehrer iſt mir nie geweſen. Mich führt alles in mich ſelbſt zurück. Was einmal die zweite Stimme ſagte, habe ich wohl verſtanden. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in

den Sälen, allein mir iſt, als wären ſie nur Bilder, Hüllen, Zierden, verſammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieſes liegt mir immer in Gedanken. Sie ſuch' ich nicht, in ihnen ſuch' ich oft. Es iſt, als ſollten ſie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau ſteht, nach der mein Geiſt ſich ſehnt. Mir hat der Lehrer nie davon geſagt, auch ich kann ihm nichts anvertrauen: ein unverbrüchliches Geheimniß dünkt es mir. Gern hätt' ich jenes Kind gefragt, in ſeinen Zügen fand ich Verwandtſchaft; auch ſchien in ſeiner Nähe mir alles heller innerlich zu werden. Wäre es länger geblieben, ſicherlich hätte ich mehr in mir erfahren. Auch wäre mir am Ende vielleicht der Buſen offen, die Zunge frei geworden. Gern wär' ich auch mit ihm gegangen. Es kam nicht ſo. Wie lang' ich hier noch bleibe, weiß ich nicht. Mir ſcheint es, als blieb' ich immer hier. Kaum wag' ich es mir ſelber zu geſtehen, allein zu innig dringt ſich mir der Glaube auf: einſt find' ich hier, was mich beſtändig rührt; ſie iſt zugegen. Wenn ich mit dieſem Glauben hier umher gehe, ſo tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mir zuſammen, und alle ſind nach einer Gegend hin gerichtet. Mir wird dann jedes ſo bekannt, ſo lieb; und was mir ſeltſam noch erſchien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgeräth.

Gerade dieſe Fremdheit iſt mir fremd, und darum hat mich immer dieſe Sammlung zugleich entfernt und

angezogen. Den Lehrer kann und mag ich nicht begreifen. Er iſt mir juſt ſo unbegreiflich lieb. Ich weiß es, er verſteht mich, er hat nie gegen mein Gefühl und meinen Wunſch geſprochen. Vielmehr will er, daß wir den eignen Weg verfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu dieſen Wohnungen, zu dieſer heiligen Heimath wieder führet. Auch ich will alſo meine Figur beſchreiben, und wenn kein Sterblicher, nach jener Inſchrift dort, den Schleier hebt, ſo müſſen wir Unſterbliche zu werden ſuchen; wer ihn nicht heben will, iſt kein ächter Lehrling zu Sais.

2.

Die Natur.

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menſchen darauf dachten, die mannigfachen Gegenſtände ihrer Sinne mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu bezeichnen, und ſich entgegen zu ſetzen. Durch Uebung werden Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtſtrahls vergleichen kann. So hat ſich auch nur allmählig unſer Inneres in ſo mannigfaltige Kräfte zerſpaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch dieſe Zerſpaltung zunehmen. Vielleicht iſt es nur krankhafte Anlage der ſpätern Menſchen,

wenn ſie das Vermögen verlieren, dieſe zerſtreuten Farben ihres Geiſtes wieder zu miſchen, und nach Belieben den alten einfachen Naturſtand herzuſtellen, oder neue, mannigfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter ſie ſind, deſto vereinigter, deſto vollſtändiger und perſönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erſcheinung in ſie ein: denn der Natur des Sinnes entſpricht die Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menſchen alles menſchlich, bekannt und geſellig vorkommen; die friſcheſte Eigenthümlichkeit mußte in ihren Anſichten ſichtbar werden; jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorſtellungen mußten mit der ſie umgebenden Welt übereinſtimmen, und einen treuen Ausdruck derſelben darſtellen. Wir können daher die Gedanken unſrer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbſtabbildung des damaligen Zuſtandes der irdiſchen Natur betrachten, und beſonders an ihnen, als den ſchicklichſten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß deſſelben, das damalige Verhältniß zu ſeinen Bewohnern, und ſeiner Bewohner zu ihm, beſtimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabenſten Fragen zuerſt ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigen, und daß ſie den Schlüſſel dieſes wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmaſſe der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenſtande eines unbekannten Sinns aufſuchten. Bemerklich

iſt hier die gemeinſchaftliche Ahndung deſſelben im Flüſſigen, im Dünnen, Geſtaltloſen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der feſten Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlaſſen. Früh genug ſtieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Geſtalten-Erklärung aus jenen geſtaltloſen Kräften und Meeren. Er verſuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu löſen, indem er die erſten Anfänge zu feſten, geſtalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus dieſem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenweſen, anziehender und abſtoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man ſtatt wiſſenſchaftlicher Erklärungen, Märchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menſchen, Götter und Thiere als gemeinſchaftliche Werkmeiſter, und hört auf die natürlichſte Art die Entſtehung der Welt beſchreiben. Man erfährt wenigſtens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Urſprungs derſelben, und auch für den Verächter der regelloſen Erzeugniſſe der Einbildungskraft iſt dieſe Vorſtellung bedeutend genug. Die Geſchichte der Welt als Menſchengeſchichte zu behandeln, überall nur menſchliche Begebenheiten und Verhältniſſe zu finden, iſt eine fortwandernde, in den verſchiedenſten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und

ſcheint an wunderbarer Wirkung und leichter Ueberzeugung beſtändig den Vorrang gehabt zu haben. Auch ſcheint die Zufälligkeit der Natur ſich wie von ſelbſt an die Idee menſchlicher Perſönlichkeit anzuſchließen, und letztere am willigſten, als menſchliches Weſen verſtändlich zu werden. Daher iſt auch wohl die Dichtkunſt das liebſte Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde geweſen, und am hellſten iſt in Gedichten der Naturgeiſt erſchienen. Wenn man ächte Gedichte lieſt und hört, ſo fühlt man einen innern Verſtand der Natur ſich bewegen, und ſchwebt, wie der himmliſche Leib derſelben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforſcher und Dichter haben durch Eine Sprache ſich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen ſammelten, und in großen, geordneten Maſſen aufſtellten, haben dieſe für menſchliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu mannigfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zerſplittert und gebildet. Wenn dieſe mehr das Flüſſige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, ſuchten jene mit ſcharfen Meſſerſchnitten den innern Bau und die Verhältniſſe der Glieder zu erforſchen. Unter ihren Händen ſtarb die freundliche Natur, und ließ nur todte, zuckende Reſte zurück; dagegen ſie vom Dichter, wie durch geiſtvollen Wein, noch mehr beſeelt, die göttlichſten und munterſten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel ſtieg, tanzte und weiſſagte, jeden Gaſt will-

kommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verschwendete. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage, und ehrte gern den ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen lernen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dies und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus, fleißig besuchen.

Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt, und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte göttlich, und stimmt zu dessen hohem Geiste. Man kann nicht sagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Ueberschwengliches zu sagen, und alles Bestreben nach Wahrheit in den Reden und Gesprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidenen Sehnsucht, die sich das fremde, kalte Wesen gern gefallen läßt, wenn sie nur einst auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es ist ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unserm

Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt ſich rings verbreitend. Liegt nun die wunderſame ſinnliche und unſinnliche Natur rund um uns her, ſo glauben wir, es ſei jener Zug ein Anziehen der Natur, eine Aeußerung unſrer Sympathie mit ihr; nur ſucht der Eine hinter dieſen blauen, fernen Geſtalten noch eine Heimath, die ſie ihm verhüllen, eine Geliebte ſeiner Jugend, Eltern und Geſchwiſter, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meint, da jenſeits warteten unbekannte Herrlichkeiten ſeiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter verſteckt, und ſtreckt verlangend ſeine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieſer herrlichen Umgebung ruhig ſtehen, und ſuchen ſie nur ſelbſt in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfaſſen, vergeſſen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweiſe die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden ſich beſeligt in der Beſchauung dieſes lebendigen, über nächtlichen Tiefen ſchwebenden Schmucks. So entſtehen mannigfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein luſtiger Einfall, eine Mahlzeit wird, ſo ſiehet man ſie dort, zur andächtigſten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gabs ſolche ernſte Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indeſſen andre fröhliche Herzen ſich nur auf ſie zu Tiſche baten; die Luft war

ihnen ein erquickender Trank, die Geſtirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köſtliche Speiſen, und ſo kam ihnen die Natur nicht wie ein ſtiller, wundervoller Tempel, ſondern wie eine luſtige Küche und Speiſekammer vor. Dazwiſchen waren andere ſinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beſchäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu ſchaffen. — Sie theilten ſich geſellig in das große Werk; die einen ſuchten die verſtummten und verlornen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahndungen und Bilder ſchönerer Geſchlechter in Erz und Steinen nieder, bauten ſchönere Felſen zu Wohnungen wieder, brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht; zähmten die ausgelaſſenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberſchwemmungen, und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen ſich miſchen und ordnen, und Wald und Wieſe, Quellen und Felſen wieder zu lieblichen Gärten zuſammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um ſie zu entfalten, und in heiteren Schwingungen zu bewegen; nahmen ſich der armen, verlaßnen, für Menſchenſitte empfäng-

lichen Thiere an, und ſäuberten die Wälder von den ſchädlichen Ungeheuern, dieſen Mißgeburten einer entarteten Phantaſie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, ſie ward ſanfter und erquicklicher, und ließ ſich willig zur Beförderung der menſchlichen Wünſche finden. Allmählig fing ihr Herz wieder an menſchlich ſich zu regen, ihre Phantaſien wurden heitrer, ſie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und ſo ſcheint allmählig die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der ſie den Menſchen Freundin, Tröſterin, Prieſterin und Wunderthäterin war, als ſie unter ihnen wohnte, und ein himmliſcher Umgang die Menſchen zu Unſterblichen machte. Dann werden die Geſtirne die Erde wieder beſuchen, der ſie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinſterung; dann legt die Sonne ihren ſtrengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geſchlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zuſammen. Dann finden ſich die alten verwaiſten Familien, und jeder Tag ſieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt ſich neu erglimmende Aſche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnſtätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geſchichte wird zum Traum einer unendlichen, unabſehlichen Gegenwart.

Wer dieſes Stamms und dieſes Glaubens iſt, und

gern auch das Seinige zu dieſer Entwilderung der Natur beitragen will, geht in den Werkſtätten der Künſtler umher, belauſcht überall die unvermuthet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunſt, wird nimmer müde die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verſchmäht keinen mühſeligen Gang, wenn ſie ihm winkt, und ſollte er auch durch Modergrüfte gehen; er findet ſicher unſägliche Schätze, das Grubenlichtchen ſteht am Ende ſtill, und wer weiß, in welche himmliſche Geheimniſſe ihn dann eine reizende Bewohnerin des unterirdiſchen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer ſich ſelbſt einbildet, er kenne ſchon das ſeltſame Reich, und wiſſe mit wenig Worten ſeine Verfaſſung zu ergründen, und überall den rechten Weg zu finden. Von ſelbſt geht keinem, der los ſich riß und ſich zur Inſel machte, das Verſtändniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menſchen, die nicht wiſſen, was ſie thun, kann dies begegnen. Langer, unabläſſiger Umgang, freie und künſtliche Betrachtung, Aufmerkſamkeit auf leiſe Winke und Züge; ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das ſind die weſentlichen Erforderniſſe eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem ſein Wunſch gedeihen wird. Nicht weiſe ſcheint es, eine Menſchenwelt ohne volle aufgeblühte Menſchheit begreifen und verſtehen zu wollen. Kein Sinn

muß ſchlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach ſind, ſo müſſen ſie doch alle angeregt, und nicht unterdrückt und erſchlafft ſeyn. So wie man einen künftigen Maler in dem Knaben ſieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt, und Farben zu Figuren bunt verknüpft, ſo ſieht man einen künftigen Weltweiſen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Raſt nachſpürt, nachfrägt, auf alles achtet, jedes Merkwürdige zuſammen trägt, und froh iſt, wenn er einer neuen Erſcheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meiſter und Beſitzer geworden iſt.

Nun dünkt es Einigen, es ſei der Mühe gar nicht werth, den endloſen Zerſpaltungen der Natur nachzugehn, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinſte Korn der feſten Körper, nie die einfachſte Faſer finden werde, weil alle Größe vor und rückwärts ſich ins Unendliche verliert, ſo ſei es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zuſammenſetzungen, neue Erſcheinungen bis ins Unendliche. Sie ſchienen dann nur ſtill zu ſtehn, wenn unſer Fleiß ermatte, und ſo verſchwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dies zuletzt ein wahrer Wahnſinn, ein feſter Schwindel an der entſetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, ſo weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umſchwung,

unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollſten Uebermuths, eine unglücksſchwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine deſto grauſendere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühlloſigkeit ängſtigen. Wie ein Heiland ſtehe dem armen Menſchengeſchlechte der Tod zur Seite, denn ohne Tod wäre der Wahnſinnigſte am glücklichſten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieſes rieſenmäßigen Triebwerks ſei ſchon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel; denn jeder Reiz ſcheine ein wachſender Wirbel, der bald ſich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine ſchreckende Nacht mit ſich fortreiße. Hier ſei die liſtige Fallgrube des menſchlichen Verſtandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten ſuche. Heil der kindlichen Unwiſſenheit und Schuldloſigkeit der Menſchen, welche ſie die entſetzlichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnſitze herlägen, und jeden Augenblick über ſie hereinzubrechen bereit wären. Nur innere Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menſchen bis jetzo erhalten, indeß könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo ſich die ſämmtlichen Menſchen durch einen großen gemeinſchaftlichen Entſchluß aus dieſer peinlichen Lage, aus dieſem furchtbaren Gefängniſſe reißen, und durch eine freiwillige Entſagung ihrer hieſigen Beſitzthümer auf ewig ihr Ge-

ſchlecht aus dieſem Jammer erlöſen, und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten ſie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltſamen Vertilgung, oder einer noch entſetzlicheren Ausartung in Thiere, durch ſtufenweiſe Zerſtörung der Denkorgane durch Wahnſinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felſen, Stürmen und Wogen müſſe nothwendig die Menſchen dieſen Gegenſtänden verähnlichen, und dieſe Verähnlichung, Verwandlung und Auflöſung des Göttlichen und Menſchlichen in unbändige Kräfte ſei der Geiſt der Natur, dieſer fürchterlich verſchlingenden Macht: und ſei nicht alles, was man ſehe, ſchon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibſel eines ſchrecklichen Mahles?

Wohl, ſagen Muthigere, laßt unſer Geſchlecht einen langſamen, wohldurchdachten Zerſtörungskrieg mit dieſer Natur führen. Mit ſchleichenden Giften müſſen wir ihr beizukommen ſuchen. Der Naturforſcher ſei ein edler Held, der ſich in den geöffneten Abgrund ſtürze, um ſeine Mitbürger zu erretten. Die Künſtler haben ihr ſchon manchen geheimen Streich beigebracht, fahrt nur ſo fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht ſie lüſtern nach ſich ſelbſt. Benutzt jene Zwiſte, um ſie, wie jenen feuerſpeienden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muß ſie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menſchenkindern.

Entfernte Brüder ſind zu Einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unſers Lebens werden, und dann können wir durch unſere Sklaven ein neues Dſchinniſtan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüſtungen, ihren Tumulten zuſehen, ſie ſoll an uns ſich ſelbſt verkaufen, und jede Gewaltthat ſoll ihr zur ſchweren Buße werden. In den begeiſternden Gefühlen unſrer Freiheit laßt uns leben und ſterben; hier quillt der Strom, der ſie einſt überſchwemmen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfriſchen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit iſt genug, ſie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maaß und Ziel zu ſetzen.

Sie haben Recht, ſprechen Mehrere, hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit ſitzen wir und ſpähen; er iſt der große Zauberſpiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung ſich enthüllt, in ihm baden die zarten Geiſter und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern ſehen wir hier aufgeſchloſſen. Was brauchen wir die trübe Welt der ſichtbaren Dinge mühſam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in dieſem Quell. Hier offenbart ſich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauſpiels; und treten wir von dieſen Blicken voll in die Natur, ſo iſt uns alles wohlbekannt, und ſicher kennen wir jede Geſtalt. Wir brauchen nicht erſt lange nachzuforſchen, eine

leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande ſind genug, um uns zu verſtändigen. So iſt uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüſſel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wiſſen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen, weil ſie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängſtigen, und helle Beſonnenheit uns zuverſichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, ſagt ein ernſter Mann zu dieſen. Erkennen ſie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer ſelbſt? Sie ſelbſt verzehren ſich in wilder Gedankenloſigkeit. Sie wiſſen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenſpiel, eine wüſte Phantaſie ihres Traumes iſt. Ja wohl iſt ſie ihnen ein entſetzliches Thier, eine ſeltſame abenteuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Menſch ſieht ohne Schaudern dieſe Brut ſeiner regelloſen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Geſpenſter ſeiner Schwäche ſind. Er fühlt ſich Herr der Welt, ſein Ich ſchwebt mächtig über dieſem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über dieſem endloſen Wechſel erhaben ſchweben. Einklang ſtrebt ſein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus ſtets einiger mit ſich ſelbſt und ſeiner Schöpfung um ſich her ſeyn, und mit jedem Schritte die ewige Allwirkſamkeit einer hohen ſittlichen Weltordnung, der Veſte ſeines Ichs, immer heller hervortre-

ten ſehen. Der Sinn der Welt iſt die Vernunft; um derentwillen iſt ſie da, und wenn ſie erſt der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft iſt, ſo wird ſie einſt zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre ſie der Menſch als Sinnbild ſeines Gemüths, das ſich mit ihm in unbeſtimmbaren Stufen veredelt. Wer alſo zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe ſeinen ſittlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne ſeines Innern gemäß, und wie von ſelbſt wird die Natur ſich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln iſt jener große und einzige Verſuch, in welchem alle Räthſel der mannigfaltigſten Erſcheinungen ſich löſen. Wer ihn verſteht, und in ſtrengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, iſt ewiger Meiſter der Natur.

Der Lehrling hört mit Bangigkeit die ſich kreuzenden Stimmen. Es ſcheint ihm jede Recht zu haben, und eine ſonderbare Verwirrung bemächtigt ſich ſeines Gemüths. Allmählig legt ſich der innere Aufruhr, und über die dunkeln ſich an einander brechenden Wogen ſcheint ein Geiſt des Friedens heraufzuſchweben, deſſen Ankunft ſich durch neuen Muth und überſchauende Heiterkeit in der Seele des Jünglings ankündigt.

Ein muntrer Geſpiele, dem Roſen und Winden die Schläfe zierten, kam herbeigeſprungen, und ſah ihn in ſich geſenkt ſitzen. Du Grübler, rief er, biſt auf ganz verkehrtem Wege. So wirſt du keine großen Fort-

ſchritte machen. Das Beſte iſt überall die Stimmung. Iſt das wohl eine Stimmung der Natur? Du biſt noch jung, und fühlſt du nicht das Gebot der Jugend in allen Adern? nicht Liebe und Sehnſucht deine Bruſt erfüllen? Wie kannſt du nur in der Einſamkeit ſitzen? Sitzt die Natur einſam? Den Einſamen flieht Freude und Verlangen: und ohne Verlangen, was nützt dir die Natur? Nur unter Menſchen wird er einheimiſch, der Geiſt, der ſich mit tauſend bunten Farben in alle deine Sinne drängt, der wie eine unſichtbare Geliebte dich umgiebt. Bei unſern Feſten löſt ſich ſeine Zunge, er ſitzt oben an, und ſtimmt Lieder des fröhlichſten Lebens an. Du haſt noch nicht geliebt, du Armer; beim erſten Kuß wird eine neue Welt dir aufgethan, mit ihm fährt Leben in tauſend Strahlen in dein entzücktes Herz. Ein Märchen will ich dir erzählen: horche wohl!

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Menſch. Er war ſehr gut, aber auch über die Maßen wunderlich. Er grämte ſich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer ſtill vor ſich hin, ſetzte ſich einſam, wenn die Andern ſpielten und fröhlich waren, und hing ſeltſamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren ſein liebſter Aufenthalt, und dann ſprach er immer fort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felſen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närriſches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürriſch und ernſthaft, ungeachtet ſich das Eich-

hörnchen, die Meerkatze, der Papagey und der Gimpel alle Mühe gaben, ihn zu zerſtreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weiſen. Die Gans erzählte Märchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwiſchen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bocksſprünge, die Roſe ſchlich ſich freundlich hinter ihm herum, kroch durch ſeine Locken, und der Epheu ſtreichelte ihm die ſorgenvolle Stirn. Allein der Mißmuth und Ernſt waren hartnäckig. Seine Eltern waren ſehr betrübt, ſie wußten nicht, was ſie anfangen ſollten. Er war geſund und aß, nie hatten ſie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und luſtig geweſen, wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern geſehn. Er war recht bildſchön, ſah aus wie gemalt und tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine, ein köſtliches, bildſchönes Kind, ſah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirſchrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachſen, brandrabenſchwarze Augen. Wer ſie ſah, hätte mögen vergehn, ſo lieblich war ſie. Damals war Roſenblüthe, ſo hieß ſie, dem bildſchönen Hyacinth, ſo hieß er, von Herzen gut, und er hatte ſie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wußtens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerſt geſagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuſer ihrer Eltern lagen nahe beiſammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an ſeinem Fenſter ſtand und Roſenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäuſe-

fang da vorbeiliefen, ſo ſahen ſie die beiden ſtehn, und lachten und kicherten oft ſo laut, daß ſie es hörten und böſe wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen geſagt, die ſagte es ihrer Freundin, der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; ſo erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging, ſo riefs von allen Seiten: Roſenblüthchen iſt mein Schätzchen! Nun ärgerte ſich Hyacinth, und mußte doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eydechschen geſchlüpft kam, ſich auf einen warmen Stein ſetzte, mit dem Schwänzchen wedelte und ſang:

Roſenblüthchen, das gute Kind,
Iſt geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter ſey Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geſchwind;
Merkt ſie aber das fremde Geſicht,
Denkt nur an, da erſchrickt ſie nicht,
Fährt, als merkte ſie kein Wort,
Immer nur mit Küſſen fort.

Ach! wie bald war die Herrlichkeit vorbei. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erſtaunlich weit gereiſt, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entſetzliche Augenbraunen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und ſeltſamen Figuren hineingewebt. Er ſetzte ſich vor das Haus, das Hyacinths

Eltern gehörte. Nun war Hyacinth ſehr neugierig, und ſetzte ſich zu ihm, und holte ihm Brod und Wein. Da that er ſeinen weißen Bart von einander, und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. So viel man nachher vernahm, ſo hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erſtaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und iſt drei Tage dageblieben, und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Roſenblüthchen hat genug den alten Hexenmeiſter verwünſcht, denn Hyacinth iſt ganz verſeſſen auf ſeine Geſpräche geweſen, und hat ſich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Speiſe zu ſich genommen. Endlich hat jener ſich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelaſſen, das kein Menſch leſen konnte. Dieſer hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann iſt er tiefſinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen. Roſenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn gethan, denn von der Zeit an hat er ſich wenig aus ihr gemacht, und iſt immer für ſich geblieben. Nun begab ſichs, daß er einmal nach Hauſe kam, und war wie neu geboren. Er fiel ſeinen Eltern um den Hals und weinte. Ich muß fort in fremde Lande, ſagte er; die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich geſund werden müßte, das Buch hat ſie ins Feuer geworfen, und hat

mich getrieben, zu euch zu gehen, und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Roſenblüthchen. Ich hätte ſie gern geſprochen, ich weiß nicht, wie mir iſt, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, ſo kommen gleich mächtigere Gedanken dazwiſchen; die Ruhe iſt fort, Herz und Liebe mit, ich muß ſie ſuchen gehn. Ich wollt' euch gern ſagen, wohin, ich weiß ſelbſt nicht: dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verſchleierte Jungfrau; nach der iſt mein Gemüth entzündet. Lebt wohl. Er riß ſich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergoſſen Thränen. Roſenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun was er konnte, durch Thäler und Wildniſſe, über Berge und Ströme, dem geheimnißvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Iſis): Menſchen und Thiere, Felſen und Bäume. Manche lachten, manche ſchwiegen, nirgends erhielt er Beſcheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen ſich ihm in den Weg, es ſtürmte immerfort; dann fand er unabſehliche Sandwüſten, glühenden Staub, und wie er wandelte, ſo veränderte ſich auch ſein Gemüth; die Zeit wurde ihm lang, und die innere Unruhe legte ſich, er wurde ſanfter, und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leiſen, aber ſtarken Zuge, worin ſein ganzes Gemüth ſich auflöſte. Es lag wie viele Jahre hinter

ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannigfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener. Grüne Büſche lockten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er verſtand ihre Sprache nicht; ſie ſchienen auch nicht zu ſprechen, und dennoch erfüllten ſie ſein Herz mit grünen Farben und kühlem ſtillen Weſen. Immer höher wuchs jene ſüße Sehnſucht in ihm, und immer breiter und ſaftiger wurden die Blätter, immer lauter und luſtiger die Vögel und Thiere, balſamiſcher die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer ſeine Liebe. Die Zeit ging immer ſchneller, als ſähe ſie ſich nah am Ziele. Eines Tages begegnete er einem kryſtallnen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwiſchen ſchwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, ſagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnſitz der Iſis? Hier herum muß er ſeyn, und ihr ſeyd vielleicht hier bekannter, als ich. Wir gehen auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geiſterfamilie iſt auf der Reiſe, und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indeß ſind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, ſo wirſt du ſchon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie ſie das ſagten, boten ihm einen friſchen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, fragte und fragte, und

kam endlich zu jener längſt geſuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köſtlichen Gewächſen verſteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnſucht, und die ſüßeſte Bangigkeit durchdrang ihn in dieſer Behauſung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmliſchen Wohlgedüften entſchlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligſte führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll ſeltſamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechſelnden Accorden. Es dünkte ihm alles ſo bekannt, und doch in nie geſehener Herrlichkeit; da ſchwand auch der letzte irdiſche Anflug, wie in Luft verzehrt, und er ſtand vor der himmliſchen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleier, und — Roſenblüthchen ſank in ſeine Arme. Eine ferne Muſik umgab die Geheimniſſe des liebenden Wiederſehns, die Ergießungen der Sehnſucht, und ſchloß alles Fremde von dieſem entzückenden Orte aus. Hyacinth lebte nachher noch lange mit Roſenblüthchen unter ſeinen frohen Eltern und Geſpielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menſchen ſo viel Kinder, als ſie wollten. —

Die Lehrlinge umarmten ſich und gingen fort. Die weiten hallenden Säle ſtanden leer und hell da, und das wunderbare Geſpräch in zahlloſen Sprachen unter den tauſendfaltigen Naturen, die in dieſen Sälen zu-

*

ſammengebracht und in mannigfaltigen Ordnungen aufgeſtellt waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte ſpielten gegen einander. Sie ſtrebten in ihre Freiheit, in ihre alten Verhältniſſe zurück. Wenige ſtanden auf ihrem eigentlichen Platze, und ſahen in Ruhe dem mannigfaltigen Treiben um ſich her zu. Die Uebrigen klagten über entſetzliche Qualen und Schmerzen, und bejammerten das alte herrliche Leben im Schooße der Natur, wo ſie eine gemeinſchaftliche Freiheit vereinigte, und jedes von ſelbſt erhielt, was es bedurfte. O! daß der Menſch, ſagten ſie, die innere Muſik der Natur verſtände, und einen Sinn für äußere Harmonie hätte. Aber er weiß ja kaum, daß wir zuſammen gehören, und keins ohne das andere beſtehen kann. Er kann nichts liegen laſſen, tyranniſch trennt er uns, und greift in lauter Diſſonanzen umher. Wie glücklich könnte er ſeyn, wenn er mit uns freundlich umginge, und auch in unſern großen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er ſie mit Recht nennt. In jener Zeit verſtand er uns, wie wir ihn verſtanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat ihn von uns getrennt, er ſucht, was wir nicht wiſſen und ahnden können, und ſeitdem iſt er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr. Er ahndet wohl die unendliche Wolluſt, den ewigen Genuß in uns, und darum hat er eine ſo wunderbare Liebe zu einigen unter uns. Der Zauber des Goldes, die Geheimniſſe der Farben, die Freuden

des Waſſers ſind ihm nicht fremd; in den Antiken ahndet er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die ſüße Leidenſchaft für das Weben der Natur, das Auge für unſre entzückenden Myſterien. Lernte er nur einmal fühlen! Dieſen himmliſchen, dieſen natürlichſten aller Sinne kennt er noch wenig; durch das Gefühl würde die alte, erſehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls iſt ein inneres Licht, was ſich in ſchönern, kräftigen Farben bricht. Dann gingen die Geſtirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klarer und mannigfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meiſter eines unendlichen Spiels, und vergäße alle thörigten Beſtrebungen in einem ewigen, ſich ſelbſt nährenden und immer wachſenden Genuſſe. Das Denken iſt nur ein Traum des Fühlens, ein erſtorbenes Fühlen, ein blaßgraues, ſchwaches Leben.

Wie ſie ſo ſprachen, ſtrahlte die Sonne durch die hohen Fenſter, und in ein ſanftes Säuſeln verlor ſich der Lärm des Geſprächs; eine unendliche Ahndung durchdrang alle Geſtalten, die lieblichſte Wärme verbreitete ſich über alle, und der wunderbarſte Naturgeſang erhob ſich aus der tiefſten Stille. Man hörte Menſchenſtimmen in der Nähe, die großen Flügelthüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reiſende ſetzten ſich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes. Die reizende Landſchaft lag in ſchö-

ner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor ſich der Blick an blauen Gebirgen hinauf. Freundliche Kinder brachten mannigfaltige Speiſen und Getränke, und bald begann ein lebhaftes Geſpräch unter ihnen.

Auf alles, was der Menſch vornimmt, muß er ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit oder ſein Ich richten, ſagte endlich der Eine, und wenn er dieſes gethan hat, ſo entſtehn bald Gedanken, oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zuſammenziehungen und Figurationen einer elaſtiſchen Flüſſigkeit zu ſeyn ſcheinen, auf eine wunderbare Weiſe in ihm. Sie verbreiten ſich von dem Punkte, wo er den Eindruck feſt ſteckte, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit, und nehmen ſein Ich mit fort. Er kann dieſes Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er ſeine Aufmerkſamkeit wieder theilt, oder nach Willkühr herumſchweifen läßt, denn ſie ſcheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten hin in jenem elaſtiſchen Medium erregt, oder ſeine Brechungen in demſelben, oder überhaupt ein ſeltſames Spiel der Wellen dieſes Meers mit der ſtarren Aufmerkſamkeit zu ſeyn. Höchſt merkwürdig iſt es, daß der Menſch erſt in dieſem Spiele ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine ſpecifiſche Freiheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tie-

ſen Schlafe, als ſey er nun erſt in der Welt zu Hauſe, und verbreite jetzt erſt das Licht des Tages ſich über ſeine innere Welt. Er glaubt es am höchſten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu ſtören, zugleich die gewöhnlichen Geſchäfte der Sinne vornehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beide Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchſichtig, und die Innenwelt mannigfaltig und bedeutungsvoll, und ſo befindet ſich der Menſch in einem innig lebendigen Zuſtande zwiſchen zwei Welten in der vollkommenſten Freiheit und dem freudigſten Machtgefühl. Es iſt natürlich, daß der Menſch dieſen Zuſtand zu verewigen, und ihn über die ganze Summe ſeiner Eindrücke zu verbreiten ſucht; daß er nicht müde wird, dieſe Aſſociationen beider Welten zu verfolgen, und ihren Geſetzen und ihren Sympathien und Antipathien nachzuſpüren. Den Inbegriff deſſen, was uns rührt, nennt man die Natur, und alſo ſteht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Gliedmaßen unſers Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimnißvolle Beziehungen unſers Körpers laſſen unbekannte und geheimnißvolle Verhältniſſe der Natur vermuthen, und ſo iſt die Natur jene wunderbare Gemeinſchaft, in die unſer Körper uns einführt, und die wir nach dem Maaße ſeiner Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es frägt ſich, ob wir die Natur der Naturen durch dieſe ſpecielle Natur wahrhaft begreifen

lernen können, und in wiefern unſre Gedanken und die
x Intenſität unſrer Aufmerkſamkeit durch dieſelbe beſtimmt
werden, oder ſie beſtimmen, und dadurch von der Na-
tur losreißen, und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit
verderben. Man ſieht wohl, daß dieſe innern Verhält-
niſſe und Einrichtungen unſers Körpers vor allen Din-
gen erforſcht werden müſſen, ehe wir dieſe Frage zu
beantworten, und in die Natur der Dinge zu dringen
hoffen können. Es ließe ſich jedoch auch denken, daß
wir überhaupt erſt uns mannigfach im Denken müßten
geübt haben, ehe wir uns an dem innern Zuſammen-
hang unſers Körpers verſuchen, und ſeinen Verſtand
zum Verſtändniß der Natur gebrauchen könnten, und
da wäre freilich nichts natürlicher, als alle mögliche Be-
wegungen des Denkens hervorzubringen, und eine Fer-
tigkeit in dieſem Geſchäft, ſo wie eine Leichtigkeit zu
erwerben, von Einer zur Andern überzugehen, und ſie
mannigfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende
müßte man alle Eindrücke aufmerkſam betrachten, das
dadurch entſtehende Gedankenſpiel ebenfalls genau be-
merken, und ſollten dadurch abermals neue Gedanken
entſtehn, auch dieſen zuſehen, um ſo allmählig ihren
Mechanismus zu erfahren, und durch eine oftmalige
Wiederholung die mit jedem Eindruck beſtändig verbun-
denen Bewegungen von den übrigen unterſcheiden und
behalten zu lernen. Hätte man dann nur erſt einige
Bewegungen, als Buchſtaben der Natur, herausge-

bracht, ſo würde das Dechiffriren immer leichter von ſtatten gehn, und die Macht über die Gedankenerzeugung und Bewegung den Beobachter in Stand ſetzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck, Naturgedanken hervorzubringen und Naturcompoſitionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es iſt wohl viel gewagt, ſagte ein Anderer, ſo aus den äußerlichen Kräften und Erſcheinungen der Natur ſie zuſammenſetzen zu wollen, und ſie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar geſtalteten Fall, bald für eine Zweiheit oder Dreiheit, oder für irgend eine andere ſeltſamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daß ſie das Erzeugniß eines unbegreiflichen Einverſtändniſſes unendlich verſchiedener Weſen wäre, das wunderbare Band der Geiſterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laßt es gewagt ſeyn, ſprach ein Dritter; je willkührlicher das Netz gewebt iſt, das der kühne Fiſcher auswirft, deſto glücklicher iſt der Fang. Man ermuntre nur jeden, ſeinen Gang ſo weit als möglich fortzuſetzen, und jeder ſey willkommen, der mit einer neuen Phantaſie die Dinge überſpinnt. Glaubſt du nicht, daß es gerade die gut ausgeführten Syſteme ſeyn werden, aus denen der künftige Geograph der Natur die Data zu ſeiner großen Naturkarte nimmt? Sie wird er vergleichen, und dieſe Vergleichung wird uns das ſonderbare Land erſt kennen lehren. Die Erkenntniß der Na-

tur wird aber noch himmelweit von ihrer Auslegung verſchieden ſeyn. Der eigentliche Chiffrirer wird vielleicht dahin kommen, mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erſcheinungen in Bewegung zu ſetzen, er wird auf der Natur, wie auf einem großen Inſtrument, phantaſiren können, und doch wird er die Natur nicht verſtehn. Dies iſt die Gabe des Naturhiſtorikers, des Zeitenſehers, der vertraut mit der Geſchichte der Natur, und bekannt mit der Welt, dieſem höheren Schauplatz der Naturgeſchichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt, und weiſſagend verkündigt. Noch iſt dieſes Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Geſandte haben einzelne Worte dieſer höchſten Wiſſenſchaft fallen laſſen, und es iſt nur zu verwundern, daß die ahndungsvollen Geiſter ſich dieſe Ahndung haben entgehen laſſen, und die Natur zur einförmigen Maſchine, ohne Vorzeit und Zukunft, erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geſchichte, und die Natur, dieſes einzige Ganze, womit der Menſch ſich vergleichen kann, ſollte nicht ſo gut wie der Menſch in einer Geſchichte begriffen ſeyn, oder welches eins iſt, einen Geiſt haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn ſie keinen Geiſt hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menſchheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieſer geheimnißvollen Frage, oder die Frage zu dieſer unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur

den Menſchen ſeyn kann, begann ein ſchöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen ſagen, daß ſich die Menſchheit in ihnen in der vollkommenſten Auflöſung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen ſeinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles finden ſie in der Natur. Ihnen allein bleibt die Seele derſelben nicht fremd, und ſie ſuchen in ihrem Umgang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umſonſt. Für ſie hat die Natur alle Abwechſelungen eines unendlichen Gemüths, und mehr als der geiſtvollſte, lebendigſte Menſch überraſcht ſie durch ſinnreiche Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarrerieen. Der unerſchöpfliche Reichthum ihrer Phantaſie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufſuchen. Alles weiß ſie zu verſchönern, zu beleben, zu beſtätigen, und wenn auch in Einzelnen ein bewußtloſer, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrſchen ſcheint, ſo ſieht doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menſchlichen Herzen im Zuſammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind iſt eine Luftbewegung, die manche äußere Urſachen haben kann, aber iſt er dem einſamen, ſehnſuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorüberſauſt, von geliebten Gegenden herweht, und mit tauſend dunkeln, wehmüthigen Lauten den ſtillen Schmerz in einen tiefen melodiſchen Seufzer der ganzen Natur aufzulöſen

ſcheint? Fühlt nicht ſo auch im jungen beſcheidnen Grün der Frühlingswieſen der junge Liebende ſeine ganze blumenſchwangre Seele mit entzückender Wahrheit ausgeſprochen, und iſt je die Ueppigkeit einer nach ſüßer Auflöſung in goldnen Wein lüſternen Seele köſtlicher und erwecklicher erſchienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die ſich unter den breiten Blättern halb verſteckt? Man beſchuldigt die Dichter der Uebertreibung, und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache gleichſam nur zu gute, ja man begnügt ſich ohne tiefere Unterſuchung, ihrer Phantaſie jene wunderliche Natur zuzuſchreiben, die manches ſieht und hört, was andere nicht ſehen und hören, und die in einem lieblichen Wahnſinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben ſchaltet und waltet; aber mir ſcheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnden, und mit der Phantaſie nur ſo zu ſpielen, wie ein Kind mit dem Zauberſtabe ſeines Vaters ſpielt. Sie wiſſen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan ſind, welche Welten ihnen gehorchen müſſen. Iſt es denn nicht wahr, daß Steine und Wälder der Muſik gehorchen, und von ihr gezähmt, ſich jedem Willen wie Hausthiere fügen? — Blühen nicht wirklich die ſchönſten Blumen um die Geliebte, und freuen ſich, ſie zu ſchmücken? Wird für ſie der Himmel nicht heiter, und das Meer nicht eben? — Drückt nicht die ganze Natur, ſo gut wie das Geſicht

und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zuſtand eines jeden der höheren, wunderbaren Weſen aus, die wir Menſchen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmüthig in ſeine Wellen hinabſchaue, und die Gedanken in ſeinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein luſtiges Kind oder ein Wilder die Thiere verſtehen. — Ob jemand die Steine und Geſtirne ſchon verſtand, weiß ich nicht, aber gewiß muß dieſer ein erhabnes Weſen geweſen ſeyn. In jenen Statuen, die aus einer untergegangenen Zeit der Herrlichkeit des Menſchengeſchlechts übrig geblieben ſind, leuchtet allein ſo ein tiefer Geiſt, ſo ein ſeltſames Verſtändniß der Steinwelt hervor, und überzieht den ſinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachſen ſcheint. Das Erhabene wirkt verſteinernd, und ſo dürfen wir uns nicht über das Erhabne der Natur und ſeine Wirkungen wundern, oder nicht wiſſen, wo es zu ſuchen ſei. Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu Stein geworden ſeyn? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menſchen?

Ueber dieſe Rede war der, welcher zuerſt geſprochen hatte, in tiefe Betrachtung geſunken, die fernen Berge wurden buntgefärbt, und der Abend legte ſich mit ſüßer Vertraulichkeit über die Gegend. Nach einer langen Stille hörte man ihn ſagen: Um die Natur zu begrei-

ſen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entſtehen laſſen. Bei dieſer Unternehmung muß man ſich bloß von der göttlichen Sehnſucht nach Weſen, die uns gleich ſind, und den nothwendigen Bedingungen, dieſelben zu vernehmen, beſtimmen laſſen; denn wahrhaftig die ganze Natur iſt nur als Werkzeug und Medium des Einverſtändniſſes vernünftiger Weſen begreiflich. Der denkende Menſch kehrt zur urſprünglichen Function ſeines Daſeyns, zur ſchaffenden Betrachtung, zu jenem Punkt zurück, wo Hervorbringen und Wiſſen in der wundervollſten Wechſelverbindung ſtanden, zu jenem ſchöpferiſchen Moment des eigentlichen Genuſſes, des innern Selbſtempfängniſſes. Wenn er nun ganz in die Beſchauung dieſer Urerſcheinung verſinkt, ſo entfaltet ſich vor ihm, in neu entſtehenden Zeiten und Räumen, wie ein unermeßliches Schauſpiel, die Erzeugungsgeſchichte der Natur, und jeder feſte Punkt, der ſich in der unendlichen Flüſſigkeit anſetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die ſorgfältige Beſchreibung dieſer innern Weltgeſchichte iſt die wahre Theorie der Natur; durch den Zuſammenhang ſeiner Gedankenwelt in ſich, und ihre Harmonie mit dem Univerſum, bildet ſich von ſelbſt ein Gedankenſyſtem zur getreuen Abbildung und Formel des Univerſums. Aber die Kunſt des ruhigen Beſchauens, der ſchöpferiſchen Weltbetrachtung iſt ſchwer; unaufhörliches ernſtes Nachdenken und ſtrenge

Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beifall der müheſcheuenden Zeitgenoſſen, ſondern nur eine Freude des Wiſſens und Wachens, eine innigere Berührung des Univerſums ſeyn.

Ja, ſagte der Zweite, nichts iſt ſo bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Ueberall ſcheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts ſind alle Naturkräfte thätig, und ſo repräſentirt und verwandelt ſie ſich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüten und Früchte zuſammen, und iſt, mitten in der Zeit, gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß, in welche eigne Art von Ferne ſie ebenfalls wirkt, und ob nicht dieſes Naturſyſtem nur eine Sonne iſt im Univerſo, die durch Bande an daſſelbe geknüpft iſt, durch ein Licht, und einen Zug, und Einflüſſe, die zunächſt in unſerm Geiſte ſich deutlicher vernehmen laſſen, und aus ihm heraus den Geiſt des Univerſums über dieſe Natur ausgießen, und den Geiſt dieſer Natur an andere Naturſyſteme vertheilen.

Wenn der Denker, ſprach der Dritte, mit Recht als Künſtler den thätigen Weg betritt, und durch eine geſchickte Anwendung ſeiner geiſtigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, räthſelhaft ſcheinende Figur zu reduciren ſucht — ja man möchte ſagen, die Natur tanzt — und mit Worten die Linien der Bewegungen nachſchreibt, ſo muß der Liebhaber der Natur dieſes kühne Unternehmen bewundern, und ſich auch über das

Gedeihen der menſchlichen Anlage freuen. Billig ſtellt der Künſtler die Thätigkeit oben an, denn ſein Weſen iſt Thun und Hervorbringen mit Wiſſen und Willen, und ſeine Kunſt iſt, ſein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf ſeine Art nachbilden zu können, und darum wird das Princip ſeiner Welt Thätigkeit, und ſeine Welt ſeine Kunſt. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit ſichtbar, und nur der gedankenloſe Menſch wirft die unleſerlichen, wunderlich gemiſchten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Prieſter dieſe neue, erhabne Meßkunſt auf den Altar zu der magnetiſchen Nadel, die ſich nie verirrte, und zahlloſe Schiffe auf dem pfadloſen Ozean zu gewohnten Küſten und den Häfen des Vaterlandes zurück führte. Außer dem Denker giebt es aber noch andere Freunde des Wiſſens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugethan, und alſo, ohne Beruf zu dieſer Kunſt, lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige ſind gegeſchäftig, und nehmen im Vertrauen auf die Allgegenwart und die innige Verwandtſchaft der Natur, mithin auch im Voraus von der Unvollſtändigkeit und der Continuität alles Einzelnen überzeugt, irgend eine Erſcheinung mit Sorgfalt auf, und halten den in tauſend Geſtalten ſich verwandelnden Geiſt derſelben mit ſtetem Blicke feſt, und gehen dann an dieſem Faden durch alle

Schlupfwinkel der geheimen Werkſtätte, um eine vollſtändige Verzeichnung dieſer labyrintiſchen Gänge entwerfen zu können. Sind ſie mit dieſer mühſeligen Arbeit fertig, ſo iſt auch unvermerkt ein höherer Geiſt über ſie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte zu reden, und jedem Suchenden ſeinen Weg vorzuſchreiben. Unermeßlicher Nutzen ſegnet ihre mühſame Arbeit, und der Grundriß ihrer Karte wird auf eine überraſchende Weiſe mit dem Syſteme des Denkers übereinſtimmen, und ſie werden, dieſem zum Troſt, gleichſam den lebendigen Beweis ſeiner abſtrakten Sätze unwillkührlich geführt haben. Die Müßigſten unter ihnen erwarten kindlich, von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunſt verehrter Weſen, die ihnen nützliche Kenntniß der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerkſamkeit in dieſem kurzen Leben nicht Geſchäften widmen, und dem Dienſte der Liebe entziehn. Durch frommes Betragen ſuchen ſie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzutheilen, unbekümmert um das große Schauſpiel der Kräfte, ruhig ihrem Schickſale in dieſem Reiche der Macht ergeben, weil das innige Bewußtſeyn ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Weſen ſie erfüllt, und die Natur ſie nur als Abbild und Eigenthum derſelben rührt. Was brauchen dieſe glücklichen Seelen zu wiſſen, die das beſte Theil erwählt haben, und als reine Flammen der Liebe in dieſer irdiſchen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf

umhergetriebenen Schiffen, als Zeichen des überſtrömenden himmliſchen Feuers lodern? Oft erfahren dieſe liebenden Kinder in ſeligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimniſſen der Natur, und thun ſie in unbewußter Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forſcher, um jedes Kleinod zu ſammeln, was ſie in ihrer Unſchuld und Freude haben fallen laſſen, ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dichter, und ſucht durch ſeine Geſänge dieſe Liebe, dieſen Keim des goldnen Alters, in andre Zeiten und Länder zu verpflanzen.

Wem regt ſich nicht, rief der Jüngling mit funkelndem Auge, das Herz in hüpfender Luſt, wenn ihm das innerſte Leben der Natur in ſeiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen hat, als Liebe und Wolluſt, ſich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflöſender Dunſt, und er bebend in ſüßer Angſt in den dunkeln lockenden Schooß der Natur verſinkt, die arme Perſönlichkeit in den überſchlagenden Wogen der Luſt ſich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verſchluckender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was iſt die überall erſcheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren ſüße Frucht in wollüſtigen Tropfen heruntertaut. Das Waſſer, dieſes erſtgeborne Kind luftiger Verſchmelzungen, kann ſeinen wollüſtigen Urſprung nicht verläugnen, und zeigt ſich als Element der Liebe und der Mi-

ſchung mit himmliſcher Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weiſen im Waſſer den Urſprung der Dinge geſucht, und wahrlich ſie haben von einem höhern Waſſer, als dem Meer- und Quellwaſſer geſprochen. In jenem offenbaret ſich nur das Urflüſſige, wie es im flüſſigen Metall zum Vorſchein kommt, und darum mögen die Menſchen es immer auch nur göttlich verehren. Wie Wenige haben ſich noch in die Geheimniſſe des Flüſſigen vertieft, und manchem iſt dieſe Ahndung des höchſten Genuſſes und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durſte offenbaret ſich dieſe Weltſeele, dieſe gewaltige Sehnſucht nach dem Zerfließen. Die Berauſchten fühlen nur zu gut dieſe überirdiſche Wonne des Flüſſigen, und am Ende ſind alle angenehme Empfindungen in uns mannigfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewäſſer in uns. Selbſt der Schlaf iſt nichts als die Flut jenes unſichtbaren Weltmeers, und das Erwachen das Eintreten der Ebbe. Wie viele Menſchen ſtehen an den berauſchenden Flüſſen, und hören nicht das Wiegenlied dieſer mütterlichen Gewäſſer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie dieſe Wellen lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, dieſen ſchwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden, liebten und erzeugten ſich die Geſchlechter der Menſchen in ewigen Spielen; wurden beſucht von den Kindern des Himmels, und erſt in jener großen Be-

gebenheit, welche heilige Sagen die Sündflut nennen, ging dieſe blühende Welt unter; ein feindliches Weſen ſchlug die Erde nieder, und einige Menſchen blieben, geſchwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge, in der fremden Welt zurück. Wie ſeltſam, daß gerade die heiligſten und reizendſten Erſcheinungen der Natur in den Händen ſo todter Menſchen ſind, als die Scheidekünſtler zu ſeyn pflegen! ſie, die den ſchöpferiſchen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniß der Liebenden, Myſterien der höheren Menſchheit ſeyn ſollten, werden mit Schamloſigkeit und ſinnlos von rohen Geiſtern hervorgerufen, die nie wiſſen werden, welche Wunder ihre Gläſer umſchließen. Nur Dichter ſollten mit dem Flüſſigen umgehen, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkſtätten wären Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menſchen ihre Flamme und ihre Flüſſe verehren, und ſich ihrer rühmen. Wie glücklich würden die Städte ſich wieder dünken, die das Meer oder ein großer Strom beſpült, und jede Quelle würde wieder die Freiſtätte der Liebe, und der Aufenthalt der erfahrnen und geiſtreichen Menſchen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Waſſer, und jeder Strom verſpricht ihnen, in die bunte Ferne, in ſchönere Gegenden ſie zu führen. Es iſt nicht bloß Wiederſchein, daß der Himmel im Waſſer liegt, es iſt eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarſchaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die

unermeßliche Höhe will, ſo verſinkt die glückliche Liebe gern in die endloſe Tiefe. Aber es iſt umſonſt, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgeborner lernt nicht ſehen, und wenn man ihm noch ſo viel von Farben und Lichtern und fernen Geſtalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein inneres naturerzeugendes und abſonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von ſelbſt, überall die Natur an allem erkennt und unterſcheidet, und mit angeborner Zeugungsluſt, in inniger mannigfaltiger Verwandtſchaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, ſich mit allen Naturweſen vermiſcht, ſich gleichſam in ſie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Naturſinn hat, der genießt die Natur, indem er ſie ſtudirt, und freut ſich ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, ihrer Unerſchöpflichkeit im Genuſſe, und bedarf nicht, daß man ihn mit unnützen Worten in ſeinen Genüſſen ſtöre. Ihm dünkt vielmehr, daß man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug von ihr reden, nicht ungeſtört und aufmerkſam genug ſie beſchauen könne. Er fühlt ſich in ihr, wie am Buſen ſeiner züchtigen Braut, und vertraut auch nur dieſer ſeine erlangten Einſichten in ſüßen vertraulichen Stunden. Glücklich preiſ' ich dieſen Sohn, dieſen Liebling der Natur, dem ſie verſtattet, ſie in ihrer Zweiheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewig dauernde

Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüſſe, eine Kette der Wolluſt, und ſeine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus ſeyn.

Unter dieſer Rede hatte ſich der Lehrer mit ſeinen Lehrlingen der Geſellſchaft genähert. Die Reiſenden ſtanden auf, und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. Eine erfriſchende Kühlung verbreitete ſich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen. Der Lehrer ließ einen jener ſeltnen leuchtenden Steine bringen, die man Karfunkel nennt, und ein hellrothes, kräftiges Licht goß ſich über die verſchiednen Geſtalten und Kleidungen aus. Es entſpann ſich bald eine freundliche Mittheilung unter ihnen. Während eine Muſik aus der Ferne ſich hören ließ, und eine kühlende Flamme aus Kryſtallſchalen in die Lippen der Sprechenden hineinloderte, erzählten die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reiſen. Voll Sehnſucht und Wißbegierde hatten ſie ſich aufgemacht, um die Spuren jenes verloren gegangenen Urvolks zu ſuchen, deſſen entartete und verwilderte Reſte die heutige Menſchheit zu ſeyn ſchiene, deſſen hoher Bildung ſie noch die wichtigſten und entbehrlichſten Kenntniſſe und Werkzeuge zu danken hat. Vorzüglich hatte ſie jene heilige Sprache gelockt, die das glänzende Band jener königlichen Menſchen mit überirdiſchen Gegenden und Bewohnern geweſen war, und von der einige Worte, nach dem Verlaut mannigfaltiger Sagen, noch im Beſitz einiger glücklichen Wei-

ſen unter unſern Vorfahren geweſen ſeyn mögen. Ihre Ausſprache war ein wunderbarer Geſang, deſſen unwiderſtehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindrangen, und ſie zerlegten. Jeder ihrer Namen ſchien das Looſungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit ſchöpferiſcher Gewalt erregten dieſe Schwingungen alle Bilder der Welterſcheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht ſagen, daß das Leben des Univerſums ein ewiges, tauſendſtimmiges Geſpräch ſei; denn in ihrem Sprechen ſchienen alle Kräfte, alle Arten der Thätigkeit auf das Unbegreiflichſte vereinigt zu ſeyn. Die Trümmer dieſer Sprache, wenigſtens alle Nachrichten von ihr, aufzuſuchen, war ein Hauptzweck ihrer Reiſe geweſen, und der Ruf des Alterthums hatte ſie auch nach Sais gezogen. Sie hofften hier von den erfahrnen Vorſtehern des Tempelarchivs wichtige Nachrichten zu erhalten, und vielleicht in den großen Sammlungen aller Art ſelbſt Aufſchlüſſe zu finden. Sie baten den Lehrer um die Erlaubniß, eine Nacht im Tempel ſchlafen, und ſeinen Lehrſtunden einige Tage beiwohnen zu dürfen. Sie erhielten was ſie wünſchten, und freuten ſich innig, wie der Lehrer aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen ihre Erzählungen mit mannigfaltigen Bemerkungen begleitete, und eine Reihe lehrreicher und anmuthiger Geſchichten und Beſchreibungen vor ihnen entwickelte. Endlich kam er auch auf das Geſchäft ſeines Alters, den unterſchiednen Naturſinn in jungen Ge-

müthern zu erwecken, zu üben, zu ſchärfen, und ihn mit den Anlagen zu höheren Blüten und Früchten zu verknüpfen.

Ein Verkündiger der Natur zu ſeyn, iſt ein ſchönes und heiliges Amt, ſagte der Lehrer. Nicht der bloße Umfang und Zuſammenhang der Kenntniſſe, nicht die Gabe, dieſe Kenntniſſe leicht und rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen, und die eigenthümlichen fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauſchen, ſelbſt nicht die Geſchicklichkeit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerſcheinungen in leicht faßliche und treffend beleuchtete Gemälde zu ordnen, die entweder durch den Reiz der Zuſammenſtellung und den Reichthum des Inhalts die Sinne ſpannen und befriedigen, oder den Geiſt durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dies macht noch nicht das ächte Erforderniß eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas anders zu thun iſt, als um die Natur, dem iſt es vielleicht genug, aber wer eine innige Sehnſucht nach der Natur ſpürt, wer in ihr alles ſucht, und gleichſam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Thuns iſt, der wird nur den für ſeinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr ſpricht, deſſen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die ſich wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen. Die urſprünglich günſtige Anlage eines

ſolchen natürlichen Gemüths muß durch unabläſſigen Fleiß von Jugend auf, durch Einſamkeit und Stillſchweigen, weil vieles Reden ſich nicht mit der ſteten Aufmerkſamkeit verträgt, die ein ſolcher anwenden muß, durch kindliches, beſcheidnes Weſen und unermüdliche Geduld unterſtützt und ausgebildet ſeyn. Die Zeit läßt ſich nicht beſtimmen, wie bald einer ihrer Geheimniſſe theilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erſt im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forſcher wird nie alt, jeder ewige Trieb iſt außer dem Gebiete der Lebenszeit, und je mehr die äußere Hülle verwittert, deſto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern. Auch haftet dieſe Gabe nicht an äußerer Schönheit, oder Kraft, oder Einſicht, oder irgend einem menſchlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geſchlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsſtriche hat es Menſchen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen auserſehen, und durch inneres Empfängniß beglückt waren. Oft ſchienen dieſe Menſchen einfältiger und ungeſchickter zu ſeyn, als Andere, und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des großen Haufens. Es iſt ſogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverſtändniß bei großer Beredtſamkeit, Klugheit, und einem vornehmen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn, und ein ſchlichtes Weſen hervorbringt oder begleitet. In den Werk-

ſtätten der Handwerker und Künſtler, und da, wo die Menſchen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur ſind, als da iſt beim Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben, und ſo bei vielen andern Gewerben, ſcheint die Entwickelung dieſes Sinns am leichteſten und öfterſten ſtatt zu finden. Wenn jede Kunſt in der Erkenntniß der Mittel, einen geſuchten Zweck zu erreichen, eine beſtimmte Wirkung und Erſcheinung hervorzubringen, und in der Fertigkeit, dieſe Mittel zu wählen und anzuwenden, beſteht, ſo muß derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverſtändniß mehreren Menſchen gemein zu machen, dieſe Anlage in den Menſchen vorzüglich zu entwickeln und zu pflegen, zuerſt auf die natürlichen Anläſſe dieſer Entwickelung ſorgfältig zu achten, und die Grundzüge dieſer Kunſt der Natur abzulernen ſuchen. Mit Hülfe dieſer erlangten Einſichten wird er ſich ein Syſtem der Anwendung dieſer Mittel bei jedem gegebenen Individuum, auf Verſuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, ſich dieſes Syſtem bis zur andern Natur aneignen, und dann mit Enthuſiasmus ſein belohnendes Geſchäft anfangen. Nur dieſen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andre bloße Naturaliſt nur zufällig und ſympathetiſch, wie ein Naturerzeugniß ſelbſt, den Sinn für die Natur erwecken wird.

Fragmente
vermiſchten Inhalts.

I.
Philoſophie und Phyſik.

Alles, was man denkt, denkt ſelbſt: iſt ein Denkproblem.

Die abſtrakten Wörter ſind die Gasarten unter den Wörtern: das Unſichtbare. —

Geiſtvoll iſt das, worin ſich der Geiſt unaufhörlich offenbart, wenigſtens oft von neuem in veränderter Geſtalt wieder erſcheint. Nicht bloß etwa nur Einmal, ſo im Anfang, wie bei vielen philoſophiſchen Syſtemen. —

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieſes oder jenes Gedankens, herrſchend iſt, da iſt auch Progreſſivität. Sehr viele Gelehrte beſitzen dieſen Hang nicht. Sie haben ſchließen und folgern gelernt, wie ein Schuſter das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder ſich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das

Heil auf keinem andern Wege. Bei vielen währt dieſer Hang nur eine Zeitlang. Er wächſt und nimmt ab, ſehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Syſtems, das ſie nur ſuchten, um der Mühe des Nachdenkens überhoben zu ſeyn. —

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt, ſich ſeines tranſcendentalen Selbſt zu bemächtigen, das Ich ſeines Ichs zugleich zu ſeyn. Um ſo weniger befremdlich iſt der Mangel an vollſtändigem Sinn und Verſtand für Andre. Ohne vollendetes Selbſtverſtändniß wird man nie andre wahrhaft verſtehen lernen. —

Vor der Abſtraktion iſt alles eins, aber ein Chaos; nach der Abſtraktion iſt wieder alles vereinigt, aber dieſe Vereinigung iſt eine freie Verbindung ſelbſtſtändiger, ſelbſtbeſtimmter Weſen. Aus einem Haufen iſt eine Geſellſchaft geworden, das Chaos iſt in eine mannigfaltige Welt verwandelt.

Die Erfahrung iſt die Probe des Rationalen, und ſo umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet ſich gegenſeitig in der rationalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philoſophen, jedoch mit Selbſtbeſcheidung der Nothwendigkeit dieſes Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematiſch die Beantwortung der Frage ſeyn dürfte: „Ob die Theorie für die Anwen-

dung, oder die Anwendung um der Theorie willen ſey?" —

Je bornirter ein Syſtem iſt, deſto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das Syſtem der Materialiſten, die Lehre des Helvetius und auch Lockes, den meiſten Beifall unter dieſer Klaſſe erhalten. So wird Kant jetzt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden. —

In den erſten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieſes Fundes ſtieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieſes Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt ſehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein ungewöhnlicher Grad von Leben des Verſtandes. Man mußte Genie und Scharfſinn aufbieten, um mittelſt des neuen Werkzeuges neue Verhältniſſe zu finden. Die Anwendung deſſelben auf die eigenthümlichſten, intereſſanteſten und allgemeinſten Seiten der Menſchheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen, und die Aufmerkſamkeit aller guten Köpfe auf ſich ziehn. So entſtanden die gnomiſchen Maſſen, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern ſo hoch geſchätzt hat. Es wäre leicht möglich' daß unſre jetzigen, genialiſchen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schickſal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles ſo gemein wäre, wie jetzt Sittenſprüche, und neue, erhabnere Entdeckungen den raſtloſen Geiſt der Menſchen beſchäftigten. —

Der ächte Gewinnſt bei Fichte und Kant iſt in der Methode in der Regulariſation des Genies. —

Aus Fichte's Vorausſetzung der Logik, und ſeiner Annahme eines allgemein geltenden Gedankens, folgt ſeine ganze Philoſophie nothwendig. Angewandte Logik iſt die Wiſſenſchafts-Lehre. Daß die Philoſophie mit einem trivialen Gedanken anfängt, gehört zu ihrem Weſen, ſie nimmt mit einem Hauch ihren Anfang. Die Wiſſenſchafts-Lehre iſt nichts anders als ein Beweis der Realität der Logik, ihrer Zuſammenſtimmung mit der übrigen Natur, und völlig der Mathematik analogen Rückſicht, ihrer Entdeckungen und Berichtigungen, und deſſen, was ſie leiſten kann. —

Der Geiſt iſt die ſanktionirende, ausſprechende, rechtskräftig machende Macht. Das ſprechende Glied iſt das klügſte, und dünkt es ſich zu ſeyn; ſo der Geiſt. —

Der Wiſſenstrieb iſt aus Geheimniß und Wiſſen wunderbar gemiſcht oder zuſammengeſetzt. —

Die gewöhnliche Logik iſt die Grammatik der höhern Sprache, oder des Denkens; ſie enthält bloß die Verhältniſſe der Begriffe unter einander, die Mechanik des Denkens, die reine Phyſiologie der Begriffe. Die logiſchen Begriffe verhalten ſich aber zu einander, wie die Worte ohne Gedanken. — Die Logik beſchäftigt ſich bloß mit dem todten Körper der Denklehre. — Die Metaphyſik iſt die reine Dynamik des Denkens, ſie han-

delt von den urſprünglichen Denkkräften, ſie beſchäftigt ſich mit der bloßen Seele der Denklehre. Die metaphyſiſchen Begriffe verhalten ſich zu einander, wie Gedanken ohne Worte. Oft wunderte man ſich über die beharrliche Unvollendung beider Wiſſenſchaften, jede trieb ihr Weſen für ſich; und es fehlte überall, es wollte nie recht in keiner paſſen. Gleich von Anfang ſuchte man ſie zu vereinigen, da alles in ihnen auf Verwandtſchaft deutete; aber jeder Verſuch mißlang, da eine von beiden immer dabei litt, und ihren weſentlichen Karakter einbüßte. Es blieb bei metaphyſiſcher Logik und logiſcher Metaphyſik, aber keine war, was ſie ſeyn ſollte. Der Phyſiologie und Pſychologie, der Mechanik und Chemie erging es nicht beſſer. In der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts entſtand hier eine neue heftigere Entzündung als je; die feindlichen Maſſen thürmten ſich ſtärker als zeither gegen einander auf, die Gährung war übermäßig, es erfolgten mächtige Exploſionen. Jetzt behaupten einige, es habe ſich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es ſei ein Keim der Vereinigung entſtanden, der allmählig wachſen, und alles zu Einer untheilbaren Geſtalt aſſimiliren werde; dieſes Prinzip des ewigen Friedens dringe unwiderſtehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wiſſenſchaft und Ein Geiſt, wie Ein Prophet und Ein Gott ſeyn. —

Der rohe, discurſive Denker iſt der Scholaſtiker. Der ächte Scholaſtiker iſt ein myſtiſcher Subtiliſt; aus

logiſchen Atomen baut er ſein Weltall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunſtſtück an ihre Stelle zu ſetzen. Sein Ziel iſt ein unendliches Automat. Ihm entgegengeſetzt iſt der rohe, intuitive Dichter: dieſer iſt ein myſtiſcher Makrolog; er haßt Regel und feſte Geſtalt; ein wildes, gewaltthätiges Leben herrſcht ſtatt ihrer in der Natur; alles iſt belebt, kein Geſetz; Willkühr und Wunder überall. Er iſt bloß dynamiſch. So regt ſich der philoſophiſche Geiſt zuerſt in völlig getrennten Maſſen. Auf der zweiten Stufe der Kultur fangen dieſe Maſſen an ſich zu berühren, mannigfaltig genug; ſo wie in der Vereinigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beſchränkte entſteht, ſo entſtehen auch hier Eklektiker ohne Zahl; die Zeit der Mißverſtändniſſe beginnt. Der Beſchränkteſte iſt auf dieſer Stufe der bedeutendſte, der reinſte Philoſoph der zweiten Stufe. Dieſe Klaſſe iſt ganz auf die wirkliche, gegenwärtige Welt, im ſtrengſten Sinne, eingeſchränkt. Die Philoſophen der erſten Klaſſe ſehen mit Verachtung auf die zweite herab; ſie ſagen, ſie ſei alles nur ein wenig, und mithin nichts; ſie halten ihre Anſichten für Folgen der Schwäche, für Inconſequentismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweite Klaſſe wiederum die erſte, und giebt ihr Schwärmerei Schuld, die bis zum Wahnwitz abſurd ſei. Wenn von einer Seite Scholaſtiker und Alchymiſten gänzlich geſpalten, die Eklektiker hingegen Eins zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt doch auf dem

Revers alles gerade umgekehrt. Jene ſind im Weſentlichen indirekt eines Sinnes, nemlich über die abſolute Unabhängigkeit und unendliche Tendenz der Meditation, ſie gehen beide vom Abſoluten aus; dagegen die Bornirten im Weſentlichen mit ſich ſelbſt uneins, und nur im Abgeleiteten übereinſtimmend ſind. Jene ſind unendlich, aber einförmig, dieſe beſchränkt, aber mannigfaltig; jene haben das Genie, dieſe das Talent; jene die Ideen, dieſe die Handgriffe; jene ſind Köpfe ohne Hände, dieſe Hände ohne Köpfe. Die dritte Stufe erſteigt der Künſtler, der Werkzeug und Genie zugleich iſt. Er findet, daß jene urſprüngliche Trennung der abſoluten philoſophiſchen Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung ſeines eignen Weſens ſei, deren Beſtehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht; er findet, daß ſo heterogen auch dieſe Thätigkeiten ſind, ſich doch ein Vermögen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehen, nach Gefallen ſeine Polarität zu verändern. Er entdeckt alſo in ihnen nothwendige Glieder ſeines Geiſtes; er merkt, daß beide in einem gemeinſamen Prinzip vereinigt ſeyn müſſen. Er ſchließt daraus, daß der Eklekticismus nichts als das Reſultat des unvollſtändigen mangelhaften Gebrauchs dieſes Vermögens ſei. Es wird ihm mehr als wahrſcheinlich, daß der Grund dieſer Unvollſtändigkeit die Schwäche der productiven Imagination ſei, die es nicht vermöge, ſich im Moment des Uebergehens von einem

Gliede zum andern ſchwebend zu erhalten und anzuſchauen. Die vollſtändige Darſtellung des durch dieſe Handlung zum Bewußtſeyn erhobenen ächt geiſtigen Lebens iſt die Philoſophie κατ' εξοχην: hier entſteht jene lebendige Reflexion, die ſich bei ſorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich geſtalteten geiſtigen Univerſo von ſelbſt ausdehnt; der Kern und der Keim einer alles befaſſenden Organiſation. Es iſt der Anfang einer wahrhaften Selbſtdurchdringung des Geiſtes, die nie endigt. —

Sophiſten ſind Leute, die aufmerkſam auf die Schwächen der Philoſophen und die Kunſtfehler, dieſelben zu ihrem Vortheil, oder überhaupt zu gewiſſen unphiloſophiſchen, unwürdigen Zwecken zu benutzen ſuchen. Dieſe haben alſo eigentlich nichts mit der Philoſophie zu thun. Sind ſie aus Grundſatz unphiloſophiſch, ſo ſind ſie als Feinde der Philoſophie zu betrachten, und als Feinde zu behandeln. Die gefährlichſte Klaſſe derſelben ſind die Skeptiker aus reinem Haß der Philoſophie. Die übrigen Skeptiker ſind zum Theil ſehr achtungswerth, ſie ſind die Vorläufer der dritten Periode. Sie haben ächt philoſophiſche Unterſcheidungsgabe, und es fehlt ihnen nur an geiſtiger Potenz; ſie haben die gehörige Capacität, aber nicht die ſelbſt incitirende Kraft; ſie fühlen das Unzugängliche der bisherigen Syſteme, keins vivificirt ſie ganz; ſie haben ächten Geſchmack, aber es mangelt die nöthige

Energie der productiven Imagination. Sie müſſen polemiſch ſeyn. Alle Eklektiker ſind Skeptiker im Grunde, je mehr ſie umfaſſen, deſto ſkeptiſcher; dieſe letztere Bemerkung wird durch die Thatſache beſtätigt, daß die größten und beſten zeitherigen Gelehrten am Ende ihres Lebens am wenigſten zu wiſſen bekannten. —

Philoſophiren iſt dephlegmatiſiren, vivificiren. Man hat bisher in der Unterſuchung der Philoſophie die Philoſophie erſt todt geſchlagen, und dann zergliedert und aufgelöſt. Man glaubte, die Beſtandtheile des caput mortuum wären die Beſtandtheile der Philoſophie. Aber immer ſchlug jeder Verſuch der Reduction, oder der Wiederzuſammenſetzung, fehl. Erſt in den neueſten Zeiten hat man die Philoſophie lebendig zu beobachten angefangen, und es könnte wohl kommen, daß man ſo die Kunſt erhielte, Philoſophieen zu machen.

Das Kriterium der Anwendbarkeit iſt das Merkmal der logiſchen Nützlichkeit. Es giebt logiſche Philiſter und logiſche Künſtler. Ein andres Kriterium der Art iſt das Merkmal der Mittheilbarkeit; die Philoſophie muß ſich lernen laſſen. Noch ein ſolches Kriterium ſchließt das Axiom in ſich: die Philoſophie muß nichts anticonventionelles enthalten, ſie muß mit der herrſchenden Religion, den herrſchenden Sitten, Meinungen u. ſ. w. übereinkommen. Ein ähnliches Axiom verlangt: die Philoſophie darf ſchlechterdings nicht die Grenzen der ſinnlichen Erkenntniß überſchreiten.

Ein anderes: ſie darf ſich nicht mit der Poeſie gemein machen; noch ein andres: ſie muß nicht à la portée von gewöhnlichen Menſchen ſeyn, eine eigne Sprache führen, bloß in Hörſälen zu Hauſe ſeyn. Nein, ſagt ein andres: umgekehrt, ſie muß amüſant, beim Handwerker und Bauer zu Hauſe, recht gemein und bequem, immer bei der Hand, zu allen Dingen zu brauchen ſeyn; ſie muß keine Religion haben, und über die Moraliſten die Achſel zucken, zu allem Ja ſagen, und noch dazu ein recht umſtändliches Ja, von allem etwas verſtehn u. ſ. w. So prägt jeder in ſeine Beſtellung den liebſten Wunſch ſeines Herzens, die Forderungen ſeiner Natur, ſeinen eigenen Charakter, und man braucht nur jemandes Philoſophie zu wiſſen, um ihn hinlänglich kennen zu lernen. Manche verändern ihre Philoſophie wie ihre Dienſtboten und Wünſche. Am Ende haſſen ſie alle Art davon, und wählen zum letztenmal, aber auf immer. Nun glauben ſie von der Philoſophie los zu ſeyn, und ſind mehr, als je, in den Händen dieſes Dämons, der ſie nun gut füttert und pflegt, um ſie zu einem ſchmackhaften Biſſen für ſich zuzurichten. Eine andre gutmüthige Heerde bleibt vor dieſen Anfechtungen bewahrt. Sie wagen es nie, dieſen Proteus zu faſſen und feſt zu halten, weil ſie ihn ignoriren. Die Klügeren darunter meinen, Proteus ſei eine Fabel müßiger Köpfe, ſie haben ihn nie geſehen und empfunden, und läugnen ihn beſtimmt; deſto beſſere Unterthanen ſind ſie für ihn. —

Der ächte philoſophiſche Akt iſt Selbſttödtung; dies iſt der reale Anfang aller Philoſophie, dahin geht alles Bedürfniß des philoſophiſchen Jüngers, und nur dieſer Akt entſpricht allen Bedingungen und Merkmalen der tranſcendentalen Handlung. —

Die Philoſophie iſt, wie alle ſynthetiſche Wiſſenſchaften, wie die Mathematik, willkührlich. Sie iſt eine ideale, ſelbſterfundene Methode, das Innere zu beobachten, zu ordnen u. ſ. w. —

Fichte's Ausführung ſeiner Idee iſt wohl der beſte Beweis des Idealismus. Was ich will, das kann ich. Bei dem Menſchen iſt kein Ding unmöglich. —

Die Philoſophie iſt eine Selbſtſcheidungs- und Verbindungs-Kunſt, eine Selbſtſpezifications- und Generations-Kunſt.

Die Analyſis iſt die Divinations- oder die Erfindungs-Kunſt auf Regeln gebracht. —

Alle Ideen ſind verwandt. Air de famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Eltern-Individuen diviniren können. Jede Familie entſteht aus zwei Principien, die Eins ſind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie iſt eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menſchheit. —

Die Philoſophie iſt von Grund aus antihiſtoriſch, ſie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, ſie iſt die Wiſſenſchaft des allgemeinen Di-

vinations-Sinns, ſie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bei der Geſchichte umgekehrt der Fall iſt. —

Synthetiſche Gedanken ſind aſſociirende Gedanken. Ihre Betrachtung führt auf die natürlichen Affinitäten und Sippſchaften der Gedanken. Gedanken müſſen doch wohl im Reiche der Gedanken am beſten Beſcheid wiſſen. —

Der Sinn der Sokratie iſt, daß die Philoſophie überall oder nirgend ſei, und daß man mit leichter Mühe ſich überall orientiren und das finden könne, was man ſuche. Sokratie iſt die Kunſt, von jedem gegebnen Orte aus, den Stand der Wahrheit zu finden, und ſo die Verhältniſſe des Gegebenen zur Wahrheit genau zu beſtimmen. —

Die Philoſophie iſt eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hauſe zu ſeyn. —

Aller wirkliche Anfang iſt ein zweiter Moment. Alles was da iſt, erſcheint, iſt und erſcheint nur unter einer Vorausſetzung: ſein individueller Grund, ſein abſolutes Selbſt geht ihm voraus, muß wenigſtens vor ihm gedacht werden. —

Der Anfang des Ich iſt bloß idealiſch. Wenn es angefangen hätte, ſo hätte es ſo anfangen müſſen. Der Anfang iſt ſchon ein ſpäterer Begriff, der Anfang entſteht ſpäter als das Ich; darum kann das Ich nicht angefangen haben. Wir ſehen daraus, daß wir hier im

Gebiet der Kunſt ſind, aber dieſe künſtliche Suppoſition iſt die Grundlage einer Wiſſenſchaft, die allemal aus künſtlichen Factis entſpringt. —

Ich = Nicht-Ich, der höchſte Satz aller Wiſſenſchaft und Kunſt. —

Eigentlich iſt der Kriticismus (die Erſchöpfungs-Methode, welche die Umkehrungs-Methode mit begreift) diejenige Lehre, die uns beim Studium der Natur auf uns ſelbſt, auf innre Beobachtung und Verſuche, und beim Studium unſrer Selbſt auf die Außenwelt, auf äußere Beobachtungen und Verſuche verweiſt: philoſophiſch betrachtet die fruchtbarſte aller Indicationen. — Sie läßt uns die Natur, oder Außenwelt, als ein menſchliches Weſen ahnden, ſie zeigt, daß wir alles nur ſo verſtehen können und ſollen, wie wir uns ſelbſt und unſre Geliebten, uns und euch, verſtehn. — Jetzt ſehen wir die wahren Bande der Verknüpfung von Subjekt und Objekt; ſehen, daß es auch eine Außenwelt in uns giebt, die mit unſerm Innern in einer analogen Verbindung, wie die Außenwelt außer uns mit unſerm Aeußern ſteht, und jene und dieſe ſo verbunden ſind, wie unſer Inneres und Aeußeres; daß wir alſo nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen können, wie nur durch Senſationen das Aeußere und die Körper der Natur. —

Philoſophismus iſt ein höheres Analogon des Organismus. Der Organismus wird durch den Philoſo-

phismus completirt und umgekehrt. Beide ſymboliſiren ſich einander. —

Die wahre Philoſophie iſt durchaus realiſtiſcher Idealismus oder Spinozismus; ſie beruht auf höherem Glauben. Glauben iſt vom Idealismus unabtrennlich. —

Fichte's Nicht-Ich iſt die Einheit aller Reize, das ſchlechthin Reizende, und eben darum eine aſſimilirte ewig Unbekannte. Nur Leben reizt, und nur Leben kann nicht genoſſen werden. —

Der Unterſchied zwiſchen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunctionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in ſich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn iſt alſo nichts, als logiſche Entzündung oder Verlöſchung, Schwärmerei oder Philiſterei. Jene hinterläßt gewöhnlich einen ſcheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben iſt, als durch eine abnehmende Reihe von Incitamenten, Zwangsmitteln. Dieſe geht oft in eine trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revolutionsſymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltſamer Mittel vertrieben werden können. Beide Dispoſitionen können nur durch chroniſche, ſtreng befolgte Kuren verändert werden.

Irrthum und Vorurtheil ſind Laſten, indirekt reizende Mittel für den Selbſtthätigen, jeder Laſt Ge-

wachſenen. Für den Schwachen ſind ſie poſitiv ſchwächende Mittel. —

Wahrhafte Darſtellung des Irrthums iſt indirekte Darſtellung der Wahrheit. Wahrhafte Darſtellung der Wahrheit iſt allein wahrhaft. Wahrhafte Darſtellung des Irrthums iſt zum Theil ſelbſt Irrthum. Entgegengeſetzte irrige Darſtellung des Irrthums giebt Wahrheit. —

Um eine Wahrheit recht kennen zu lernen, muß man ſie auch polemiſirt haben. —

Unwahrheit hat von einem höhern Geſichtspunkte aus eine noch viel ſchlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie iſt der Grund einer falſchen Welt, Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwickelungen. Unwahrheit iſt die Quelle alles Böſen und Uebeln. —

Die freie Generations-Methode der Wahrheit kann noch ſehr erweitert und ſimplificirt, überhaupt verbeſſert werden. — Man muß die Wahrheit überall vergegenwärtigen, überall repräſentiren können. —

Es giebt keine Philoſophie in Concreto. Philoſophie iſt wie der Stein der Weiſen, die Quadratur des Zirkels u. ſ. w., eine bloße nothwendige Aufgabe der Scientifiker, das Ideal der Wiſſenſchaft überhaupt; Fichte's Wiſſenſchafts-Lehre iſt die Beſchreibung dieſes Ideals. Es giebt, als concrete Wiſſenſchaften, nur Mathematik und Phyſik. Philoſophie iſt die Intelli-

genz ſelbſt; vollendete Philoſophie iſt vollendete Intelligenz. —

Die Idee der Philoſophie iſt eine myſteriöſe Tradition. Philoſophie iſt überhaupt die Aufgabe zu wiſſen. Es iſt eine unbeſtimmte Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, ein Myſticismus des Wiſſenstriebes überhaupt; gleichſam der Geiſt der Wiſſenſchaften, mithin undarſtellbar, außer im Bilde oder in der Anwendung, in der vollkommnen Darſtellung einer ſpeciellen Wiſſenſchaft. Da nun alle Wiſſenſchaften zuſammenhängen, wird die Philoſophie nie vollendet. Erſt im vollſtändigen Syſtem aller Wiſſenſchaften wird die Philoſophie recht ſichtbar ſeyn. —

Wir denken uns Gott perſönlich, wie wir uns ſelbſt perſönlich denken. Gott iſt gerade ſo perſönlich und individuell, wie wir, denn unſer ſogenanntes Ich iſt nicht unſer wahres Ich, ſondern nur ſein Abglanz. —

Es giebt gewiſſe Dichtungen in uns, die einen ganz andern Charakter als die übrigen zu haben ſcheinen, denn ſie ſind vom Gefühle der Nothwendigkeit begleitet, und doch iſt ſchlechterdings kein äußerer Grund zu ihnen vorhanden. Es dünkt dem Menſchen, als ſey er in einem Geſpräche begriffen, und irgend ein unbekanntes, geiſtiges Weſen veranlaſſe ihn auf eine wunderbare Weiſe zur Entwickelung der evidenteſten Gedanken. Dieſes Weſen muß ein höheres Weſen ſeyn, weil es ſich mit ihm auf eine Art in Beziehung ſetzt,

die keinem an Erſcheinungen gebundenen Weſen möglich iſt. Es muß ein homogenes Weſen ſeyn, weil es ihn wie ein geiſtiges Weſen behandelt, und ihn nur zur ſeltenſten Selbſtthätigkeit auffordert. Dieſes Ich höherer Art verhält ſich zum Menſchen, wie der Menſch zur Natur, oder der Weiſe zum Kinde. Der Menſch ſehnt ſich, ihm gleich zu werden, wie er das Nicht-Ich ſich gleich zu machen ſucht. — Darthun läßt ſich dieſes Faktum nicht, jeder muß es ſelbſt erfahren. Es iſt ein Faktum höherer Art, das nur der höhere Menſch antreffen wird; die Menſchen aber ſollen ſtreben, es in ſich zu veranlaſſen. — Philoſophiren iſt eine Selbſtbeſprechung obiger Art, eine eigentliche Selbſtoffenbarung, Erregung des wirklichen Ich durch das idealiſche Ich. Philoſophiren iſt der Grund aller andern Offenbarungen; der Entſchluß zu philoſophiren iſt eine Aufforderung an das wirkliche Ich, daß es ſich beſinnen, erwachen und Geiſt ſeyn ſolle. Ohne Philoſophie keine ächte Moralität, und ohne Moralität keine Philoſophie. —

Jede Aufmerkſamkeit auf Ein Objekt, oder (welches eins iſt) jede beſtimmte Richtung, bringt ein reales Verhältniß hervor, denn mit dieſer Unterſcheidung empfinden wir zugleich die nun zu präponderiren anfangende Anziehungskraft jenes Objekts, oder die individuelle Strebekraft, welche, indem wir uns ihr überlaſſen, und ihre Empfindung nicht wieder verlieren, ſon-

dern ſie feſt im Auge behalten, uns glücklich zu dem erſehnten Ziel unſers Verlangens bringt. — Aechtes Geſammt-Philoſophiren iſt alſo ein gemeinſchaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bei welchem man ſich wechſelsweiſe im vorderſten Poſten ablöſet, auf dem die meiſte Anſtrengung gegen das antagoniſtiſche Element, worin man fliegt, vonnöthen iſt. Man folgt der Sonne, und reißt ſich von der Stelle los, die nach Geſetzen der Umſchwingung unſers Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird (Sterben iſt ein ächt philoſophiſcher Akt). —

In jedem Syſtem, Gedanken-Individuo, das nun ein Aggregat oder Product u. ſ. w. ſeyn kann, iſt Eine Idee, Eine Bemerkung, oder ſind mehrere vorzüglich gediehen und haben die andern erſtickt, oder ſind allein übrig geblieben. Im geiſtigen Natur-Syſtem muß man ſie überall zuſammen ſuchen, jedem ſeinen eigenthümlichen Boden, ſein Klima, ſeine beſte Pflege, ſeine eigenthümliche Nachbarſchaft geben, um ein Ideen-Paradies zu bilden: dies iſt das ächte Syſtem. Das Paradies war das Ideal des Erdbodens, und die Frage, wo es liegt, iſt nicht unbedeutend. — Es iſt gleichſam über die ganze Erde verſtreut, und daher ſo unkenntlich geworden. Seine zerſtreuten Züge ſollen vereinigt, ſein Skelett ſoll ausgefüllt werden, dies iſt die Regeneration des Paradieſes.

Zur Welt ſuchen wir den Entwurf: dieſer Ent-

wurf ſind wir ſelbſt. Was ſind Wir? Perſonificirte, allmächtige Punkte. Die Ausführung, als Bild des Entwurfs, muß ihm aber auch in der Freithätigkeit und Selbſtbeziehung gleich ſeyn, und umgekehrt. Das Leben oder das Weſen des Geiſtes beſteht alſo in Zeugung, Gebärung und Erziehung ſeines Gleichen. Nur in ſofern der Menſch alſo mit ſich ſelbſt eine glückliche Ehe führt, und eine ſchöne Familie ausmacht, iſt er überhaupt ehe- und familienfähig. —

Man muß ſich nie geſtehen, daß man ſich ſelbſt liebt. Das Geheimniß dieſes Geſtändniſſes iſt das Lebens-Prinzip der allein wahren und ewigen Liebe. Der erſte Kuß in dieſem Verſtändniſſe iſt das Prinzip der Philoſophie, der Urſprung einer neuen Welt, der Anfang der abſoluten Zeitrechnung, die Vollziehung eines unendlich wachſenden Selbſtbundes. Wem gefiele nicht eine Philoſophie, deren Keim ein erſter Kuß iſt? Liebe populariſirt die Perſonalität, ſie macht Individualitäten mittheilbar und verſtändlich.

Alles, was dem ſich bildenden Menſchen noch ſchwer dünkt, das ſollte er gerade mit ſeinen Kräften verſuchen, um es mit großer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit heben und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. —

Der Idealismus iſt nichts als ächter Empirismus. —

Die höhere Philoſophie behandelt die Ehe von Natur und Geiſt. —

Die Philoſophie kann kein Brod backen, aber ſie kann uns Gott, Freiheit und Unſterblichkeit verſchaffen. Welche iſt nun praktiſcher: Philoſophie oder Oekonomie? (Verſchaffen iſt machen; machen drückt nichts anders aus.) —

Wir wiſſen etwas nur, in ſofern wir es ausdrükken, d. i. machen können. Je fertiger und mannigfaltiger wir etwas produciren, ausführen können, deſto beſſer wiſſen wir es. Wir wiſſen es vollkommen, wenn wir es überall und auf alle Art mittheilen, erregen können, einen individuellen Ausdruck deſſelben in jedem Organ bewirken können. —

Die Bezeichnung durch Töne und Striche iſt eine bewundernswürdige Abſtraction. Vier Buchſtaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Univerſums, wie anſchaulich die Concentricität der Geiſterwelt! Die Sprachlehre iſt die Dynamik des Geiſterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Freiheit Nationen. —

Unſer ſämmtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müſſen durch entgegengeſetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erſcheinen.

In jeder Berührung entſteht eine Subſtanz, deren Wirkung ſo lange, als die Berührung dauert. Dies

iſt der Grund aller ſynthetiſchen Modificationen des Individuums. Es giebt aber einſeitige und wechſelſeitige Berührungen. Jene begründen dieſe. —

Wir ſtehen in Verhältniſſen mit allen Theilen des Univerſums, ſo wie mit Zukunft und Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unſrer Aufmerkſamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig und wirkſam werden ſoll. Eine ächte Methodik dieſes Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längſt gewünſchte Erfindungskunſt ſeyn; es dürfte wohl mehr noch als dieſe ſeyn. Der Menſch verfährt ſtündlich nach ihren Geſetzen, und die Möglichkeit dieſelbe durch genialiſche Selbſtbeobachtung zu finden, iſt unzweifelhaft. —

Werkzeuge armiren den Menſchen. Man kann wohl ſagen, der Menſch verſteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur ſeiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang iſt da. So liegt das Prinzip eines Kriegsſchiffes in der Idee des Schiffbaumeiſters, der durch Menſchenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien dieſen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieſes ſich gleichſam zu einer ungeheuern Maſchine macht. So erfordert die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Maſſen von Materien, und der Menſch iſt alſo, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer. —

Wie kann ein Menſch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in ſich trägt? Was ich verſtehen ſoll, muß ſich in mir organiſch entwickeln; und was ich zu lernen ſcheine, iſt nur Nahrung, Incitament des Organismus. —

Eine Definition iſt ein realer oder generirender Name. Ein gewöhnlicher Name iſt nur eine Nota. — Schemhamphorasch, Name des Namens. Die reale Definition iſt ein Zauberwort. Jede Idee hat eine Skale von Namen; der oberſte iſt abſolut und unnennbar; die Namen werden nach der Mitte zu gemeiner, und gehen endlich in antithetiſche über, von denen der höchſte wieder namenlos iſt. —

In ſich zurückgehen bedeutet bei uns, von der Außenwelt abſtrahiren. Bei den Geiſtern heißt analogiſch das irdiſche Leben eine innere Betrachtung, ein in ſich Hineingehen, ein immanentes Wirken. So entſpringt das irdiſche Leben aus einer urſprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehen, Sammeln in ſich ſelbſt, das ſo frei iſt, als unſre Reflexion. Umgekehrt entſpringt das geiſtige Leben in dieſer Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geiſt entfaltet ſich wiederum, geht aus ſich ſelbſt wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in dieſem Moment ſagt er zum erſtenmal Ich. Man ſieht hier, wie relativ das Herausgehen und Hineingehen iſt. Was wir Hineingehen nennen, iſt eigentlich

Herausgehen, eine Wiederannahme der anfänglichen Geſtalt. —

Jede Hineinſteigung, der Blick ins Innere, iſt zugleich Aufſteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Aeußern. —

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen. —

Wir ſind auf einer Miſſion: zur Bildung der Erde ſind wir berufen. —

Wenn uns ein Geiſt erſchiene, ſo würden wir uns ſogleich unſrer eignen Geiſtigkeit bemächtigen; wir würden inſpirirt ſeyn durch uns und den Geiſt zugleich. Ohne Inſpiration keine Geiſtererſcheinung. Inſpiration iſt Erſcheinung und Gegenerſcheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich. —

Der Menſch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an ſein Daſeyn. Vor der Hand giebts kein anderes Mittel der Geiſterwirkungen auf dieſer Welt. Daher iſt es Pflicht, an die Verſtorbenen zu denken. Es iſt der einzige Weg, um in Gemeinſchaft mit ihnen zu bleiben. Gott ſelbſt iſt auf keine andere Weiſe bei uns wirkſam, als durch den Glauben. —

Eine allzugroße Dienſtfertigkeit der Organe würde dem irdiſchen Daſeyn gefährlich werden. Der Geiſt in ſeinem jetzigen Zuſtande würde eine zerſtörende Anwendung davon machen. Eine gewiſſe Schwere des Or-

gans hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie ſie ſich für die irdiſche Welt ſchickt. Es iſt unvollkommener Zuſtand deſſelben, daß ihn dieſe Mitwirkung ſo ausſchließlich an dieſe Welt bindet. Daher iſt ſie ihrem Prinzip nach terminirt. —

Sinn iſt ein Werkzeug, ein Mittel. Ein abſoluter Sinn wäre Mittel und Zweck zugleich. So iſt jedes Ding das Mittel ſelbſt, es kennen zu lernen, es zu erfahren, oder auf daſſelbe zu wirken. Um alſo eine Sache vollſtändig zu empfinden und kennen zu lernen, müßte ich ſie zu meinem Sinne und Gegenſtande zugleich machen, ich müßte ſie beleben, ſie zum abſoluten Sinne machen. — Wenn ich dies aber nicht vollſtändig könnte oder wollte, ſo müßte ich mir einen Theil derſelben, und zwar einen individuellen, ihr ganz eigenthümlichen Theil, ein Glied, zum Sinne machen. Was entſtände hier? Ich bekäme eine zugleich mittelbare und unmittelbare, repräſentative und nicht repräſentative, vollkommene und unvollkommene, eigene und nicht eigene, kurz antithetiſch-ſynthetiſche Erkenntniß und Erfahrung von dem Dinge. Das Glied oder der Sinn würde zugleich Glied oder Nicht-Glied ſeyn, weil ich es durch meine Belebung auf gewiſſe Weiſe vom Ganzen abgeſondert hätte. Nenne ich dieſes Welt, ſo würde ich ein integrantes Glied der Welt in mir, und das Uebrige außer mir haben. Ich würde mir in

theoretiſcher Hinſicht, in Rückſicht dieſes Sinns, als abhängig, und unter dem Einfluſſe der Welt erſcheinen. Ich würde mich ferner, in Betreff dieſes Sinns, zu einer Mitwirkung als Mitglied genöthigt ſehen; denn ſonſt würde ich meine Abſicht bei der Belebung nur unvollſtändig erreichen. Ich würde meinen Sinn oder Körper theils durch ſich ſelbſt, theils durch die Idee des Ganzen, durch ſeinen Geiſt, die Weltſeele, beſtimmt finden, und zwar beides als unzertrennlich vereinigt, ſo daß man genau weder das eine noch das andere ausſchließend ſagen könnte. Mein Körper würde mir nicht ſpecifiſch vom Ganzen verſchieden, ſondern nur als eine Variation deſſelben vorkommen. Meine Erkenntniß des Ganzen würde alſo den Charakter der Analogie haben, dieſe würde ſich aber auf das innigſte und unmittelbarſte auf die directe und abſolute Erkenntniß des Gliedes beziehn. Beide zuſammen machten eine antithetiſch-ſynthetiſche Erkenntniß aus. Sie wäre unmittelbar, und mittelſt des Unmittelbaren mittelbar, real und ſymboliſch zugleich. Alle Analogie iſt ſymboliſch. — Ich finde meinen Körper durch ſich und die Weltſeele zugleich beſtimmt und wirkſam. Mein Körper iſt ein kleines Ganzes, und hat alſo auch eine beſondere Seele; denn ich nenne Seele, wodurch Alles zu Einem Ganzen wird, das individuelle Prinzip. — — Was die Belebung des beſondern Gliedes betrifft, ſo finde ich mich in dieſer Hinſicht bloß durch mich ſelbſt, und zwar mittelbar

durch die allgemeine Belebung beſtimmt. Die Belebung ſelbſt aber betreffend, ſo iſt ſie nichts anders, als eine Zueignung, eine Identification. Ich kann etwas nur erfahren, in ſofern ich es in mir aufnehme; es iſt alſo eine Alienation meiner ſelbſt, und eine Zueignung oder Verwandlung einer andern Subſtanz in die meinige zugleich; das neue Product iſt von den beiden Factoren verſchieden, es iſt aus beiden gemiſcht. Ich vernehme nun jede Veränderung der zugeeigneten Subſtanz als die meinige und eine fremde zugleich; als die meinige, in ſofern ich ſie überhaupt vernehme; als eine fremde, in wie fern ich ſie ſo oder ſo beſtimmt vernehme. Jeder Action in jenem entſpricht eine gleichzeitige Action in mir, die Action des Vernehmens. Jeder Beſchaffenheit dort entſpricht eine vernehmende Erkenntniß-Beſchaffenheit in mir. Ich unterſcheide ſo viel Erkenntniß-Kräfte in mir, als es wirkende Kräfte dort giebt. Hier entſtehen eben die ſonderbaren Widerſprüche in uns, über uns ſelbſt. Wir würden ohne dieſe Beſeelung keine ſolche Unterſcheidungen in uns machen. So entſtehen nur dieſe Kräfte in uns mittelſt dieſer Beſeelung. — Ich ſelbſt weiß mich, wie ich mich will, und will mich, wie ich mich weiß, weil ich meinen Willen will, weil ich abſolut will. In mir iſt alſo Wiſſen und Willen vollkommen vereinigt. — Indem ich meinen Willen, meine That, beſonders noch vernehmen will, merke ich, daß ich auch einen Willen

haben, etwas thun kann, ohne daß ich darum weiß; ferner, daß ich etwas wiſſen kann und weiß, ohne daß ich es gewollt habe. —

Das willkührlichſte Vorurtheil iſt, daß dem Menſchen das Vermögen außer ſich zu ſeyn, mit Bewußtſeyn jenſeits der Sinne zu ſeyn, verſagt ſey. Der Menſch vermag in jedem Augenblicke ein überſinnliches Weſen zu ſeyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freilich iſt die Beſonnenheit, Sichſelbſtfindung, in dieſem Zuſtande ſehr ſchwer, da er ſo unaufhörlich, ſo nothwendig mit dem Wechſel unſrer übrigen Zuſtände verbunden iſt. Je mehr wir uns aber dieſes Zuſtandes bewußt zu ſeyn vermögen, deſto lebendiger, mächtiger, genügender iſt die Ueberzeugung, die daraus entſteht; der Glaube an ächte Offenbarungen des Geiſtes. Es iſt kein Schauen, Hören, Fühlen; es iſt aus allen dreien zuſammengeſetzt, mehr als alles Dreies; eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Anſicht meines wahrhafteſten, eigenſten Lebens. Die Gedanken verwandeln ſich in Geſetze, die Wünſche in Erfüllungen. Für den Schwachen iſt das Factum dieſes Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erſcheinung beſonders beim Anblick mancher menſchlichen Geſtalten und Geſichter, vorzüglich bei der Erblickung mancher Augen, mancher Mienen, mancher Bewegungen, beim Hören gewiſſer Worte, beim Leſen gewiſſer Stellen, bei gewiſſen Hinſichten auf Leben,

Welt und Schickſal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereigniſſe, beſonders Jahres- und Tageszeiten, liefern uns ſolche Erfahrungen. Gewiſſe Stimmungen ſind vorzüglich ſolchen Offenbarungen günſtig. Die meiſten ſind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigſten bleibend. Hier iſt viel Unterſchied zwiſchen den Menſchen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andere mehr Verſtand für dieſelbe. Der letzte wird immer in ihrem ſanften Lichte bleiben, wenn der erſte nur abwechſelnde Erleuchtungen, aber hellere und mannigfaltigere hat. Dieſes Vermögen iſt ebenfalls empfänglich für Krankheit, die entweder Ueberfluß am Sinn und Mangel an Verſtand, oder Ueberfluß an Verſtand und Mangel an Sinn bezeichnet. —

Je mehr ſich unſre Sinne verfeinern, deſto fähiger werden ſie zur Unterſcheidung der Individuen. Der höchſte Sinn wäre die höchſte Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entſpräche das Talent der Fixirung des Individuums, deſſen Fertigkeit und Energie relativ iſt. Wenn der Wille ſich in Beziehung auf dieſen Sinn äußert, ſo entſtehen die Leidenſchaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meiſterſchaft im Spiel ſeiner eignen Rolle verdankt man der Richtung dieſes Sinns auf ſich ſelbſt bei herrſchender Vernunft. —

Kunſt unſern Willen total zu realiſiren. Wir müſ-

ſen den Körper wie die Seele in unſre Gewalt bekommen. Der Körper iſt das Werkzeug zur Bildung und Modification der Welt; wir müſſen alſo unſern Körper zum allfähigen Organ auszubilden ſuchen. Modification unſers Werkzeugs iſt Modification der Welt. —

Sonderbar, daß das Innre der Menſchen nur ſo dürftig betrachtet und ſo geiſtlos behandelt worden iſt. Die ſogenannte Pſychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligthum eingenommen haben, wo ächte Götterbilder ſtehen ſollten. Wie wenig hat man noch die Phyſik für das Gemüth, und das Gemüth für die Außenwelt benutzt. Verſtand, Phantaſie, Vernunft, dies ſind die dürftigen Fachwerke des Univerſums in uns. Von ihren wunderbaren Vermiſchungen, Geſtaltungen, Uebergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzuſuchen, und ihren geſelligen Verhältniſſen nachzuſpüren. Wer weiß, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorſtehn. —

Wir haben zwei Syſteme von Sinnen, die, ſo verſchieden ſie auch erſcheinen, doch auf das innigſte mit einander verwebt ſind. Ein Syſtem heißt der Körper, Eins die Seele. Jenes ſteht in der Abhängigkeit von äußern Reizen, deren Inbegriff wir die Natur, oder die äußere Welt nennen. Dieſes ſteht urſprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innerer Reize, den wir den Geiſt nennen, oder die Geiſterwelt. Gewöhn-

lich ſteht dieſes letztere Syſtem in einem Aſſociations-Nexus mit dem andern Syſtem, und wird von dieſem afficirt. Dennoch ſind häufige Spuren eines umgekehrten Verhältniſſes anzutreffen, und man bemerkt bald, daß beide Syſteme eigentlich in einem vollkommenen Wechſelverhältniß ſtehen ſollten, in welchem jedes von ſeiner Welt afficirt, einen Einklang, keinen Einton bildete. Kurz, beide Welten, ſo wie beide Syſteme ſollen eine freie Harmonie, keine Disharmonie oder Monotonie bilden. Der Uebergang von Monotonie zur Harmonie, wird freilich durch Disharmonie gehen, und nur am Ende wird eine Harmonie entſtehen. In der Periode der Magie dient der Körper der Seele, oder der Geiſterwelt. —

Iſt unſer Körper ſelbſt nichts, als eine gemeinſchaftliche Centralwirkung unſrer Sinne, haben wir Herrſchaft über die Sinne, vermögen wir ſie beliebig in Thätigkeit zu verſetzen, ſie gemeinſchaftlich zu centriren, ſo hängt es ja nur von uns ab, uns einen Körper zu geben, welchen wir wollen. Ja, ſind unſre Sinne nichts anders, als Modificationen des Denkorgans, des abſoluten Elements, ſo werden wir mit der Herrſchaft über dieſes Element auch unſre Sinne nach Gefallen modifiziren und dirigiren können. — Der Maler hat ſo einigermaßen ſchon das Auge, der Muſiker das Ohr, der Poet die Einbildungskraft, das Sprachorgan und die Empfindungen (oder vielmehr ſchon meh-

rere Organe zugleich, deren Wirkungen er vereinigt auf das Sprachorgan hinlenkt), der Philoſoph das abſolute Organ in ſeiner Gewalt, und wirkt durch ſie beliebig, ſtellt durch ſie Geiſterwelten dar. Genie iſt nichts, als Geiſt in dieſem thätigen Gebrauch der Organe. Bisher haben wir nur einzeln Genie gehabt, der Geiſt ſoll aber total Genie werden. —

Auf dieſelbe Art, wie wir die Bewegungen des Denkorgans zur Sprache bringen, wie wir ſie in Geberden äußern, in Handlungen ausprägen, wie wir uns überhaupt willkührlich bewegen und aufhalten, unſre Bewegungen vereinigen und vereinzeln, auf eben dieſelbe Art müſſen wir auch die innern Organe unſers Körpers hemmen, vereinigen und vereinzeln lernen. Unſer ganzer Körper iſt ſchlechterdings fähig, vom Geiſt in beliebige Bewegung geſetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Schaam, der Freude, der Phantaſie u. ſ. w. ſind Indicationen genug. Ueberdem hat man genugſam Beiſpiele von Menſchen, die eine willkührliche Herrſchaft über einzelne, gewöhnlich der Willkühr entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder ſein eigner Arzt ſeyn, und ſich ein vollſtändiges, ſicheres und genaues Gefühl ſeines Körpers erwerben können, dann wird der Menſch erſt wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht ſogar im Stande ſeyn, verlorne Glieder zu reſtauriren, ſich

bloß durch ſeinen Willen zu tödten, und dadurch erſt wahre Aufſchlüſſe über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geiſterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beſeelen; er wird ſeine Sinne zwingen, ihm die Geſtalt zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichſten Sinne in ſeiner Welt leben können. Dann wird er vermögend ſeyn, ſich von ſeinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet; er wird ſehen, hören und fühlen, was, wie und in welcher Verbindung er will. —

Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die Empfindſamen ihren Verſtand, die Leute von Verſtand ihr Herz. Kein Akt iſt gewöhnlicher in uns, als der Annihiliſationsakt. Eben ſo gewöhnlich iſt der Poſitionsakt. Wir ſetzen und nehmen etwas willkührlich ſo an, weil wir es wollen. Nicht aus bewußtem Eigenſinn, denn hier wird wirklich mit Hinſicht auf unſern Willen etwas feſtgeſetzt, ſondern aus inſtinktartigem Eigenſinn, der ebenfalls in der Trägheit ſeinen Grund hat. Es iſt ein äußerſt bequemes Verfahren, ſich aller Mühe des Forſchens zu überheben, und allem innern und äußern Streit und Zwieſpalt ein Ende zu machen. Es iſt eine Art von Zauberei, durch die wir die Welt umher nach unſrer Bequemlichkeit und Laune beſtellen. —

Glaube iſt ſchon eine Willkühr, Empfindungen in uns hervorzubringen; wir können und ſollen dieſes Vermögen, dieſe Fertigkeit noch unendlich vermehren und

ausbilden. — Wenn wir blind, taub und fühllos wären, unſre Seele hingegen vollkommen offen, ſo wäre unſer Geiſt, was uns jetzt die äußere Welt iſt, und die innere Welt würde mit uns in eben dem Verhältniſſe ſtehen, in welchem wir uns jetzt mit der äußern befinden, und wer weiß, ob wir einen Unterſchied gewahr würden, wenn wir beide Zuſtände vergleichen könnten. Wir würden manches fühlen, wofür uns nur der Sinn fehlte, z. B. Licht, Schall u. ſ. w. Wir würden nur Veränderungen hervorbringen können, die Gedanken ähnlich wären, und wir würden ein Beſtreben fühlen, uns jene Sinne zu verſchaffen, die wir jetzt äußere Sinne nennen. Vielleicht, daß wir nach und nach, durch mannigfache Beſtrebungen, Augen, Ohren u. ſ. w. hervorbringen könnten, weil dann unſer Körper ſo in unſrer Gewalt ſtände, ſo einen Theil unſrer inneren Welt ausmachte, wie jetzt unſre Seele. Unſer Körper dürfte ebenfalls nicht ſo abſolut ſinnlos ſeyn, ſo wenig wie unſre Seele. Wer weiß, ob er nicht in ſofern nur ſinnlos erſchiene, weil er einen Theil unſer ſelbſt ausmachte, und die innere Selbſtſcheidung, wodurch der Körper erſt ſehend, hörend und fühlend für unſer Bewußtſeyn würde (unbeſchadet des Fortgangs und der Einwirkung der übrigen Welt: jene Operation, wodurch wir uns auf mannigfaltige Art ſelbſt vernähmen), ſehr ſchwierig würde. Hier würde auch ein abſolut praktiſches und empiriſches Ich entſtehen. —

Durch Glauben armirt, verſtärkt man ſeine Kraft, ſeine Reizbarkeit. Sollte Reizbarkeit nichts als fortdauernde Action, geſpannte, permanente, ſich ſelbſt erhaltende Kraft ſeyn? Das Phönomen der Reizbarkeit iſt Krampf. Alle Kraftäußerung iſt vorüberſchwindend. Bleibende Kraft iſt Stoff. Alle Kraft erſcheint nur im Uebergehen. —

Wir ſollen nicht bloß Menſchen, wir ſollen auch mehr als Menſchen ſeyn. Menſch iſt überhaupt ſo viel als Univerſum. Es iſt nichts Beſtimmtes. Es kann und ſoll etwas Beſtimmtes und Unbeſtimmtes zugleich ſeyn. —

Alles, was der Menſch macht, iſt ein Menſch; oder (was das nämliche iſt) ein Beſtandtheil des Menſchen, ein menſchliches Weſen. —

Wir ſind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, daß wir träumen. —

Unſer Leben iſt kein Traum, aber es ſoll und wird vielleicht einer werden. —

Der Traum belehrt uns auf eine merkwürdige Weiſe von der Leichtigkeit unſrer Seele, in jedes Object einzudringen, ſich in jedes ſogleich zu verwandeln. —

Der Buſen iſt die in Geheimnißſtand erhobene Bruſt — die moraliſirte Bruſt. Ein geſtorbener Menſch iſt ein in abſoluten Geheimnißſtand erhobener Menſch. —

Das Aeußere iſt ein in Geheimnißzuſtand erhobenes Innere. Vielleicht auch umgekehrt. —

Es iſt gewiß, daß eine Meinung ſehr viel gewinnt, ſobald ich weiß, daß irgend jemand davon überzeugt iſt, ſie wahrhaft annimmt. Freilich muß es auf eine Art ſeyn, deren Urſache nicht gleich in die Augen fällt. Die Autorität hat Gewicht, denn ſie macht eine Meinung myſtiſch, reizend. Geheimniſſe ſind Armaturen, Condenſatoren des Divinations-, des Erkenntniß-Vermögens.

Eine wahrhafte Liebe zu einer lebloſen Sache iſt wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu ſich ſelbſt. Wenn der Menſch erſt ein wahrhaftes innerliches Du hat, ſo entſteht ein höchſt geiſtiger und ſinnlicher Umgang, und die höchſte Leidenſchaft iſt möglich. Genie iſt vielleicht nichts als Reſultat eines ſolchen innerlichen Pluralis. Die Geheimniſſe dieſes Umgangs ſind noch ſehr unbeleuchtet. —

Wünſche und Begehren ſind Flügel. Es giebt Wünſche und Begehrungen, die ſo wenig dem Zuſtande unſers irdiſchen Lebens angemeſſen ſind, daß wir ſicher auf einen Zuſtand ſchließen können, wo ſie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das ſie heben wird, und auf Inſeln, wo ſie ſich niederlaſſen können. —

Sollte es nicht ein Vermögen in uns geben, das dieſelbe Rolle hier ſpielte, wie die Veſte außer uns, der Aether, jene unſichtbare ſichtbare Materie, der Stein der Weiſen, der überall und nirgend, alles und nichts iſt? Inſtinct oder Genie heißen wir ſie, ſie iſt überall

vorher; ſie iſt die Fülle der Zukunft, die Zeitenfülle überhaupt, das in der Zeit, was der Stein der Weiſen im Raum iſt: Vernunft, Phantaſie, Verſtand und Sinn ſind nur ihre einzelnen Functionen. —

Genie iſt gleichſam Seele der Seele, ein Verhältniß zwiſchen Seele und Geiſt. Man kann das Subſtrat oder Schema des Genies füglich Idol nennen; das Idol iſt ein Analogon des Menſchen. —

Mit Inſtinct hat der Menſch angefangen, mit Inſtinct ſoll der Menſch endigen. Inſtinct iſt das Genie im Paradieſe, vor der Periode der Selbſtabſonderung (Selbſterkenntniß). Der Menſch ſoll ſich ſelbzweien, und nicht allein das, ſondern auch ſelbdreien, u. ſ. w. —

Was iſt die Natur? Ein encyklopädiſcher, ſyſtematiſcher Index, oder Plan unſers Geiſtes. Warum wollen wir uns mit dem bloßen Verzeichniß unſrer Schätze begnügen? Laßt ſie uns ſelbſt betrachten, und ſie mannigfaltig bearbeiten und benutzen. Das Fatum, das uns drückt, iſt die Trägheit unſers Geiſtes. Durch Erweiterung und Bildung unſrer Thätigkeit werden wir uns ſelbſt in das Fatum verwandeln. Alles ſcheint auf uns hereinzuſtrömen, weil wir nicht hinausſtrömen. Wir ſind negativ, weil wir wollen; je poſitiver wir werden, deſto negativer wird die Welt um uns her, bis am Ende keine Negation mehr ſeyn wird, ſondern wir Alles in Allem ſind. — Gott will Götter. —

Die Geiſterwelt iſt uns in der That ſchon aufge-

ſchloſſen, ſie iſt immer offenbar. Würden wir plötzlich ſo elaſtiſch, als es nöthig wäre, ſo ſähen wir uns mitten in ihr. Unſer jetziger mangelhafter Zuſtand macht immer eine Heilmethode nöthig, ſie beſtand ehemals in Faſten und moraliſchen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die ſtärkende Methode nöthig. —

Alles, was wir erfahren, iſt eine Mittheilung: ſo iſt die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geiſtes. Die Zeit iſt nicht mehr, wo der Geiſt Gottes verſtändlich war, der Sinn der Welt iſt verloren gegangen, wir ſind beim Buchſtaben ſtehen geblieben, und haben das Erſcheinende über der Erſcheinung vergeſſen. — Ehemals war alles Geiſterſcheinung, jetzt ſehen wir nichts als todte Wiederholung, die wir nicht verſtehen. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht beſſerer Zeiten. —

Eine ächt ſynthetiſche Perſon iſt eine Perſon, die mehrere Perſonen zugleich iſt, ein Genius. Jede Perſon iſt der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Perſonen getheilt, doch auch Eine zu ſeyn. Die ächte Analyſe der Perſon als ſolche, bringt Perſonen hervor; die Perſon kann nur in Perſonen ſich vereinzeln, ſich zertheilen und zerſetzen. Eine Perſon iſt eine Harmonie, keine Miſchung, keine Bewegung, keine Subſtanz, wie die Seele. Geiſt und Perſon ſind Eins (Kraft und Urſache).

Wenn ihr die Gedanken nicht mittelbar (und zu-

fällig) vernehmbar machen könnt, ſo macht doch umgekehrt die äußern Dinge unmittelbar (und willkührlich) vernehmbar, welches eben ſo viel iſt, als: wenn ihr die Gedanken nicht zu äußern Dingen machen könnt, ſo macht die äußern Dinge zu Gedanken. Könnt ihr einen Gedanken nicht zur ſelbſtſtändigen, ſich von euch abſondernden, und nun euch fremd, d. h. äußerlich vorkommenden Seele machen, ſo verfahrt umgekehrt mit den äußerlichen Dingen, und verwandelt ſie in Gedanken. Beide Operationen ſind idealiſtiſch, wer ſie beide vollkommen in ſeiner Gewalt hat, iſt der magiſche Idealiſt. Sollte nicht die Vollkommenheit jeder von dieſen beiden Operationen von der andern abhängig ſeyn? —

Alle Ueberzeugung iſt unabhängig von der Naturwahrheit; ſie bezieht ſich auf die magiſche, oder die Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, in ſofern ſie Wunderwahrheit wird. Aller Beweis fußt auf Ueberzeugung, und iſt mithin nur ein Nothbehelf im Zuſtande des Mangels an durchgängiger Wunderwahrheit. Alle Naturwahrheiten beruhen demnach ebenfalls auf Wunderwahrheiten. —

Das Beſte am Brownſchen Syſtem iſt die große Zuverſicht, mit der Brown ſein Syſtem als allgemein geltend hinſtellt: es muß, es ſoll ſo ſeyn, Erfahrung und Natur mögen ſagen, was ſie wollen. Darin liegt denn doch das Weſentliche jedes Syſtems, ſeine wirklich geltende Kraft; das Brownſche Syſtem wird da-

durch zum ächten Stein der Weiſen für die Brownianer; dagegen läßt ſich mit Grunde nichts mehr erinnern. Je größer der Magus, deſto willkührlicher ſein Verfahren, ſein Spruch, ſeine Mittel. Jeder thut nach ſeiner eignen Art Wunder. —

Wer mit dem Meißel malen, muſiciren u. ſ. w., kurz zaubern könnte, bedürfte des Meißels nicht; der Meißel wäre ein Ueberfluß.

Alle Bezauberung geſchieht durch partielle Identification mit dem Bezauberten, den ich ſo zwingen kann, eine Sache ſo zu ſehen, zu glauben, zu fühlen, wie ich will.

Der Zauberer iſt Poet. Der Prophet verhält ſich zum Zauberer, wie der Mann von Geſchmack zum Dichter. —

Vielleicht kann man mittelſt eines dem Schachſpiel ähnlichen Spiels Gedankenconſtructionen zu Stande bringen. Das ehemalige logiſche Disputirſpiel glich ganz einem Brettſpiel. —

Die Magie iſt von Philoſophie u. ſ. w. ganz verſchieden, und bildet eine Welt, ein Wiſſenſchaft, eine Kunſt für ſich.

Alle Erfahrung iſt Magie, und nur magiſch erklärbar. Der Empirismus endigt mit einer einzigen Idee, wie der Rationalismus mit einer einzigen Erfahrung anfängt. —

Der thätige Gebrauch der Organe iſt nichts als

magiſches, wunderthätiges Denken, oder willkührlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille iſt nichts als magiſches kräftiges Denkvermögen. —

Vielleicht iſt Denken eine zu ſchnelle, zu ungeheure Kraft, um wirkſam zu ſeyn; oder die Dinge ſind zu gute Leiter der Denkkraft. —

Der phyſiſche Magus weiß die Natur zu beleben, und willkührlich wie ſeinen Leib zu behandeln. —

Wer rechten Sinn für den Zufall hat, der kann alles Zufällige zur Beſtimmung eines unbekannten Zufalls benutzen; er kann das Schickſal mit gleichem Glück in den Stellungen der Geſtirne, als in Sandkörnern, Vogelflug und Figuren ſuchen. —

Sollte ein König, der zugleich moraliſches Genie iſt, nicht von ſelbſt unſterblich ſeyn? — Allmählige Vermehrung des innern Reizes iſt die Hauptſorge des Künſtlers der Unſterblichkeit. Mit welchem Recht kann man hier nicht ſagen, auch darin haben die Dichter auf eine ſonderbare Weiſe wahrgeſagt, daß die Muſen allein Unſterblichkeit geben. Dadurch tritt der Stand eines Gelehrten in eine höhere Region. —

Gefährliche Gedanken. Nähern ſich etwa manche Gedanken der magiſchen Gränze? Werden manche ipso facto wahr? —

Der größte Zauberer würde der ſeyn, der ſich zugleich ſo bezaubern könnte, daß ihm ſeine Zaubereien

wie fremde, ſelbſtmächtige Erſcheinungen vorkämen. Könnte dies mit uns nicht wirklich der Fall ſeyn? —

Auch der Zufall iſt nicht unergründlich, er hat ſeine Regelmäßigkeit. —

Die allgemeinen Ausdrücke der ſcholaſtiſchen Philoſophie haben ſehr viel Aehnlichkeit mit den Zahlen, daher ihr myſtiſcher Gebrauch, ihre Perſonification, ihr muſikaliſcher Genuß, ihre unendlichfache Combination. — Alles aus Nichts erſchaffene Reale (wie z. B. die Zahlen und abſtracten Ausdrücke) hat eine wunderbare Verwandtſchaft mit Dingen einer andern Welt, mit unendlichen Reihen ſonderbarer Combinationen und Verhältniſſe, gleichſam mit einer poetiſchen, mathematiſchen und abſtracten Welt an ſich. —

Die Scholaſtiker verwandelten alle Dinge in Abſtracta. Schade, daß ſie nicht zugleich in Beziehung auf dieſe Operation die entgegengeſetzte verſuchen, und über dieſes Verfahren nachdachten, oder Schlüſſe daraus zogen. —

Wären wir nicht von Grund aus mathematiſch, ſo nähmen wir gar keine Unterſchiede u. ſ. w. wahr. —

Die Mathematik iſt ächte Wiſſenſchaft, weil ſie gemachte Kenntniſſe enthält, Producte geiſtiger Selbſtthätigkeit, weil ſie methodiſch genialiſirt. Sie iſt auch Kunſt, weil ſie genialiſches Verfahren in Regeln gebracht hat, weil ſie lehrt Genie zu ſeyn, weil ſie die Natur durch Vernunft erſetzt. — Die höhere Mathe-

matik beſchäftigt ſich mit dem Geiſte der Größen, mit ihrem politiſchen Princip, mit der Größenwelt. —

Das höchſte und reinſte iſt das gemeinſte, das verſtändlichſte; daher iſt die Elementargeometrie höher als die höhere Geometrie. Je ſchwieriger und verwickelter eine Wiſſenſchaft wird, deſto abgeleiteter, unreiner und vermiſchter iſt ſie. —

Die ganze Mathematik iſt eigentlich eine Gleichung im Großen für die andern Wiſſenſchaften. —

Was ihr die Logarithmen ſind, das iſt ſie den andern Wiſſenſchaften. —

Der Begriff der Mathematik iſt der Begriff der Wiſſenſchaft überhaupt. —

Alle Wiſſenſchaften ſollen daher Mathematik werden. —

Die jetzige Mathematik iſt wenig mehr, als ein ſpeciellempiriſches Organon. —

Sie iſt eine Subſtitution zur bequemeren Reduction, ein Hülfsmittel des Denkens. —

Ihre vollſtändige Anwendbarkeit iſt ein nothwendiges Poſtulat ihres Begriffs. —

Sie iſt der vollgültige Zeuge des Natur-Idealismus. —

Der innige Zuſammenhang, die Sympathie des Weltalls, iſt ihre Baſis. —

Zahlen ſind, wie Zeichen und Worte, Erſcheinungen, Repräſentationen κατ' ἐξοχην. —

Ihre Verhältniſſe ſind Weltverhältniſſe. Die reine Mathematik iſt die Anſchauung des Verſtandes, als Univerſum. —

Wunder, als widernatürliche Facta, ſind amathematiſch, aber es giebt kein Wunder in dieſem Sinn, und was man ſo nennt, iſt gerade durch Mathematik begreiflich, denn der Mathematik iſt nichts wunderbar. —

Aechte Mathematik iſt das eigentliche Element des Magiers. —

In der Muſik erſcheint ſie förmlich als Offenbarung, als ſchaffender Idealismus. —

Hier legitimirt ſie ſich als himmliſche Geſandtin, κατ' ανθρωπον. —

Aller Genuß iſt muſikaliſch, mithin mathematiſch. —

Das höchſte Leben iſt Mathematik. —

Es kann Mathematiker der erſten Größe geben, die nicht rechnen können. —

Man kann ein großer Rechner ſeyn, ohne die Mathematik zu ahnden. —

Der ächte Mathematiker iſt Enthuſiaſt per se. Ohne Enthuſiasmus keine Mathematik. —

Das Leben der Götter iſt Mathematik. —

Alle göttliche Geſandten müſſen Mathematiker ſeyn. —

Reine Mathematik iſt Religion. —

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie. —

Die Mathematiker ſind die einzig Glücklichen. Der

Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte.

Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wiſſen eintritt. Der Zuſtand des Wiſſens iſt Eudämonie, ſelige Ruhe der Beſchauung, himmliſcher Quietismus. —

Im Morgenlande iſt die ächte Mathematik zu Hauſe. In Europa iſt ſie zur bloßen Technik ausgeartet. —

Wer ein mathematiſches Buch nicht mit Andacht ergreift, und es wie Gottes-Wort lieſt, der verſteht es nicht. —

Jede Linie iſt eine Weltaxe. —

Eine Formel iſt ein mathematiſches Recept. —

Die Zahlen ſind die Dogmen. —

Die Arithmetik ihre Pharmacie. —

Die höhere Mathematik enthält am Ende nur Abkürzungs-Methoden. —

Alle krummen Linien entſtehen nur durch ſich ſelbſt, wie Leben nur durch Leben entſteht. —

Die Mathematik iſt ein ſchriftliches Inſtrument, das noch unendlicher Perfection fähig iſt, ein Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths. —

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmyſtik ſtatt finde; auch in der Geſchichte. Iſt nicht alles von Bedeutung, Symmetrie, Anſpielung und ſeltſamem Zuſammenhang? Kann ſich

Gott nicht auch in der Mathematik offenbaren, wie in jeder andern Wiſſenſchaft?

Wunder ſtehen mit naturgeſetzlichen Wirkungen in Wechſel; ſie beſchränken einander gegenſeitig, und machen zuſammen ein Ganzes aus. Sie ſind vereinigt, indem ſie ſich gegenſeitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit, und umgekehrt. —

Die Natur iſt das Ideal. Das wahre Ideal iſt möglich, wirklich und nothwendig zugleich. —

Die Phyſik iſt nichts als die Lehre von der Phantaſie. —

Die Natur iſt eine verſteinerte Zauberſtadt. —

Unſre neueren Phyſiker arbeiten ins Große, ſprechen vom Bau des Univerſums, und darüber wird nichts fertig, kein wahrer Schritt gethan. Entweder zaubern, oder handwerksmäßig, mit Nachdenken und Geiſt arbeiten. —

Es müßte unterſucht werden, ob ſich nicht die Natur mit wachſender Kultur weſentlich verändert hat. —

Iſt die Natur immer geſetzmäßig geweſen, und wird ſie immer geſetzmäßig bleiben? —

Man kann ſagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menſchen in Hinſicht auf Organiſation ſei; man kann ſagen, daß ſie unter ihm, und er das höchſte Weſen ſei? — Sie ſcheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verſtand und ihre Phantaſie ſcheinen ſich zu den unſrigen zu verhalten, wie unſer Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geſchloſſenen Körper, als einen Baum anſehen, an welchem wir die Blütenknoſpen ſind. — Naturen ſind ſolche Weſen, bei denen das Ganze den Gliedern dient, bei denen die Glieder Zwecke an ſich, ſelbſtſtändig ſind; Perſonen hingegen ſolche, wo das umgekehrte Verhältniß ſtatt findet. Wo beide wechſelsweiſe ſich neceſſitiren, und jedes oder vielmehr keins Zweck an ſich iſt, dieſe ſind Mittelweſen zwiſchen Natur und Perſon. Dies ſind die Extreme, die durch verſchiedene Mittelglieder zuſammen hängen. —

Die Welt iſt Reſultat eines unendlichen Einverſtändniſſes, und unſre eigne innere Pluralität iſt der Grund der Weltanſchauung. —

Ueberall wird eine Kraft oder Action tranſitoriſch ſichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewiſſen eintretenden Bedingungen (Berührungen) ſich zu offenbaren, wirkſam zu werden ſcheint. Dieſe myſtiſche Kraft ſcheint die Kraft der Luſt und Unluſt zu ſeyn, deren begeiſternde Wirkungen wir ſo ausgezeichnet in den wollüſtigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenſchaft beſitzt, hat auch eine Grenze dieſer Eigenſchaft, einen Eigenſchafts-Punkt, wo ſie ſenſibel wird, wo ſie entſteht, erſcheint. Die Eigenſchaft iſt das weibliche Prinzip, das Subjekt; der Reiz iſt das männliche Prinzip, das Objekt. —

Alle Anziehung geſchieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirkſame, Wirkliche, Senſible iſt ſchon ſubaltern, Reſultat einer Antitheſe, einer Zerſetzung. Das Aechte, Wahrhafte iſt nicht ſenſibel. Subjekt und Objekt ſind alſo auch ſchon Antitheſen. —

Trieb und Raum haben viel Aehnlichkeit. Jeder Körper iſt ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum iſt ein Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum iſt eine Seele. —

Der Raum ein Niederſchlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Foſſils durch die Natur und Individualität ſeines Planeten, deſſen Natur und Individualität durch die ſeines Syſtems, deſſen Natur und Individualität durch die ſeiner Milchſtraße, und ſo fort, beſtimmt iſt; ſo verhält es ſich auch mit dem Menſchen, wenn wir unter Menſchheit das Vernunftprodukt oder Weſen im Weltganzen verſtehen; die Natur und Individualität der Menſchheit dieſes Planeten iſt durch die ſeines Syſtems, und ſo fort, beſtimmt. Wir ſind nur in dieſer Welt dieſe beſchränkten Weſen, doch nicht für immer beſchränkt. —

Aechte Producte müſſen das Producirende wieder produciren. Aus dem Erzeugten entſteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft iſt organiſche Elaſticität. —

Gefühl iſt gebildete (organiſirte) Bewegung. — Empfindung iſt das dem Verſtande aſſimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloßer Leiter der Sollicitation iſt, den die Sollicitation nicht weckt. Der abſolute Nichtleiter der Sollicitation iſt wieder todt zu nennen. So ſehen wir, daß das ſenſible Leben an ſich ein Halbzuſtand iſt, worin wir die Körper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterſchied zwiſchen Leben und Tod, daß es ein abſolut poſitives und negatives Leben, die beide nicht ſenſibel ſind, giebt; daß Leben und Tod relative Begriffe ſind. Leben mit menſchlicher, thieriſcher und Pflanzen-Organiſation iſt etwas höheres, ſo wie gewöhnlicher Tod Trennungsprozeß von Leben und Organiſation. Leben ohne Organiſation, und Organiſation ohne Leben ſind etwas ſehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beide beſtimmt, und beide wechſelſeitig potenzirt, beiden höhere Bedeutung giebt: auf dieſe kömmt es an. —

Leben iſt, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung und der graduellen Negation fähig. Bricht es ſich auch wie dieſes in Farben? Der Nutritions-Prozeß iſt nicht Urſache, ſondern Folge vom Leben. —

Licht iſt Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, da fährt es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, iſt rein, einfach. —

Jeder durchſichtige Körper iſt in einem höhern Zuſtande, er ſcheint eine Art des Bewußtſeyns zu haben.—

Die ſpecifiſche Schwere der Erde iſt beinahe die des Diamants. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Erde ein Diamant innerlich iſt, welches auch aus andern Gründen ſehr wahrſcheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze iſt ein Halbthier, daher ſie zum Theil in der Erde, der großen Pflanze, zum Theil in der Luft lebt. — Die Erde iſt das große Nahrungsmittel der Luft. Die Luft iſt ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickſtoffs und Oxygen in der Luft iſt durchaus animaliſch, nicht bloß chemiſch. —

Das Leben der Pflanzen iſt, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieſes ein unaufhörliches Eſſen und Befruchten. Wie das Weib das höchſte ſichtbare Nahrungsmittel iſt, das den Uebergang vom Körper zur Seele macht, ſo ſind auch die Geſchlechtstheile die höchſten äußern Organe, die den Uebergang von ſichtbaren zu unſichtbaren Organen machen. —

Die Bäume ſcheinen unter allen Pflanzen die edelſten, weil ihre unzähligen Individuen ſo ſehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichſam ſchon Pflanzen auf Pflanzen ſind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantaſie u. ſ. w. Es giebt unter Thieren und Pflanzen Natur-Caricaturen. Im Thierreiche war die Natur am witzigſten, hier iſt ſie durchaus humoriſtiſch. Die Stein- und

Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantaſie. In der Menſchenwelt zeigt ſich die vernünftige Natur mit Phantaſie und Witz geſchmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrſchaft. —

Vernunftloſigkeit gehört in den Charakter des Thieres. Sichtbare Unvernunft iſt Charakter des Thierkörpers; der Charakter des Menſchenkörpers ſichtbare Vernünftigkeit. —

Der Menſch iſt diejenige Subſtanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polariſirt. Die Welt des Menſchen iſt Welt, iſt ſo mannigfach, als er mannigfach iſt. Die Welt der Thiere iſt ſchon viel ärmer, und ſo herunter. —

Die Denkorgane ſind die Weltzeugungs-, die Naturgeſchlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel iſt die Seele des Sternſyſtems, und dieſes ſein Körper. —

Alles angenehme Gefühl iſt Friction; alles angenehme Gefühl reizt die Seele zur poſitiven Mitwirkung. —

Wer bei Erklärung des Organismus keine Rückſicht auf die Seele nimmt, und das geheimnißvolle Band zwiſchen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen. —

Leben iſt vielleicht nichts anders, als das Reſultat dieſer Vereinigung, die Action dieſer Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunſt, Eines Geiſtes ſeyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Producte der weiblichen Natur und des männlichen Geiſtes, und die Thiere die Producte der männlichen Natur und des weiblichen Geiſtes ſeyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur? —

Ein Kind iſt eine ſichtbar gewordene Liebe. — Wir ſelbſt ſind ein ſichtbar gewordener Keim der Liebe zwiſchen Natur und Geiſt oder Kunſt. —

Sprechen und hören iſt befruchten und empfangen. —

Anſchauen iſt ein elaſtiſcher Genuß. Das Bedürfniß eines Gegenſtandes iſt ſchon Reſultat einer Berührung in distans. —

Die Menſchheit iſt der höhere Sinn unſers Planeten, der Stern, der dieſes Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geiſt ſtrebt den Reiz zu abſorbiren, ihn reizt das Fremdartige. Verwandlung des Fremden iſt ein Eigenes, Zueignung, iſt alſo das unaufhörliche Geſchäft des Geiſtes. Einſt ſoll kein Reiz und kein Fremdes mehr ſeyn, der Geiſt ſoll ſich ſelbſt fremd und reizend ſeyn, oder abſichtlich machen können. Jetzt iſt der Geiſt aus Inſtinct Geiſt, ein Naturgeiſt; er ſoll ein Ver-

nunftgeiſt, aus Beſonnenheit und durch Kunſt Geiſt ſeyn. —

Der menſchliche Geiſt kann die äußern Symptome und ihre Compoſitionen approximando nachmachen; er muß alſo Analogie mit den Beſtandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frei, ſo kann auch nichts gezwungen ſeyn, als der Geiſt. Nur ein Geiſt kann wozu gezwungen werden. Was ſich alſo zwingen läßt, iſt Geiſt, in ſofern es ſich zwingen läßt. —

Leben iſt eine Krankheit des Geiſtes, ein leidenſchaftliches Thun. —

Dem Geiſte iſt Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiſte her. —

Mit der Welt entſteht die Begierde: ein Hang zum Zerfließen, oder die Schwere. —

Luftvernichtung iſt Herſtellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geiſt ſind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts —

Freiheit und Unſterblichkeit gehört wie Raum und Zeit zuſammen; wie Welt und Ewigkeit gleichſam Raum und Zeit ausfüllen, ſo füllt Allmacht und Allgegenwart jene beide Sphären. Gott iſt die Sphäre der Tugend (zur Allmacht gehört Allwiſſenheit). — Die Seele iſt ein conſonirter Körper. Vocale hießen bei den Hebräern Buchſtaben-Seelen. —

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung ſteht,

ſo die Seele mit dem Geiſte. Beide Bahnen laufen vom Menſchen aus, und endigen in Gott. Beide Weltumſegler begegnen ſich in korreſpondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müſſen auf Mittel denken, trotz der Entfernung, beiſammen zu bleiben, und zugleich gemeinſchaftlich beide Reiſen zu machen. —

Wenn Gott Menſch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf dieſe Art eine fortwährende Erlöſung in der Natur. —

Zum Experimentiren gehört Natur-Genie, d. i. wunderartige Fähigkeit den Sinn der Natur zu treffen, und in ihrem Geiſte zu handeln. Der ächte Beobachter iſt Künſtler; er ahndet das bedeutende, und weiß aus dem ſeltſamen, vorüberſtreichenden Gemiſch von Erſcheinungen die wichtigen heraus zu fühlen. —

Eine ganz eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebſt dem deutlichſten Verſtande und dem ruhigſten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erſt eine ganze Nation Leidenſchaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort ſeine Naturforſcher und Laboratorien hat, dann wird man erſt Fortſchritte auf dieſer koloſſaliſchen Bahn machen, die mit ihr im Verhältniß ſtehen. —

Wir leben in einem Thiere als paraſitiſche Thiere. Die Conſtitution dieſes Thiers beſtimmt die unſrige, et vice versa. Die Bedingungs-Verhältniſſe der at-

moſphäriſchen Beſtandtheile ſind vielleicht ſehr mit den Bedingungs-Verhältniſſen derſelben Beſtandtheile im organiſchen Körper übereinſtimmend. —

Die atmoſphäriſche Luft iſt kryſtalliniſcher Beſchaffenheit. —

Es kann oft regnen, ohne daß ein Tropfen herunter kömmt. Bei heftigem Winde ſind die Tropfen klein, wegen der ſchnellen Verdunſtung. Dieſe Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft, oder von ihrer wenigen Verſchluckungsfähigkeit, oder von dem Daſeyn eines niederſchlagenden Mittels in großer Menge: daher die gemeine Meinung eines ſtarken, darauf folgenden Regens. Wind befördert die Capacität der Luft für das Waſſer; er befördert die Verdunſtung, und daher kein Regen zur ſelben Zeit. Kälte vermehrt auch die Capacität der Luft, daher man oft ſagt, es ſei zu kalt um zu regnen. —

Sollte man nicht Gährung der Verbrennung entgegen ſetzen können: poſitive und negative Flamme? —

Sollten die ätheriſchen Oele die Pflanzenſeelen ſeyn, und darin auch der Unterſchied der Weine u. ſ. w. liegen? —

Galvanismus zwiſchen zwei, drei und mehreren Menſchen, vermöge der Metalle? —

Sieht man etwa jeden Körper nur ſo weit, als er ſich ſelbſt ſieht, und man ſich ſelbſt ſieht? —

Das Licht iſt unſtreitig galvaniſches Produkt, bei

ihm iſt offenbar actio in distans. Die Luft iſt Leiter dieſer Action. Spiegelnde Körper ſind Nichtleiter leitender Flächen. —

Unſer Denken iſt ſchlechterdings nur eine Galvaniſation, eine Berührung des irdiſchen Geiſtes, der geiſtigen Atmoſphäre, durch einen himmliſchen, überirdiſchen Geiſt. Alles Denken u. ſ. w. iſt alſo an ſich ſchon eine Sympraxis im höheren Sinn. Die Denklehre entſpricht der Meteorologie. —

Alle Actionen, ſelbſt die des Denkens, werden auf die actio in distans zurückgeführt werden. —

Seele und Körper wirken galvaniſch auf einander, wenigſtens auf eine analoge Art, deren Geſetze aber in einer höhern Region liegen. —

Der Geiſt galvaniſirt die Seele, mittelſt der gröbern Sinne; ſeine Selbſtthätigkeit iſt Galvanismus, Selbſtberührung en trois. —

Wenn unſer körperliches Leben ein Verbrennen iſt, ſo iſt auch wohl unſer geiſtiges eine Combuſtion (oder iſt dies gerade umgekehrt?); der Tod alſo vielleicht eine Veränderung der Capacität. —

Die Seele desoxydirt. Daher manche Langeweile und ſelbſt körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bei geſtörtem Denken (Empfinden). Sollte Denken oxydiren, Empfinden desoxydiren? —

Wenn alles Anſchießen, Feſtwerden und Verdichten

mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet iſt, ſo macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müßiggehn und die Abſonderung kalt, und es laſſen ſich überhaupt manche Phänomene der Seele hieraus erklären. —

Ritter's Anſicht der Entſtehung und Verſchwindung der Stoffe giebt auch Licht über den Tod. Wer weiß, wo wir in dem Augenblicke anſchießen, in dem wir hier verſchwinden? Muß denn auf allen Weltkörpern einerlei Art der Erzeugung ſeyn? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahrſcheinlich, daß es die Sonne ſeyn könnte, wo wir wieder abgeſetzt werden. — —

Die Natur iſt Feindin ewiger Beſitzungen. Sie zerſtört nach feſten Geſetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formation. Allen Geſchlechtern gehört die Erde; jeder hat Anſpruch auf alles. Die früheren dürfen dieſem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erliſcht zu beſtimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioration ſtehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum iſt, wodurch ich mir die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, ſo kann ich durch den Verluſt dieſes Eigenthums nicht mich ſelbſt einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieſer Fürſtenſchule, und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitſchüler nachfolgen. —

Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo sie sich durchdringen, ist er in jedem Punkte der Durchdringung. —

Sollte die Seele ebenfalls ein künstliches oder zufälliges Produkt seyn? Auch der Sitz der Seele ist er willkührlich oder zufällig? —

Der Sitz der Seele ist bald hier, bald da, bald an mehreren Orten zugleich; er ist veränderlich, und so auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenschaften kennen lernt. —

Schmerz und Angst bezeichnen die träumenden Glieder der Seele; körperliche Lust und Unlust sind Traumproducte; die Seele ist nur zum Theil wach; wo sie träumt, wie z. B. in den unwillkührlichen Organen (wohin in gewisser Hinsicht der ganze Körper gehört), empfindet sie Lust und Unlust. Schmerz und Kitzel sind Sensationen der gebundenen Seele. —

Schlaf ist ein vermischter Zustand des Körpers und der Seele; im Schlafe ist Körper und Seele chemisch verbunden. Im Schlafe ist die Seele durch den Körper gleichmäßig vertheilt; der Mensch ist neutralisirt. Wachen ist ein getheilter, polarischer Zustand; im Wachen ist die Seele punctirt, localisirt. — Schlaf ist Seelenverdauung: der Körper verdaut die Seele (Entziehung des Seelenreizes). Wachen ist Einwirkungsstand des Seelenreizes: der Körper genießt die Seele.

Im Schlafe ſind die Bande des Syſtems locker; im Wachen angezogen. —

Der Trieb unſrer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben iſt eine erzwungene Oxydation. —

Die Flamme iſt thieriſcher Natur. —

Es giebt vier Arten von Flammen: 1) diejenigen, deren Excremente die unorganiſchen Naturen ſind; 2) deren Excremente Pflanzen; 3) deren Excremente Thiere; 4) deren Excremente Menſchen ſind. Je höher die Flamme, je künſtlicher, deſto complicirter, gebildeter das Excrement. Alles Freſſen iſt ein Aſſimilations-Prozeß, Verbindungs-, Generations-Prozeß. Die Flamme iſt das Gefräßige κατ' εξοχην. —

Waſſer iſt eine naſſe Flamme. —

Je lebhafter das zu Freſſende widerſteht, deſto lebhafter wird die Flamme des Genußmomentes ſeyn. Anwendung auf das Oxygen. Das Weib iſt unſer Oxygen. —

Traurigkeit iſt Symptom, eine Stimmung der Secretion. Freude Symptom des Genuſſes, der Nutrition. —

Sollte Kälte wirklich die Muskeln ſtärken, ſo müßten Witz, Scherz und Leichtſinn auch wohl die geiſtigen Muskeln ſtärken und erfriſchen, und ſo wäre die Vermiſchung des Luſtigen und Ernſthaften, die Verwebung des Lächerlichen mit dem Heiligen vielleicht eine ſehr wohlthätige und heilſame Verbindung. —

Das Weinen iſt eine ſtheniſche Kriſis; das Rührende iſt das Gegentheil des Lächerlichen. Das Rührende fängt mit Abſpannung an, und ſpannt plötzlich; das Rührende oder das Eindringende dringt ſchnell ein, ehe man Zeit hat, ſich zu faſſen; es iſt eine Ueberſättigung, ein Weichwerden, Zerfließen, Schmelzen. Das Lachende iſt ein Abſonderungs-, dieſes ein Einſchluckungs-Prozeß; jenes ein Flüchtigwerden (daher die Kälte des Lächerlichen), dieſes iſt ein Gerinnen, Starrwerden, daher die Wärme. Weinen und Lachen mit ihren Modificationen gehören ſo zum Seelenleben, wie Eſſen und Secerniren zum körperlichen Leben. Weinen iſt das Syſtem der Arterien, Lachen das der Venen. —

Klarer Verſtand mit warmer Phantaſie verſchwiſtert, iſt die ächte, Geſundheit bringende Seelenkoſt. Der Verſtand thut lauter vorhergeſehene beſtimmte Schritte. —

Iſt Denken auch Abſondern? Dann iſt Empfinden vielleicht Freſſen. Selbſtdenken iſt vielleicht ein Lebensprozeß; Freß- und Abſonderungs-Prozeß zugleich; Denken und Empfinden zugleich. —

Der Baum kann nur zur blühenden Flamme, der Menſch zur ſprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden. —

Sinn und Kraft ſind in einer beſtimmten Sphäre polar. Was jenen erhöht, vermindert dieſe, und was dieſe vermehrt, ſtumpft jenen ab. Der ganze menſch-

liche Körper beſteht aus Sinn und Kraft, und ihren Organen: Nerv und Muskel. —

Der Menſch muß nicht allein an ſtärkere Reize, ſondern auch an ſchnellere Abwechſelungen gewöhnt werden. Dieſe beiden Geſichtspunkte gehören in die Kunſtlehre der Unſterblichkeit. —

Je mannigfacher der Reiz, deſto ſchwächere Reizbarkeit für den einzelnen Reiz. Anwendung auf die Phyſik. Es ſoll aber einſt höchſte Mannigfaltigkeit und höchſte Energie vereinigt ſeyn. Anwendung auf die Phyſik. Der höchſte Reiz verlangt die geringſte Reizbarkeit, ſo wie die höchſte Reizbarkeit den geringſten Reiz verlangt. Jedes Individuum hat ſein beſtimmtes Maaß oder Geſundheits-Verhältniß, unter oder über dieſem Maaß ſind ſeine Krankheiten. Das wäre das vollkommen geſunde Individuum, deſſen Geſundheits-Sphäre auch die Sphäre der Kräfte mit inbegriffe, ſo wie dasjenige Volk am gebildetſten ſeyn würde, deſſen Proſa, Rede, Geſpräch die ganze Sphäre der Poeſie und des Geſanges mit einſchlöſſe, wo kein Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa wäre. —

Willkührliche Glieder ſind Sinne im ſtrengeren Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts, der Graderhöhung der Menſchheit. Bildung und Vermehrung der Seele iſt das wichtigſte

und erſte Unternehmen. Aeußere Reize haben wir ſchon in unſrer Hand, und mit ihnen die Reizbarkeit; es kommt nun vorzüglich auf Vermehrung und Bildung der Senſibilität, und zwar auf die Weiſe an, daß die Reizbarkeit und der äußere Reiz nicht dabei leiden und vernachläßigt werden, denn ſonſt webt man ein ſehr zerreißbares Gewebe. Die Sinne im ſtrengeren Sinn ſind viel animirter, als die übrigen Organe; der übrige Körper ſoll ihnen nachfolgen, und ſie ſollen zugleich mehr animirt werden, und ſo ins Unendliche. Der übrige Körper ſoll auch immer willkührlicher werden, ſo wie ſie es ſind. Vielleicht entſteht aus der Disproportion der Sinne und des übrigen Körpers die Nothwendigkeit des Schlafs. Der Schlaf muß die Folgen der übermäßigen Reizung der Sinne für den übrigen Körper wieder gut machen. Der Schlaf iſt nur den Planeten-Bewohnern eigen. Einſt wird der Menſch beſtändig zugleich ſchlafen und wachen. Der größte Theil unſers Körpers, unſrer Menſchheit ſelbſt, ſchläft noch tiefen Schlummer. —

Die Sinne ſind an den Thieren, was Blätter und Blüten an den Pflanzen ſind. Die Blüten ſind Allegorien des Bewußtſeyns, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung iſt der Zweck dieſer höheren Blüte, eine höhere Erhaltung. Bei den Menſchen iſt es das Organ der Unſterblichkeit, einer progreſſiven Fortpflanzung der Perſonalität. —

Unſere Sinne ſind höhere Thiere. Aus ihnen entſteht ein noch höherer Animalismus. —

Nerven ſind höhere Wurzeln der Sinne. —

Das Ideal einer vollkommenen Geſundheit iſt bloß wiſſenſchaftlich intereſſant. Krankheit gehört zur Individualiſirung. Es gilt hier, wie auch bei den menſchlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunſt von dem Doryphorus oder dem Canon gilt. —

Krankheiten zeichnen den Menſchen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zum Leiden iſt der Menſch geboren. Je hülfloſer, deſto empfänglicher für Moral und Religion. —

Vergänglichkeit, Gebrechlichkeit iſt der Charakter der mit Geiſt verbundenen Natur. Es zeugt von der Thätigkeit und Univerſalität, von der erhabenen Perſonalität des Geiſtes. —

Alles iſt von ſelbſt ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit iſt gerade ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit iſt ein Zeichen (sit venia verbis) geiſtloſer Weſen. Die Vollendung iſt die Syntheſis von Ewigkeit und Zeitlichkeit. —

Es hat von jeher nur Eine Krankheit, mithin auch nur Eine Univerſal-Arznei gegeben. Mit der Senſibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur. Es iſt damit Freiheit, Willkühr in die Natur gebracht, und damit Sünde, Verſtoß gegen den Willen der Natur, die Urſache alles Uebels. Es

giebt nur ſolche Muskelkrankheiten, die aus Nervendespotismus entſtehen. Der ſittliche Menſch muß auch eine freie Natur haben, eine entgegenſtrebende, eine zu erziehende, eine eigenthümliche Natur. —

Krankheiten, beſonders langwierige, ſind Lehrjahre der Lebenskunſt und der Gemüthsbildung. Man muß ſie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen ſuchen. Iſt denn nicht das Leben des gebildeten Menſchen eine beſtändige Aufforderung zum Lernen? Der gebildete Menſch lebt durchaus für die Zukunft; ſein Leben iſt Kampf, ſeine Erhaltung und ſein Zweck Wiſſenſchaft und Kunſt. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, ſondern in Jahren u. ſ. w. zu leben, deſto edler wird man. Die haſtige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geiſtes, geht in große, ruhige, einfache und vielumfaſſende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet ſich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, dieſe Grundveſten unſers Daſeyns. — Jede Bedrängniß der Natur iſt eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Liebe iſt durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Chriſtenthums. —

Auch die Inoculation des Todes wird in einer künftigen allgemeinen Therapie nicht fehlen; ſo wie manche Krankheiten unter den Erziehungs-Methoden ſtehen,

und von den Pädagogen dazu die Heilkunde requirirt werden wird. —

Die Seele iſt unter allen Giften das ſtärkſte. Sie iſt der durchdringlichſte, diffuſibelſte Reiz; alle Seelenwirkungen ſind daher bei Local-Uebeln und entzündlichen Krankheiten höchſt ſchädlich. —

Jede Krankheit iſt ein muſikaliſches Problem, die Heilung eine muſikaliſche Auflöſung. Je kürzer und dennoch vollſtändiger die Auflöſung, deſto größer das muſikaliſche Talent des Arztes. —

Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kuriren können? —

Jedes ſpezifiſche Organ, z. B. Leber, Gallenblaſe, Nieren, Magen, Drüſen u. ſ. w. erhält zuvörderſt ſich ſelbſt, bereitet ſich ſelbſt. Seine Abſonderungen hangen von dieſem eigenthümlichen Nahrungsprozeſſe ab. Jedes dieſer Gefäße iſt eine lebendige Concretion eines ſpecifiſchen Grades der Miſchung ſeiner Beſtandtheile. —

Polypen, wildes Fleiſch, Krebs, Brand ſind vollkommene Schmarotzerthiere, oder Thierpflanzen, ſie wachſen, ſie werden erzeugt, ſie haben ihre Organiſation, ſie ſecerniren, ſie eſſen. —

Je geiſtvoller, gebildeter ein Menſch iſt, deſto perſönlicher ſind ſeine Glieder, z. B. ſeine Augen, ſeine Hand, ſeine Finger u. ſ. w.

Unſre Lippen haben oft viel Aehnlichkeit mit den beiden Irrlichtern in Goethe's Märchen. Die Augen

ſind das höhere Geſchwiſterpaar der Lippen, ſie ſchlieſſen und öffnen eine heiligere Grotte, als der Mund iſt; die Ohren ſind die Schlange, die das begierig verſchluckt, was die Irrlichter fallen laſſen. Mund und Augen haben eine ähnliche Form. Die Wimper ſind die Lippen, der Apfel die Zunge und der Gaumen, und der Stern die Kehle. Die Naſe iſt die Stirn des Mundes, und die Stirn die Naſe der Augen. Jedes Auge hat ſein Kinn am Wangenknochen. —

Es giebt nur einen Tempel in der Welt, und das iſt der menſchliche Körper. Nichts iſt heiliger als dieſe hohe Geſtalt. Das Bücken vor Menſchen iſt eine Huldigung dieſer Offenbarung im Fleiſch. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menſchenleib betaſtet. —

Der Menſch iſt eine Sonne, ſeine Sinne ſind die Planeten. —

Der Menſch hat immer ſymboliſche Philoſophie ſeines Weſens in ſeinen Werken und in ſeinem Thun und Laſſen ausgedrückt. Er verkündigt ſich und ſein Evangelium der Natur, er iſt der Meſſias der Natur. —

II.

Aeſthetik und Literatur.

Die Hand wird beim Maler Sitz eines Inſtincts, ſo auch beim Muſiker, der Fuß beim Tänzer, das Geſicht beim Schauſpieler u. ſ. w. —

Wie der Maler mit ganz andern Augen als der gemeine Menſch die ſichtbaren Gegenſtände ſieht, ſo erfährt auch der Dichter die Begebenheiten der äußern und innern Welt auf eine ſehr verſchiedene Weiſe vom gewöhnlichen Menſchen. Nirgends aber iſt es auffallender, daß es nur der Geiſt iſt, der die Gegenſtände, die Veränderungen des Stoffes poetiſirt, und daß das Schöne, der Gegenſtand der Kunſt, uns nicht gegeben wird, oder in den Erſcheinungen ſchon fertig liegt, als in der Muſik. Alle Töne, welche die Natur hervorbringt, ſind rauh und geiſtlos, nur der muſikaliſchen Seele dünkt oft das Rauſchen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Geſang der Nachtigall, das Plätſchern des Bachs melodiſch und bedeutſam. Der Muſiker nimmt das Weſen ſeiner Kunſt aus ſich, auch

nicht der leiſeſte Verdacht von Nachahmung kann ihn treffen. Dem Maler ſcheint die ſichtbare Natur überall vorzuarbeiten, durchaus ſein unerreichbares Muſter zu ſeyn; eigentlich iſt aber die Kunſt des Malers ſo unabhängig, ſo ganz a priori entſtanden, wie die Kunſt des Muſikers. Der Maler bedient ſich nur einer unendlich ſchwerern Zeichenſprache, als der Muſiker; der Maler malt eigentlich mit dem Auge; ſeine Kunſt iſt die Kunſt regelmäßig und ſchön zu ſehen. Sehen iſt hier ganz activ, durchaus bildende Thätigkeit. Sein Bild iſt nur ſeine Chiffer, ſein Ausdruck, ſein Werkzeug der Reproduktion. Man vergleiche mit dieſer künſtlichen Chiffer die Note. Die mannigfaltige Bewegung der Finger, der Füße und des Mundes dürfte der Muſiker noch eher dem Bilde des Malers entgegen ſtellen. Der Muſiker hört eigentlich auch activ, er hört heraus. Freilich iſt dieſer umgekehrte Gebrauch der Sinne den Meiſten ein Geheimniß, aber jeder Künſtler wird es ſich mehr oder minder deutlich bewußt ſeyn. Faſt jeder Menſch iſt in geringem Grade ſchon Künſtler, er ſieht in der That heraus und nicht herein, er fühlt heraus und nicht herein. Der Hauptunterſchied iſt der: der Künſtler hat den Keim des ſelbſtbildenden Lebens in ſeinen Organen belebt, die Reizbarkeit derſelben für den Geiſt erhöht, und iſt mithin im Stande Ideen nach Belieben, ohne äußere Sollicitation durch ſie heraus zu ſtrömen, ſie als Werkzeuge zu beliebigen Modificationen der wirkli-

chen Welt zu gebrauchen; dagegen ſie beim Nicht-Künſtler nur durch Hinzutritt einer äußern Sollicitation anſprechen, und der Geiſt, wie die träge Materie, unter den Grundgeſetzen der Mechanik (daß alle Veränderungen eine äußere Urſache vorausſetzen, und Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich ſeyn müſſen) zu ſtehen,' oder ſich dieſem Zwange zu unterwerfen ſcheint. Tröſtlich iſt es wenigſtens zu wiſſen, daß dieſes mechaniſche Verhalten dem Geiſte unnatürlich, und, wie alle geiſtige Unnatur, zeitlich ſey. —

Sollten die Geberden wirklich grammatiſch, ſymboliſch, oder ausdrucksvoll ſeyn? Ich glaube nicht, daß ſie es ſeyn ſollen, aber ſie würden es ſeyn, wenn ſie natürlich im idealiſchen Sinne, Produkte der idealiſchen Aſſociation der innern und äußern Gliedmaßen wären. Sie gehören zum Reſſort der Tanzkunſt. —

Jedes Kunſtwerk hat ein Ideal a priori, eine Nothwendigkeit bei ſich, da zu ſeyn. —

Man ſollte plaſtiſche Kunſtwerke nie ohne Muſik ſehen, muſikaliſche Kunſtwerke hingegen nur in ſchön decorirten Sälen hören. —

Die Sculptur und die Muſik ſtehen ſich, als entgegengeſetzte Härten, gegenüber. Die Malerei macht ſchon den Uebergang. Die Sculptur iſt das gebildete Starre. Die Muſik das gebildete Flüſſige. —

Es giebt beſondere Arten von Seelen und Geiſtern, welche Bäume, Landſchaften, Steine, Gemälde be-

wohnen. Eine Landſchaft muß man als Dryade oder Dreade anſehn. Eine Landſchaft ſoll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landſchaft iſt ein idealiſcher Körper für eine beſondere Art des Geiſtes. —

Es ſind nicht die bunten Farben, die luſtigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling ſo begeiſtern, es iſt der ſtille weiſſagende Geiſt unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daſeyns ſo mannigfaltiger Naturen, die Ahndung höherer ewiger Blüten und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der geſellig ſich entfaltenden Welt. —

Jede künſtliche Geſtalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben, und Anſprüche und Hoffnungen des Lebens. Die Gallerien ſind Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Hiſtoriker, der Philoſoph und der Künſtler der künftigen Welt iſt hier einheimiſch; er bildet ſich hier und lebt für dieſe Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt iſt, wer nicht findet was er ſucht, der gehe in die Bücher- und Künſtlerwelt, in die Natur, dieſe ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieſer Ecclesia pressa der beſſern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie ſchlummern, aber weiſſagenden, vielbedeutenden Schlummer. Einſt kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der beſſern Welt, wie Pygmalion, ſeine um ſich geſchaffene und verſammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwa-

chen, und ſeine lange Treue und Liebe erwiedern ſieht. — —

Jungfrau iſt ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, die nicht mehr wahrhaftes Kind iſt, iſt nicht mehr Jungfrau. (Nicht alle Kinder ſind Kinder) —

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunkt eines Paradieſes. —

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen, abſoluten Discant, im Mittelpunkt an, und ſteigt die Scala herunter; die Betrachtung unſrer ſelbſt fängt mit dem unendlichen, abſoluten Baß an, der Peripherie, und ſteigt die Scala aufwärts. Abſolute Vereinigung des Baſſes und Discants, das iſt die Syſtole und Diaſtole des göttlichen Lebens. —

Die Natur iſt eine Aeolsharfe, ein muſikaliſches Inſtrument, deſſen Töne wieder Taſten höherer Saiten in uns ſind. —

Unſre Seele muß Luft ſeyn, weil ſie von Muſik weiß, und daran Gefallen hat. Ton iſt Luftſubſtanz, Luftſeele, die fortpflanzende Luftbewegung iſt eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entſteht der Ton von neuem. —

Jedes Inſtrument iſt ein eigenthümlich im Großen conſonirtes Tonſyſtem. Moll-Inſtrumente, Dur-Inſtrumente, jedes hat ſeinen eigenen Grund-Vocal. Die menſchliche Stimme iſt gleichſam das Prinzip und Ideal

der Inſtrumental-Muſik. Klingt überhaupt eigentlich der Körper oder die Luft? Iſt nicht das elaſtiſche Fluidum der Vocal, und der Körper der Conſonant? die Luft die Sonne, und die Körper die Planeten? jenes die erſte Stimme, dieſe die zweite? — — Alle Methode iſt Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, ſo hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Menſch hat ſeinen individuellen Rhythmus. Die Algebra iſt die Poeſie. Rhythmiſcher Sinn iſt Genie. —

Die Muſik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Geiſt frei, unbeſtimmt angeregt wird; dies thut ihm ſo wohl, ſo bekannt und vaterländiſch, er iſt auf dieſe kurzen Augenblicke in ſeiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt ſich in ihm, Hoffnung und Sehnſucht. Unſre Sprache war zu Anfang viel muſikaliſcher, ſie hat ſich nur nach und nach ſo proſairt, ſo enttönt; ſie iſt jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man dieſes ſchöne Wort ſo erniedrigen will; ſie muß wieder Geſang werden. Die Conſonanten verwandeln den Ton in Schall. —

Unſere Sprache iſt entweder mechaniſch, atomiſtiſch, oder dynamiſch. Die ächt poetiſche Sprache ſoll aber organiſch, lebendig ſeyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehrere Ideen mit Einem Schlage zu treffen! —

Die Conſonanten ſind die Fingerſetzungen, und ihre

Folge und Abwechſelung gehört zur Applicatur; die Vocale ſind die tönenden Saiten oder Luftſtäbe; die Lunge iſt der bewegte Bogen. Die mehreren Saiten auf einem Inſtrumente ſind nur zur Bequemlichkeit, es ſind nur Abbreviaturen. —

Die Dialecte und Pronunciationen werden durch Conſonanten und Vocale im Großen gebildet. Lippenſprache, Gaumen, Kehle, Zunge, Zähne, Naſe u. ſ. w. Manche Sprache wird aus dem e, o, a, i geſprochen. So hat jeder Menſch ſeinen Hauptvocal. Es iſt damit wie in der Muſik: jedes muſikaliſche Stück hat ſeinen Grundton, auch ſein Thema. —

Nicht jedes Wort iſt ein vollkommenes Wort; die Worte ſind theils Vocale, theils Conſonanten, geltende und mitgeltende Worte. —

Was man nicht direkt zerlegen kann, muß man indirekt oder idealiſch zerlegen, d. h. zur Sprache zu bringen ſuchen; dann zerlegt man die Erſcheinung, den Ausdruck, und findet die Beſtandtheile und ihr Verhältniß. —

Die Seele ſtrebt bei jedem Begriffe nach einem genetiſch-intuitiven Worte, daher ihr Etymologiſiren. Sie verſteht einen Begriff, wenn ſie ihn fertig machen, und auf alle Weiſe behandeln, wenn ſie ihn zu Geiſt und zu Materie machen kann. Das Univerſaliſiren oder Philoſophiſtiſiren eines ſpecifiſchen Begriffs oder Bildes iſt nichts als ein Aetheriſiren, ein Verluftigen, Vergei-

ſtigen eines Specificums oder Individuums. Es giebt auch einen entgegengeſetzten Prozeß. —

Sprache in der zweiten Potenz, z. B. Fabel, iſt Ausdruck eines ganzen Gedankens, und gehört in die Hieroglyphiſtik der zweiten Potenz, in die Ton- und Schriftbilderſprache. Sie hat poetiſche Verdienſte und iſt nicht rhetoriſch, ſubaltern, wenn ſie ein vollkommener Ausdruck, wenn ſie euphoniſch, richtig und präcis iſt, wenn ſie gleichſam ein Ausdruck, mit um des Ausdrucks willen iſt, wenn ſie wenigſtens nicht als Mittel erſcheint, ſondern an ſich ſelbſt eine vollkommene Production des höheren Sprachvermögens iſt. — — Dient ein Organ einem andern, ſo iſt es, ſo zu ſagen, ſeine Zunge, ſeine Kehle, ſein Mund. Das Werkzeug, das dem Geiſte am willigſten dient, am leichteſten mannigfaltiger Modificationen fähig iſt, wird vorzüglich ſein Sprachwerkzeug: daher Mund- und Fingerſprache. —

Der Ton ſcheint nichts als eine gebrochene Bewegung zu ſeyn, in dem Sinn, wie die Farbe gebrochenes Licht iſt. —

Stimmungen, unbeſtimmte Empfindungen, nicht beſtimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird ſich wohl befinden, wenn man keinen beſondern Trieb, keine beſtimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in ſich bemerkt. Dieſer Zuſtand iſt wie das Licht, ebenfalls heller oder dunkler: ſpecifiſche Gedanken und Empfindungen ſind ſeine Conſonanten; man

nennt es Bewußtſeyn. Vom vollkommenſten Bewußtſeyn läßt ſich ſagen, daß es ſich alles und nichts bewußt iſt: es iſt Geſang, bloße Modulation der Stimmungen, wie dieſer der Vocale oder Töne. Die innere Selbſtſprache kann dunkel, ſchwer und barbariſch, und Griechiſch und Italiäniſch ſeyn, ſie iſt deſto vollkommener, je mehr ſie ſich dem Geſange nähert. Der Ausdruck: er verſteht ſich ſelbſt nicht, erſcheint hier in einem neuen Lichte. Die Sprache des Bewußtſeyns kann gebildet, und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, ſo daß eine Fertigkeit entſteht, ſich mit ſich ſelbſt zu beſprechen. Unſer Denken iſt alſo eine Zweiſprache, unſer Empfinden Sympathie. —

Was iſt der Menſch? Ein vollkommener Trope des Geiſtes. Alle ächte Mittheilung iſt alſo bildſam, und ſind alſo nicht Liebkoſungen ächte Mittheilungen? —

Alle Menſchen ſind Variationen Eines vollſtändigen Individuums, d. h. Einer Ehe. Ein Variationen-Accord iſt eine Familie, wozu jede innig verbundene Geſellſchaft zu rechnen iſt. —

Ein Lichtſtrahl bricht ſich noch in etwas ganz anders als Farben. Wenigſtens iſt der Lichtſtrahl einer Beſeelung fähig, wo ſich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein? —

Alle geiſtige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberſtabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug wer-

den. Wem aber die Wirkungen einer ſolchen Berührung ſo fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberſpruchs ſo wunderbar vorkommen, der erinnere ſich doch nur an die erſte Berührung der Hand ſeiner Geliebten, an ihren erſten bedeutenden Blick, wo der Zauberſtab der abgebrochne Lichtſtrahl iſt, an den erſten Kuß, an das erſte Wort der Liebe, und frage ſich, ob der Bann und Zauber dieſer Momente nicht auch fabelhaft und wunderſam, unauflöslich und ewig iſt. —

Das Augenſpiel geſtattet einen äußerſt mannigfaltigen Ausdruck; die übrigen Geſichtsgeberden oder Sinnen ſind nur die Conſonanten zu den Augenvocalen. Phyſiognomie iſt alſo die Geberdenſprache des Geſichts. Er hat viel Phyſiognomie, heißt: ſein Geſicht iſt ein treffendes, fertiges und idealiſirendes Sprachorgan. Die Frauen haben vorzüglich eine idealiſirende Phyſiognomie; ſie vermögen die Empfindungen nicht bloß wahr, ſondern auch reizend und ſchön, idealiſch auszudrücken. Durch langen Umgang lernt man die Geſichtsſprache verſtehn. Die vollkommenſte Phyſiognomie muß allgemein und abſolut verſtändlich ſeyn. Man könnte die Augen ein Lichtclavier nennen. Das Auge drückt ſich auf eine ähnliche Weiſe, wie die Kehle, durch höhere und tiefere Töne (die Vocale), durch ſchwächere und ſtärkere Leuchtungen aus. Sollten die Farben nicht die Lichtconſonanten ſeyn? — —

Bücher ſind eine moderne Gattung hiſtoriſcher We-

ſen, aber eine höchſt bedeutende. Sie ſind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten. —

Die ſtrenge Methode iſt bloß Studium, und ſollte nicht gedruckt werden; man ſollte nur im freien ungebundenen Styl für das Publikum ſchreiben, und nur die ſtrenge Demonſtration, die ſyſtematiſche Ausarbeitung dabei liegen haben. —

Es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn man nichts mehr leſen wird, als die ſchöne Compoſition, als die literariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen, wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

Der wahre Leſer muß der erweiterte Autor ſeyn; er iſt die höhere Inſtanz, welche die Sache von der niedern Inſtanz ſchon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelſt deſſen der Autor die Materialien ſeiner Schrift geſchieden hat, ſcheidet beim Leſen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leſer nach ſeiner Idee das Buch bearbeiten würde, ſo würde ein zweiter Leſer noch mehr läutern, und ſo wird dadurch, daß die bearbeitete Maſſe immer wieder in friſchthätige Gefäße kömmt, die Maſſe endlich weſentlicher Beſtandtheil, Glied des wirkſamen Geiſtes. — Durch unpartheiiſches Wiederleſen ſeines Buchs kann der Autor es ſelbſt läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe ſo ſel-

ten iſt, völlig in eine fremde Idee hineinzugehen, oft ſelbſt beim Autor. Es iſt kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks iſt die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich. —

So ſonderbar, als es manchem ſcheinen möchte, ſo iſt doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Styls iſt, welche zur Lectüre uns hinzieht, und uns an dieſes oder jenes Buch feſſelt. Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind ein mächtiger Beweis dieſer Magie des Vortrags, dieſer eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer dieſe Anmuth des Sprechens beſitzt, kann uns das Unbedeutendſte erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; dieſe geiſtige Einheit iſt die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns daſſelbe perſönlich und wirkſam vorkommt. —

Goethe iſt ganz praktiſcher Dichter. Er iſt in ſeinen Werken, was der Engländer in ſeinen Waaren iſt: höchſt einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutſchen Literatur das gethan, was Wedgewood in der engliſchen Kunſtwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomiſchen, und einen durch Verſtand erworbenen edeln Geſchmack. Beides verträgt ſich ſehr gut, und hat eine nahe Verwandtſchaft mit chemiſchen Sinn. In ſeinen phyſikaliſchen Studien

wird es recht klar, daß es ſeine Neigung iſt, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchſte Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wiſſen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeſchickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meiſterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind gewiſſermaßen durchaus proſaiſch und modern. Das Romantiſche geht darin zu Grunde, auch die Naturpoeſie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Myſticismus ſind ganz vergeſſen. Es iſt eine poetiſirte bürgerliche und häusliche Geſchichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poeſie und Schwärmerei behandelt. Künſtleriſcher Atheismus iſt der Geiſt des Buchs. Die Oekonomie iſt merkwürdig, wodurch es mit proſaiſchem, wohlfeilem Stoff einen poetiſchen Effect erreicht. —

Wilhelm Meiſter iſt eigentlich ein Candide, gegen die Poeſie gerichtet; das Buch iſt undichteriſch in einem hohen Grade, was den Geiſt betrifft, ſo poetiſch auch die Darſtellung iſt. Nach dem Feuer, Wahnſinn und den wilden Erſcheinungen in der erſten Hälfte des dritten Theils ſind die Bekenntniſſe eine Beruhigung des Leſers. Die Oberaufſicht, welche der Abbée führt, iſt läſtig und komiſch; der Thurm in Lotharios Schloſſe iſt ein großer Widerſpruch mit ihm ſelbſt. Die Muſen

werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poeſie ſpielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt ſich fragen, wer am meiſten verliert, ob der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet, oder die Poeſie, daß ſie vom Adel repräſentirt wird. Die Einführung Shakſpeares macht eine faſt tragiſche Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomiſche Natur iſt endlich die wahre, übrig bleibende. —

Klopſtocks Werke ſcheinen größtentheils freie Ueberſetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters, durch einen ſehr talentvollen aber unpoetiſchen Philologen zu ſeyn. —

Wenn man von der Abſichtlichkeit und Künſtlichkeit der Shakſpeareſchen Werke ſpricht, ſo muß man nicht vergeſſen, daß die Kunſt zur Natur gehört, und gleichſam die ſich ſelbſt beſchauende, ſich ſelbſt nachahmende, ſich ſelbſt bildende Natur iſt. Die Kunſt einer gut entwickelten Natur iſt freilich von der Künſtelei des Verſtandes, des bloß raiſonnirenden Geiſtes ſehr unterſchieden. Shakſpeare war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke, wie Erzeugniſſe der Natur, das Gepräge des denkenden Geiſtes tragen, und in denen auch der letzte ſcharfſinnige Beobachter noch neue Uebereinſtimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit ſpätern Ideen, Verwandt-

ſchaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menſchheit finden wird. Sie ſind ſinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerſchöpflich, wie die Erzeugniſſe der Natur, und es dürfte nichts unpaſſenderes von ihnen geſagt werden können, als daß ſie Kunſtwerke in jener eingeſchränkten, mechaniſchen Bedeutung des Worts ſeien. —

In Shakſpeares hiſtoriſchen Stücken iſt durchgehends Kampf der Poeſie mit der Unpoeſie. Das Gemeine erſcheint witzig und ausgelaſſen, wenn das Große ſteif und traurig erſcheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen geſtellt, oft tragiſch, oft parodiſch, oft des Contraſtes wegen. Geſchichte, was dem Dichter Geſchichte heißt, wird in dieſen Stücken dargeſtellt; Geſchichte in Geſpräch aufgelöſt: gerade das Gegentheil der wahren Geſchichte, und doch Geſchichte wie ſie ſeyn ſoll, weiſſagend und ſynchroniſtiſch. Alles Dramatiſche gleicht einer Romanze; es iſt klar, einfach, ſeltſam, ein ächt poetiſches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

In einer wahren Rede ſpielt der Redner alle Rollen, um zu überraſchen, um den Gegenſtand von einer neuen Seite zu betrachten, um den Zuhörer plötzlich zu illudiren, oder auch zu überzeugen. Eine Rede iſt ein äußerſt lebhaftes, geiſtreiches und abwechſelndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenſtandes. Bald frägt der Redner, bald antwortet er; dann ſpricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann ſcheint er den

Gegenſtand zu vergeſſen, um plötzlich zu ihm zurück zu kommen; dann ſtellt er ſich überzeugt, um deſto hinterliſtiger zu ſchaden, dann einfältig, gerührt, muthig; er wendet ſich zu ſeinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beſchloſſen wäre; bald ſpricht er mit Bauern, bald mit dieſem, bald mit jenem, ſelbſt mit lebloſen Gegenſtänden. Kurz, eine Rede iſt ein monologes Drama. Nur der offne, gerade Redner verdient dieſen Namen, der ſchwülſtige iſt keiner. Die ächte Rede iſt im Styl des hohen Luſtſpiels, nur einzeln mit großer Poeſie verwebt, ſonſt recht klare, einfache Proſa des gemeinen Lebens. —

An ſchlechten und mittelmäßigen Schriftſtellern ließe ſich noch mancher ſchöne Kranz verdienen; man hat bisher faſt lauter Schlechtes und Mittelmäßiges über dieſelben, und doch würde eine Philoſophie des Schlechten, Mittelmäßigen und Gemeinen von der höchſten Wichtigkeit ſeyn. —

Formeln für Kunſtindividuen finden, durch die ſie im eigentlichen Sinn erſt verſtanden werden, macht das Geſchäft eines artiſtiſchen Kritikers aus, deſſen Arbeiten die Geſchichte der Kunſt vorbereiten. —

Jedes Buch, das der Menſch mit oder ohne Abſicht, als ſolcher geſchrieben hat, was alſo nicht ſowohl Buch, als geſchriebene Gedanken- und Charakteräußerung iſt, kann ſo mannigfaltig beurtheilt werden, als der Menſch iſt. Hier iſt kein Künſtler, ſondern der

ächte Menſchenkenner competent; es gehört nicht für ein artiſtiſches, ſondern für ein anthropologiſches Forum. So einſeitig und unbillig, ſo arbiträr und inhuman Menſchen beurtheilt werden, eben ſo auch dieſe Art Schriften. Es giebt ſo wenig reifen Sinn für univerſelle Humanität, daß man ſich auch über die Kritiker dieſer Schriften nicht wundern darf. Gerade das Beſte wird am leichteſten überſehen; auch hier findet der Kenner, für den der Menſch erſt eigentlich vorhanden iſt, unter deſſen Augen er wird, unzählbare Nuancen, Harmonien und Gelungenheiten, nur er weiß ſie zu würdigen, und bewundert vielleicht in einer ſehr mittelmäßig, oder gar ſchlecht ſcheinenden Schrift eine ſeltne Combination und Ausbildung menſchlicher Anlagen, die herrliche Naturkunſt eines Geiſtes, der ſich ihm in einer barbariſchen Form offenbart, weil er nur das Talent des ſchriftlichen Ausdrucks nicht beſaß, oder vernachläßigte. — —

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftſteller verſtanden habe, wenn ich in ſeinem Geiſte handeln kann, wenn ich ihn, ohne ſeine Individualität zu ſchmälern, überſetzen und mannigfach verändern kann.

Eine Ueberſetzung iſt entweder grammatiſch, oder verändernd, oder mythiſch. Mythiſche Ueberſetzungen ſind Ueberſetzungen im höchſten Styl. Sie ſtellen den reinen vollendeten Charakter des individuellen Kunſtwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunſtwerk,

ſondern das Ideal deſſelben. Noch exiſtirt, wie ich glaube, kein ganzes Muſter derſelben. Im Geiſt mancher Kritiken und Beſchreibungen von Kunſtwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem ſich poetiſcher Geiſt und philoſophiſcher Geiſt in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die griechiſche Mythologie iſt zum Theil eine ſolche Ueberſetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna iſt ein ſolcher Mythus.

Grammatiſche Ueberſetzungen ſind die Ueberſetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern ſehr viel Gelehrſamkeit, aber nur discurſive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Ueberſetzungen gehört, wenn ſie ächt ſeyn ſollen, der höchſte poetiſche Geiſt. Sie fallen leicht ins Traveſtiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Pope's Homer, die franzöſiſchen Ueberſetzungen insgeſammt. Der wahre Ueberſetzer dieſer Art muß in der That der Künſtler ſelbſt ſeyn, und die Idee des Ganzen beliebig ſo oder ſo geben können. Er muß der Dichter des Dichters ſeyn, und ihn alſo nach ſeiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden laſſen können. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht der Genius der Menſchheit mit jedem einzelnen Menſchen. —

Nicht bloß Bücher, alles kann auf dieſe drei Arten überſetzt werden. —

Journale ſind eigentlich ſchon gemeinſchaftliche Bücher; das Schreiben in Gemeinſchaft iſt ein intereſſantes

Symptom, das noch eine große Ausbildung der Schriftſtellerei ahnden läßt. Man wird vielleicht einmal in Maſſe ſchreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, ſelbſt Nationen werden Ein Werk unternehmen.

Die Bücherwelt iſt in der That nur die Carikatur der wirklichen Welt. Beide entſpringen aus derſelben Quelle. Jene aber erſcheint in einem freien beweglichen Medio. Daher ſind dort alle Farben greller, weniger Mittellinien, die Bewegungen lebhafter, die Umriſſe daher frappanter, der Ausdruck hyperboliſch. Jene erſcheint nur fragmentariſch, dieſe ganz. Daher iſt jene poetiſcher, geiſtvoller, intereſſanter, maleriſcher, aber auch unwahrer, unphiloſophiſcher, unſittlicher. Die meiſten Menſchen, die meiſten Gelehrten mitgerechnet, haben auch nur eine Buchanſicht, eine fragmentariſche Anſicht der wirklichen Welt, und dann leidet dieſe unter den nemlichen Gebrechen, genießt aber auch die nemlichen Vortheile als die Bücherwelt. Viele Bücher ſind auch nichts als Darſtellungen ſolcher einzelnen fragmentariſchen Anſichten der wirklichen Welt. —

Die meiſten Schriftſteller ſind zugleich ihre Leſer, indem ſie ſchreiben, und daher entſtehen in ihren Werken ſo viele Spuren des Leſers, ſo viele kritiſche Rückſichten, ſo manches, was dem Leſer zukömmt, und nicht dem Schriftſteller: Gedankenſtriche, großgedruckte Worte, herausgehobene Stellen, alles dies gehört in das Gebiet des Leſers. Der Leſer ſetzt den Accent willkühr-

lich; er macht eigentlich aus einem Buche, was er will. Es giebt kein allgemein geltendes Leſen im gewöhnlichen Sinn. Leſen iſt eine freie Operation; wie ich, und was ich leſen ſoll, kann mir keiner vorſchreiben. —

Die meiſten wiſſen ſelbſt nicht, wie intereſſant ſie wirklich ſind, was ſie wirklich für intereſſante Dinge ſagen. Eine ächte Darſtellung ihrer ſelbſt, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde ſie über ſich ſelbſt in Erſtaunen ſetzen, und ihnen in ſich ſelbſt eine durchaus neue Welt entdecken helfen. —

Ein Autodidaktos hat, bei allen Lücken und Unvollkommenheiten ſeines Wiſſens, die aus der Art ſeines Studiums nothwendig entſtehen, dennoch den großen Vortheil, daß jede neue Idee, die er ſich zu eigen macht, ſogleich in die Gemeinſchaft ſeiner Kenntniſſe und Ideen tritt, und ſich mit dem Ganzen aufs innigſte vermiſcht, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannigfaltigen neuen Entdeckungen giebt. —

Die Schriftſteller ſind ſo einſeitig, wie alle Künſtler Einer Art, und nur noch hartnäckiger. Unter den Schriftſtellern von Profeſſion giebt es gerade wenig liberale Menſchen, beſonders, wenn ſie gar keine andre Subſiſtenz, als ihre Schriftſtellerei haben. —

Alles, was ein Gelehrter thut, ſagt, ſpricht, leidet, hört u. ſ. w., muß ein artiſtiſches, techniſches, wiſſenſchaftliches Product, oder eine ſolche Operation ſeyn. Er ſpricht in Epigrammen; er agirt in einem Schau-

ſpiele; er iſt Dialogiſt; er trägt Abhandlungen und Wiſſenſchaften vor; er erzählt Anekdoten, Geſchichte, Märchen, Romane; er empfindet poetiſch; wenn er zeichnet, ſo zeichnet er als Künſtler, ſo als Muſiker; ſein Leben iſt ein Roman, ſo ſieht und hört er auch alles, ſo lieſt er. — Kurz, der ächte Gelehrte iſt der vollſtändig gebildete Menſch, der allem, was er berührt und thut, eine wiſſenſchaftliche, idealiſche Form giebt. —

Eine Idee iſt deſto gediegener, individueller und reizender, je mannigfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen ſich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Werk mehr Veranlaſſungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Intereſſe, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten verſtanden und geliebt zu werden hat, ſo iſt es gewiß höchſt intereſſant: ein ächter Ausfluß der Perſönlichkeit. Wie ſich die höchſten und gemeinſten Menſchen, die höchſt- und gemeinverſtändlichſten gewiſſermaßen gleichen, ſo auch mit den Büchern. Vielleicht gleicht das höchſte Buch einem Abc-Buch. Ueberhaupt iſt es mit den Büchern und mit allem, ſo wie mit dem Menſchen. Der Menſch iſt eine Analogien-Quelle für das Weltall. —

In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnißvoller Pulsſchlag, und bezeichnet die Berührungsſtelle mit der unſichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. —

Das Intereſſante iſt, was mich, nicht um mein ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel, als Glied in Be-

wegung ſetzt. Das Claſſiſche ſtört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich ſelbſt. Es iſt nicht für mich da, als claſſiſch, wenn ich es nicht ſetze, als ein ſolches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht ſelbſt zur Hervorbringung deſſelben für mich beſtimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir ſelbſt losriſſe, und dieſen Keim ſich auf eine eigenthümliche Weiſe vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur eines Moments bedarf, und mit der ſinnlichen Wahrnehmung des Objects zuſammenfällt, ſo daß ich ein Object vor mir ſehe, in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechſelſeitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden. —

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Beſinnung gebrachte Eigenſchaft, Handlungsweiſe unſers Geiſtes iſt im eigentlichſten Sinne eine neu entdeckte Welt. —

Humor iſt eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche iſt das Pikante daran. Humor iſt das Reſultat einer freien Vermiſchung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein intereſſant, und erhält objectiven Werth. Wo Phantaſie und Urtheilskraft ſich berühren, entſteht Witz; wo ſich Vernunft und Willkühr paaren: Humor. Perſiflage gehört zum Humor, iſt aber um einen Grad geringer, ſie iſt nicht mehr rein artiſtiſch,

und viel beſchränkter. In heitern Seelen giebt es keinen Witz. Witz zeigt ein geſtörtes Gleichgewicht an, er iſt die Folge der Zerſtörung, und zugleich das Mittel der Herſtellung. Den ſtärkſten Witz hat die Leidenſchaft. Es giebt eine Art des geſelligen Witzes, die nur magiſches Farbenſpiel in höheren Sphären iſt. Der Zuſtand der Auflöſung aller Verhältniſſe, die Verzweiflung oder das geiſtige Sterben iſt am fürchterlichſten witzig. — Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungeſittete wird durch Witz allein geſellſchaftsfähig; es iſt gleichſam nur um des Witzes willen. —

Witz, als Prinzip der Verwandtſchaften, iſt zugleich das menstruum universale. Witzige Vermiſchungen ſind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberei und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Ueberfluß und Mangel an Urtheilskraft in der Naivetät, und ſo fort ins Unendliche. —

Der Menſch erſcheint am würdigſten, wenn ſein erſter Eindruck der Eindruck eines abſolut witzigen Einfalls iſt: nemlich Geiſt und beſtimmtes Individuum zugleich zu ſeyn. Einen jeden vorzüglichen Menſchen muß gleichſam ein Geiſt zu durchſchweben ſcheinen, der die ſichtbare Erſcheinung idealiſch parodirt. Bei manchen Menſchen iſt es, als ob dieſer Geiſt der ſichtbaren Erſcheinung ein Geſicht ſchnitte. —

Von einem liebenswerthen Gegenſtande können wir nicht genug hören, nicht genug ſprechen. Wir freuen

uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenſtand aller Gegenſtände wird. — —

Lehrjahre ſind für den poetiſchen, akademiſche Jahre für den philoſophiſchen Jünger. Akademie ſollte ein durchaus philoſophiſches Inſtitut ſeyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Uebung der Denkkraft organiſirt. Lehrjahre im vorzüglichen Sinn ſind die Lehrjahre der Kunſt zu leben. Durch planmäßig geordnete Verſuche lernt man ihre Grundſätze kennen, und erhält die Fertigkeit, nach ihnen beliebig zu verfahren. —

Ein ächter Klubb iſt eine Miſchung von Inſtitut und Geſellſchaft. Er hat einen Zweck, wie das Inſtitut; aber keinen beſtimmten, ſondern einen unbeſtimmten, freien: Humanität überhaupt. Aller Zweck iſt ernſthaft; die Geſellſchaft iſt durchaus fröhlich. —

Die Gegenſtände der geſellſchaftlichen Unterhaltung ſind nichts, als Mittel der Belebung. Dies beſtimmt ihre Wahl, ihren Wechſel, ihre Behandlung. Die Geſellſchaft iſt nichts, als gemeinſchaftliches Leben: eine unheilbare, denkende und fühlende Perſon. Jeder Menſch iſt eine kleine Geſellſchaft. —

Geſellſchaftstrieb iſt Organiſationstrieb. Durch dieſe geiſtige Aſſimilation entſteht oft aus gemeinen Beſtandtheilen eine gute Geſellſchaft um einen geiſtvollen Menſchen her. —

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher iſt der am meiſten gebildete irdiſche Menſch dem Kinde ſo ähnlich. —

Das Intereſſante iſt die Materie, die ſich um die Schönheit bewegt. Wo Geiſt und Schönheit iſt, häuft ſich in concentriſchen Schwingungen das Beſte aller Naturen. —

Je verworrener ein Menſch iſt (man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe), deſto mehr kann durch fleißiges Selbſtſtudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müſſen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädiſten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hinderniſſen zu kämpfen, ſie dringen nur langſam ein, ſie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber ſind ſie auch Herren und Meiſter auf immer. Der Geordnete kommt geſchwind hinein, aber auch geſchwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe, aber da bleibt er auch gewöhnlich ſtehen. Ihm werden die letzten Schritte beſchwerlich, und ſelten kann er es über ſich gewinnen, bei einem gewiſſen Grade von Meiſterſchaft ſich wieder in den Zuſtand eines Anfängers zu verſetzen. Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen, bei mangelhaften Verhältniſſen; Beſtimmtheit, auf richtige Verhältniſſe, aber ſparſames Vermögen und Kraft. Daher iſt das Verworrene ſo progreſſiv, ſo perfectibel; dahingegen der Ordentliche ſo früh als Philiſter aufhört. Ordnung

und Beſtimmtheit allein iſt nicht Deutlichkeit. Durch Selbſtbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmliſchen Durchſichtigkeit, zu jener Selbſterleuchtung, die der Geordnete ſo ſelten erreicht. Das wahre Genie verbindet die Extreme. Es theilt die Geſchwindigkeit mit dem letzten, und die Fülle mit dem erſten. —

Je unwiſſender man von Natur iſt, deſto mehr Capacität für das Wiſſen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern und lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieſes deutlich beim Eintritt in eine Wiſſenſchaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Capacität. Es iſt eine der erſten Unwiſſenheit entgegengeſetzte Unwiſſenheit. Jene iſt Unwiſſenheit aus Mangel, dieſe aus Ueberfluß der Erkenntniſſe. Letztere pflegt die Symptome des Skepticismus zu haben. Es iſt aber ein unächter Skepticismus, aus indirecter Schwäche unſers Erkenntnißvermögens. Man iſt nicht im Stande die Maſſe zu durchdringen, und ſie in beſtimmter Geſtalt vollkommen zu beleben: die plaſtiſche Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfindungsgeiſt junger Köpfe und Schwärmer, ſo wie der glückliche Griff des geiſtvollen Anfängers oder Laien leicht erklärbar. —

Sollte nicht die Diſtanz einer beſondern Wiſſenſchaft von der allgemeinen, und ſo der Rang der Wiſſenſchaften unter einander, nach der Zahl ihrer Grundſätze zu rechnen ſeyn? Je weniger Grundſätze, deſto höher die Wiſſenſchaft. —

Innigſte Gemeinſchaft aller Kenntniſſe ſcientifiſche Republik, iſt der hohe Zweck der Gelehrten. —

Wer ſucht, wird zweifeln! Das Genie ſagt aber ſo dreiſt und ſicher, was es in ſich vorgehen ſieht, weil es nicht in ſeiner Darſtellung, die Darſtellung alſo auch nicht in ihm befangen iſt, ſondern ſeine Betrachtung und das Betrachtete frei zuſammen ſtimmen, zu Einem Werke frei ſich zu vereinigen ſcheinen. —

Ein Genie muß durch genialiſche Berührungen der mannigfaltigſten Art verſucht, erregt und gebildet werden, daher jeder Menſch, in Ermangelung lebendiger Genies, durch genialiſche Producte. (Jedes Product eines Genies iſt ſelbſt Genie.) —

Die Rechtslehre entſpricht der Phyſiologie, die Moral der Pſychologie. Die Vernunftgeſetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgeſetze verwandelt, geben die Grundſätze der Phyſiologie und Pſychologie. —

Jede ſpecifiſche Incitation verräth einen ſpecifiſchen Sinn. Je neuer ſie iſt, deſto plumper, aber deſto ſtärker: je beſtimmter, je ausgebildeter, mannigfaltiger ſie wird, deſto ſchwächer. So erregte der erſte Gedanke an Gott eine gewaltſame Emotion im ganzen Individuum; ſo die erſte Idee von Philoſophie, von Menſchheit, Weltall u. ſ. w. —

Man verſteht das Künſtliche gewöhnlich beſſer, als das Natürliche. Es gehört mehr Geiſt zum Einfachen, als zum Complicirten, aber weniger Talent. —

Eine Wiſſenſchaft gewinnt durch Freſſen, durch Aſſimiliren andrer Wiſſenſchaften u. ſ. w. So die Mathematik, z. B. durch den gefreſſenen Begriff des Unendlichen. —

Metaphyſik und Aſtronomie ſind Eine Wiſſenſchaft. Die Sonne iſt in der Aſtronomie, was Gott in der Metaphyſik iſt; Freiheit und Unſterblichkeit ſind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unſterblichkeit werden einſt die Baſen der geiſtigen Phyſik eben ſo werden, wie Sonne, Licht und Wärme die der irdiſchen Phyſik. —

Jede Wiſſenſchaft hat ihren Gott, der zugleich ihr Ziel iſt. So lebt eigentlich die Mechanik vom Perpetuo mobili, und ſucht zu gleicher Zeit als ihr höchſtes Problem ein Perpetuum mobile zu conſtruiren; ſo die Chemie mit dem Menstruo universali und dem geiſtigen Stoffe, oder dem Stein der Weiſen; die Philoſophie ſucht ein erſtes und einziges Prinzip; die Mathematik die Quadratur des Zirkels und eine Principalgleichung; der Menſch Gott; der Mediciner ein Lebenselixir, eine Vereinigungs-Eſſenz und vollkommenes Gefühl und Handhabung des Körpers; der Politiker ewigen Frieden und einen vollkommenen und freien Staat. Jede immer getäuſchte und immer erneuerte Erwartung deutet auf ein Kapitel in der Zukunftslehre hin. — Wir ſuchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge. —

Es iſt eine falſche Idee, daß man Langeweile haben

würde, wenn man alles wüßte. Jede überwundene Laſt befördert die Leichtigkeit der Lebensfunctionen, und läßt eine Kraft übrig, die nachher zu etwas anderm bleibt. Es iſt mit dem Wiſſen, wie mit dem Sehen, je mehr man ſieht, deſto beſſer und angenehmer iſt es. —

Es iſt nicht das Wiſſen allein, das uns glücklich macht, es iſt die Qualität des Wiſſens, die ſubjective Beſchaffenheit des Wiſſens. Vollkommenes Wiſſen iſt Ueberzeugung; und ſie iſt es, die uns glücklich macht und befriedigt, ſie verwandelt das todte Wiſſen in ein lebendiges. —

Am Ende beruht die Begreiflichkeit eines Phänomens auf Glauben und Willen. Mache ich ein Geheimniß aus einer Erſcheinung, ſo iſt es für mich eins. Es iſt damit wie mit den Schranken. —

Eine Idee verliert außerordentlich, wenn ich ihr den Stempel meiner Erfindung aufdrücke, und ſie zu einer Patent-Idee mache. —

Der vollendete Menſch muß gleichſam an mehreren Orten und in mehreren Menſchen leben, ihm müſſen beſtändig ein weiter Kreis und mannigfache Begebenheiten gegenwärtig ſeyn. Hier bildet ſich dann die wahre, großartige Gegenwart des Geiſtes, die den Menſchen zum eigentlichen Weltbürger macht, und ihn in jedem Augenblicke ſeines Lebens durch die wohlthätigſten Aſſociationen reizt, ſtärkt, und in die helle Stimmung einer beſonnenen Thätigkeit verſetzt. —

Alle Leidenſchaften endigen ſich wie ein Trauerſpiel. Alles Einſeitige endigt mit Tod: ſo die Philoſophie der Empfindung, die der Phantaſie, die des Gedankens. Alles Leben endigt ſich mit Alter und Tod. Alle Poeſie hat einen tragiſchen Zug. (Allem ächten Scherz liegt Ernſt zum Grunde: auch Farcen und Marionettenſpiele haben eine tragiſche Wirkung; eben ſo das Gemeine und Triviale.) —

Deutlich wird etwas nur durch Repräſentation. Man verſteht eine Sache am leichteſten, wenn man ſie repräſentirt ſieht. So verſteht man das Ich nur, in ſofern es vom Nicht-Ich repräſentirt wird. Das Nicht-Ich iſt das Symbol des Ich, und dient nur zum Selbſtverſtändniß des Ich. So verſteht man das Nicht-Ich umgekehrt nur, in ſofern es vom Ich repräſentirt, und dieſes ſein Symbol wird. In Hinſicht auf die Mathematik läßt ſich dieſe Bemerkung ſo anwenden, daß die Mathematik, um verſtändlich zu ſeyn, repräſentirt werden muß. Eine Wiſſenſchaft läßt ſich nur durch eine andere wahrhaft repräſentiren. Die pädagogiſchen Anfangsgründe der Mathematik müſſen daher ſymboliſch und analogiſch ſeyn. Eine bekannte Wiſſenſchaft muß zum Gleichniß für die Mathematik dienen, und dieſe Grundgleichung muß das Prinzip der Darſtellung der Mathematik werden. So wie die Anthropologie die Baſis der Menſchengeſchichte, ſo iſt die Phyſik der Mathematik die Baſis der Geſchichte die Mathematik. Die

Phyſik überhaupt iſt die urſprüngliche eigentliche Geſchichte; die gewöhnlich ſo genannte Geſchichte iſt nur abgeleitete Geſchichte. — Gott ſelbſt iſt nur durch Repräſentation verſtändlich. —

Die ganze Repräſentation beruht auf einem Gegenwärtigmachen des nicht Gegenwärtigen, und ſo fort. (Wunderkraft der Fiction. Glauben und Liebe beruht auf repräſentativem Glauben.) So die Annahme: der ewige Friede iſt ſchon da; Gott iſt unter uns; hier iſt Amerika oder nirgend; das goldne Zeitalter iſt hier; wir ſind Zauberer; wir ſind moraliſch u. ſ. w. —

Alle hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſtrebt mathematiſch zu werden, die mathematiſche Kraft iſt die ordnende Kraft. Jede mathematiſche Wiſſenſchaft ſtrebt wieder philoſophiſch zu werden, animirt, oder rationaliſirt zu werden; dann poetiſch, endlich moraliſch, zuletzt religiös. —

Mit dem bloßen Stoff den Anfang in der Philoſophie der Wiſſenſchaften zu machen, iſt eben ſo einſeitig, antinomiſch und unkritiſch, als mit der bloßen Bewegung anzufangen. Mit dem Menſchen anzufangen iſt ſchon kritiſcher; mit dem idealiſchen Menſchen, d. h. mit dem Genius anzufangen, noch kritiſcher; mit Gott anzufangen ein Maximum der Kritik. — Man ſagt nicht ohne Bedeutung, um die Schwierigkeit eines Unternehmens anzuzeigen: das Unternehmen iſt kritiſch. Die Kritik iſt alſo gefährlich und mühſam. —

Das Wahre und Aechte ſcheint, als wenn es ſo

ſeyn müßte, und nichts anders ſeyn könnte. (Seine Simplicität, kindliche Naivität, Leichtigkeit, Bequemlichkeit, Nothwendigkeit, Unbedeutendheit.) Sucht nach Originalität iſt gelehrter, grober Egoismus. Wer nicht jeden fremden Gedanken wie den ſeinigen, und einen eigenthümlichen wie einen fremden Gedanken behandelt, iſt kein ächter Gelehrter. Das Hervorbringen neuer Ideen kann unnützer Luxus werden: es iſt ein actives Sammeln; die Bearbeitung des Geſammelten iſt ſchon ein höherer Grad der Thätigkeit. Für den ächten Gelehrten giebt es nichts Eigenthümliches und nichts Fremdes, alles iſt ihm fremd und eigenthümlich zugleich. (Dem philoſophiſchen Körper iſt der Körper ſelbſt fremd und eigen, Reiz und Reizbarkeit zugleich.) Der Gelehrte weiß das Fremde ſich zuzueignen, und das Eigne fremd zu machen (Lernen und Lehren, Beobachten und Darſtellen, Eſſen und Abſondern). Höheres Streben nach höherer Originalität. Auch in der gelehrten Welt muß man lieben und wählen, um ſelbſt exiſtiren und ſich ſelbſt genießen zu können. —

Doppelte Univerſalität jeder wahren Wiſſenſchaft. Die eine entſteht, wenn ich alle andern Wiſſenſchaften zur Ausbildung der beſondern benutze; die andre, wenn ich ſie zur Univerſalwiſſenſchaft mache, und ſie ſelbſt unter ſich ordne, alle andern Wiſſenſchaften als ihre Modificationen betrachte. Den erſten Verſuch der letztern Art hat Fichte mit der Philoſophie unternom-

men. Er ſoll in allen Wiſſenſchaften unternommen werden. —

Die Mathematik iſt wohl die exoteriſirte zu einem äußern Object und Organ gemachte Seelenkraft des Verſtandes, ein realiſirter und objectiver Verſtand. Sollte dieſes vielleicht mit mehreren, und vielleicht allen Seelenkräften der Fall ſeyn, daß ſie durch unſre Bemühungen äußerliche Werkzeuge werden ſollen? Alles ſoll aus uns heraus und ſichtbar werden, unſre Seele ſoll repräſentabel werden. Das Syſtem der Wiſſenſchaften ſoll ſymboliſcher Körper (Organ-Syſtem) unſers Innern werden. Unſer Geiſt ſoll ſinnlich wahrnehmbare Maſchine werden, nicht in uns, aber außer uns. — — Eine ſinnlich wahrnehmbare, zur Maſchine gewordene Einbildungskraft iſt die Welt. Die Einbildungskraft iſt am leichteſten und erſten zur Welt gekommen oder geworden, die Vernunft vielleicht zuletzt. —

Der Act des ſich ſelbſt Ueberſpringens iſt überall der höchſte, der Urpunkt, die Geneſis des Lebens. So iſt die Flamme nichts, als ein ſolcher Act. So hebt alle Philoſophie da an, wo der Philoſophirende ſich ſelbſt philoſophirt, d. h. zugleich verzehrt und erneuert. Die Geſchichte dieſes Prozeſſes iſt die Philoſophie. So hebt alle Moralität damit an, daß ich aus Tugend gegen die Tugend handle; damit beginnt das Leben der Tugend, durch welches vielleicht die Capacität ins Unendliche zunimmt, ohne je eine Gränze, d. i. die Bedingung

der Möglichkeit ihres Lebens zu verlieren. Alles Leben iſt ein überſchwenglicher Erneuerungs-Prozeß, der nur von der Seite den Schein eines Vernichtungs-Prozeſſes hat. Das Präcipitat des Lebens iſt ein Lebendiges, Lebensfähiges. Wie ſich Wärme zur Flamme verhält, ſo Geiſt zum Leben. —

Hätten wir auch eine Phantaſtik, wie eine Logik, ſo wäre die Erfindungskunſt erfunden. Zur Phantaſtik gehört auch die Aeſthetik gewiſſermaßen, wie die Vernunftlehre zur Logik. —

Sittlichkeit und Philoſophie ſind Künſte. Erſtere iſt die Kunſt unter den Motiven zu Handlungen einer ſittlichen Idee, einer Kunſtidee a priori, gemäß zu wählen, und auf dieſe Art in alle Handlungen einen großen tiefen Sinn zu legen, dem Leben eine höhere Bedeutung zu geben, und ſo die Maſſe innerer und äußerer Handlungen (innere ſind die Geſinnungen und Entſchließungen) kunſtmäßig zu einem idealiſchen Ganzen zu ordnen und zu vereinigen. Die andre iſt die Kunſt, auf eine ähnliche Art mit den Gedanken zu verfahren, unter den Gedanken zu wählen, die Kunſt, unſre geſammten Vorſtellungen nach einer abſoluten, künſtleriſchen Idee zu produciren, und ein Weltſyſtem a priori aus den Tiefen unſers Geiſtes heraus zu denken; das Denkorgan activ zur Darſtellung einer rein intelligiblen Welt zu gebrauchen. — Eigentlich wird in allen ächten Künſten Eine Idee, Ein Geiſt realiſirt, von innen her-

aus producirt die Geiſterwelt. Für das Auge iſt es die ſichtbare Welt a priori, für das Ohr die hörbare Welt a priori, für das ſittliche Organ die ſittliche Welt a priori, für das Denkorgan die denkbare Welt a priori, und ſo weiter. Alle dieſe Welten ſind nur verſchiedene Ausdrücke verſchiedener Werkzeuge Eines Geiſtes und Einer Welt. —

Was iſt Myſticismus? Was muß myſtiſch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht ſich auf Myſticismus. Wenn alle Menſchen ein paar Liebende wären, ſo fiele der Unterſchied zwiſchen Myſticismus und Nichtmyſticismus weg.

Dialogen.

1.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Preſſe.

A. Welche Laſt Buchſtaben! welche ungeheure Abgabe von der Zeit!

B. Du ſcheinſt zu den Omariſten zu gehören, wenn es erlaubt iſt, euch nach dem Conſequenteſten unter euch zu benennen.

A. Du willſt doch nicht den Lobredner dieſer Bücherſeuche machen?

B. Warum den Lobredner? — Aber ich freue mich im Ernſt über die jährliche Zunahme dieſes Handlungsartikels, bei dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baaren Gewinn bringt. Es ſind doch bei uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf, als bei unſern Nachbarn zuſammengenommen; die Entdeckung dieſer mächtigen Minen in Deutſchland, die mehr als Potoſi und Braſilien ſind, und die wahrhaftig eine größere Revolution machen und machen werden, als die Entdeckung von Amerika, fällt in die Mitte dieſes Jahrhunderts. Wie haben wir nicht ſeitdem ſchon an wiſſenſchaftlicher Gewinnung, Aufbewahrung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenommen. Wir holen jetzt überall die rohen Erze oder die ſchönen Formen, ſchmelzen jene um, und wiſſen dieſe nachzuahmen und zu übertreffen. Und du willſt, daß wir alles zuſchütten und zu der rohen Armuth unſrer Väter zurückkehren ſollen? Iſt es nicht wenigſtens eine Veranlaſſung zur Thätigkeit? und iſt nicht jede Thätigkeit lobenswerth?

A. So läßt ſich nichts dagegen einwenden, aber nun laß uns doch die große Kunſt und das edle Metall näher beleuchten.

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des Einzelnen laſſe ich nicht gelten. So etwas will im Ganzen angeſehen ſeyn.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern iſt ſelbſt ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja wenn es ein planmäßiger Fortſchritt wäre! Wenn jedes Buch irgendwo eine Lücke ausfüllte, und ſo jede Meſſe gleichſam ein ſyſtematiſches Glied in der Bildungskette wäre, ſo wäre jede Meſſe eine nothwendige Periode, und ſo entſtände aus zweckmäßigen Fortſchritten endlich ein vollendeter Weg zur idealiſchen Bildung. Ein ſolcher ſyſtematiſcher Katalog, wie viel kleiner an Volumen, und wie viel größer an Gewicht?

B. Es geht dir und vielen wie den Juden. Sie hoffen ewig auf den Meſſias, und dieſer iſt ſchon längſt da. Glaubſt du denn, daß das Menſchenſchickſal, oder wenn du willſt, die Natur der Menſchheit erſt nöthig hat, unſre Hörſäle zu frequentiren, um zu erfahren, was ein Syſtem iſt? Mir ſcheint es, als wenn unſre Syſtematiker noch bei ihr in die Schule gehen könnten. Die Zufälle ſind die einzelnen Thatſachen; die Zuſammenſtellung der Zufälle, ihr Zuſammentreffen, iſt nicht wieder Zufall, ſondern Geſetz, Erfolg der tiefſinnigſten, planmäßigſten Weisheit. Es iſt kein Buch im Meßkatalog, das nicht ſeine Frucht getragen hat, und hätte es auch nur den Boden gedüngt, auf dem es wuchs. Wir glauben viele Tautologien zu finden; dort wo ſie entſtanden, belebten ſie doch dieſe und jene Ideen vorzüglich. Sie ſind nur für das Ganze, für uns, Tautologien; der ſchlechteſte Roman hat wenigſtens den

Freunden und Freundinnen des Verfaſſers ein Vergnügen gewährt. Armſelige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publikum und ihre Anhänger, und wirken in typographiſcher Rüſtung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leſer, und ſo durchaus.

A. Du ſcheinſt die nachtheiligen Folgen des Leſens, und den ungeheuern Koſtenaufwand auf dieſen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergeſſen.

B. O Lieber! — Iſt nicht das Geld zum Beleben da? Warum ſoll es nun nicht auch dieſem Bedürfniß unſrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beſeelen und befriedigen? In Anſehung der nachtheiligen Folgen, ſo bitte ich dich nur um ein augenblickliches ernſtes Nachdenken, weil ein ſolcher Einwurf von dir mich beinahe ärgert.

A. Ich weiß, wohin du willſt, und ich wünſche in der That nicht die ächten Philiſter-Bedenklichkeiten zu den meinigen zu machen, indeſſen haſt du nicht oft genug ſelbſt über dein Bücherleſen geklagt? haſt du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur geſprochen?

B. Es kann ſeyn, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Mißverſtändniſſen geben konnten; aber abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke ſind, wo man nicht allgemein, ſondern wie die Leidenſchaft und Laune, einſeitig ſpricht, ſo habe ich mich damit mehr über die unvermeidliche Schwäche

unſrer Natur, ihren Gewöhnungs- und Verwöhnungs-Hang, und nicht im Grunde über die Chiffernwelt beſchwert; dieſe kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr ſehen, und unſre fünf leiblichen Sinne beinah ſo gut wie nicht mehr haben. Warum heften wir uns ſo einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerſtock?

A. Wenn das aber ſo fortgeht, ſo wird man am Ende keine ganze Wiſſenſchaft mehr ſtudiren können, ſo ungeheuer wächſt der Umfang der Literatur.

B. Glaube das nicht. Uebung macht den Meiſter, und auch im Bücherleſen. Du lernſt dich bald auf deine Leute verſtehen. Man hat oft nicht zwei Seiten dem Autor zugehört, ſo weiß man ſchon, wen man vor ſich hat. Oft iſt der Titel ſelbſt phyſiognomiſch lesbar genug. Auch die Vorrede iſt ein ſubtiler Büchermeſſer. Die Klügern laſſen deshalb jetzt dieſen verrätheriſchen Inhaltsanzeiger gewöhnlich weg, und die Bequemen thun es, weil eine gute Vorrede ſchwerer iſt, wie das Buch.

Die Citaten- und Kommentar-Manier der ältern Philologen, was war ſie als ein Kind der Armuth an Büchern und des Ueberfluſſes an literäriſchem Geiſt?

A. Ich weiß aber nicht, mir ſind ſelbſt der vortrefflichen Bücher zu viel. Wie lange bring' ich nicht bei Einem guten Buche zu, oder vielmehr jedes gute Buch wird mir zum Vehikel lebenslänglicher Beſchäfti-

gung, zum Gegenſtand eines nie ſich erſchöpfenden Genuſſes. Warum ſchränkſt du dich denn nur auf wenig gute und geiſtvolle Menſchen ein? Iſt es nicht aus demſelben Grunde? Wir ſind nun einmal ſo eingeſchränkt, daß wir nur weniges ganz genießen können, und iſt es nicht am Ende beſſer, Einen ſchönen Gegenſtand ſich durchaus zuzueignen, als an hunderten vorbeizuſtreichen, überall zu nippen, und ſo mit vielen, oft ſich widerſprechenden, halben Genüſſen zeitig genug ſich die Sinne abzuſtumpfen, ohne etwas dabei auf ewig gewonnen zu haben?

B. Du ſprichſt wie ein Religios. Leider triffſt du einen Pantheiſten in mir, dem die unermeßliche Welt gerade weit genug iſt. Ich ſchränke mich auf wenig gute und geiſtvolle Menſchen ein, weil ich muß. Wo habe ich denn mehr? So mit Büchern. Die Büchermacherei wird mir noch bei weitem nicht genug ins Große getrieben. Wenn ich das Glück hätte, Vater zu ſeyn, Kinder könnte ich nicht genug haben, nicht etwa zehn bis zwölf, hundert wenigſtens.

A. Nicht auch Frauen, Vielhaber?

B. Nein, nur Eine, im vollen Ernſte.

A. Welche bizarre Inconſequenz!

B. Nicht bizarrer und nicht mehr Inconſequenz, als nur Einen Geiſt in mir, und nicht hundert. So wie mein Geiſt ſich in Hundert und Millionen Geiſter verwandeln ſoll, ſo meine Frau in ſo viel Weiber,

als es giebt. Jeder Menſch iſt ohne Maaß veränderlich. Wie mit den Kindern, ſo mit den Büchern. Ich möchte eine ganze Bücherſammlung aus allen Kunſt- und Wiſſenſchaftsarten, als Werk meines Geiſtes vor mir ſehen. Und ſo mit allem. Wilhelm Meiſters Lehrjahre haben wir jetzt allein. Wir ſollten ſo viel Lehrjahre, in demſelben Geiſt geſchrieben, beſitzen, als nur möglich wäre, die ſämmtlichen Lehrjahre aller Menſchen, die je gelebt hätten.

A. Jetzt höre auf. Mir ſchwindelt ſchon. Morgen mehr. Dann bin ich wieder im Stande, einige Gläſer von deinem Lieblingswein mit zu trinken.

2.

A. Haſt du heute Luſt, mir deine Ideen über die Schriftſtellerei, und ſonſt weiter, mitzutheilen, ich hoffe einen lebhaften paradoxen Stoß ertragen zu können, und wenn du mich in Schwung bringſt, ſo helfe ich dir vielleicht; wenn der Träge nur erſt in Bewegung iſt, ſo iſt er auch deſto unaufhaltſamer und kühner.

B. Natürlich, je ſchwerer ein Ding Kraft äußert, deſto mehr Kraft kann es aufnehmen, und mit dieſer Bemerkung ſtänden wir vor der deutſchen Literatur, welche die Wahrheit derſelben auffallend beſtätigt. Ihre Capacität iſt ungeheuer. Es dürfte ihr kein empfindlicher Vorwurf ſeyn, daß ſie nicht leicht zu Filigranar-

beiten zu benutzen ſey. Indeß iſt doch das nicht zu läugnen, daß ſie in Maſſe den alten Heerhaufen ihres Volks gleicht, die im Kampfe von Mann zu Mann wohl zehn römiſche Heere beſiegt haben würden; aber freilich in Maſſe, durch Geſammeltheit, Zucht, gut verbundene, leichte Bewegung und Ueberſicht der ſchicklichen Situation leicht zu werfen waren.

A. Glaubſt du, daß ihre Geſchwindigkeit und Kraft noch im Zunehmen, oder doch wenigſtens noch im Zeitraum der gleichförmig beſchleunigten Bewegung iſt?

B. Im Zunehmen allerdings, und zwar ſo, daß ſich ihr Kern immer mehr von der lockern Materie, die ihn umgab, und ſeine Bewegung aufhielt, ſcheidet und ſäubert. Bei einem Weſen, wie eine Literatur, findet der Fall Statt, daß die Kraft, die ihm den Stoß gab, bei vordringender Richtung in dem Verhältniß wächſt, als ſeine Geſchwindigkeit zunimmt, und daß ſich alſo ſeine Capacität eben ſo vermehrt. Du ſiehſt, daß es hier auf eine Unendlichkeit abgeſehen iſt. Es ſind zwei veränderliche Factoren, die im wachſenden Wechſelverhältniß ſtehen, und deren Product hyperboliſch fortſchreitet. Um aber das Bild deutlicher zu machen, müſſen wir uns erinnern, daß wir nicht mit einer Größenbewegung und Ausdehnung, ſondern mit einer veredelnden Variation (Verſchiedenung) von Beſchaffenheiten, deren Inbegriff wir Natur nennen, zu thun ha-

ben. Den einen jener veränderlichen Factoren wollen wir die Sinnfähigkeit, Organibilität, Belebungsfähigkeit nennen, worin denn zugleich die Variabilität mit begriffen iſt. Der andre ſey uns die Energie, Ordnung und Mannigfaltigkeit der erregenden Potenzen. Denke dir beide in Wechſelzunahme durchaus, und ſchließe dann auf die Productenreihe. Mit der Einfachheit wächſt der Reichthum, mit der Harmonie die Volltönigkeit, die Selbſt- und Vollſtändigkeit des Gliedes mit der des Ganzen: innere Vereinigung und äußere Verſchiedenheit.

A. So treffend und ſchmeichelhaft auch dies Bild der Geſchichte unſrer Schriftwelt ſeyn kann, ſo iſt es mir doch noch zu unverſtändlich, zu gelehrt. Ich verſtehe es nur ſo obenhin, indeſſen mag das gut ſeyn, und ich bitte dich ſtatt einer unerklärbaren Erklärung lieber die ewige Schneelinie zu verlaſſen, und ſo plan als möglich über einige Erſcheinungen am Fuße des Berges und aus dem Pflanzenſtriche zu reden, hier biſt du den Göttern nicht ſo nahe, und ich habe keine Orakelſprache zu befürchten. — — —

3.

Das Leben iſt ſehr kurz.
Mir kommt es ſehr lang vor.

Es iſt kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz ſeyn ſollte.

Wer lebt denn? Sind Sie es nicht, der bei dem Unangenehmen verweilt, und bei dem Angenehmen vorbei fliegt? —

Das iſt eben das Schlimme, daß ich mich hierin nicht ändern kann, ſo wenig als Sie. Das Angenehme befördert unſre Kraft, das Unangenehme hemmt ſie.

Nun und Sie merken doch hier Unvollſtändigkeit?

Leider nur zu lebhaft.

Wer heißt Sie, dieſer Indication nicht folgen?

Was für einer Indication?

Daß Sie das, was Sie wünſchen, nicht erwarten, ſondern aufſuchen ſollen. Merken Sie nicht, daß Sie an ſich ſelbſt verwieſen werden?

Zur Geduld, das weiß ich ſchon lange.

Nicht auch zur Hülfe?

Der Kranke läßt den Arzt rufen, weil er ſich nicht helfen kann.

Wenn nun aber der Arzt gerade zur Arznei dem Kranken Anſtrengung ſeines Verſtandes vorſchreibt? Wer ſich ſelbſt fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihn ſich ſelbſt verſchreibt.

Vergeſſen Sie nicht, daß wir von der Länge und Kürze des Lebens ausgingen.

Die Anwendung iſt kurz und leicht wie der frohe Genuß, und lang und mühſam, wie Duldung. In

jener Rückſicht gab ich ſie Ihnen. In dieſer bleibt ſie Ihnen ſelbſt überlaſſen. Mäßigen Sie das allzuſchnelle Strömen der Kraft in der Freude durch Nachdenken. Beſchleunigen Sie den trägen Fortſchritt durch regelmäßige Thätigkeit.

Am Ende iſt Ihr Recept doch nicht das, was ich ſuche. Sie verordnen eine Mixtur mit Verdünnung, halb nehm' ichs mit Dank an.

Lieber, Sie ſind kein Chemiſt, ſonſt würden Sie wiſſen, daß durch ächte Miſchung ein Drittes entſteht, was Beides zugleich, und mehr als Beides iſt.

4.

Sie haben doch Recht gehabt. Unſre Unterhaltung hat mich auf ein intereſſantes Reſultat geführt.

Nun iſt die Reihe des Belehrtwerdens an mir. Ein Wechſel, der allein ächten Umgang gewährt.

Sie haben mir einen Weg durch die Zweifel über den Werth der Luſt gebahnt. Ich begreife nun, daß unſre urſprüngliche Exiſtenz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Luſt iſt. Die Zeit entſteht mit der Unluſt, daher alle Unluſt ſo lang, und alle Luſt ſo kurz. Abſolute Luſt iſt ewig, außer aller Zeit; relative Luſt mehr oder weniger Ein ungetheilter Moment.

Sie begeiſtern mich; nur wenig Schritte noch, und wir ſtehen auf der Höhe der innern Welt.

Ich weiß, welche Schritte Sie meinen. Unluſt iſt, wie die Zeit, endlich. Alles Endliche entſteht aus Unluſt. So unſer Leben.

Ich löſe Sie ab, und fahre fort. Das Endliche iſt endlich. Was bleibt? Abſolute Luſt, Ewigkeit, unbedingtes Leben. Und was haben wir in der Zeit zu thun, deren Zweck Selbſtbewußtſeyn der Unendlichkeit iſt?

Vorausgeſetzt, daß ſie einen Zweck hat: denn man könnte wohl fragen, ob nicht Zweckloſigkeit gerade die Illuſion charakteriſirt?

Auch das; indeß was ſollen wir zu bewirken ſuchen? Verwandlung der Unluſt in Luſt, und mit ihr der Zeit in Ewigkeit, durch eigenmächtige Abſonderung und Erhebung des Geiſtes, des Bewußtſeyns der Illuſion, als ſolcher. Ja, Lieber, und hier an den Säulen des Herkules laſſen Sie uns einander umarmen, im Genuß der Ueberzeugung, daß es bei uns ſteht, das Leben wie eine ſchöne genialiſche Täuſchung, wie ein herrliches Schauſpiel zu betrachten, daß wir ſchon hier im Geiſt in abſoluter Luſt und Ewigkeit ſeyn können, und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich ſey, der fröhlichſte aller Gedanken werden kann und ſoll.

Dieſe Anſicht des Lebens, als zeitliche Illuſion,

als Drama, möge uns zur andern Natur werden. Wie ſchnell werden dann trübe Stunden vorüber fliegen, und wie reizend wird uns nicht ſo die Vergänglichkeit vorkommen. —

5.

A. Lieber Freund, ſchaffen Sie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürſten. Ich grüble nun ſchon lange, aber die verzweifelten Fürſten ſtehen mir nicht. Sie verſchwinden unter dem Focus meiner Aufmerkſamkeit. Sie müſſen nicht feuer- und lichtbeſtändig ſeyn. Iſt ein Begriff vom Fürſten etwa ein Rahmen um ein Bild der Aegyptiſchen Finſterniß?

B. Ein glücklicher Genius hat Sie gerade zu mir geführt. Ein günſtiger Zufall hat mich dieſes große Geheimniß gelehrt, daß ſich freilich, wie jedes Geheimniß, paradox genug hören läßt:

Fürſten ſind Nullen, ſie gelten an ſich nichts, aber mit Zahlen,
Die ſie beliebig erhöhn, neben ſich, gelten ſie viel.

A. Am Ende, Lieber, was ſollen alle dieſe Hypotheſen? Eine einzige wahrhaft beobachtete Thatſache iſt doch mehr werth, als die glänzendſte Hypotheſe. Das Hypotheſiren iſt eine gefährliche Spielerei. Es wird am Ende leidenſchaftlicher Hang zur Unwahrheit,

und vielleicht hat nichts den beſten Köpfen und den Wiſſenſchaften mehr geſchadet, als dieſe Renommiſterei des phantaſtiſchen Verſtandes. Dieſe ſcientifiſche Unzucht ſtumpft den Sinn für Wahrheit gänzlich ab, und entwöhnt von ſtrenger Beobachtung, welche doch allein die Baſis aller Erweiterung und Entdeckung iſt.

B. Hypotheſen ſind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;
Iſt nicht Amerika ſelbſt durch Hypotheſe gefunden?
Hoch und vor allen lebe die Hypotheſe, nur ſie bleibt
Ewig neu, ſo oft ſie auch ſchon ſich ſelber beſiegte

Und nun in Proſa die Nutzanwendung. Der Skeptiker, mein Freund, hat ſo wenig, wie der gemeine Empirismus, das Mindeſte zu Erweiterung der Wiſſenſchaft gethan. Der Skeptiker verleidet höchſtens den Hypothetikern den Ort, wo ſie ſtehen, macht ihnen den Boden ſchwankend; eine ſonderbare Art, Fortſchritte zu Stande zu bringen: wenigſtens ein ſehr indirectes Verdienſt. Der ächte Hypothetiker iſt kein andrer, als der Erfinder, dem vor ſeiner Erfindung oft ſchon dunkel das entdeckte Land vor Augen ſchwebt, der mit dem dunkeln Bilde über der Beobachtung, dem Verſuche, ſchwebt, und nur durch freie Vergleichung, durch mannigfache Berührung und Reibung ſeiner Ideen mit der Erfahrung, endlich die Idee trifft, die ſich negativ zur poſitiven Erfahrung verhält, daß beide dann auf immer

zuſammenhängen, und ein neues und himmliſches Licht die zur Welt gekommene Kraft umſtrahlt. —

Die Fabellehre enthält die Geſchichte der urbildlichen Welt; ſie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft. — Die Menſchenwelt iſt das gemeinſchaftliche Organ der Götter; Poeſie vereinigt ſie mit uns. —

Die höchſten Kunſtwerke ſind ſchlechthin ungefällig; ſie ſind Ideale, die nur approximando gefallen können und ſollen, äſthetiſche Imperative. So ſoll auch das Moralgeſetz approximando Neigung werden.

In eigentlichen Poemen iſt keine als die Einheit des Gemüths. —

Der Geiſt der Poeſie iſt das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht. —

Alles Vollendete ſpricht ſich nicht allein, es ſpricht ſeine ganze mitverwandte Welt aus. Daher ſchwebt um das Vollendete jeder Art der Schleier der ewigen Jungfrau, den die leiſeſte Berührung in magiſchen Duft auflöſt, der zum Wolkenwagen des Sehers wird. Es iſt nicht die Antike allein, die wir ſehen; ſie iſt der Himmel, das Fernrohr und der Fixſtern zugleich, und mithin eine ächte Offenbarung einer höheren Welt. — Man glaube nur auch nicht allzuſteif, daß die Antike und das Vollendete gemacht ſey — gemacht — was wir ſo gemacht nennen. Sie ſind ſo gemacht, wie die Ge-

liebte durch das verabredete Zeichen des Freundes in der Nacht; wie der Funken durch die Berührung der Leiter, oder der Stern, durch die Bewegung im Auge. — — Mit jedem Zuge der Vollendung ſpringt das Werk vom Meiſter ab, in mehr als Raumfernen, und ſo ſieht mit dem letzten Zuge der Meiſter ſein vorgebliches Werk durch eine Gedankenkluft von ſich getrennt, deren Weite er ſelbſt kaum faßt, und über die nur die Einbildungskraft, wie der Schatten des Rieſen Intelligenz (Goethe's Märchen) zu ſetzen vermag. In dem Augenblicke, da es ganz ſein werden ſollte, ward es mehr als er, ſein Schöpfer, er zum unwiſſenden Organ und Eigenthum einer höhern Macht. Der Künſtler gehört dem Werke, und nicht das Werk dem Künſtler.

Der Sinn für Poeſie hat viel mit dem Sinn für Myſticismus gemein; er iſt der Sinn für das Eigenthümliche, Perſonelle, Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er ſtellt das Undarſtellbare dar; er ſieht das Unſichtbare, fühlt das Unfühlbare. Kritik der Poeſie iſt ein Unding; es iſt ſchon ſchwer zu entſcheiden, ob etwas Poeſie ſey oder nicht. Der Dichter iſt wahrhaft ſinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er ſtellt im eigentlichſten Sinne das Subject-Object vor: Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts — ſeine Ewigkeit. Der Sinn für Poeſie hat nahe Verwandt-

ſchaft mit dem Sinn der Weiſſagung und dem religiöſen Sinn, dem Wahnſinn überhaupt. Der Dichter ordnet, vereiniget, wählt, erfindet, und es iſt ihm ſelbſt unbegreiflich, warum gerade ſo und nicht anders. —

Es giebt einen ſpeciellen Sinn für Poeſie, eine poetiſche Stimmung in uns. Die Poeſie iſt durchaus perſonell, und darum unbeſchreiblich, und nicht zu definiren. Wer es nicht unmittelbar weiß und fühlt, was Poeſie iſt, dem läßt ſich kein Begriff davon beibringen, Poeſie iſt Poeſie; von Sprech- oder Redekunſt unendlich verſchieden. —

Man ſucht mit der Poeſie, die gleichſam nur das mechaniſche Inſtrument dazu iſt, innere Stimmungen, oder Gemälde und Anſchauungen hervorzubringen, vielleicht auch geiſtige Tänze u. ſ. w. Poeſie iſt Gemüthserregungskunſt. —

Poeſie iſt Darſtellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Geſammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn ſie ſind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plaſtik zur äußern geſtalteten Welt, und die Muſik zu den Tönen iſt. Effect iſt ihr gerade entgegengeſetzt, in ſofern ſie plaſtiſch iſt, doch giebt es eine muſikaliſche Poeſie, die das Gemüth ſelbſt in ein mannigfaltiges Spiel von Bewegungen ſetzt. —

Dem Dichter iſt ein ruhiger, aufmerkſamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdiſcher Geſchäf-

tigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine ſorgenfreie Lage, Reiſen, Bekanntſchaft mit vielartigen Menſchen, mannigfache Anſchauungen, Leichtſinn, Gedächtniß, Gabe zu ſprechen, keine Anheftung an Einen Gegenſtand, keine Leidenſchaft im vollen Sinn, eine vielſeitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten ſind Iſolatoren und Leiter des poetiſchen Stroms zugleich. —

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Taſten, und die ganze Poeſie beruht auf thätiger Ideenaſſociation, auf ſelbſtthätiger, abſichtlicher, idealiſcher Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter iſt allwiſſend; er iſt eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, ſich andere Gedanken vorzuſtellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannigfaltigſten Ausdrücken darzuſtellen. Wie ein Tonkünſtler verſchiedene Töne und Inſtrumente in ſeinem Innern ſich vergegenwärtigen, ſie vor ſich bewegen laſſen, und ſie auf mancherlei Weiſe verbinden kann, ſo daß er gleichſam der Lebensgeiſt dieſer Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Maler, als Meiſter und Erfinder farbiger Geſtalten, dieſe nach ſeinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu ſtellen, und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen verſteht, ſo muß der Dichter den redenden

Geiſt aller Dinge und Handlungen in ſeinen unterſchiedlichen Trachten ſich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen, und mit beſonderm, eigenthümlichen Sinn zu beſeelen vermögend ſeyn. Geſpräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beſchreibungen, leidenſchaftliche Aeußerungen, mit allen möglichen Gegenſtänden angefüllt, unter mancherlei Umſtänden, und von tauſend verſchiedenen Menſchen muß er erfinden, und in angenehmen Worten aufs Papier bringen können. Er muß im Stande ſeyn, über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weiſe zu ſprechen, und das Sprechen oder Schreiben muß ihn ſelbſt zum Schreiben und Sprechen begeiſtern. —

Sollten die Grundgeſetze der Phantaſie die Entgegengeſetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik ſeyn? —

Die Poeſie iſt der Held der Philoſophie. Die Philoſophie erhebt die Poeſie zum Grundſatz; ſie lehrt uns den Werth der Poeſie kennen. Philoſophie iſt die Theorie der Poeſie; ſie zeigt uns, was die Poeſie ſey; daß ſie Eins und Alles ſey. —

Die Trennung von Philoſoph und Dichter iſt nur ſcheinbar und zum Nachtheil beider. Es iſt ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Conſtitution. —

Philoſophie klingt wie Poeſie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poeſie: ferne Berge, ferne Menſchen, ferne Begebenheiten u. ſ. w. (alles wird romantiſch); daher

ergiebt ſich unſre urpoetiſche Natur. Poeſie der Nacht und Dämmerung. —

Es giebt eine ſymptomatiſche und eine genetiſche Nachahmung. Die letzte iſt allein lebendig; ſie ſetzt die innigſte Vereinigung der Einbildungskraft und des Verſtandes voraus. —

Aechte poetiſche Charaktere ſind ſchwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es ſind gleichſam verſchiedene Stimmen und Inſtrumente. Sie müſſen allgemein und doch eigenthümlich, beſtimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll ſeyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerſt ſelten Charaktere; ſie ſind ſo ſelten wie gute Schauſpieler. Viele Menſchen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenſchen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterſcheiden. Der Charakter iſt durchaus ſelbſtthätig. —

Das Lächerliche iſt eine Miſchung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden geſucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei dieſem Streben und Gefühl unwillkührlich beabſichtigen, iſt allerdings etwas ſehr Hohes, aber das zu frühe Greifen darnach iſt um deswillen äußerſt ungeſchickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiſte und richtige

Zeichnung ſelbſterfundner Gegenſtände und Geſchichten fähig wird, freies Gemüth in eine ſcheinbare Weltcopei zu legen. —

Es iſt eine unangenehme Empfindung, bei einem beſtimmten Endzweck überflüſſige Worte zu hören, und da die Poeſie nichts als ein gebildeter Ueberfluß, ein ſich ſelbſt bildendes Weſen iſt, ſo muß die Poeſie recht zuwider werden, wenn man ſie am unrechten Orte ſieht, und wenn ſie raiſonniren und argumentiren, und überhaupt eine ernſthafte Miene annehmen will; dann iſt ſie nicht mehr Poeſie. —

Je perſönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht iſt, deſto näher ſteht es dem Centro der Poeſie. Ein Gedicht muß ganz unerſchöpflich ſeyn, wie ein Menſch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Muſik ſetzt, warum ſetzt man ſie nicht in Poeſie? —

Das Theater iſt die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drei Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraus tritt, und ſo fort? —

Das lyriſche Gedicht iſt das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyriſchen Dichter ſind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemiſchter Chor. —

Die hiſtoriſchen Stücke gehören zu der angewand-

ten Hiſtorie. Sie können theils allegoriſch, theils Poeſie der Geſchichte ſeyn. In wenige einfache Geſpräche wird die Zeit gedrängt, die local, perſonell und temporell ſind. —

Alle Darſtellung der Vergangenheit iſt ein Trauerſpiel im eigentlichen Sinn; alle Darſtellung des Kommenden, des Zukünftigen, ein Luſtſpiel. Das Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volks am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben deſſelben. —

Plaſtik, Muſik und Poeſie verhalten ſich wie Epos, Lyra und Drama. Es ſind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunſtweſen zuſammen, und nur nach Beſchaffenheit, in verſchiedenen Verhältniſſen geeinigt ſind. —

Die Kunſt auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik. —

Der Roman iſt gleichſam die freie Geſchichte, gleichſam die Mythologie der Geſchichte. —

Das Leben iſt etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker ſtudirt das Leben, wie der Maler, Muſiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie ſorgfältiges Studium von Farbe, Geſtaltung, Ton und Kraft den Maler, Muſiker und Mechaniker. —

Der Roman iſt völlig als Romanze zu betrachten

— Die Poetik läßt ſich freilich als eine Combination untergeordneter Künſte betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunſt uneigentlich zu reden, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn; werden dieſe Künſte gut verbunden, und mit Geſchmack angewandt, ſo wird man das Product Gedicht nennen müſſen. Wir ſind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchſten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Namen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erſt dem dichteriſch Geſtimmten, oder dem Verfaſſer Gedicht, was es ſonſt nicht iſt. —

Das Individuum wird das vollkommenſte, das reinſyſtematiſche ſeyn, das nur durch einen einzigen Zufall individualiſirt iſt, z. B. durch ſeine Geburt. In dieſem Zufalle muß die ganze Reihe ſeiner Zufälle und Zuſtände determinirt ſeyn. — Ein Romanſchreiber macht eine Art von Bouts rimés, der aus einer gegebenen Menge von Zufällen und Situationen eine wohlgeordnete, geſetzmäßige Reihe macht, der Ein Individuum zu Einem Zweck durch alle dieſe Zufälle zweckmäßig hindurch führt. Ein eigenthümliches Individuum muß er haben, das die Begebenheiten beſtimmt, und von ihnen beſtimmt wird. Dieſer Wechſel, oder die Veränderungen eines Individuums in einer continuirlichen

Reihe, machen den intereſſanten Stoff eines Romans aus. Ein Romandichter kann auf mancherlei Art zu Werke gehen: er kann ſich z. B. erſt eine Menge Begebenheiten ausſinnen, und zu der Belebung dieſer ein Individuum erdenken (eine Menge Reize, und zu dieſen eine beſondre, ſie mannigfach verändernde und ſpecificirende Conſtitution); oder er kann ſich umgekehrt erſt ein Individuum eigner Art feſtſetzen, und zu dieſem eine Menge Begebenheiten erfinden. Er kann alſo A) Begebenheiten und Individualitäten in Verbindung, und zwar 1) entweder die Veränderungen der Begebenheiten, der Zufälle durch ein Individuum, oder 2) umgekehrt, die Veränderungen des Individuums durch die Begebenheiten, oder 3) beide wechſelſeitig ſich verändernd; oder B) beide unabhängig von einander, und zwar 1) ſich durchkreuzend, 2) parallel, 3) gänzlich getrennt, darſtellen. Die Begebenheiten können aber 1) entweder zuſammenhängende Handlungen eines vernünftigen Weſens (hieher gehört auch das Fatum), oder 2) iſolirte Zufälle, oder beides vermiſcht ſeyn. Sind ſie das Erſte, ſo wird B 1. Darſtellung eines Kampfs, B 2. Darſtellung einer Gemeinſchaft, B 3. Darſtellung doppelter Welten, die höchſtens maleriſchen, poetiſchen Zuſammenhang haben, ſeyn. Sind ſie das Zweite, ſo wird B 1. Kampf mit dem Unglück, B 2. Gemeinſchaft mit dem Glück, B 3. wie beim Erſten ſeyn. Die Regeln des Dritten ergeben ſich aus den bei-

den erſten. Wenn man weiß, welche Klaſſe dieſer verſchiedenen Darſtellungen der Dichter gewählt hat, ſo muß ſich alles darin aus dieſem Begriffe deduciren und rechtfertigen laſſen. Einheit muß jede Darſtellung haben, wenn ſie Eine Darſtellung, Ein Ganzes ſeyn will, und nicht etwa aus Prinzip im Großen geſtaltlos, und nur im Einzelnen poetiſch geſtaltet ſeyn will; dann aber iſt ſie auch in ſofern kein Kunſtwerk, ſondern eine Sammlung von Kunſtfragmenten. Je größer der Dichter iſt, deſto weniger Freiheit erlaubt er ſich, deſto philoſophiſcher iſt er. Er begnügt ſich mit der willkührlichen Wahl des erſten Moments, und entwickelt nachher nur die Anlagen dieſes Keims, bis zu ſeiner Auflöſung. Jeder Keim iſt eine Diſſonanz, ein Mißverhältniß, das ſich erſt nachgerade ausgleichen ſoll. Dieſer erſte Moment begreift die Wechſelglieder in einem Verhältniß, welches nicht ſo bleiben kann; ſo im Wilhelm Meiſter: Sinn für ſchöne Kunſt und Geſchäftsleben ſtreiten ſich um ihn; dies kann unmöglich bleiben. Schönheit und Nutzen ſind die Göttinnen, die ihm einigemal unter verſchiedenen Geſtalten auf Scheidewegen erſcheinen. Endlich kommt Natalie, die beiden Wege und die beiden Geſtalten fließen in Eins. — Durch die Annahme mehrerer willkührlichen Punkte, die er zu verbreiten ſuchen muß, erleichtert ſich der Dichter, ſo paradox es auch ſcheint, ſeine Arbeit. Ein ſolches Bout rimé auszufüllen, iſt in der That leichter, als a priori

aus dem einfachen Kern die dazu gehörige mannigfaltige Reihe ſtreng zu entwickeln. —

Die Schreibart des Romans muß kein Continuum, es muß ein in allen und jeden Perioden gegliederter Bau ſeyn. Jedes kleine Stück muß etwas Abgeſchnittenes, Begränztes, ein eignes Ganze ſeyn. —

Die Gegenſtände des Romantiſchen müſſen, wie die Töne der Aeolsharfe, da ſeyn, auf einmal, ohne Veranlaſſung, ohne ihr Inſtrument zu verrathen. —

Alle Zufälle unſers Lebens ſind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geiſt hat, macht viel aus ſeinem Leben. Jede Bekanntſchaft, jeder Vorfall, wäre für den durchaus Geiſtigen erſtes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans. —

Sollte der Roman alle Gattungen des Styls in einer durch den gemeinſamen Geiſt verſchiedentlich gebundenen Folge begreifen? —

Welche unerſchöpfliche Menge von Materialien zu neuen individuellen Combinationen liegt nicht umher? Wer einmal dieſes Geheimniß errathen hat, der hat nichts mehr nöthig, als den Entſchluß, der unendlichen Mannigfaltigkeit und ihrem bloßen Genuſſe zu entſagen, und irgendwo anzufangen. Aber dieſer Entſchluß koſtet das freie Gefühl einer unendlichen Welt, und fordert die Beſchränkung auf eine einzelne Erſcheinung derſel-

ben. Sollten wir vielleicht einem ähnlichen Entſchluſſe unſer irdiſches Daſeyn zuzuſchreiben haben? —

Es laſſen ſich Erzählungen ohne Zuſammenhang, jedoch mit Aſſociation, wie Träume, denken; Gedichte, die bloß wohlklingend und voll ſchöner Worte ſind, aber auch ohne allen Sinn und Zuſammenhang, höchſtens einzelne Strophen verſtändlich, wie Bruchſtücke aus den verſchiedenartigſten Dingen. Dieſe wahre Poeſie kann höchſtens einen allegoriſchen Sinn im Großen, und eine indirecte Wirkung, wie Muſik haben. Darum iſt die Natur ſo rein poetiſch, wie die Stube eines Zauberers, eines Phyſikers, eine Kinderſtube, eine Polter-Vorrathskammer. —

Ein Märchen iſt wie ein Traumbild ohne Zuſammenhang. Ein Enſemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine muſikaliſche Phantaſie, die harmoniſchen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur ſelbſt. —

In einem ächten Märchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zuſammenhängend ſeyn; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geiſterwelt gemiſcht ſeyn; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Geſetzloſigkeit, Freiheit, der Naturſtand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Dieſe Zeit *vor* der Welt liefert gleichſam die zerſtreuten Züge der Zeit *nach* der Welt, wie der Naturſtand ein ſonderbares Bild des ewigen Reichs iſt. Die Welt des Märchens iſt die, der Welt der Wahr-

heit durchaus entgegengeſetzte, und eben darum ihr ſo durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich iſt. — In der künftigen Welt iſt alles wie in der ehemaligen, und doch durchaus anders; die künftige Welt iſt das vernünftige Chaos; das Chaos, das ſich ſelbſt durchdrang, das in ſich und außer ſich iſt. — Das ächte Märchen muß zugleich prophetiſche Darſtellung, idealiſche Darſtellung, abſolut nothwendige Darſtellung ſeyn. Der ächte Märchendichter iſt ein Seher der Zukunft. —

Der erſte Menſch iſt der erſte Geiſterſeher, ihm erſcheint alles als Geiſt. Was ſind Kinder anders, als erſte Menſchen? Der friſche Blick des Kindes iſt überſchwenglicher, als die Ahndung des entſchiedenſten Sehers. —

Es liegt nur an der Schwäche unſrer Organe und der Selbſtberührung, daß wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken. Alle Märchen ſind nur Träume von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgend iſt. Die höheren Mächte in uns, die einſt als Genien unſern Willen vollbringen werden, ſind jetzt Muſen, die uns auf dieſer mühſeligen Laufbahn mit ſüßen Erinnerungen erquicken. —

Die Sieſte des Geiſterreichs iſt die Blumenwelt. In Indien ſchlummern die Menſchen noch immer, und ihr heiliger Traum iſt ein Garten, den Zucker und Milch umfließen. — —

III.

Moraliſche Anſichten.

Ein wahrhafter Fürſt iſt der Künſtler der Künſtler, das iſt, der Director der Künſtler. Jeder Menſch ſollte Künſtler ſeyn; alles kann zur ſchönen Kunſt werden; der Stoff des Fürſten ſind die Künſtler. Sein Wille iſt ſein Meißel. Er erzieht, ſtellt und weiſet die Künſtler an, weil nur er das Bild im Ganzen und aus dem rechten Standpunkte überſieht, weil nur ihm die große Idee, die durch vereinigte Kräfte und Ideen dargeſtellt und executirt werden ſoll, vollkommen gegenwärtig iſt. Der Regent führt ein unendlich mannigfaches Schauſpiel auf, in welchem Bühne und Parterre, Schauſpieler und Zuſchauer Eins ſind, und er ſelbſt Poet, Director und Held des Stücks zugleich iſt. —

Es wird eine Zeit kommen, und das bald, wo man allgemein überzeugt ſeyn wird, daß kein König ohne Republik, und keine Republik ohne König beſtehen könne; daß beide ſo untheilbar ſind, wie Körper und Seele, und daß ein König ohne Republik, ſo wie eine Republik ohne König, nur Worte ohne Bedeutung ſind.

Daher entſtand mit einer ächten Republik immer ein König zugleich, und zugleich mit einem ächten Könige eine Republik. Der ächte König wird Republik, die ächte Republik König ſeyn. —

Republik und Monarchie werden durch eine Unionsacte vereinigt. Es muß mehrere nothwendige Stufen von Staaten geben, die aber durch eine Union vereinigt ſeyn müſſen. —

Ein einſtürzender Thron iſt wie ein fallender Berg, der die Ebene zerſchmettert, und da Ruinen und ein todtes Meer hinterläßt, wo ſonſt fruchtbares Land und luſtige Wohnſtätte war. —

Das Volk iſt eine Idee. Wir ſollen ein Volk werden. Ein vollkommener Menſch iſt ein kleines Volk. Aechte Popularität iſt das höchſte Ziel des Menſchen. —

Die Baſis aller ewigen Verbindungen iſt eine abſolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie und des unſichtbaren Bundes ächter Denker. Hierin liegt die Möglichkeit einer Univerſalrepublik, welche die Römer bis zu den Kaiſern zu realiſiren begonnen hatten. Zuerſt verließ Auguſt dieſe Baſis, und Hadrian zerſtörte ſie ganz. —

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zuſammenkünfte, Akademien, Collegien u. ſ. w. ſind gleichſam die ſpeciellen, innern Organe des myſtiſchen Staatsindividuums. —

Ob ſich nicht etwas für die neuerdings ſo ſehr gemißhandelten Alltagsmenſchen ſagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiſte Kraft? und ſoll der Menſch mehr als einer aus dem Popolo ſeyn? —

Alles Ausgezeichnete verdient den Oſtracismus; es iſt gut, wenn es ihn ſich ſelbſt giebt: alles Abſolute muß aus der Welt heraus. In der Welt muß man mit der Welt leben; man lebt nur, wenn man im Sinn der Menſchen lebt, mit denen man lebt. Alles Gute in der Welt kommt von innen her (und alſo ihr von außen), aber es blitzt nur hindurch. Das Ausgezeichnete bringt die Welt weiter, aber es muß auch bald fort. —

Der Menſch hat den Staat zum Polſter der Trägheit zu machen geſucht, und doch ſoll der Staat gerade das Gegentheil ſeyn: er iſt eine Armatur der geſpannten Thätigkeit; ſein Zweck iſt, den Menſchen abſolut mächtig, und nicht abſolut ſchwach, nicht zum trägſten, ſondern zum thätigſten Weſen zu machen. Der Staat überhebt den Menſchen keiner Mühe, ſondern er vermehrt ſeine Mühſeligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne ſeine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfaſſenden Thätigkeit. —

Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate; er hat kein Eigenthum außer dem Staate. Das Völ-

kerrecht iſt der Anfang zur univerſellen Geſetzgebung, zum univerſellen Staate. —

Der Staat iſt immer inſtinctmäßig nach der relativen Einſicht und Kenntniß der menſchlichen Natur eingetheilt worden; der Staat iſt immer ein Makroanthropos geweſen: die Zünfte die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände das Vermögen. Der Adel war das ſittliche Vermögen, der Prieſter das religiöſe Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille. So daß jeder Staat immer ein allegoriſcher Menſch geweſen iſt. —

Der Staat wird zu wenig bei uns verkündigt. Es ſollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt ſind die meiſten Staatsgenoſſen auf einem ſehr gemeinen, dem feindlichen ſehr nahe kommenden Fuße mit ihm. —

Die Lehre vom Mittler leidet Anwendung auf die Politik. Auch hier ſind der Monarch oder die Regierungsbeamten, Staats-Repräſentanten, Staatsmittler. Je geiſtvoller und lebendiger die Glieder ſind, deſto lebendiger, perſönlicher iſt der Staat. Aus jedem ächten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor, ſo wie in einer religiöſen Gemeinſchaft ein perſönlicher Gott gleichſam in tauſend Geſtalten ſich offenbart: der Staat und Gott, ſo wie jedes geiſtige Weſen, erſcheint nicht einzeln, ſondern in tauſend mannigfaltigen Geſtalten; nur pantheiſtiſch erſcheint Gott ganz, und

nur im Pantheismus iſt Gott ganz, überall in jedem Einzelnen. So iſt für das große Ich das gewöhnliche Ich und das gewöhnliche Du nur Supplement; jedes Du iſt ein Supplement zum großen Ich; wir ſind gar nicht Ich, wir können und ſollen aber Ich werden, wir ſind Keime zum Ich-Werden. Wir ſollen alles in ein Du, in ein zweites Ich verwandeln; nur dadurch erheben wir uns ſelbſt zum großen Ich, das Eins und Alles zugleich iſt. — —

Aus Oekonomie giebt es nur Einen König. Müßten wir nicht haushälteriſch zu Werke gehen, ſo wären wir alle Könige. —

Die Ehe iſt für die Politik, was der Hebel für die Maſchinenlehre. Der Staat beſteht nicht aus einzelnen Menſchen, ſondern aus Paaren und Geſellſchaften. Die Stände der Ehe ſind die Stände des Staats: Frau und Mann. Die Frau iſt der ſogenannte ungebildete Theil. —

Die Bevölkerung iſt nie zu groß. Die zweckmäßige, ſyſtematiſche Beſchäftigung der Menſchenmaſſe iſt das Hauptproblem des Politikers. Kein Stand wird überſetzt, ohne daß ein anderer Mangel leidet. Je mehr Abgaben, je mehr Staatsbedürfniſſe, deſto vollkommener der Staat. Keine Abgabe ſoll ſeyn, die nicht ein Gewinn für die Einzelnen iſt; wie viel mehr müßte ein Menſch außer dem Staate anwenden, um ſich Sicherheit, Recht, gute Wege u. ſ. w. zu verſchaffen! Nur wer nicht im Staate lebt, in dem Sinne, wie man in

ſeiner Geliebten lebt, wird ſich über Abgaben beſchweren, denn ſie ſind der höchſte Vortheil. Die Abgaben kann man als Beſoldung des Staats, d. i. eines ſehr mächtigen, ſehr gerechten, ſehr klugen und ſehr amüſanten Menſchen betrachten. — Das Bedürfniß eines Staats iſt das dringendſte Bedürfniß für den Menſchen; um Menſch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staats. Der Staat hat natürlich Rechte und Pflichten, wie der einzelme Menſch. Ein Menſch ohne Staat iſt ein Wilder. Alle Kultur entſpringt aus den Verhältniſſen eines Menſchen mit dem Staate; je gebildeter, deſto mehr Glied eines gebildeten Staats. Es giebt wilde und geſittete Staaten, moraliſche und unmoraliſche, genialiſche und Philiſter-Staaten erziehen ſich entweder ſelbſt, oder werden von andern Staaten erzogen. —

Aus der Polariſirung der Stände müßte am Ende eine große Welt entſtehen, ſo wie ein Pöbel. Der Haß des Gemeinen führt zum Vornehmen, denn nur dies iſt dem Gemeinen entgegen geſetzt. Der gebildete Menſch muß beides vereinigen können; er muß beides ſeyn können, wann und wie er will. —

Der edle Kaufmannsgeiſt, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und beſonders zur Zeit der deutſchen Hanſe geblüht. Die Medicis, die Fugger waren Kaufleute, wie ſie ſeyn ſollten. Unſere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, ſind nichts als Krämer. —

Gold und Silber ſind das Blut des Staats. Häufungen des Bluts im Kopfe und Herzen verrathen Schwäche in beiden. Je ſtärker das Herz iſt, deſto lebhafter und freigebiger treibt er das Blut nach den äußeren Theilen: warm und belebt iſt jedes Glied, und raſch und mächtig ſtrömt das Blut nach dem Herzen zurück. —

Wie wir den Pflanzenboden düngen, ſo düngen uns die Pflanzen den Luftboden. Die Pflanzen ſind Erdenkinder, wir Kinder des Aethers. Die Lunge iſt eigentlich unſer Wurzelkern; wir leben, wenn wir athmen, und fangen unſer Leben mit Athmen an. — (Kinder des Himmels freiten die Töchter der Erde.) Wir freſſen die Pflanzen, und ſie gedeihen in unſerm Moder. Was uns das Freſſen iſt, das iſt den Pflanzen die Befruchtung. Empfangen iſt das weibliche Genießen, Verzehren das männliche. (Ein Säufer iſt einer liederlichen Frau zu vergleichen.) Das Befruchten iſt die Folge des Eſſens, es iſt die umgekehrte Operation; dem Befruchten ſteht das Gebähren, wie dem Eſſen das Empfangen entgegen. Der Mann iſt gewiſſermaßen auch Weib, ſo wie das Weib Mann; entſteht etwa hieraus die verſchiedene Schamhaftigkeit? —

Es giebt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Glück und Unglück ſtehen in beſtändiger Wage. Jedes Unglück iſt gleichſam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundenem Hinderniß nur deſto mächtiger durch-

bricht. Dies iſt nirgend auffallender, als beim Mißwachs in der Oekonomie. —

Der Weltſtaat iſt der Körper, den die ſchöne Welt, die geſellige Welt beſeelt. Er iſt ihr nothwendiges Organ. —

An Gedanken intereſſirt uns entweder der Inhalt, die neue, frappante, richtige Function, oder ihre Entſtehung, ihre Geſchichte, ihre Verhältniſſe, ihre mannigfaltige Stellung, ihre mannigfaltige Anwendung, ihr Nutzen, ihre verſchiedenen Formationen. So läßt ſich ein an ſich trivialer Gedanke ſehr intereſſant bearbeiten; ein weitläuftiges Unternehmen der Art kann ſehr intereſſant ſeyn, ungeachtet das Reſultat eine Armſeligkeit iſt; hier iſt die Methode, der Gang, der Prozeß, das Intereſſante und Angenehme. Je reifer man iſt, deſto mehr wird man Intereſſe an Productionen der letztern Art haben. Das Neue intereſſirt weniger, weil man ſieht, daß ſich aus dem Alten ſo viel machen läßt. Man verliert die Luſt am Mannigfaltigen, je mehr man Sinn für die Unendlichkeit des Einzelnen bekömmt. Man lernt das mit Einem Inſtrumente machen, wozu Andre hundert nöthig haben, und intereſſirt ſich überhaupt mehr für das Ausführen, als für das Erfinden. —

Das Eſſen iſt ein accentuirtes Leben. Eſſen, Trinken und Athmen entſpricht der dreifachen Abtheilung der Körper in feſte, flüſſige und luftige. Der ganze Kör-

per athmet, nur die Lippen eſſen und trinken; gerade das Organ, das in mannigfachen Tönen das wieder ausſendet, was der Geiſt bereitet, und durch die übrigen Sinne empfangen hat. Die Lippen ſind für die Geſelligkeit ſo viel: wie ſehr verdienen ſie den Kuß! Jede ſanfte weiche Erhöhung iſt ein ſymboliſcher Wunſch der Berührung. So ladet uns alles in der Natur figürlich und beſcheiden zu ſeinem Genuſſe ein, und ſo dürfte die ganze Natur wohl weiblich, Jungfrau und Mutter zugleich ſeyn. —

Durch das Eigenthum wird der Beſitz veredelt, wie durch die Ehe der körperliche Genuß. —

Das Poſtulat des weiblichen Myſticismus iſt gäng und gäbe. Alles fordert von den Frauen unbedingte Liebe zum erſten beſten Gegenſtande. Welche hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbſtſchöpfungskraft ihres Geiſtes ſetzt dies nicht voraus! —

Die Muſter der gewöhnlichen Weiblichkeit empfinden die Grenzen der jedesmaligen Exiſtenz ſehr genau, und hüten ſich gewiſſenhaft dieſelben zu überſchreiten; daher ihre gerühmte Gewöhnlichkeit. Sie mögen ſelbſt übertriebene Feinheiten, Delicateſſen, Wahrheiten, Tugenden, Neigungen nicht leiden. Sie lieben Abwechſelung des Gemeinen, Neuheit des Gewöhnlichen; keine neue Ideen, aber neue Kleider, Einförmigkeit im Ganzen, oberflächliche Reize. Sie lieben den Tanz, vorzüglich wegen ſeiner Leichtigkeit, Eitelkeit und Sinnlich-

keit. Zu guter Witz ist ihnen fatal, so wie alles Schöne, Große und Edle; mittelmäßige und selbst schlechte Lectüre, Acteurs, Stücke u. s. w. machen ihnen Freude.

Es giebt Menschen von eigensinniger und wunderlicher Individualität, die nicht zum Eheſtande gemacht sind. Eheleute müssen eine Art von Mischung der Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit haben. Sie müssen festen Charakter, als Sachen, haben, um ein Besitzthum seyn zu können, und doch geschmeidig, elastisch und durchaus bestimmt seyn, ohne eigensinnig und ängstlich zu werden. —

Liebe ohne Eifersucht ist nicht persönliche Liebe, sondern indirecte Liebe — man kann Vernunftliebe sagen; denn man liebt hier nicht als Person, sondern als Glied der Menschheit: man liebt die Rivale mehr als den Gegenstand. —

Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand. —

Das schöne Geheimniß der Jungfrau, das sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahndung einer künftigen Welt, die in ihr schlummert, und sich aus ihr entwickeln soll. Sie ist das treffendste Ebenbild der Zukunft. —

Die Ehe bezeichnet eine neue, höhere Epoche der Liebe — die gesellige, die lebendige Liebe. Die Philosophie entsteht mit der Ehe. —

Die Fröhlichkeit löſt allmählich alle Bande. Daher ſchickt ſie ſich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befeſtigung jener Bande eine heilige höhere Pflicht wird; Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Feſten beiwohnen. Ein milder Ernſt iſt die ihnen nöthige Stimmung, und eine klare Beſonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältniſſe ihr Beruf. — —

Gerade wegen der Einfachheit ihrer Verhältniſſe iſt die Moral ſo ſchwierig in der Praxis. —

Aller unbeſtimmte, allgemeine, ſubjective Trieb oder Reiz läßt ſich nur durch eine unendliche Reihe beſtimmter Handlungen befriedigen. Er ſtrebt nach keinem Object; er erhält ſich nur ſelbſt; er iſt eine sollicitatio perpetua; er iſt die ewige Triebfeder unendlicher, terminirter Veränderungen. —

Ein Charakter iſt ein vollkommen gebildeter Wille. —

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen ſo viel Kraft und Anſtrengung, weil für den eigentlichen Menſchen nichts ungewöhnlicher, nichts ungemeiner iſt, als armſelige Gewöhnlichkeit? — Das Höchſte iſt das Verſtändlichſte, das Nächſte, das Unentbehrlichſte. Nur durch Unbekanntſchaft mit uns ſelbſt, Entwöhnung von uns ſelbſt, entſteht hier eine Unbegreiflichkeit, die ſelbſt unbegreiflich iſt. —

Ein Verbrecher kann ſich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenſch behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der

Tyrannei. Maaß und Proportion giebt es nicht in dieſer Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden. —

Der Menſch beſteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit Preis, ſo giebt er ſich ſelbſt Preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth ſich ſelbſt. Es iſt hier nicht die Rede vom Lügen, ſondern vom Handeln gegen Ueberzeugung. —

Alle Menſchen ſind in einem perpetuirlichen Duell begriffen. —

Wenn der Menſch nicht weiter kann, ſo hilft er ſich mit einem Machtſpruche, oder einer Machthandlung: einem raſchen Entſchluß. —

Die Erhebung iſt das vortrefflichſte Mittel, das ich kenne, um auf einmal aus fatalen Colliſionen zu kommen. So z. B. die allgemeine Erhebung in Adelſtand, die Erhebung aller Menſchen zu Genies, die Erhebung aller Phänomene in Wunderſtand, der Materie zu Geiſt, des Menſchen zu Gott, aller Zeit zur goldnen Zeit u. ſ. w. —

Neigungen ſind materiellen Urſprungs; Anziehungs- und Abſtoßungskräfte ſind hier wirkſam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbiren den Lauf des Menſchen, und man kann von leidenſchaftlichen Menſchen im eigentlichſten Sinne ſagen, daß ſie fallen. Wer ſich den Neigungen unbedingt ergiebt, handelt ſelbſt gegen das eigentliche Intereſſe der Nei-

gungen, weil ſie nur durch einen verhältnißmäßigen Widerſtand eine volle und dauerhafte Wirkung thun können. —

Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlichern Nebenbuhler, als das Ideal der höchſten Stärke, des kräftigſten Lebens, was man auch das Ideal der äſthetiſchen Größe (im Grunde ſehr richtig, der Meinung nach aber ſehr falſch) benannt hat. Es iſt das Maximum der Barbaren, und hat leider in dieſen Zeiten der verwilderten Cultur gerade unter den größten Schwächlingen ſehr viele Anhänger erhalten. Der Menſch wird durch dieſes Ideal zum Thier-Geiſte, eine Vermiſchung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat. —

Schon das Gewiſſen beweiſt unſer Verhältniß, Verknüpfung (die Uebergangs-Möglichkeit) mit einer andern Welt, eine innere unabhängige Macht und einen Zuſtand außer der gemeinen Individualität. — Hierauf allein beruht die Möglichkeit des thätigen Empirismus. Wir werden erſt Phyſiker werden, wenn wir imaginative Stoffe und Kräfte zum Maaßſtab der Naturſtoffe und Kräfte machen. —

Es iſt ein bedeutender Zug in vielen Märchen, daß, wenn Ein Unmögliches möglich wird, auch zugleich ein andres Unmögliches unerwartet möglich wird; daß, wenn der Menſch ſich ſelbſt überwindet, er auch zugleich die Natur überwindet, und ein Wunder vorgeht, welches

ihm das entgegengeſetzte Angenehme gewährt, in dem Augenblick, als ihm das entgegengeſetzte Unangenehme angenehm ward. Dieſes ſind die Zauberbedingungen, z. B. ein Bär ſoll in einen Prinzen verwandelt werden, aber nur in dem Augenblicke, in welchem der Bär geliebt wird. Vielleicht geſchähe eine ähnliche Verwandlung, wenn der Menſch das Uebel in der Welt lieb gewönne; in dem Augenblick, in welchem ein Menſch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendſte Wolluſt in ſeinen Armen, die höchſte poſitive Luſt durchdränge ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Syntheſis ſeyn? Je fürchterlicher der Schmerz, deſto höher die darin verborgene Luſt? Jede Krankheit iſt vielleicht ein nothwendiger Anfang der innigeren Verbindung zweier Weſen, der nothwendige Anfang der Liebe. So kann der Menſch enthuſiaſtiſch für Krankheiten und Schmerz werden, und vor allen den Tod als eine nähere Verbindung liebender Weſen anſehen. Fängt nicht überall das Beſte mit Krankheit an? Halbe Krankheit iſt Uebel, ganze Krankheit iſt Luſt, und zwar höhere. — Ließe ſich das Uebel in der Welt vielleicht vertilgen, wie das Böſe? Soll etwa die Poeſie die Unluſt, wie die Moral das Böſe vertilgen? Der Uebergang des guten Herzens zur Tugend iſt nicht durch das Böſe, ſondern durch die Philoſophie. — Es giebt nichts abſolut Böſes, und kein abſolutes Uebel. Es iſt möglich, daß der Menſch ſich

allmählig abſolut böſe macht, und ſo allmählig auch ein abſolutes Uebel ſchafft; aber beides ſind künſtliche Producte, die der Menſch nach Geſetzen der Moral und Poeſie ſchlechthin annihiliren ſoll, nicht glauben, nicht annehmen. — Alles Uebel und Böſe iſt iſolirt und iſolirend, es iſt das Prinzip der Trennung. Durch Verbindung wird die Trennung aufgehoben und nicht aufgehoben, aber das Böſe und Uebel als ſcheinbare Trennung und Verbindung wird in der That durch wahrhafte Trennung und Vereinigung, die nur wechſelſeitig beſtehen, aufgehoben. — Ich vernichte das Böſe und Uebel u. ſ. w. durch Philoſophiren. Es iſt eine Erhöhung, eine Richtung des Böſen und Uebels auf ſich ſelbſt, welches beim Guten und der Luſt u. ſ. w. gerade umgekehrt der Fall iſt. —

Es iſt ſonderbar, daß der eigentliche Grund der Grauſamkeit Wolluſt iſt. —

Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Wolluſt, Religion und Grauſamkeit die Menſchen aufmerkſam auf ihre innige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz gemacht hat. —

Man kann immer zugeben, daß der Menſch einen vorwaltenden Hang zum Böſen hat; um ſo beſſer iſt er von Natur, denn nur das Ungleichartige zieht ſich an. —

Böſe Menſchen müſſen das Böſe aus Haß gegen die Böſen thun. Sie halten alles für böſe, und darum iſt ihr zerſtörender Hang ſehr natürlich; denn ſo wie

das Gute das Erhaltende, ſo iſt das Böſe das Zerſtörende. Dies reibt ſich am Ende ſelbſt auf, und widerſpricht ſich ſogar im Begriff, dagegen ſich jenes ſelbſt beſtätigt, und in ſich ſelbſt beſteht und fortdauert. Die Böſen müſſen wider ihren und mit ihren Willen zugleich böſe handeln; ſie fühlen, daß jeder Schlag ſie ſelbſt trifft, und doch können ſie das Schlagen nicht laſſen. Bosheit iſt nichts als eine Gemüthskrankheit, die in der Vernunft ihren Sitz hat, und daher ſo hartnäckig und nur durch ein Wunder zu heilen iſt. —

In Fichte's Moral ſind die wichtigſten Anſichten der Moral. Die Moral ſagt ſchlechthin nichts beſtimmtes; ſie iſt das Gewiſſen, eine bloße Richterin ohne Geſetz; ſie gebietet unmittelbar, aber immer einzeln; ſie iſt durchaus Entſchloſſenheit. Geſetze ſind der Moral durchaus entgegen. —

Spinoza und Andre haben mit ſonderbarem Inſtinct alles in der Theologie geſucht, die Theologie zum Sitz der Intelligenz gemacht. Spinozas Idee von einem kategoriſchen, imperativen, ſchönen oder vollkommnen Wiſſen, einem an ſich befriedigenden Wiſſen, einem alles übrige Wiſſen annihilirenden und den Wiſſenstrieb angenehm aufhebenden Wiſſen, kurz, einem wollüſtigen Wiſſen (welche Idee allem Myſticismus zum Grunde liegt) iſt äußerſt intereſſant. — Iſt nicht die Moral, in ſo fern ſie auf Bekämpfung der ſinnlichen Neigung beruht, ſelbſt wollüſtig, ächter Eudämonismus? —

Wenn ein Menſch plötzlich wahrhaft glaubte, er ſei moraliſch, ſo würde er es auch ſeyn. —

Mir ſcheint ein Trieb in unſern Tagen allgemein verbreitet zu ſeyn, die äußere Welt hinter künſtlichen Hüllen zu verſtecken, vor der offnen Natur ſich zu ſchämen, und durch Verheimlichung und Verborgenheit der Sinnenweſen eine dunkle Geiſterkraft ihnen beizulegen. Romantiſch iſt der Trieb gewiß, allein der kindlichen Unſchuld und Klarheit nicht vortheilhaft; beſonders bei Geſchlechtsverhältniſſen iſt dies bemerklich. —

Jeder Tugend entſpricht eine ſpecifiſche Unſchuld. Unſchuld iſt moraliſcher Inſtinct. Tugend iſt die Proſa, Unſchuld die Poeſie. Es giebt rohe und gebildete Unſchuld, die Tugend ſoll wieder verſchwinden und Unſchuld werden. —

Scham iſt wohl ein Gefühl der Profanation. Freundſchaft, Liebe und Pietät ſollten geheimnißvoll behandelt werden. Man ſollte nur in ſeltnen, vertrauten Momenten davon reden, ſich ſtillſchweigend darüber einverſtehen. Vieles iſt zu zart, um gedacht, noch mehreres, um beſprochen zu werden. —

Unſchuld und Unwiſſenheit ſind Schweſtern. Es giebt aber edle und gemeine Schweſtern. Die gemeine Unſchuld und Unwiſſenheit ſind ſterblich; ſie haben hübſche Geſichter, aber ohne alle Bedeutung und nicht dauerhaft; die edlen Schweſtern ſind unſterblich, ihre hohe Geſtalt iſt unveränderlich, und ewig leuchtet ihr

Antlitz vom Tage des Paradieſes. Beide wohnen im Himmel, und beſuchen nur die edelſten und geprüfteſten Menſchen. —

In ſofern ein Ding für mich da iſt, bin ich ſein Zweck; es bezieht ſich auf mich, es iſt meinetwegen da. Mein Wille beſtimmt mich, alſo iſt er auch mein Eigenthum. Die Welt ſoll ſeyn, wie ich will. Urſprünglich iſt die Welt, ſo wie ich will; wenn ich ſie alſo nicht ſo finde, ſo muß ich den Fehler dieſes Products in den beiden Factoren ſuchen, oder in Einem. Entweder iſt die Welt eine ausgeartete, oder mein widerſprechender Wille iſt nicht mein wahrer Wille, oder beides zugleich iſt unterſcheidbar zugleich wahr. — — Meine geiſtige Wirkſamkeit, meine Realiſation von Ideen, wird keine Decompoſition und Umſchaffung der Welt (wenigſtens nicht, in ſofern ich Mitglied dieſer beſtimmten Welt bin), ſondern es wird nur eine Variations-Operation ſeyn können. Ich werde unbeſchadet der Welt und ihrer Geſetze, mittelſt derſelben, ſie für mich ordnen, einrichten und bilden können. —

Anſicht der ganzen Welt durch den Moralſinn. Deduction des Univerſums aus der Moral; alle wahren Verbeſſerungen ſind moraliſche Verbeſſerungen, alle wahren Erfindungen moraliſche Erfindungen, Fortſchritte (Verdienſte des Sokrates). —

Aller innere Sinn iſt Sinn für Sinn. —

Sittliches Gefühl iſt Gefühl des abſolut ſchöpferi-

ſchen Vermögens, der productiven Freiheit, der unendlichen Perſonalität, des Mikrokosmus, der eigentlichen Divinität in uns. —

Gott iſt ein gemiſchter Begriff. Er iſt aus der Vereinigung aller Gemüthsvermögen, mittelſt einer moraliſchen Offenbarung, entſtanden. —

Iſt unſre Unwiſſenheit etwa Bedingung unſrer Moralität? Wollen wir unwiſſend ſeyn, weil wir es, bewandten Umſtänden nach, wollen müſſen? Wir ſind nur unwiſſend, weil wir es wollen. —

Der rechtliche Zuſtand ſoll ein moraliſcher werden, und dann fallen alle Schranken und Beſtimmungen von ſelbſt weg, und jeder iſt und hat alles, unbeſchadet der Andern. — Die Mathematik bezieht ſich nur auf Recht, rechtliche Natur und Kunſt, nicht magiſche Natur und Kunſt; magiſch werden beide nur durch Moraliſirung. Liebe iſt der Grund der Möglichkeit der Magie. Die Liebe wirkt magiſch. — Alles Seyn ſoll in ein Haben verwandelt werden. Seyn iſt einſeitig, Haben ſynthetiſch, liberal. —

Güte iſt Moralität. Schönheit iſt objective Güte, Wahrheit ſubjective Güte. Beide beziehen ſich auf die vernunftloſe Natur. Im Vernunftweſen iſt Recht der Wahrheit, Güte der Schönheit analog. —

Das Syſtem der Moral muß Syſtem der Natur werden. Alle Krankheiten gleichen der Sünde, darin, daß ſie Tranſcendenzen ſind. Unſre Krankheiten ſind alle

Phänomene einer erhöhten Senſation, die in höhere Kräfte übergehen will. Wie der Menſch Gott werden wollte, ſündigte er. — Krankheiten der Pflanzen ſind Animaliſationen, Krankheiten der Thiere Rationaliſationen, Krankheiten der Steine Vegetationen. Sollte nicht jeder Pflanze ein Stein und ein Thier entſprechen? — Pflanzen ſind geſtorbene Steine, Thiere geſtorbene Pflanzen. —

Die Natur ſoll moraliſch werden; wir ſind ihre Erzieher, ihre moraliſchen Tangenten, ihre moraliſchen Reize. — Läßt ſich die Moralität, wie der Verſtand u. ſ. w. objectiviren und organiſiren? —

Die Natur wird moraliſch ſeyn, wenn ſie aus ächter Liebe zur Kunſt ſich der Kunſt hingiebt, thut, was die Kunſt will; die Kunſt, wenn ſie aus ächter Liebe zur Natur für die Natur lebt, und mit der Natur arbeitet. Beide müſſen es zugleich, aus eigner Wahl, um ihrer ſelbſt willen, und aus fremder Wahl, um des andern willen, thun. Sie müſſen in ſich ſelbſt mit dem Andern, und mit ſich ſelbſt im Andern zuſammen treffen. —

Sollte die Menſchen-Pſychologie, etwa wie die Wiſſenſchaftslehre, bloß den Menſchen als ein Ganzes, als ein Syſtem betrachten (und bloß von oben herunter), und Pſychologie überhaupt nur mit Ganzen zu thun haben? Dann ſcheint mir Pſychologie und Phyſiologie vollkommen Eins, und die Seele nichts als Prinzip des Syſtems, Subſtanz zu ſeyn; ihre Wohnſtätte wäre der

Himmel. — Phyſiologie überhaupt wäre Welt-Pſychologie, und Natur und Seele auch eins, da unter Natur doch nur Geiſt des Ganzen, ſubſtantielles Prinzip verſtanden wird. — — Gott und Natur muß man alſo trennen. Gott hat gar nichts mit der Natur zu ſchaffen; er iſt das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem ſie einſt harmoniren ſoll. Die Natur ſoll moraliſch werden. — — Der moraliſche Gott iſt etwas viel höheres, als der magiſche Gott. — — Wir müſſen Magier zu werden ſuchen, um recht moraliſch ſeyn zu können. Je moraliſcher, deſto harmoniſcher mit Gott, deſto göttlicher, deſto verbündeter mit Gott. Nur durch den moraliſchen Sinn wird uns Gott vernehmlich. Der moraliſche Sinn iſt der Sinn für Daſeyn, ohne äußere Affection, der Sinn für Bund, der Sinn für das Höchſte, der Sinn für Harmonie, der Sinn für frei gewähltes und erfundenes und dennoch gemeinſchaftliches Leben und Seyn, der Sinn für das Ding an ſich, der ächte Divinationsſinn (diviniren, etwas ohne Veranlaſſung, Berührung, vernehmen). Das Wort Sinn, das auf unmittelbare Erkenntniß, Berührung, Miſchung hindeutet, iſt hier freilich nicht recht ſchicklich, indeß iſt es ein unendlicher Ausdruck, wie es unendliche Größen giebt. Das Eigentliche kann hier nur approximando, zur Nothdurft ausgedrückt werden. Es iſt Nicht-Sinn; oder Sinn, gegen den jenes Nicht-Sinn iſt. — — Moraliſch handeln und religiös handeln ſind alſo aufs

innigſte vereinigt. Man ſoll gänzlich innere und äußere Harmonie beabſichtigen; zugleich das Geſetz und den Willen Gottes, jedes um ſein ſelbſt willen, erfüllen. Es giebt alſo ein einſeitiges moraliſches und ein einſeitiges religiöſes Handeln. —

Können Wunder Ueberzeugung wirken? Oder wäre nicht wahrhafte Ueberzeugung, dieſe höchſte Function unſers Gemüths und unſrer Perſonalität, das einzige, wahre, Gott verkündende Wunder? Jedes Wunder muß iſolirt in uns bleiben, unverknüpft mit unſerm übrigen Bewußtſeyn, ein Traum. Aber eine innige moraliſche Ueberzeugung, eine göttliche Anſchauung, dies wäre ein reales bleibendes Wunder. —

Sollten gewiſſe intellectuelle Grenzen oder Unvollkommenheiten der Religion wegen da ſeyn, wie die Hülfloſigkeit der Liebe wegen? Wir haben uns, um verbunden zu ſeyn, auf unendliche Art, auch mit den Transmundanern, zu Menſchen beſtimmt, und einen Gott zu einem Monarchen gewählt. Deduction der Geiſter und der Weſen der Vernunft. Unſer Verhältniß mit ihnen. Wir haben keine Grenze des intellectuellen Fortſchritts, aber wir ſollen uns welche ad hunc actum tranſitoriſche Grenzen ſetzen, begrenzt und unbegrenzt zugleich ſeyn, Wunder thun können, aber keine thun wollen, alles wiſſen können, aber nicht wollen. — Mit der richtigen Bildung unſers Willens geht auch die Bildung unſers Könnens und Wiſſens fort. In dem Au-

genblick, wo wir vollkommen moraliſch ſind, werden wir Wunder thun können, d. i. wo wir keine thun wollen, höchſtens moraliſche (Chriſtus). Der Wunder höchſtes iſt eine tugendhafte Handlung, ein Actus der freien Determination. —

Die Moral iſt, wohl verſtanden, das eigentliche Lebens-Element des Menſchen. Sie iſt innig eins mit der Gottesfurcht. Unſer eigner ſittlicher Wille iſt Gottes Wille. Indem wir ſeinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unſer eignes Daſeyn, und es iſt, als hätten wir um unſer ſelbſt willen, aus innrer Natur ſo gehandelt. Die Sünde iſt allerdings das eigentliche Uebel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde verſteht, verſteht die Tugend und das Chriſtenthum, ſich ſelbſt und die Welt. Ohne dies Verſtändniß kann man ſich Chriſti Verdienſt nicht zu eigen machen, man hat keinen Theil an dieſer zweiten höhern Schöpfung. — —

Wenn der Geiſt heiligt, ſo iſt jedes ächte Buch Bibel. Aber ſelten nur wird ein Buch um des Buches willen geſchrieben, und wenn Geiſt gleich edlem Metall iſt, ſo ſind die meiſten Bücher Ephraimiten. Freilich muß jedes nützliche Buch wenigſtens ſtark legirt ſeyn. Rein iſt das edle Metall im Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte. —

Sollte die Bibel nicht noch im Wachſen begriffen ſeyn? —

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beim Erwachen geblendet würden, wenn wir von ſichtbaren Gegenſtänden geträumt hätten. Wohl alſo denen, die hier ſchon vom Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können. —

Wenn die Welt gleichſam ein Niederſchlag aus der Menſchennatur iſt, ſo iſt die Götterwelt eine Sublimation derſelben. Beide geſchehen uno actu. Keine Präcipitation ohne Sublimation. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen. —

Die Phantaſie ſetzt die künftige Welt entweder in die Höhe, oder in die Tiefe, oder in der Metempſychoſe zu uns. Wir träumen von Reiſen durch das Weltall; iſt denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefe unſers Geiſtes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns oder nirgend iſt die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt iſt die Schattenwelt, ſie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt ſcheint es uns freilich innerlich ſo dunkel, einſam, geſtaltlos; aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn dieſe Verfinſterung vorbei, und der Schattenkörper hinweg gerückt iſt. Wir werden mehr genießen, als je: denn unſer Geiſt hat entbehrt. —

Leben iſt der Anfang des Todes. Das Leben iſt um des Todes willen. Der Tod iſt Endigung und Anfang zugleich. Scheidung und nähere Selbſtverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduction vollendet. —

Im höchſten Schmerz tritt zuweilen eine Paralyſis der Empfindſamkeit ein. Die Seele zerſetzt ſich. Daher der tödtliche Froſt, die freie Denkkraft, der ſchmetternde unaufhörliche Witz dieſer Art von Verzweiflung. Keine Neigung iſt mehr vorhanden; der Menſch ſteht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt er ſich allmählig ſelbſt, und iſt ſeinem Prinzip nach Miſanthropos und Miſotheos. —

Manche Leute hängen wohl darum ſo an der Natur, weil ſie als verzogene Kinder ſich vor dem Vater fürchten, und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen. —

Nichts iſt zur wahren Religioſität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit verbindet. Unmittelbar kann der Menſch ſchlechterdings nicht mit derſelben in Verhältniß ſtehn. In der Wahl dieſes Mittelglieds muß der Menſch durchaus frei ſeyn. Der mindeſte Zwang hierin ſchadet ſeiner Religion. Die Wahl iſt charakteriſtiſch, und es werden mithin die gebildeten Menſchen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, da hingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier beſtimmt werden wird. Da aber ſo wenig Menſchen einer freien Wahl überhaupt fähig ſind, ſo

werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; ſey es durch Zufall, durch Aſſociation, oder ihre beſondere Schicklichkeit dazu. Auf dieſe Art entſtehen Landesreligionen. Je ſelbſtſtändiger der Menſch wird, deſto mehr vermindert ſich die Quantität des Mittelgliedes, die Qualität verfeinert ſich, und ſeine Verhältniſſe zu demſelben werden mannigfaltiger und gebildeter: Fetiſche, Geſtirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmenſch. Man ſieht bald, wie relativ dieſe Wahlen ſind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Weſen der Religion wohl nicht von der Beſchaffenheit des Mittlers abhange, ſondern lediglich in der Anſicht deſſelben, in den Verhältniſſen zu ihm, beſtehe. —

Es iſt ein Götzendienſt im weitern Sinn, wenn ich dieſen Mittler in der That für Gott ſelbſt anſehe. Es iſt Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und in ſofern iſt Aberglaube und Götzendienſt, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaismus nennen kann, beides Irreligion. Hingegen iſt Atheismus nur Negation aller Religion überhaupt, und hat alſo gar nichts mit der Religion zu ſchaffen. Wahre Religion iſt, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichſam für das Organ der Gottheit hält, für ihre ſinnliche Erſcheinung. In dieſer Hinſicht erhielten die Juden, zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft, eine ächt religiöſe Tendenz, eine religiöſe

Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der ſie auf eine wunderbare Weiſe von Grund aus umwandelte, und ſie in der merkwürdigſten Beſtändigkeit bis auf unſere Zeiten erhielt. —

Die wahre Religion ſcheint aber bei einer nähern Betrachtung abermals antinomiſch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Licenz, indem ich Pantheismus nicht im gewöhnlichen Sinne nehme, ſondern darunter die Idee verſtehe, daß alles Organ der Gottheit, Mittler ſeyn könne, indem ich es dazu erhebe: ſo wie Monotheismus im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein ſolches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemeſſen ſey, und wodurch Gott allein ſich vernehmen laſſe, welches ich alſo zu wählen durch mich ſelbſt genöthigt werde; denn ohnedem würde der Monotheismus nicht wahre Religion ſeyn.

So unverträglich auch beide zu ſeyn ſcheinen, ſo läßt ſich doch ihre Vereinigung bewerkſtelligen, wenn man den monotheiſtiſchen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheismus macht, und dieſe gleichſam durch ihn centrirt, ſo daß beide einander, jedoch auf verſchiedene Weiſe, nothwendig machen. —

Das Gebet oder der religiöſe Gedanke beſteht alſo aus einer dreifach aufſteigenden, untheilbaren Abſtraction oder Setzung. Jeder Gegenſtand kann dem Religiöſen ein Tempel im Sinn der Auguren ſeyn. Der

Geiſt dieſes Tempels iſt der allgegenwärtige Hoheprieſter, der monotheiſtiſche Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältniſſe mit der Gottheit ſteht. —

Jedes Willkührliche, Zufällige, Individuelle kann unſer Weltorgan werden. Ein Geſicht, ein Stern, eine Gegend, ein alter Baum u. ſ. w. kann Epoche in unſerm Innern machen. Dies iſt der große Realismus des Fetiſchdienſtes. —

Licht iſt Symbol der ächten Beſonnenheit. Alſo iſt Licht, der Analogie nach, Action der Selbſtrührung der Materie. Der Tag iſt alſo das Bewußtſeyn des Wandelſterns, und während die Sonne, wie ein Gott, in ewiger Selbſtthätigkeit die Mitte beſeelt, thut ein Planet nach dem andern auf längere oder kürzere Zeit das Eine Auge zu, und erquickt im kühlen Schlafe ſich zu neuem Leben und Anſchauen. Alſo auch hier Religion. Denn iſt das Leben der Planeten etwas anders als Sonnendienſt? Auch hier kommſt du uns alſo entgegen, uralte, kindliche Religion der Parſen, und wir finden in dir die Religion des Weltalls. —

Sonderbar genug iſt es, daß die griechiſche Mythologie ſo unabhängig von der Religion war. Es ſcheint, daß die Kunſtbildung in Griechenland vor der Religion, und ein unendlich erhabener Idealismus der Religion den Griechen Inſtinct war. Die Religion war weſentlich Gegenſtand der menſchlichen Kunſt. Die Kunſt ſchien göttlich, oder die Religion künſtlich und

menſchlich. Der Kunſtſinn war der Religions-Erzeugungsſinn, die Gottheit offenbarte ſich durch die Kunſt. —

Die Geiſtlichen und Herrnhuter haben doch das Vorzügliche und Bemerkenswerthe, daß ſie Idealiſten von Profeſſion ſind, und Religion ex professo treiben, ſie zu ihrem Hauptgeſchäfte machen, und eigentlich auf dieſer Welt in einer andern und für eine andere leben. —

Sicherheit vor ſich ſelbſt und den unſichtbaren Mächten war die Baſis der bisherigen geiſtlichen Staaten. —

Unter Menſchen muß man Gott ſuchen. In den menſchlichen Begebenheiten, in menſchlichen Gedanken und Empfindungen offenbart ſich der Geiſt des Himmels am hellſten. —

In gottesdienſtlichen Verſammlungen ſollte jeder aufſtehen, und aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen göttliche Geſchichte den anderen mittheilen; dieſe religiöſe Aufmerkſamkeit auf die Sonnenblicke der andern Welt iſt ein Haupterforderniß des religiöſen Menſchen. Wie man alles zum Gegenſtande eines Epigramms oder eines Einfalls machen kann, ſo kann man auch alles in einen Spruch, in ein religiöſes Epigramm, in Gottes Wort verwandeln. —

Noch iſt keine Religion. Man muß eine Bildungsſchule ächter Religion erſt ſtiften. Glaubt ihr, daß es Religion gebe? Religion muß gemacht und hervorgebracht werden durch die Vereinigung mehrerer Menſchen. —

Liebe kann durch abſoluten Willen in Religion übergehen. Des höchſten Weſens wird man nur durch Tod werth (Verſöhnungstod). —

Die Religion enthält unendliche Wehmuth. Sollen wir Gott lieben, ſo muß er hülfsbedürftig ſeyn. In wie fern iſt im Chriſtianismus dieſe Aufgabe gelöſt? —

Spinoza iſt ein Gott-trunkener Menſch. —

Der Spinozismus iſt eine Ueberſättigung mit Gottheit; Unglauben ein Mangel an göttlichem Organ und an Gottheit. Es giebt alſo directe und indirecte Atheiſten. Je beſonnener und ächt poetiſcher der Menſch iſt, deſto geſtalteter und hiſtoriſcher wird ſeine Religion ſeyn. —

Sollte der Teufel, als Vater der Lüge, ſelbſt nur ein nothwendiges Geſpenſt ſeyn? Trug und Illuſion ſtehen allein der Wahrheit, Tugend und Religion entgegen. — Dem freien Willen ſtehen die Grille, die ſklaviſche Willkühr, der Aberglaube, die Laune, die Verkehrtheit, die durch lauter Zufälligkeiten beſtimmte Willkühr gegenüber: daraus geht die Täuſchung hervor. —

Es giebt manche Blumen auf dieſer Welt, die überirdiſchen Urſprungs ſind, die in dieſem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Herolde, rufende Boten eines beſſern Daſeyns ſind. Unter dieſe Boten gehören vorzüglich Religion und Liebe. Das höchſte Glück iſt, ſeine

Geliebte gut und tugendhaft zu wiſſen, die höchſte Sorge iſt die Sorge für ihren Edelſinn. Aufmerkſamkeit auf Gott, und Achtſamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmliſchen Ueberzeugung und Beruhigung in unſre Seelen einbricht, iſt das Wohlthätigſte, was man für ſich und ſeine Lieben haben kann. —

Alle unſre Neigungen ſcheinen nichts als angewandte Religion zu ſeyn; das Herz ſcheint gleichſam das religiöſe Organ. Vielleicht iſt das höhere Erzeugniß des productiven Herzens nichts anders als der Himmel. — Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenſtänden, ſich ſelbſt empfindet, ſich ſelbſt zu einem idealiſchen Gegenſtande macht, entſteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen ſich in Eine, deren wunderbares Object ein höheres Weſen, eine Gottheit iſt, daher ächte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfaßt. Dieſer Naturgott ißt uns, gebiert uns, ſpricht mit uns, erzieht uns, läßt ſich von uns eſſen, von uns zeugen und gebären, und iſt der unendliche Stoff unſrer Thätigkeit; und unſers Leidens. — Machen wir die Geliebte zu einem ſolchen Gott, ſo iſt dies angewandte Religion. —

Religionslehre iſt wiſſenſchaftliche Poeſie. Poeſie iſt unter den Empfindungen, was Philoſophie in Beziehung auf Gedanken iſt. —

Die Religion begreift das ganze Gebiet des ſoge-

nannten Ueberſinnlichen und Ueberirdiſchen in ſich. Sie iſt theils theoretiſch, theils praktiſch. —

Die katholiſche Religion iſt gewiſſermaßen ſchon angewandte chriſtliche Religion. Auch die Fichteſche Philoſophie iſt vielleicht angewandter Chriſtianismus. —

Eine Predigt iſt ein Bruchſtück der Bibel, des heiligen Buchs, des kanoniſchen Theils der Bibel. Jede Predigt ſoll Religion erwecken, Religions-Wahrheiten vortragen; ſie iſt das Höchſte, was ein Menſch liefern kann. Predigten enthalten Betrachtungen Gottes und Experimente Gottes. Jede Predigt iſt eine Inſpirationswirkung, ſie muß und kann nur genialiſch ſeyn. Wie vermeidet man bei Darſtellung des Vollkommnen die Langeweile? Die Betrachtung Gottes ſcheint als eine religiöſe Unterſuchung zu monoton; man erinnre ſich an die vollkommenen Charaktere im Schauſpiele, an die Trockenheit eines ächten, rein philoſophiſchen oder mathematiſchen Syſtems. So iſt ſelbſt die Betrachtung Jeſu ermüdend. Die Predigt muß pantheiſtiſch ſeyn; angewandte, individuelle Religion, individualiſirte Theologie enthalten. —

Aller Glaube iſt wunderbar und wunderthätig: Gott iſt in dem Augenblicke, da ich ihn glaube. — Glaube iſt indirectwunderthätige Kraft. Durch den Glauben können wir in jedem Augenblick Wunder thun für uns, oft für andre mit, wenn ſie Glauben zu uns haben. — Glaube iſt hienieden wahrgenommene Wirk-

ſamkeit und Senſation in einer andern Welt, ein vernommener transmundaner Actus. Der ächte Glaube bezieht ſich nur auf Dinge einer andern Welt. Glaube iſt Empfindung des Erwachens und Wirkens in einer andern Welt. Angewandter, irdiſcher Glaube iſt Wille. Glauben iſt Wahrnehmung des realiſirten Willens. —

Die Meinung von der Negativität des Chriſtenthums iſt vortrefflich; das Chriſtenthum wird dadurch zum Rang der Grundlage der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menſchenthums erhoben, eines lebendigen moraliſchen Raums. — Auch ſchließt ſich dies ſchön an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit, deren Perſönlichkeit und Urkraft mir unbeſchreiblich einleuchtend geworden iſt. Die Thätigkeit des Raums und der Zeit iſt die Schöpfungskraft, und ihre Verhältniſſe ſind die Angeln der Welt. — Abſolute Abſtraction, Vernichtung des Jetzigen, Apotheoſe der Zukunft, dieſer eigentlich beſſern Welt: dies iſt der Kern der Geheiße des Chriſtenthums, und hiemit ſchließt es ſich an die Religion der Antiquare, die Göttlichkeit der Antike, die Herſtellung des Alterthums, als der zweite Hauptflügel an; beide halten das Univerſum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit. —

Die chriſtliche Religion iſt die eigentliche Religion der Wolluſt. Die Sünde iſt der größte Reiz für die

Liebe der Gottheit; je ſündiger ſich der Menſch fühlt, deſto chriſtlicher iſt er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit iſt der Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben ſind ein ächt chriſtliches Product. —

Die chriſtliche Religion iſt auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß ſie ſo entſchieden den bloßen guten Willen im Menſchen und ſeine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anſpruch nimmt, und darauf Werth legt. Sie ſteht in Oppoſition mit Wiſſenſchaft und Kunſt und eigentlichem Genuß.

Vom gemeinen Manne geht ſie aus. Sie beſeelt die große Majorität der Beſchränkten auf Erden.

Sie iſt das Licht, was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt.

Sie iſt der Keim alles Demokratismus, die höchſte Thatſache der Popularität.

Ihr unpoetiſches Aeußere, ihre Aehnlichkeit mit einem modernen häuslichen Gemälde ſcheint ihr nur geliehen zu ſeyn.

Sie iſt tragiſch und doch unendlich mild; ein ächtes Schauſpiel, Vermiſchung des Luſt- und Trauerſpiels.

Die griechiſche Mythologie ſcheint für die gebildeteren Menſchen zu ſeyn und alſo in gänzlicher Oppoſition mit dem Chriſtenthum. Der Pantheismus iſt ein drittes Ende. —

Die Vernichtung der Sünde, dieſer alten Laſt der

Menſchheit und alles Glaubens an Buße und Sühnung, iſt durch die Offenbarung des Chriſtenthums eigentlich bewirkt worden. —

Die Zukunft iſt nicht für den Kranken, nur der Blick des Geſunden kann ſich dreiſt in ihre wunderlichen Wege verlieren. Unglück iſt der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher ſich auch die alten Heiligen ſelbſt ins Unglück ſtürzten. —

Märtirer ſind geiſtliche Helden. Jeder Menſch hat wohl ſeine Märtirerjahre. Chriſtus war der große Märtirer unſers Geſchlechts; durch ihn iſt das Märtirerthum unendlich tiefſinnig und heilig geworden. —

Man ſollte ſich ſchämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu denken was man wollte. Bitte Gott um ſeinen Beiſtand, daß er die ängſtlichen Gedanken verjagen helfe. Lerne nur erſt einen ängſtlichen Gedanken auch gleich als ſolchen kennen. Mit innigem Gebet und feſtem Vorſatz iſt vieles möglich. Sobald du ängſtlich wirſt, und traurige, bängliche Vorſtellungen ſich dir aufdringen, ſo fange an recht herzlich zu beten. Gelingt es die erſten Male nicht, ſo gelingt es gewiß mit der Zeit. Hat man Gott im Herzen, ſo grübelt man nicht: dann iſt nur Eine große erhebende Empfindung in der Seele. Auf dem göttlichen Geſichtspunkte giebt es keine Wolken; da iſt nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit. Der Mann iſt

anders, als das Kind. Mann ſeyn kommt von Gott. Die Alten waren immer fröhlich. —

Beten iſt in der Religion, was Denken in der Philoſophie iſt. Beten iſt Religion machen; Predigten ſollten eigentlich Gebete ſeyn. Der religiöſe Sinn betet, wie das Denkorgan denkt. Religion geht auf Religion, ſie hat eine eigne religiöſe Welt, ein eignes religiöſes Element. —

Der heilige Geiſt iſt mehr als die Bibel; er ſoll unſer Lehrer des Chriſtenthums ſeyn, nicht todter, irdiſcher, zweideutiger Buchſtabe. —

Unſer ganzes Leben iſt Gottesdienſt. —

Eine Verbindung, die auch für den Tod geſchloſſen iſt, iſt eine Hochzeit, die uns eine Genoſſin für die Nacht giebt. Im Tode iſt die Liebe am ſüßeſten; für den Lebenden iſt der Tod eine Brautnacht, ein Geheimniß ſüßer Myſterien:

Iſt es nicht klug für die Nacht ein geſelliges Lager zu ſuchen?
Darum iſt klüglich geſinnt, wer auch Entſchlummerte liebt. — —

Die Bibel fängt herrlich mit dem Paradieſe, dem Symbol der Jugend an, und ſchließt mit dem ewigen Reiche, mit der heiligen Stadt. Auch ihre zwei Hauptbeſtandtheile ſind ächt großhiſtoriſch. (In jedem großhiſtoriſchen Gliede muß gleichſam die große Geſchichte

ſymboliſch verjüngt liegen.) Der Anfang des neuen Teſtaments iſt der zweite, höhere Sündenfall (Sünde: was geſühnt werden muß), und der Anfang der neuen Periode. Die Geſchichte eines jeden Menſchen ſoll eine Bibel ſeyn. Chriſtus iſt der neue Adam. Eine Bibel iſt die höchſte Aufgabe der Schriftſtellerei. —

Höchſt ſonderbar iſt die Aehnlichkeit unſrer heiligen Geſchichte mit Märchen: anfänglich eine Bezauberung, dann die wunderbare Verſöhnung u. ſ. w. die Erfüllung der Verwünſchungsbedingung. Wahnſinn und Bezauberung haben viel Aehnliches. Ein Zauberer iſt ein Künſtler des Wahnſinns. —

Die Geſchichte Chriſti iſt eben ſo gewiß ein Gedicht wie eine Geſchichte; und überhaupt iſt nur die Geſchichte eine Geſchichte, die auch Fabel ſeyn kann. —

Myſtiſcher Glaube an das, was einmal da iſt: das Alte, Bekannte; und myſtiſche Hoffnung und Freude auf alles, was da kommen ſoll: das Neue, Unbekannte; dies ſind zwei ſehr wichtige Charakterzüge der bisherigen Menſchheit. —

Ob das Menſchengeſchlecht progrediendo geht? iſt eine ſonderbare, unbeantwortliche philoſophiſche Frage; warum fragt man nicht auch: verändert ſich das Menſchengeſchlecht? Dieſe Frage iſt höher. Aus der Veränderung läßt ſich erſt ein Schluß auf die Verbeſſerung oder Verſchlimmerung ziehn. —

Nur wenn wir uns, als Menſchen, mit andern

Vernunftweſen vergleichen könnten, würden wir wiſſen, was wir eigentlich ſind, auf welcher Stelle wir ſtehen. —

Der Gegenſatz von Leib und Geiſt iſt einer der allermerkwürdigſten und gefährlichſten. In der Hiſtorie hat er eine große Rolle geſpielt. —

Die Natur iſt lauter Vergangenheit, ehemalige Freiheit; daher durchaus Boden der Geſchichte. —

Jetzt regt ſich nur hie und da Geiſt: wann wird der Geiſt ſich im Ganzen regen? Wann wird die Menſchheit in Maſſe ſich ſelbſt zu beſinnen anfangen? —

Die Körperwelt iſt die proſaiſche. Der bloße (rohe) Raum iſt Anfangspoem; Endpoem wird der gebildete Raum ſeyn. Natürlicher Raum, — künſtlicher Raum. Ein Körper iſt ein conſonirter Raum. Der ferne Körper löſet ſich wieder in Raum auf, verſchwindet in Raum. Alles ſoll wieder Raum werden (Körper-Schema — Weltkugel.) Schema der Züge oder Ströme, — Weltkugelfluß. Zug der Ströme, dem Körper entgegengeſetzt — Bewegung. Die conſonirte Bewegung der Zeit iſt die wirkliche Bewegung. Ferne Bewegung löſt ſich wieder in abſolute Bewegung auf. Wo Körper iſt, iſt Raum nicht. Wo Bewegung iſt, iſt Zeit nicht. Alle Ströme und Bewegungen ſollen Zeit (Ewigkeit) werden. Rohe Zeit — gebildete Zeit. Die Zeit dauert abſolut. Alle Ströme ſollen dauernd, alle Körper durchdringlich werden. —

Der jetzige Himmel und die jetzige Erde ſind pro-

fantaſtiſcher Natur; es iſt eine Weltperiode des Nutzens. Das Weltgericht iſt der Anfang der neuen, gebildeten, poetiſchen Periode. —

Ueber den gegenwärtigen Moment, oder den immerwährenden Erſtarrungs-Prozeß der irdiſchen Zeit. — Sie hat eine ſonderbare Lebensflamme. Die Zeit macht alles, wie ſie auch alles zerſtört, bindet, trennt. — Natur der Erinnerung. Seelenflamme. Beſonderes Leben der Seele. Innere Lebensweiſe. Der Erſtarrungs-Prozeß. — Dies rührt von der Berührung einer zweiten Welt, eines zweiten Lebens her, wo alles entgegengeſetzt iſt. — Wir ſpringen wie ein elektriſcher Funken in die andere Welt hinüber. Zunahme der Capacität. Tod iſt Verwandlung, Verdrängung des Individualprincips, das nun eine neue, haltbarere, fähigere Verbindung eingeht. —

Unſere Welt iſt das, was ſie iſt, als Glied des Univerſalweltſyſtems, ihre Veränderungen werden mit durch die Veränderungen des großen Syſtems beſtimmt. — Je mannigfacher etwas individualiſirt iſt, deſto mannigfacher iſt ſeine Berührung mit andern Individuen, deſto veränderlicher ſeine Gränze und Nachbarſchaft. —

Ein unendlich charakteriſtiſches Individuum iſt Glied eines Infinitoriums. So unſre Welt. Sie gränzt an unendliche Welten, und doch vielleicht nur an Eine. Die Welt im Ganzen hat auch nur Eine Welt gegen ſich über — Himmel und Erde. —

Manche haben mehr eine räumliche Perſonalität, andre mehr eine zeitliche. Sollte dies der Unterſchied unter Helden und Künſtlern ſeyn? —

Der Buchſtabe iſt, was ein Tempel oder Monument iſt; ohne Bedeutung iſt er freilich todt. Es giebt geiſtvolle Hiſtoriker des Buchſtabens, philologiſche Antiquare. Der Antiquar iſt eigentlich ein Reſtaurator des Buchſtabens, ein Auferwecker deſſelben. —

Glück iſt Talent für die Hiſtorie, oder das Schickſal. Der Sinn für Begebenheiten iſt der prophetiſche, und Glück iſt der divinatoriſche Inſtinct. (Die Alten rechneten daher mit Recht das Glück eines Menſchen zu ſeinen Talenten.) Es giebt eine divinatoriſche Luſt. Der Roman iſt aus Mangel der Geſchichte entſtanden. —

Wo Kinder ſind, da iſt ein goldenes Zeitalter. —

Es fehlt uns nicht an Gelegenheit, Menſchen außer der Welt, und zwar vor und nach der Welt zu betrachten. Zu Menſchen und nicht zu Menſchen beſtimmte Stamina: jenes Kinder, dieſes Alte. —

Manchen fehlt es an Gegenwart des Geiſtes, dafür haben ſie mehr Zukunft des Geiſtes. —

Beinah alles Genie war bisher einſeitig; Reſultat einer krankhaften Conſtitution. Die eine Klaſſe hat zu viel äußern, die andre zu viel innern Sinn. Selten gelang der Natur ein Gleichgewicht zwiſchen beiden, eine vollendete genialiſche Conſtitution. Durch Zufälle entſtand oft eine vollkommene Proportion, aber nie

konnte dieſe von Dauer ſeyn, weil ſie nicht durch den Geiſt aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bei glücklichen Augenblicken. Das erſte Genie, das ſich ſelbſt durchdrang, fand hier den typiſchen Keim einer unermeßlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigſte in der Weltgeſchichte ſeyn mußte; denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menſchheit, und auf dieſer Stufe wird erſt wahre Geſchichte aller Art möglich; denn der Weg, der bisher zurückgelegt wurde, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares Ganze aus. Jene Stelle außer der Welt iſt gegeben, und Archimedes kann nun ſein Verſprechen erfüllen. —

Die Geſchichte erzeugt ſich ſelbſt. Erſt durch Verknüpfung der Vergangenheit und Zukunft entſteht ſie. So lange jene nicht feſt gehalten wird durch Schrift und Satzung, kann dieſe nicht nutzbar und bedeutend werden. — Die Menſchen gehen viel zu nachläſſig mit ihren Erinnerungen um. —

Eine Geſchichte iſt ein eigenthümliches Product des Verſtandes und des Willens; ohne deren Zuthun giebt es keine Geſchichte; durch ſie kann aber alles zur Geſchichte, zum Beiſpiel, zum Bilde eines Geſetzes werden. —

Der Geſchichtſchreiber organiſirt hiſtoriſche Weſen. Die Data der Geſchichte ſind die Maſſe, welcher der Geſchichtſchreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin ſteht auch die Geſchichte unter den Grundſätzen der Belebung und Organiſation überhaupt, und bevor nicht

dieſe Grundſätze da ſind, giebt es auch keine ächten hiſtoriſchen Kunſtgebilde, ſondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat. —

Unſre alte Nationalität war, wie mich dünkt, ächt römiſche: natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entſtanden; und ſo wäre der Name, römiſches Reich, wahrlich ein artiger, ſinnreicher Zufall. Deutſchland iſt Rom, als Land. Ein Land iſt ein großer Ort mit ſeinen Gärten. Das Kapitol ließe ſich vielleicht nach dem Gänſegeſchrei vor den Galliern beſtimmen. Die inſtinctartige Univerſalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im deutſchen Volk. Das Beſte, was die Franzoſen bei der Revolution gewonnen haben, iſt eine Portion Deutſchheit. —

Deutſche giebt es überall. Germanität iſt ſo wenig wie Romanität oder Gräcität und Britanität auf einen beſondern Staat eingeſchränkt. Es ſind allgemeine Menſchencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden ſind. Deutſchheit iſt ächte Popularität, und darum ein Ideal. —

Jede Perſon, die aus Perſonen beſteht, iſt eine Perſon in der zweiten Potenz, oder ein Genius. In dieſer Beziehung darf man wohl ſagen, daß es keine Griechen, ſondern nur einen griechiſchen Genius gegeben hat. Ein gebildeter Grieche war nur ſehr mittelbar, und nur zu einem ſehr geringen Theil ſein eignes Werk.

Daher erklärt ſich die große Individualität der griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft; wobei doch nicht zu läugnen iſt, daß an einigen Gränzen ägyptiſcher und orientaliſcher Myſticismus ſie angegriffen und moderniſirt hat. —

Die Forderung, die gegenwärtige Welt für die beſte zu halten, iſt ganz der gleich, meine mir angetraute Frau für die beſte und einzige zu halten, und ganz für ſie und in ihr zu leben. Es giebt noch viele ähnliche Forderungen und Anſprüche, deren Anerkennung der zur Pflicht macht, der einen für immer entſchiedenen Reſpect vor allem hat, das geſchehen iſt, der hiſtoriſch religiös iſt, der abſolute Gläubige und Myſtiker der Geſchichte überhaupt, der ächte Liebhaber des Schickſals. Das Fatum iſt die myſtificirte Geſchichte. Jede willkührliche Liebe, in der bekannten Bedeutung, iſt eine Religion, die nur Einen Apoſtel, Einen Evangeliſten und Anhänger hat und haben, und Wechſelreligion ſeyn kann, aber nicht zu ſeyn braucht. —

Es giebt eine Reihe idealiſcher Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen ſie zuſammen. Menſchen und Zufälle modificiren gewöhnlich die idealiſche Begebenheit, ſo daß ſie unvollkommen erſcheint, und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen ſind. So bei der Reformation. Statt des Proteſtantismus kam das Lutherthum hervor. —

Was bildet den Menſchen, als ſeine Lebensge-

ſchichte? Und ſo bildet den großartigen Menſchen nichts, als die Weltgeſchichte. —

Manche Menſchen leben beſſer mit der vergangenen Zeit und der zukünftigen, als mit der gegenwärtigen.

Auch iſt die Gegenwart gar nicht verſtändlich, ohne die Vergangenheit, und ohne ein hohes Maaß von Bildung, eine Sättigung mit den höchſten Producten, mit dem gediegenſten Geiſt des Zeitalters und der Vorzeit, und einer Verdauung, woraus der menſchlich prophetiſche Blick entſteht, deſſen der Hiſtoriker, der thätige, idealiſtiſche Bearbeiter der Geſchichtsdaten nicht ſo entbehren kann, wie der grammatiſche und rhetoriſche Erzähler. —

Eine gewiſſe Einſamkeit ſcheint dem Gedeihen der höheren Sinne nothwendig zu ſeyn, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menſchen mit einander manchen heiligen Keim erſticken, und die Götter, die den unruhigen Tumult zerſtreuter Geſellſchaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verſcheuchen. —

Die Geſellſchaft der Jeſuiten wird ewig ein Muſter aller Geſellſchaften ſeyn, die eine organiſche Sehnſucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen; aber auch ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügſten Unternehmungen vereitelt, und der natürliche Wachsthum des ganzen Geſchlechts unaufhaltſam den künſtlichen Wachsthum eines Theils unter-

drückt. Alles Einzelne für ſich hat ein eignes Maaß von Fähigkeit, nur die Capacität des Geſchlechts iſt unermeßlich. Alle Plane müſſen fehlſchlagen, die nicht auf alle Anlagen des Geſchlechts vollſtändig angelegte Plane ſind. —

Evolutionen ſind der Stoff der Geſchichte. Was jetzt die Vollendung nicht erreicht, wird ſie bei einem künftigen Verſuche erreichen, oder bei einem abermaligen. Vergänglich iſt nichts, was die Geſchichte ergriff. Aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Geſtalten wieder hervor. —

Aus Inſtinkt iſt der Gelehrte Feind der Geiſtlichkeit nach alter Verfaſſung; der Gelehrte und der geiſtliche Stand müſſen Vertilgungskriege führen, wenn ſie getrennt ſind, denn ſie ſtreiten um Eine Stelle. Dieſe Trennung that ſich nach der Reformation beſonders in ſpätern Zeiten mehr hervor, und die Gelehrten gewannen deſto mehr Feld, je mehr ſich die Geſchichte der europäiſchen Menſchheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrſamkeit näherte, und Wiſſen und Glauben in eine entſchiedene Oppoſition traten. Im Glauben ſuchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wiſſen hoffte man ſie zu heben. Ueberall litt der heilige Sinn unter den mannichfachen Verfolgungen ſeiner bisherigen Art, ſeiner zeitigen Perſonalität. Das Reſultat der modernen Denkungsart nannte man Philoſophie, und rechnete alles

dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich alſo jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Perſonalhaß gegen den katholiſchen Glauben ging allmählig in Haß gegen die Bibel, gegen den chriſtlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte ſich ſehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenſtände des Enthuſiasmus aus, verketzerte Phantaſie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunſtliebe, Zukunft und Vorzeit, ſetzte den Menſchen in der Reihe der Naturweſen mit Noth oben an, und machte die unendliche ſchöpferiſche Muſik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm ſchwimmend, eine Mühle an ſich, ohne Baumeiſter und Müller, und eigentlich ein ächtes Perpetuum mobile, eine ſich ſelbſt mahlende Mühle ſei. Ein Enthuſiasmus ward großmüthig dem armen Menſchengeſchlechte übrig gelaſſen, und als Prüfſtein der höchſten Bildung jedem Actionär derſelben unentbehrlich gemacht, der Enthuſiasmus für dieſe herrliche, großartige Philoſophie, und insbeſondere für ihre Prieſter und Myſtagogen. Frankreich war ſo glücklich, der Schooß und Sitz dieſes neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wiſſen zuſammengeklebt war. So verſchrieen die Poeſie in dieſer neuen Kirche war, ſo gab es doch einige Poeten darunter, die des Effects wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichtes ſich bedienten, aber dabei in Gefahr

kamen das neue Weltſyſtem mit altem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die ſchon warmgewordenen Zuhörer ſogleich wieder mit kaltem Waſſer zu begießen. Die Mitglieder waren raſtlos beſchäftigt, die Natur, den Erdboden, die menſchliche Seele und die Wiſſenſchaften von der Poeſie zu ſäubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menſchen durch Sarkasmen zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen ſeines mathematiſchen Gehorſams und ſeiner Frechheit ihr Liebling geworden; ſie freuten ſich, daß es ſich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben geſpielt hätte, und ſo benannten ſie nach ihm ihr großes Geſchäft, Aufklärung. In Deutſchland betrieb man dieſes Geſchäft gründlicher; man reformirte das Erziehungsweſen, man ſuchte der alten Religion einen neueren, vernünftigeren, gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle ſorgfältig von ihr abwuſch; alle Gelehrſamkeit ward aufgeboten um die Zuflucht zur Geſchichte abzuſchneiden, indem man die Geſchichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemählde zu veredeln ſich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuſchauer des großen rührenden Schauſpiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirthen und bewundern ſollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe

aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthuſiasmus erzogen, und ſo entſtand eine neue europäiſche Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade daß die Natur ſo wunderbar und unbegreiflich, ſo poetiſch und unendlich blieb, allen Bemühungen ſie zu moderniſiren, zum Trotz. Duckte ſich ja irgendwo ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und ſonſt auf, ſo wurde ſogleich von allen Seiten Lärm geblaſen, und wo möglich der gefährliche Funke durch Philoſophie und Witz in der Aſche erſtickt. Dennoch war Toleranz das Loſungswort der Gebildeten, und beſonders in Frankreich gleichbedeutend mit Philoſophie. Höchſt merkwürdig iſt dieſe Geſchichte des modernen Unglaubens und der Schlüſſel zu allen ungeheuren Phänomenen der neuern Zeit. Erſt in dieſem Jahrhunderte und beſonders in ſeiner letzten Hälfte beginnt ſie, und wächſt in kurzer Zeit zu einer unüberſehlichen Größe und Mannichfaltigkeit. Eine zweite Reformation, eine umfaſſendere und eigenthümlichere war unvermeidlich, und mußte das Land zuerſt treffen, das am meiſten moderniſirt war, und am längſten aus Mangel an Freiheit im aſtheniſchen Zuſtande gelegen hatte. Längſt hätte ſich das überirdiſche Feuer Luft gemacht, und die klugen Aufklärungsplane vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß denſelben zu Statten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwieſpalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer ganzen Genoſſenſchaft

entſtand, mußte ſie wieder als drittes tonangebendes und vermittelndes Glied hervortreten, und dieſen Hervortritt muß nun jeder Freund derſelben anerkennen und verkündigen, wenn er noch nicht merklich genug ſeyn ſollte. Daß die Zeit der Auferſtehung gekommen iſt, und gerade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu ſeyn ſchienen, und ihren Untergang zu vollenden drohten, die günſtigen Zeichen ihrer Regeneration geworden ſind: dies kann einem hiſtoriſchen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie iſt das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Poſitiven hebt ſie ihr glorreiches Haupt als neue Weltſtifterin empor. Wie von ſelbſt ſteigt der Menſch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet; die höhern Organe treten von ſelbſt aus der allgemeinen gleichförmigen Miſchung und vollſtändigen Auflöſung aller menſchlichen Anlagen und Kräfte, als der Urkern der irdiſchen Geſtaltung zuerſt heraus. Der Geiſt Gottes ſchwebt über dem Waſſer und ein himmliſches Eiland wird als Wohnſtätte der neuen Menſchen, als Stromgebiet des ewigen Lebens zuerſt ſichtbar über den zurückſtrömenden Wogen. Ruhig und unbefangen betrachte der ächte Beobachter die neuen, ſtaatsumwälzenden Zeiten! Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Siſyphus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht, und ſchon rollt die mächtige Laſt auf der andern Seite wieder herunter.

Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel ſie auf der Höhe ſchwebend erhält. Alle eure Stützen ſind zu ſchwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnſucht an die Höhen des Himmels; gebt ihm eine Beziehung aufs Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm, und werdet eure Bemühungen reichlich belohnt ſehen. An die Geſchichte verweiſe ich euch, forſcht in ihrem belehrenden Zuſammenhange nach ähnlichen Zeitpunkten, und lernt den Zauberſtab der Analogie gebrauchen.

Soll die Revolution die Franzöſiſche bleiben, wie die Reformation die Lutheriſche war? Soll der Proteſtantismus abermals widernatürlicher Weiſe, als revolutionäre Regierung, fixirt werden? Sollen Buchſtaben, Buchſtaben Platz machen? Sucht ihr den Keim des Verderbens auch in der alten Einrichtung, dem alten Geiſte? und glaubt euch auf eine beſſere Einrichtung, einen beſſern Geiſt zu verſtehen? O! daß der Geiſt der Geiſter euch erfüllte, und ihr abließet von dieſem thörichten Beſtreben, die Geſchichte und die Menſchheit zu modeln und eure Richtung ihr zu geben. Iſt ſie nicht ſelbſtſtändig, nicht eigenmächtig, ſo gut wie unendlich liebenswerth und weiſſagend? Sie zu ſtudiren, ihr nachzugehen, von ihr zu lernen, mit ihr gleichen Schritt zu halten, gläubig ihren Verheißungen und Winken zu folgen, daran denkt keiner. In Frankreich hat man

viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen und ihr bloß das Recht der Hausgenoſſenſchaft gelaſſen hat, und zwar nicht in Einer Perſon, ſondern in allen ihren unzähligen Individualgeſtalten. Als eine fremde, unſcheinbare Waiſe muß ſie erſt die Herzen wieder gewinnen, und ſchon überall geliebt ſeyn, ehe ſie wieder öffentlich angebetet, und in weltliche Dinge zur freundſchaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemiſcht wird. —

Wo keine Götter ſind, walten Geſpenſter. —

Alles, was in der neueſten Zeit in Deutſchland geſchehen iſt, ſind nur noch Andeutungen, unzuſammenhängend und roh; aber ſie verrathen dem hiſtoriſchen Auge eine univerſelle Individualität, eine neue Geſchichte, eine neue Menſchheit; die ſüßeſte Umarmung einer jungen überraſchten Kirche und eines liebenden Gottes, und das innige Empfängniß eines neuen Meſſias, in ihren tauſend Gliedern zugleich. Wer fühlt ſich nicht mit ſüßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild ſeines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetiſche, wunderthätige und wundenheilende, tröſtende und ewiges Leben entzündende Zeit ſeyn, eine große Verſöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein ächter Genius unter den Menſchen einheimiſch, nur geglaubt, nicht geſehen werden kann, doch unter zahlloſen Geſtalten den Gläubigen ſichtbar, als Brod und Wein verzehrt, als Geliebte

umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Geſang vernommen, und mit himmliſcher Wolluſt, als Tod, unter den höchſten Schmerzen der Liebe in das Innere des verbrauſenden Leibes aufgenommen wird. —

Frankreich verficht einen weltlichen Proteſtantismus. Sollten auch weltliche Jeſuiten nun entſtehen, und die Geſchichte der letzten Jahrhunderte erneuert werden?

Wie wenn auch hier, wie in den Wiſſenſchaften, eine nähere und mannichfaltigere Connexion und Berührung der europäiſchen Staaten zunächſt der hiſtoriſche Zweck des Krieges wäre; wenn eine neue Regung des bisher ſchlummernden Europa ins Spiel käme; wenn Europa wieder erwachen wollte; wenn ein Staat der Staaten, eine politiſche Wiſſenſchaftslehre uns bevorſtände? Sollte etwa die Hierarchie, dieſe ſymmetriſche Grundfigur der Staaten, das Princip des Staatenvereins, als intellectuale Anſchauung des politiſchen Ichs, ſeyn?

Es iſt unmöglich, daß weltliche Kräfte ſich ſelbſt ins Gleichgewicht ſetzen; ein drittes Element, das weltlich und überirdiſch zugleich iſt, kann allein dieſe Aufgabe löſen. Unter den ſtreitenden Mächten kann kein Friede geſchloſſen werden; aller Friede iſt nur Illuſion, nur Waffenſtillſtand. Auf dem Standpunkte der Cabinetter, des gemeinen Bewußtſeyns, iſt keine Vereinigung denkbar. Beide Theile haben große nothwendige Anſprüche, und müſſen ſie machen, getrieben vom Geiſte

der Welt und der Menſchheit. Beide ſind unvertilgbare Mächte der Menſchenbruſt; hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geſchichtliche Verfaſſung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten, glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorſams; dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreiſe, die Luſt am Neuen und Jungen, die zwangloſe Berührung mit allen Staatsgenoſſen, der Stolz auf menſchliche Allgemeingültigkeit, die Freude am perſönlichen Recht und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die andre zu vernichten, alle Eroberungen wollen hier nichts ſagen, denn die innerſte Hauptſtadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen, und läßt ſich nicht erſtürmen.

Wer weiß ob des Kriegs genug iſt; aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geiſtliche Macht darreichen kann. Es wird ſo lange Blut über Europa ſtrömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnſinn gewahr werden, der ſie im Kreiſe umher treibt, und von heiliger Muſik getroffen und beſänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermiſchung treten, Worte des Friedens vernehmen, und ein großes Liebesmahl als Friedensfeſt auf den rauchenden Wahlſtätten mit heißen Thränen gefeiert wird.

Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken,

und die Völker verſöhnen, und die Chriſtenheit mit neuer Herrlichkeit ſichtbar auf Erden in ihr altes friedenſtiftendes Amt inſtalliren. Haben die Nationen alles vom Menſchen, nur nicht ſein Herz, ſein heiliges Organ? — —

Das Chriſtenthum iſt dreifacher Geſtalt. Eine iſt, als Zeugungs-Element der Religion. Eine, als Mittlerthum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdiſchen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu ſeyn. Eine als Glaube an Chriſtus, ſeine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drei, es iſt gleichviel, ihr werdet damit Chriſten und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unausſprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendiggewordenes Chriſtenthum war der alte katholiſche Glaube, die letzte dieſer Geſtalten. Seine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue, machen ihn als ächte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge ſeiner Verfaſſung.

Er iſt gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Geſtalten des Chriſtenthums wird er ewig dieſen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form iſt ſo gut wie vernichtet; das alte Papſtthum liegt im Grabe, und Rom iſt zum

zweitenmal eine Ruine geworden. Soll der Proteſtantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europas Verſöhnung und Auferſtehung, um ſich anzuſchließen, und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. — —

Anhang.

1.

Blumen.

1798.

An den König.

Mehr als ein Königreich gab der Himmel Dir in Luiſen,
Aber du brachteſt ihr auch mehr als die Krone, Dein Herz.

Die Alpenroſe.

Selten haftet auf Höh'n ein Funken himmliſchen Lebens,
Aber, als Königin, blüht dann auch die Roſe des Bergs.

Der König.

Nur wer mehr als König ſchon iſt, kann königlich herrſchen,
Alſo ſoll König auch ſeyn, welcher die Herrlichſte liebt.

Das irdiſche Paradies.

Wo die Geliebten ſind, da ſchmückt ſich bräutlich die Erde,
Aber den Frevler verzehrt ſchneller die himmliſche Luft.

Es iſt an der Zeit.

Glänzend ſteht nun die Brücke, der mächtige Schatten erinnert
Nur an die Zeit noch, es ruht ewig der Tempel nun hier.

Götzen von Stein und Metall mit furchtbaren Zeichen der Willkühr
Sind gestürzt und wir sehn dort nur ein liebendes Paar —
An der Umarmung erkennt ein jeder die alten Dynasten,
Kennt den Steuermann, kennt wieder die glückliche Zeit.

Das Ende des Haders.

Lange währte der Zweifel, es konnte keiner ihn schlichten,
Mancher schöne Krystall brach in dem feindlichen Stoß.
Nur die Liebe besitzt den Talisman ewigen Friedens —
Da nur, wo sie erscheint, fließen die Massen in Eins.

Der sterbende Genius.

Willkommen, Lieber, nun und nicht wieder ruft
Dich meine Stimme; nah ist der Abschied mir.
Gefunden hab' ich, was ich suchte,
Und der Bezauberung Bande schmelzen.

Das schöne Wesen — siehst du die Königin —
Hebt Bann und Zauber; lange vergebens flog
Um jeden Thron ich, aber endlich
Winkte durch Sie mir die alte Heimath.

Schon lodert mächtig jene geheime Glut —
Mein altes Wesen — tief in dem irdischen
Gebilde: Du sollst Opferpriester
Seyn, und das Lied der Zurückkehr singen.

Nimm diese Zweige, decke mit ihnen mich,
Nach Osten singe dann das erhabne Lied,
Bis auf die Sonne geht und zündet,
Und mir die Thore der Urwelt öffnet.

Der Duft des Schleiers, der mich vor dem umgab,
Sinkt dann vergoldet über die Ebenen,
Und wer ihn athmet, ſchwört begeiſtert
Ewige Liebe der ſchönen Fürſtin.

Land.

Jenes himmliſche Paar ſchwimmt hoch auf der Flut, wie die Taube
Und der Oelzweig; es bringt Hoffnung des Landes wie dort.

2.

Der Fremdling.

Den 22ſten Jänner 1797.

Der Frau B.-R. von Ch. gewidmet.

Müde biſt du und kalt, Fremdling, du ſcheineſt nicht
Dieſes Himmels gewohnt, — wärmere Lüfte wehn
Deiner Heimath, und freier
Hob ſich vormals die junge Bruſt.

Streute ewiger Lenz dort nicht auf ſtiller Flur
Buntes Leben umher? ſpann nicht der Frieden dort
Feſte Weben? und blühte
Dort nicht ewig, was Einmal wuchs?

O! du ſucheſt umſonſt — untergegangen iſt
Jenes himmliſche Land — keiner der Sterblichen
Weiß den Pfad, den auf immer
Unzugängliches Meer verhüllt.

Wenig haben ſich nur Deines verwandten Volks
Noch entriſſen der Flut — hierhin und dorthin ſind
Sie geſá't und erwarten
Beſſre Zeiten des Wiederſehns.

Folge willig mir nach — wahrlich ein gut Geſchick
Hat hierher Dich geführt — Heimathsgenoſſen ſind
Hier, die eben, im Stillen,
Heut ein häusliches Feſt begehn.

Unverkennbar erſcheint dort Dir die innige
Herzenseinheit — es ſtrahlt Unſchuld und Liebe Dir
Klar von allen Geſichtern,
Wie vorzeiten im Vaterland.

Lichter hebt ſich Dein Blick — wahrlich, der Abend wird,
Wie ein freundlicher Traum, ſchnell Dir vorübergehn,
Wenn in ſüßem Geſpräche
Sich Dein Herz bei den Guten löſt —

Seht — der Fremdling iſt hier — der aus demſelben Land
Sich verbannt fühlt, wie Ihr; traurige Stunden ſind
Ihm geworden — es neigte
Früh der fröhliche Tag ſich ihm.

Doch er weilet noch gern, wo er Genoſſen trifft,
Feiert munter das Feſt häuslicher Freuden mit;
Ihn entzücket der Frühling,
Der ſo friſch um die Eltern blüht.

Daß das heutige Feſt oft noch zurückekehrt,
Eh' den Weinenden ſich ungern die Mutter raubt,
Und auf nächtlichen Pfaden
Folgt dem Führer ins Vaterland —

Daß der Zauber nicht weicht, welcher das Band beglückt
Eures Bundes — und daß auch die Entfernteren
Des genießen, und wandern
Einen fröhlichen Weg mit Euch —

Dieſes wünſchet der Gaſt — aber der Dichter ſagts
Euch für ihn; denn er ſchweigt gern, wenn er freudig iſt,
Und er ſehnet ſo eben
Seine fernen Geliebten her.

Bleibt dem Fremdlinge hold — ſpärliche Freuden ſind
Ihm hienieden gezählt — doch bei ſo freundlichen
Menſchen ſieht er geduldig
Nach dem großen Geburtstag hin.

3.

Briefe.

Weißenfels, den 22. März 1797.

Es iſt für mich eine traurige Pflicht, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß Sophie nicht mehr iſt. Nach unausſprechlichen Leiden, die ſie muſterhaft ertrug, endigte ſie den 19ten März früh um halb 10 Uhr. Den 17ten März 1783 war ſie geboren, und den 15ten März 1795 erhielt ich von ihr die Gewißheit, daß ſie Mein ſeyn wollte. Seit dem 7ten November 1795 hat ſie gelitten. Acht Tage vor ihrem Tode verließ ich ſie, mit der feſteſten Ueberzeugung, ſie nicht wiederzuſehen. — Es war über meine Kräfte, die entſetzlichen Kämpfe

der unterliegenden blühenden Jugend, die fürchterlichen Beängſtigungen des himmliſchen Geſchöpfs ohnmächtig mit anzuſehen. Das Schickſal habe ich niemals gefürchtet. — Erſt vor drei Wochen ſahe ich es drohen. Es iſt Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenröthe hineinſah. Meine Trauer iſt gränzenlos, wie meine Liebe. Drei Jahre iſt ſie mein ſtündlicher Gedanke geweſen. Sie allein hat mich an das Leben, an das Land, an meine Beſchäftigungen gefeſſelt. Mit ihr bin ich von allem getrennt, denn ich habe mich ſelbſt faſt nicht mehr. Aber es iſt Abend geworden, und es iſt mir, als würde ich früh weggehen, und da möchte ich doch gern ruhig werden und lauter wohlwollende Geſichter um mich ſehen — ganz in ihrem Geiſte möchte ich leben, ſanft und gutmüthig ſeyn, wie ſie war.

Unvergeßlich wird mir, wie meiner verewigten Sophie, die Freundſchaft, die Sorgfalt ſeyn, mit der Sie ihre letzten Tage zu erheitern bemüht waren. Sophie hat ſich Ihrer Gefälligkeiten mit dem wärmſten Danke noch erinnert, und ich habe einen ſtillen Auftrag gefühlt, Ihnen dieſen Dank mit dem Meinigen vereinigt zu überbringen. Sie verzeihen meiner Liebe, wenn ich Ihnen ſage, daß mich ihre Aufmerkſamkeit für Sophiens Wünſche, Ihr halbjähriges Zuſammenleben mit ihr, Sie jetzt erſt mir werth gemacht hat. Ich habe Sie in einer höchſt ungünſtigen Stimmung kennen gelernt. Sie haben mich nicht geſund geſehen. Ungeheure Widerſprüche kreuzten ſich in meiner Seele. — Sophiens Krankheit und tauſend andere Verdrießlichkeiten hatten einen ſehr widrigen Einfluß auf meine Denkungsart. Gern geſtehe ich Ihnen jetzt, daß mir manches an Ihnen mehr mißfiel, als es zu jeder andern Zeit geſchehen ſeyn würde. Ich mag Sie damals oft beleidigt haben. Verzeihen Sie mir beim Andenken an meine

Sophie. Durch Thränen ſieht man keine menſchlichen Fehler — Thränen waſchen jeden Flecken weg. Der Unglückliche drückt in einem höhern Gleichheitsgefühl jeden aufrichtig und warm an das müde, liebende Herz. Behalten Sie mich lieb — ich traue Ihnen zu, daß ſie Sophiens immer mit warmer Achtung gedenken werden. Es iſt möglich, daß ich dieſen Sommer in — verlebe. Im Anfange werde ich viel Erinnerungen zu bekämpfen haben — aber ich freue mich doch, mit Ihnen recht viel von Sophien reden zu können — ich muß mich an die Vergangenheit halten, da ich von der Zukunft nichts mehr zu erwarten habe. Leben Sie wohl, uud ſeyn Sie glücklicher, als

Ihr Freund Hardenberg.

Tennſtädt, den 14. April 1797.

Die Antwort auf ihren wohlwollenden, zuſtimmenden, gefühlvollen Brief, glaubt' ich mündlich bringen zu können. Dieſe Freude war mir nicht beſtimmt. Ich habe meinem Vorſatze, dieſen Sommer in — eben ſo angenehm als lehrreich zuzubringen, entſagen müſſen. Der unerwartet eintretende Tod meines Bruders Erasmus beſchleunigte meine Abreiſe, und da wählt' ich Tennſtädt — ſo weh mir die Erinnerungen thaten — weil ich hier unter ſehr freundſchaftlichen Menſchen bin, und aus Verlangen nach der Nähe ihres Grabes.

Ich wußte ſchon von ihrer Krankheit, Lieber, — aber ich wußte nicht, daß ſie ſo gefährlich ſey. Nur keine lange Krankheit — es iſt etwas entſetzliches und ſo etwas unnützes, da nur Ideen, aber körperliche Leiden nicht bilden — beſonders wenn ſie ſo ſchwer ſind, daß der Geiſt ſich nicht mehr erman-

nen kann. Meine Sophie hat einen ſchönen Tod gehabt. — Vorher ſind einige ſchreckliche Tage geweſen, die ſie ſtill und lächelnd und tröſtend durchlebt hat. Sie iſt mit jeder Minute liebenswürdiger geworden. — Heiter und gefaßt hat ſie zuletzt um ihren Tod gewußt. — Ein ſanfter Schmerz hat ſie auf einmal allen Laſten enthoben. Ihr unbemerkt iſt ihr Körper ſchon die letzten Tage faſt in völlige Auflöſung übergegangen; die letzte Nacht phantaſirt ſie — auf einmal ſchüttelt ſie mit dem Kopf — lächelt und ſagt: Ich fühl's, ich bin närriſch — ich bin nicht mehr nütze in der Welt — ich muß fort.

Guter, — auch ich bins — das Beſte in mir zieht ſich zuſammen — das Uebrige zerfällt in erbärmlichen Staub!

Sehr Recht haben Sie, daß ich das Zutrauen zu mir ſelbſt nicht verlieren ſoll — damit halte ich ſie allein noch feſt. Es erwacht täglich beſtändiger, kräftiger in mir — es gedeiht jetzt in der ſüßen Ruhe, die mich umgiebt. Meine Kräfte haben eher zu- als abgenommen — ich fühle es jetzt oft, wie ſchicklich es hat ſo kommen müſſen. Zufrieden bin ich ganz — die Kraft, die über den Tod erhebt, habe ich ganz neu gewonnen. — Einheit und Geſtalt hat mein Weſen angenommen — es keimt ſchon ein künftiges Daſeyn in mir. Dieſen Sommer will ich recht genießen, recht thätig ſeyn, mich recht in Liebe und Begeiſterung ſtärken. — Krank will ich nicht zu ihr kommen — im vollen Gefühl der Freiheit — glücklich, wie ein Zugvogel ſeyn. Genußvoller fühle ich mich jetzt ſchon — die Farben ſind heller auf dem dunkeln Grunde, der Morgen naht — das verkünden mir die ängſtlichen Träume. Wie entzückt werde ich ihr erzählen, wenn ich nun aufwache, und mich in der alten, längſtbekannten Urwelt finde, und ſie vor mir ſteht. — Ich träumte von dir: ich hätte dich auf der Erde geliebt — du glichſt dir auch in der irdiſchen Ge-

ſtalt — du ſtarbſt — und da währte es noch ein ängſtliches Weilchen, da folgte ich dir nach.

Sie wollen im Mai fortwandern — auf lange Zeit — gern hätte ich Sie noch einmal geſehen. Könnten Sie nicht noch hier in unſre Gegend kommen — oder wenn ich wüßte, daß Sie in Erfurt wären? Werden Sie nur nicht lange krank — dafür iſt mir recht bange. Mein guter Erasmus hat mich dieſe Leiden tief wieder empfinden laſſen. Ich habe ihn ſehr lieb gehabt — jetzt verliert ſich der Schmerz über ſeinen Verluſt in die ungeheure Woge, die über meine Beſitzungen herſchlug.

Nun noch einiges Wenige. — ... Anhänglichkeit an das erhabene Bild Sophiens hat mir ihn lieber gemacht, als alle ſeine trefflichen Werke. Jetzt habe ich ihn wahrhaft lieb — er gehört zu meinem Herzen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich ... nicht für den Apoſtel der Schönheit halten könnte, wenn ihn nicht ſchon das bloße Bild ergriffen hätte. — Es iſt gewiß nicht Leidenſchaft — ich fühle es zu unwiderſprechlich, zu kalt, zu ſehr mit meiner ganzen Seele, daß ſie Eine der edelſten, idealiſchſten Geſtalten war, die je auf Erden geweſen ſind und ſeyn werden. Die ſchönſten Menſchen müſſen ihr ähnlich geweſen ſeyn. Ein Bild von Raphael in der Phyſiognomik hat die treffendſte Aehnlichkeit von ihr, die ich noch fand, unerachtet es gewiß kein vollkommnes Bild von ihm iſt. Sollte ... ihr nicht einen ſtillen Kranz gewunden haben? — O! daß ich davon Gewißheit hätte.

Die gute, liebe ... der ich ſo dankbar für ihr Gefühl für Sophie bin — grüßen Sie ſie doch recht herzlich von mir — ich habe ihr immer einige Zeilen ſchreiben wollen — ich weiß nicht, was mich abgehalten hat. Sophie hat mir innig von ihr geſprochen. — Ob ihr wohl einige Haare lieb wären?

Leben Sie wohl — guter — ich weiß, daß Sie von denen ſind, denen ihr Bild treu und wohlthätig bleibt. Bleiben Sie nur geſund. Schreiben Sie mir bald.

Ihr Freund Hardenberg.

Tennſtädt, den 3. Mai 1797.

— — Ich bin oft in Gedanken bei Ihnen. — Ich lebe das alte vergangene Leben hier in ſtiller Betrachtung durch. — Geſtern bin ich 25 Jahr alt geworden — ich war in Grüningen und ſtand an ihrem Grabe. — Es iſt ein freundlicher Platz — mit einem einfachen weißen Gatter verſchloſſen — abgelegen und hoch. — Es iſt noch Raum da. — Das Dorf lehnt ſich mit den blühenden Gärten um den Hügel her, und an einigen Stellen verliert ſich der Blick in blaue Fernen. Ich weiß, Sie hätten gern neben mir geſtanden, und die Blumen, die ich zum Geburtstage geſchenkt erhalten hatte, langſam mit in den Hügel geſteckt. Vor zwei Jahren hatte mir Sophie am nämlichen Tage einen ſchönen großen Kuchen backen laſſen, und eine Fahne und Nationalkokarde daran geheftet. Heute ſchenkten mir die guten Aeltern die kleinen Gaben, die Sophie an ihrem letzten Geburtstage noch mit vieler Freude empfangen hatte.

Lieber — es bleibt Abend und wird bald Nacht werden. Wenn Sie noch weggehen, ſo behalten Sie mich lieb, und beſuchen Sie einſt, wenn Sie wieder kommen, die ruhige Stätte, wo Ihr Freund bei der Aſche ſeiner Geliebten auf ewig ruht. Leben Sie wohl!

Ihr Freund Hardenberg.

Friedrich von Hardenberg.

Novalis.

Novalis Schriften.

Herausgegeben
von
Ludwig Tieck
und
Ed. v. Bülow.

Dritter Theil.

Mit Novalis Bildniß.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.

1846.

Vorrede.

Wenige Bücher haben auf die Deutſche Welt einen ſo beſtimmten Einfluß geübt, als die Schriften meines verſtorbenen Freundes. Dies beweiſt auch, daß 1837 ſchon die fünfte Auflage derſelben erſchien. Als Frd. Schlegel und ich die Erſte Ausgabe beſorgten, konnten wir dieſen Beifall kaum vermuthen, und daher, um das Buch nicht zu ſtark zu machen, blieben viele Fragmente zurück, die des Druckes wohl würdig waren, wie auch in der Vorrede zur Erſten Ausgabe geſagt iſt. Wenn mich nicht Krankheit, Reiſen und manches Studium und andre Arbeiten geſtört und beſchäftigt hätten, würde ich ſchon vor Jahren dieſen

jetzt erſcheinenden Dritten Theil dem Publikum übergeben haben. Außerdem ſchreckte mich aber die Mühe zurück, mit der ich die Manuſkripte hätte ordnen, vergleichen und abſchreiben müſſen, und dabei vielleicht manches aufgenommen hätte, was ſchon in früheren Jahren erſchienen war. Dieſer Arbeit hat mich nun ein jüngerer, rüſtiger und unermüdeter Freund überhoben, Ed. v. Bülow, der Verfaſſer des Novellenbuchs und mancher andern werthvollen Schrift.

Manchem eiligen Leſer wird vielleicht Vieles in einer Zeit überflüſſig ſcheinen, wo ſeit 1800 Chemie, Naturwiſſenſchaft und alle Theile unſrer Phyſik und Geognoſie ſo ſehr vorgeſchritten ſind. Philoſophiſche eifrige Schüler, ſo wie hochgeſtimmte Religioſen werden alles überſehn oder verwerfen, was nicht im Sinne ihrer dermaligen Schule und geſtempelten Orthodoxie geſprochen iſt. Aber der freiſinnige Denker und Forſcher, der nicht am Buchſtaben der Reſultate und Dogmen ſich ketten mag, und wahren Enthuſiasmus von verketzerndem wilden Eifer unterſcheiden kann, wird mit Dank dieſe Geiſtes-Funken und Blitze eines tiefen Gemüthes aufnehmen: der wahre Religioſe, denkende Philoſoph und freie Phyſiker wird vielfache Veranlaſſung finden, in die Tiefen

ſeines Gemüthes zu ſteigen, und neu aufgeregt durch geniale Winke, prophetiſche Ahndungen und kühnes Wort ihm bis dahin verborgene Schätze entdecken. Denn nur ſo, wie man Blicke in die Natur thut, und Neues ſieht und fühlt, wo das Unwandelbare uns anredet, wie man in höheren Stimmungen in gekannten Gedichten und großen Werken wiederum eine neue Seele entdeckt, ſo nur, und nicht um ſich flüchtig zu zerſtreuen, müſſen dieſe tiefſinnigen Fragmente geleſen werden.

Ueber die jugendlichen, meiſt ſchwachen Gedichte, wird der Wohlwollende keine ſtrenge Critik ausüben. Sie ſind wichtig, weil ſie Uebungen, Scherze, Verſuche in früher Jugend dieſes Geiſtes waren.

Das Bildniß von Novalis iſt nach einem alten Portrait gemacht, welches ſich unter vergeſſenen Möbeln eines Schloſſes fand. Es iſt offenbar gemahlt, als der Autor 16 oder 17 Jahr alt war. Man zeigte es mir fragend und zweifelnd, aber ich erkannte gleich die ſprechende Aehnlichkeit meines Freundes, ob ich ihn gleich erſt kennen lernte, als er ſchon in dem 28ſten Jahre ſtand.

Mit Wehmuth und nicht ohne eine Art von Andacht übergebe ich nach faſt funfzig Jahren dieſe Reliquien eines edlen und großen Geiſtes den Freunden der ächten Myſtik.

Berlin im May, 1846.

L. Tieck.

Vorwort

von Eduard von Bülow.

Es mögen etwa ſieben Jahre her ſein, daß mir mein verehrter Freund Ludwig Tieck ankündigte: er werde gelegentlich meine Hülfe in Anſpruch nehmen, die hinterlaſſenen Papiere von Novalis nochmals durchzuſehen und davon zum Drucke auszuſondern, was noch für die öffentliche Mittheilung geeignet und damals von ihm und ſeinem Freunde Friedrich Schlegel, wie die Vorrede zur erſten Auflage von Novalis Schriften beſagt, unbenutzt zurückgelegt worden ſei.

Ich brauche nicht erſt zu ſagen, welche Freude mir, bei meiner Verehrung und Liebe zu dem früh dahin geſchiedenen Dichter, dieſe Mittheilung gewährte, und ich war in mir eben ſo ſtolz auf die mir damit zugedachte Auszeichnung, als ich mich eifrigſt wiewohl umſonſt bemühte, die Verwirklichung dieſes Vorhabens herbeizuführen.

Es ſtanden derſelben, leider! in Stimmung und Beſchäftigungen von einer Zeit zur anderen Hinderniſſe entgegen und als Ludwig Tieck zuletzt Dresden verließ, wo ich funfzehn Jahre ſo glücklich geweſen war, zugleich mit ihm zu leben, um nach ſeiner eigentlichen Heimath Berlin zurückzukehren fand ſich für mich immer ſeltenere Gelegenheit zu Mahnungen. Ich ließ nichtsdeſtoweniger den Gedanken an Novalis niemals aus dem Sinne und brachte ihn bei meinen wieder-

holten Beſuchen Berlins ſo lange Zeit zur Sprache, bis ſich Tieck in den erſten Monaten 1845, in der That entſchloß, mir die beſagten Manuſkripte zuzuſtellen.

Es war jedenfalls eine mühſame und langwierige Arbeit, die ich mit denſelben vorzunehmen hatte und war es ſchon zuerſt nicht leicht zu ermitteln, welche Fragmente bereits in die gedruckten Schriften aufgenommen waren, ſo mußten auch noch die als ſolche nirgend bezeichneten Auszüge und Studien nach anderen Autoren von dem Selbſtgedachten unterſchieden werden.

Ich habe bei alle dem im Frühjahr und Sommer 1845 dieſe verſchiedenen Arbeiten ſo gut als es in meinen Kräften ſtand zu löſen geſucht und lege hiermit das reiche Ergebniß derſelben in dem dritten Theile von Novalis Schriften der Leſewelt vor, die es in Beachtung der Umſtände gewiß zu entſchuldigen wiſſen wird, wenn es meiner Aufmerkſamkeit hie oder da entgangen ſein ſollte, daß ein von neuem mitgetheilter Gedanke ſchon unter den früheren Fragmenten abgedruckt worden wäre.

Novalis Biographie von ſeinem alten Freunde, dem Kreisamtmanne Juſt geſchrieben, war ſchon bald nach ſeinem Tode in Schlichtegrolls Nekrolog abgedruckt worden und ſchien uns gegenwärtig, als ein ſo wichtiges Zeugniß von ihm, mit unter ſeine Schriften zu gehören.

In den „aus Novalis Tagebuche ſeiner letzten Lebensjahre" überſchriebenen Blättern, entwirft der Dichter von ſich ſelbſt ein rührendes Bild.

Die Gedichte aus ſpäterer Zeit ſind mir von verſchiedenen Händen mitgetheilt worden. Die früheren, welche er wohl jedenfalls noch in den 80er Jahren geſchrieben haben mag, wie die jugendlich unreife

Handſchrift ſelbſt bezeugt, habe ich von der Familie von Hardenberg erhalten. Ich habe dieſe wenigen Jugendgedichte unter vielen, die mir der Mittheilung nicht werth zu ſein ſchienen, ausgewählt, um daran zu zeigen welche Vorbilder er in ſeiner erſten dichteriſchen Ausbildung vor Augen gehabt hat.

Die „zerſtreuten Blätter" rechtfertigen ohne Zweifel durch ihr charakteriſtiſches wie allgemeines Intereſſe ihren Abdruck ſelbſt.

Die liebenswürdigen „Briefe" an Frau von T. ſind mir aus Thüringen zur Mittheilung anvertraut worden. Die enthuſiaſtiſchen an Schiller und Reinhold hatte der jetzt verſtorbene Biograph Schillers K. Hoffmeiſter angeblich aus Schillers Nachlaſſe im Februar 1844 im Stuttgarter Morgenblatte abdrucken laſſen, und wir geben ſie mit Vertrauen in die Aechtheit wörtlich wieder. Auf Hoffmeiſters unnützen Angriff gegen Tieck, zu dem ihm ein Vorwort zu den Briefen dient, habe ich nichts weiter als die Thatſache zu erwiedern, daß Tieck den Wiederabdruck der Briefe an dieſer Stelle mit Freuden gebilligt hat und daß in ſämmtlichen Papieren Hardenbergs, die nach ſeinem letzten Willen in Tiecks Hände gekommen ſind, Schillers keiner weitern Erwähnung geſchieht. Faſt der nehmliche Fall findet in den eben ſo umfangreichen Manuſkripten ſtatt, welche mir die Familie des Dichters anvertraute. Welcher Freund Hardenbergs oder Bewunderer Schillers freut ſich nicht mit uns an der Jugendwärme ſeiner Liebe und Verehrung und wie bereitwillig würde ich nicht auch jedes andere Blatt hier haben abdrucken laſſen, aus dem hervorginge, daß er dieſe Gefühle in ungeſchwächter Stärke mit in ſein ſpäteres Lebensalter übertragen hätte. In dem Morgenblatte war auch noch ein Billet des Kantianers

Schmid an Schiller abgedruckt, in welchem dieſer den großen Dichter im Namen des alten Hardenbergs bittet, das Vertrauen ſeines Sohnes zu ihm dazu zu benutzen, daß er ihn für Jurisprudenz und Geſchäftsleben erwärme.

Die, die Zahl von ſechshundert überſteigenden „Fragmente" dürfen wohl als der eigentliche Kern dieſes dritten Theiles zu betrachten ſein und ſtehen an innerer Bedeutſamkeit ſchwerlich den ſchon früher gedruckten nach. In ſofern es ſeine Uebelſtände gehabt hätte, ſie, ihrem Inhalte nach, in mehrere Abtheilungen zu bringen, habe ich vorgezogen, die, Poeſie und Kunſt insbeſondere betreffenden voranzuſtellen und die in Wiſſenſchaft und Leben einſchlagenden ſo wie ſie in Novalis eignen Papieren zerſtreut waren, folgen zu laſſen.

Einen nicht unbedeutenden Theil deſſen was wir aus Hardenbergs Nachlaſſe hier mittheilen, verdanken wir, wie ſchon geſagt, ſeiner Familie und zwar dem Wohlwollen der Frau von Hardenberg, gebornen von Witzleben, Wittwe ſeines Bruders Anton, welche noch in dem Beſitze ſeines Geburtsdorfes Oberwiederſtedt in Thüringen iſt und mir alle daſelbſt befindlichen Papiere behufs dieſer Herausgabe überſenden ließ.

Bei den Manuſkripten aus früheſter Zeit lag ein Blatt von Carl von Hardenbergs Hand mit der Aufſchrift: Papiere von Fritzens eigner Hand, die aufgehoben werden müſſen. Nach meinem Tode dürften ſie nur Tieck und Friedrich Schlegel erhalten. So wie daneben, von derſelben Hand geſchrieben, Gedichte ohne höheren Werth, die vielleicht Carl ſelbſt zum Verfaſſer hatten, und kritiſche Bemerkungen zu Novalis Fragmenten. Von einer zitternden, unbekannten, vielleicht ſterbenden Hand

fand ich noch ein zweites Blatt mit Noten zu Novalis Jugendverſuchen vor, die nicht unintereſſant, wenn auch im Allgemeinen allzu fragmentariſch unklar ſind. Dieſe jugendlichen Verſuche außer den ſchon erwähnten Gedichten enthalten Ueberſetzungen nach Horaz, Homer, Theokrit, Anfänge zu dramatiſchen Arbeiten, wie zu einem Schauſpiele: Franz von Sickingen, im Tone des Götz und der Räuber, und unvollendete wiſſenſchaftliche Abhandlungen ohne Werth.

Es ſollen noch an mehreren Orten nicht unbedeutende Briefſchätze von Novalis verborgen ruhen; allein ich war trotz der angeſtrengteſten Bemühungen nicht ſo glücklich, dieſelben mitgetheilt zu erhalten. Gelingt es mir ſpäter, wozu ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe, ſo folgen ſie dieſem Theile in einem Nachtrage.

Das große Geſchenk für alle Freunde und Verehrer Friedrichs von Hardenberg, welches wir ihnen mit ſeinem wohlgetroffenen, von Eduard Eichens in Berlin meiſterhaft in Stahl geſtochenen Bildniſſe zur Zierde dieſes Buches darbieten, verdanke ich ebenfalls ſeiner ſchon erwähnten, verehrten Schwägerin. Die Art wie wir dazu gekommen ſind, verdient vielleicht ausführlich erwähnt zu werden.

Frau von Hardenberg hatte mir ſchon vor mehreren Jahren in Berlin geſagt, daß auf ihrem Gute Oberwiederſtedt das einzige ausgeführte Bildniß des Dichters aufbewahrt werde, und ich hatte wiederholt um deſſen Mittheilung zum Behufe gebeten, es für meinen perſönlichen Gebrauch nachzeichnen zu laſſen; wiewohl die Erfüllung meiner Bitte, die nicht eben abgeſchlagen worden war, ſich durch Umſtände von einem Jahre zum andern verzögerte.

So kam ich denn auch wieder im Winter 1845,

faſt ohne alle desfallſigen Hoffnungen, nach Berlin, und ſollte da gerade zu meiner Freude hören, daß Frau von Hardenberg das Bild eben ſelbſt mit aus Thüringen herüber gebracht habe.

Ich fand ein etwa eine Elle hohes Oelgemälde vor, das zwar als Werk der Kunſt unbedeutend war, jedoch offenbar von einem Maler herrührte, der mit dem Talente des Treffens einer Aehnlichkeit begabt geweſen war. Die ſprechenden lebendigen Züge des Dichters bethätigten dies ohne daß man ihn je ſelbſt geſehen hatte und wenn das Bildniß gleich durch Schmutz und Löcher mannichfach entſtellt war, hatte es doch im Weſentlichen keinen Schaden gelitten und konnte bei einer geſchickten Behandlung leicht wieder hergeſtellt werden. Mein einziges Bedenken bei der Sache war nur der Umſtand, daß in der Familie oder deren Umgebung niemand mehr am Leben war, der Novalis perſönlich gekannt hatte und danach für die Aehnlichkeit oder ſelbſt Identität der Perſon zeugen konnte, und überdies ſogar eine alte Thüringer Paſtorsfrau aus ſeiner Zeit erklärt haben ſollte, das Bild ſtelle keineswegs den Dichter vor, mit dem es nicht die mindeſte Aehnlichkeit habe.

Von Novalis perſönlichen Freunden die darüber eine gültige entſcheidende Stimme abzugeben hatten, lebten nur noch Ludwig Tieck und Schelling. Tieck, der überhaupt der vertrauteſte Freund Hardenbergs geweſen war, ſtand mir in der Beziehung zu allernächſt und es war nur nicht außer Acht zu laſſen, daß Tieck Novalis erſt 1799, alſo in deſſen 28ten Lebensjahre hatte kennen lernen, derweil Novalis auf dem Bilde etwa 16 Jahre zählen mochte und ſeit den wenigen Jahren, in denen es den beiden Dichtern gegönnt geweſen war, ſich einigemale bis zu Novalis Tode

zu ſehen, 45 Jahre verfloſſen waren, welcher lange Zeitraum Novalis Züge in dem Gedächtniſſe des überlebenden Freundes ſo leicht verwiſcht haben konnte. Es galt die gewagte Probe auf die Aehnlichkeit zu machen, und da ich Tieck zuvor noch nichts von dem Bilde geſagt hatte, war ſein Urtheil wohl ein völlig unbeſtochenes. Ich nahm das Bild zu ihm in ſeine Wohnung und hielt es ihm mit der Frage: wen es vorſtelle? unvorbereitet vor die Augen. Es vergingen nur wenige Sekunden und er ſprach mit tiefer Rührung Novalis Namen aus. Was alſo in Beachtung aller dabei obwaltenden Umſtände, wohl für eine Art von Beeidigung der Aehnlichkeit angeſehen werden darf.

Außer dieſem Bilde gibt es noch eine Kreidezeichnung im Profil, welche Frl. Caroline von Ch. von Novalis gemacht hat und ſehr ähnlich ſein ſoll und eine andere welche der Dichter Graf Otto Heinrich von Löben, vielleicht eben danach kopiren ließ. Ich habe beide nicht geſehen. Die letztere ſoll flüchtig und unbeſtimmt in Zügen und Ausdruck ſein.

Ueber Novalis Perſönlichkeit habe ich noch manche mündliche Mittheilungen erhalten, die mir das Bild ſeines Charakters ergänzen und, in der Folge vervollſtändigt, vielleicht auch Stoff zu öffentlicher Mittheilung abwerfen. Am genaueſten kannte ihn unter andern die noch lebende Schweſter ſeiner Sophie, Frau Generalin v. B. in D., welche bei dem Tode jener zugegen war. Nach ihren Aeußerungen war der Dichter zu aller Zeit körperlich krankhaft und leidend und ſein früher Tod vorher zu ſehen. Nach Sophiens Tod hielt er ſich, oft Tagelang in ihrem Zimmer verſchloſſen, und lebte nur ſeinem Schmerze. Die Beſorgniß der Ihrigen, wie er dieſe lange Einſamkeit zubringe führte eines Tages die Schweſter zu

ihm hinauf und indem ſie zur Thüre eintritt, bleibt ſie ſtarr vor Entſetzen daran ſtehen, da ſie die Verſtorbene ſo wie in der Stunde ihres Todes, auf ihrem Bette liegen ſieht. Die Erklärung war, daß Novalis das lange graue Kleid in dem ſie geſtorben war auf dem Bette ausgebreitet, die Haube, die ſie getragen, darüber gelegt und ein Taſchenbuch in dem ſie zuletzt geleſen dazu aufgeſchlagen hatte, um ſich den Anblick ihrer leſenden Geſtalt zurückzurufen und feſtzuhalten. — Eine rührende Anekdote iſt mir von Novalis Vater mitgetheilt worden. Trotz der Strenge und Feſtigkeit in deſſen Charakter und Kinder- oder Familienverhältniſſen, hatte er doch immer ſeinen Söhnen erlaubt ihren eignen freien innern Lebensweg zu gehen. Novalis poetiſche Richtungen hatte er eigentlich von Anfang an nicht gern geſehen, ohne ſie darum zu ſtören und er hatte nur eben perſönlich keine Notiz davon genommen oder die Schriften ſeines Sohnes geleſen. Novalis ſtirbt und ſein alter Vater geht eines Tages in die Kirche der Herrenhuter Gemeine. Da ſingt die Gemeine ein ſo wunderſchönes geiſtliches Lied, welches er noch nie gehört, daß er davon tief erſchüttert wird. Der Gottesdienſt geht zu Ende, er verläßt die Kirche und fragt in inniger Rührung einen Freund, was da für ein herrliches Lied geſungen worden und wer der Verfaſſer deſſelben ſei. Mein Gott! iſt die Antwort: wiſſen Sie denn nicht, daß Ihr eigner Sohn das Lied gedichtet hat? —

Ich beſchließe dieſe erläuternden Worte mit der Verſicherung, daß alle hier zuerſt abgedruckten Reliquien von Novalis in ſeiner eignen Handſchrift meiſt mit Correkturen vor mir liegen und alſo deren Aechtheit keinem Zweifel unterworfen ſein kann.

Ueber das Leben

Friedrichs von Hardenberg.

Wenn man von einem Menſchen ſagt: „Er hat Genie“: ſo will man damit gemeiniglich die Anlage des Geiſtes bezeichnen, Wiſſenſchaften oder Künſte mit Leichtigkeit zu bearbeiten und in ihnen etwas nicht Gemeines zu leiſten. Glaubt man, daß dieſe Anlage nur auf eine beſondere Kunſt oder Wiſſenſchaft gerichtet iſt: ſo ſagt man im Beſondern: „Er hat poetiſches, mathematiſches ꝛc. Genie.“ Wenn man ihm aber dieſe Anlage für Wiſſenſchaften und Künſte überhaupt zueignen will: ſo ſagt man im Allgemeinen: „Er hat Genie.“ Eine weit höhere Naturanlage will man in demjenigen bezeichnen, von dem man ſagt: „daß er ein Genie ſei.“ Wendet man dieſes auch nur beſtimmt auf einen Gegenſtand an; „er ſei ein philoſophiſches, maleriſches, techniſches, mathematiſches Genie“: ſo ſoll dieſes unſtreitig ſo viel heißen: „Alle Fähigkeiten ſeines Geiſtes ſcheinen von der Natur dahin gerichtet zu ſein, um eben dieſe beſtimmte Kunſt und Wiſſenſchaft zu treiben, und ſich in derſelben als

Erfinder und Virtuoſe vor Andern auszuzeichnen''. Sagt man endlich im Allgemeinſten: „dieſer Menſch iſt ein Genie'': ſo glaube ich, daß man dieſem Ausdruck füglich keinen andern Sinn unterlegen kann und ſoll, als den: „dieſer Menſch beſitzt vorzügliche Fähigkeiten des Geiſtes, um in jeder Kunſt und Wiſſenſchaft, die er treiben wird, als ſelbſtthätiger Erfinder und Virtuoſe zu erſcheinen; er beſitzt die Kraft, jedes Wiſſenswerthe mit Leichtigkeit zu lernen, mit Tiefe zu ergründen, mit Feſtigkeit zu behalten, mit Weisheit zu ordnen, mit Scharfſinn zu beurtheilen; gleiche Stärke aller Geiſteskräfte, gleiche Kraft ſie anzuwenden; gleiche Gewandtheit, ſie auf den oder jenen Gegenſtand zu richten, gleiche Luſt und Liebe, ſie zu gebrauchen. Ich habe mir dieſen Begriff jenes Ausdrucks von dem jungen Mann abgezogen, den ich mehrere Jahre ſeines kurzen Lebens, aber gerade diejenigen, wo ſein Geiſt reifte, genauer zu beobachten Gelegenheit hatte, an Friedrich von Hardenberg.

Und wenn man gemeiniglich den Genies den Fehler zuſchreibt, daß ſie nur oberflächlich ſind, daß ſie nicht ſtets bei einem Gegenſtande halten, daß ſie die ernſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens den gefälligeren nachſetzen, daß ſie in ihren Ideen leben, und ſich zur praktiſchen Anwendung nicht bequemen wollen: ſo war dieſes mit Hardenberg nicht der Fall. Alles wollte er gründlich und wiſſenſchaftlich erlernen, und keinen Gegenſtand des menſchlichen Wiſſens ſchloß er davon aus. Dabei ge-

wöhnte er ſich auch zum praktiſchen Leben, und ſcheute die mühſame Erlernung der Details und Kleinigkeiten nicht, die ein guter Praktiker nothwendig kennen und anwenden muß. Und mit dem Allen verband er ein für alles Gute und Schöne, beſonders für Natur, Freundſchaft und Liebe empfängliches Herz, welches mit ſeinem Geiſte in dem beſten Einklang ſtand, ſo daß er weder über der Ausbildung des Geiſtes die des Herzens vergaß, noch ſein Kopf mit dem Herzen davon ging; und daß er auch an Andern Kopf und Herz richtig zu würdigen und zu unterſcheiden wußte.

Sein früher Tod ſchien daher Allen, die ihn genauer kannten, ein wahrer Verluſt für die Wiſſenſchaft und für die Menſchheit zu ſein. Unſtreitig hatte die liberale, vielſeitige, oft veränderte, und oft heterogene Erziehung, die er genoſſen hatte, zur Ausbildung ſeiner trefflichen Naturanlagen viel beigetragen. Im Adelſtande geboren, der Sohn eines guten, verſtändigen, angeſehenen und wohlhabenden Vaters, nah verwandt mit Männern, die Geburt, Würde, Vermögen, Verbindungen, Geiſtesgaben und Kenntniſſe über andre erhoben hatten, waren ihm alle die Vorzüge früh zu Theil geworden, die daher fließen können, ohne daß die damit verbundenen Nachtheile vorzüglich auf ihn gewirkt hätten. Denn, ohne die bürgerliche Verſchiedenheit der Stände zu verkennen, machte ſein freier, denkender Geiſt doch nur einen Unterſchied zwiſchen der gebildeten und der ungebildeten Menſchenklaſſe

aller Stände. Und dem Adel eignete er nur zwei Vorzüge zu, den der Gaſtfreundſchaft, und den der Liberalität in Geſinnung und Erziehung, welche letztere ihm beſonders ſo wohlthätig geweſen war. Am 2. Mai 1772 in Wiedeſtedt, einem Familiengute in der Grafſchaft Mannsfeld geboren, zeichnete er ſich in ſeinen erſten Jahren gar nicht aus. Kränklich an Körper, ſchlummerte auch ſein Geiſt. Seine nur um ein Jahr ältere Schweſter, mit welcher er erzogen ward, und die er, wie ſeine beiden auf ihn folgenden Brüder, mit inniger Anhänglichkeit liebte, lernte abſichtlich die Elemente der Wiſſenſchaften, um ihn zum Mitlernen aus Liebe zu ermuntern. Und es gelang. Der fromme Sinn, der im älterlichen Hauſe herrſchte, hatte früh bedeutenden Einfluß auf ihn, wiewohl er erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens ſeine volle Wirkung äußerte. Seinem unermüdet thätigen Vater, der mit raſtloſer Geſchäftigkeit immer zu wirken ſtrebt, und dem die Pflichten ſeines Berufs und die der Menſchenliebe über alles heilig ſind, erlaubten ſeine mannichfachen, zum Theil auswärtigen Geſchäfte nicht, die Erziehung ſeines Erſtgebornen ſelbſt zu beſorgen. Was die Mutter, deren fromme Stimmung mit der des Vaters harmonirte, und an die unſer Friedrich mit kindlicher Liebe hing, ſelbſt und durch ihre älteſte Tochter in den erſten Jahren der Kindheit angefangen hatte, das ſollten nun Hofmeiſter fortſetzen und vollenden. Vom neunten Jahre an, nachdem er eine ſchwere Krankheit überſtanden hatte, erwachte ſein

Geiſt; in den gelehrten Sprachen und in der Geſchichte ſchritt er beſonders mit ſtarken Schritten vorwärts; Gedichte und Mährchen waren ſeine Lieblingserholung; und ſeine drei ältern Geſchwiſter ſein einziger Umgang. Seine Aeltern waren in Sinn und Meinung Freunde der Brüdergemeine, und fühlten ſich dabei gut und glücklich. War es ihnen zu verdenken, daß ſie dieſes Gut auf ihre Kinder vererben wollten?

Mit der älteſten Tochter war ihr Wunſch erfüllt; nicht ſo damals mit dem älteſten Sohne. Er ſollte von dem Prediger zu Neudietendorf — einer Herrnhutſchen Kolonie zwiſchen Erfurt und Gotha — in der chriſtlichen Religionslehre unterrichtet werden.

Sein kindlicher Sinn, ſein äſthetiſches, auch wohl frommes Gefühl hätte dabei ſeine Rechnung gefunden.

Aber ſein nun erwachter, hoch emporſtrebender, nach Selbſtſtändigkeit und Wiſſenſchaft ringender Geiſt, wie konnte er ſich in die engen Grenzen beſchränken laſſen, die hier der Glaube dem Forſchen und Wiſſen ſetzt?

Weit willkommener mußte dem reifenden Jüngling der Aufenthalt in Luclum bei Braunſchweig ſein, wo er bei ſeinem Oheim, dem Landcomthur von Hardenberg, ein Jahr verlebte. Dieſer Mann beſaß einen gebildeten Verſtand und eine große Maſſe wohlgeordneter Kenntniſſe; um ſich eine treffliche Sammlung der beſten und neueſten Schriften aller Art.

Dieſes beides, und ſeine Verbindung mit großen,

weiſen und guten Männern, ſeine tiefe aus Erfahrung geſchöpfte Weltkenntniß, ſein feiner Ton, die Achtung in der er lebte, Alles dies half gewiß dieſem Jüngling ungemein zu ſeiner frühen vielſeitigen Ausbildung. Denn er war dabei ſelbſtſtändig genug, um von keinem Glanz äußerer Vorzüge und Unterſchiede geblendet, überall den Menſchen zu ſehen, und alſo auch für ſich nur Nahrung des Geiſtes und Herzens einzuſammeln.

Die Zeit kam näher, daß er auf die Univerſität gehen ſollte. Um hierzu gründlich vorbereitet zu werden, ließ ihn ſein Vater noch ein Jahr in Eisleben, unter der Anleitung des trefflichen Jani, in den alten Sprachen und denjenigen Kenntniſſen unterweiſen, deren Verabſäumung man dann auf der Univerſität und im ganzen Leben nur allzuoft bedauern muß.

Hatte er bisher unter der Aufſicht ſeiner Aeltern, ſeiner Hofmeiſter, ſeines Oheims und Jani's geſtanden: ſo trat er nun ganz allein in die akademiſche Welt. Im Herbſt 1790 ging er zuerſt nach Jena; dann mit dem zweiten Bruder, Erasmus, nach Leipzig; endlich nach Wittenberg, wo er im Herbſt 1794 ſeine akademiſche Laufbahn beſchloß. Und es gehörte gewiß mit zu ſeiner Bildung, daß er nun überall ſeinen eignen Gang ging, ohne von einem Führer da oder dorthin geſtoßen zu werden. Er gewann dadurch unſtreitig an Selbſtſtändigkeit, eigner Anſicht, freiem Forſchen, und ſchnellen Fortſchritten.

Ein glückliches Zuſammentreffen mehrerer günſtiger Umſtände war für die Ausbildung ſeines Geiſtes ungemein vortheilhaft. Die Kantiſche Philoſophie fing damals an die herrſchende und von Reinholden und Fichten in Jena überarbeitet zu werden. Mit Fichte, der von Hardenbergs Vater und einer edlen Frau, deren geborner Unterthan er war, auf der Schulpforte und Univerſität Unterſtützung bekommen hatte, ward er genauer bekannt, und ſah die erſten elektriſchen Funken, die aus dieſem Feuerkopfe damals ſchlugen. Aber auch den in Schelling wohnenden philoſophiſchen Geiſt ahndete er damals ſchon, als dieſer noch in Leipzig einige Freunde auf ſeiner Stube über Philoſophie belehrte. Ward Hardenberg ſo ganz mit dem Geiſte der kritiſchen Philoſophie vertraut, daß man ihn da allein einheimiſch zu finden glaubte; ſo fand auch ſein äſthetiſch-poetiſches Genie in Männern, die Jena und Weimar in ſich vereinigte, reiche Nahrung. Der Zeitgeiſt brachte aber eben damals auch die Idee von Freiheit und Gleichheit, von Menſchenrecht und dem Grunde der Staatsverfaſſungen in Umlauf. Darum mußten nun Philoſophie, ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte, und Politik in dieſem Sinn des Worts, ſeine Lieblingsfächer ſein.

Dabei verſäumte er indeß nicht, ſich beſonders in Leipzig und Wittenberg mit der Rechtswiſſenſchaft bekannt zu machen, und er muß nebenbei in der Mathematik und Chemie ſeine Vorkenntniſſe erlangt haben, welches ſein nachheriges Studium beweiſt.

Die merkwürdigſten hatte er geleſen und ſtudiert; dabei gelang es ihm, mit mehreren berühmten Gelehrten in perſönliche Bekanntſchaft zu kommen, auch von manchen die Art und Weiſe zu kennen, wie ſie zu ſtudieren und ſchreiben pflegten. — Namentlich weiß ich mir dies von Jean Paul und Lafontaine zu erinnern. — Sein liebſtes Buch aus dem Gebiet des Schönen war damals 1795 Göthens Wilhelm Meiſter; dieſen kannte er faſt auswendig, und ich glaube, man wird es in ſeinen Oſterdingen vielleicht bemerken, daß Wilhelm Meiſter ſein Liebling war.

Drei Dinge waren es, für die er — damals und wie ich glaube, bis an ſeinem Tod — entſchiedene Vorliebe hatte. Conſequenz im Denken und Handeln, äſthetiſche Schönheit und Wiſſenſchaft.

Der Vorzug, den er der erſtern gab, verführte ihn zuweilen, ſo daß er z. B. dem Robespierriſchen Schreckensſyſtem, das er um ſeiner Abſcheulichkeit willen haſſen mußte, doch um der Conſequenz willen eine Lobrede halten konnte. So gab er auch in ſeinem letzten Lebensjahre einem frommen katholiſchen Freunde, der eben mit ihm bei mir war, einen Seelenſchmaus, indem er die Conſequenz der Hierarchie ſchilderte, und in dieſer langen, langen Schilderung die ganze Geſchichte des Papſtthums einflocht, und mit dem ganzen Reichthum von Gründen und Bildern, die ihm Vernunft und Phantaſie darboten, der Panegyriſt der päpſtlichen Alleinherrſchaft wurde.

Gleiche Vorliebe hatte er für äſthetiſche Schönheit. Selbſt da ſein innerer Menſch noch nicht für das Vernünftig-Heilige der chriſtlichen Religion geſtimmt war, ſelbſt da war ihm doch die Bibel, ihrer äſthetiſchen Schönheiten wegen, lieb und werth; freilich aber konnte er ſich auch eben darum in eine ſolche Religion verlieben, die eine Mutter Gottes, eine Madonna, zur Verehrung darbot.

Fichte hatte dem Worte „Wiſſenſchaft" eine neue Bedeutung gegeben: und dieſe hatte viel Werth für meinen Freund. Denn ſein Wunſch und Beſtreben war, nicht nur Alles, was man bisher Kunſt und Wiſſenſchaft nannte, auf ein Prinzip zurückzuführen, und ſo zur wahren Wiſſenſchaft zu erheben, ſondern auch alle Wiſſenſchaften und Künſte in ein Ganzes zu vereinigen. Denn nach ſeiner Ueberzeugung bot die eine der andern ſchweſterlich die Hand, und ein herrlicher Verein verband ſie alle. Darum ſchloß er kein Fach von ſeinem Forſchen und Lernen aus; (ſo ließ er ſich einſt in Wittenberg in der Kirchengeſchichte ganz eigends unterrichten) und konnte er ſchon ſie nicht alle ſtudieren: ſo iſt doch dies gewiß ſchon ein Beweis ſeines ausgezeichneten Genies, daß er ſie alle ſtudieren, und aus ihnen eine Wiſſenſchaft machen wollte.

Bei dieſer Vorliebe für Wiſſenſchaft und äſthetiſche Schönheit, würde es ihm ſchwer geworden ſein, ſich im 24. Jahre zu einem praktiſchen Leben zu entſchließen, wenn

nicht eben ſein äſthetiſches Gefühl und ſein Sinn für ſtilles, häusliches Glück, den er ſchon früh im älterlichen Hauſe eingeſogen hatte, ihn dazu beſtimmt hätte.

Auf einer Geſchäftsreiſe, die er mit mir machte, lernte er ein 13jähriges Mädchen, Sophie von Kühn, kennen; ein Mädchen, das damals ſchon Charakter, gleich einem Erwachſenen beſaß, das mit dem Reiz und der Anmuth einer ſchönen Jugend, Geiſt und Würde vereinigte, wie ſie wenigen zu Theil wird. Dieſes liebenswürdige Geſchöpf ward ſeine Madonna, und die Hoffnung ihres Beſitzes gewährte ihm die Hoffnnng des häuslichen Glücks, das ſeine Aeltern genoſſen; und dieſes konnte er hinwiederum nur dadurch erlangen, daß er ſich zu einem beſtimmten praktiſchen Geſchäfte einweihen ließ. So kamen ſeine Wünſche mit denen ſeines Vaters in Einklang. Die churfürſtliche Saline ſollte vorerſt der Raum ſein, in dem er wirken wollte. Und um darin mit Nutzen wirken zu können, ließ er ſich kurz vor ſeinem Abſchied von Tennſtedt, in Langenſalza von dem berühmten Chemiker Mingleb in demjenigen Theile der Chemie, der ihm eben nöthig war, der Halurgie unterrichten. Zehn bis zwölf Tage waren es nur, in denen er den ganzen Unterricht gefaßt hatte; und Mingleb, der gewiß in ſeinem Fache ein competenter Richter war, nannte Hardenbergs Namen nie anders als mit Ehrerbietung.

Im Februar 1796 trat H. ſein Noviciat auf den churſächſiſchen Salinen an. Bei der Localdirection war

ſein Vater, der Bergrath Heun, und der jetzige Bergrath Senff angeſtellt. Jeder zeichnete ſich in ſeinem Fache aus. Der erſte durch unermüdliche, angeſtrengte Thätigkeit, wobei er Zeit, Geſundheit, Vortheil dem Dienſte und dem gemeinen Beſten aufopferte; Heun, älteſtes Mitglied der Direction, durch vertrauliche Bekanntſchaft mit der Verfaſſung, ſo daß ihn mein Freund das lebendige Archiv der Saline nannte; Senff durch ſeine vom Publicum längſt anerkannte Verdienſte um das Salinenweſen überhaupt, und um das Techniſche deſſelben insbeſondre.

Von allen ſuchte Friedrich Hardenberg zu lernen. Darum ſtudierte er auch, nach dem Willen ſeines Vaters, die Kleinigkeiten und Eigenheiten, die in jeder Saline beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, um ſich zu größerer Wirkſamkeit in dieſem Fache vorzubereiten. Sein practiſches Leben ließ ihm aber auch Muße genug für die Wiſſenſchaft. Außer dem großen Schatz von Ideen und Kenntniſſen, den er in ſich hatte, und den er auch von außen durch Bücher und durch ſchriftlichen Umgang mit Gelehrten vermehrte, bekam er noch eine beſondere, freilich aber traurige Veranlaſſung, in dieſer Periode oft ſein liebes Jena zu beſuchen, wo er mehrere ſeiner gelehrten Freunde, unter dieſen vorzüglich Friedrich Schlegel fand. Denn indeß war ſeine Sophie erkrankt. Von den äußern Theilen hatte ſich ein Geſchwür den Weg nach der Leber gebahnt, und die geſchickten Operationen und Heilmittel

des Geheimen Hofraths Dr. Stark zu Jena hatten es nicht verhindern können, daß es nicht ſeinen Gang in das Innere der edlen Theile genommen hatte. Mehrere Monate lebte Sophie mit ihrer Mutter und Schweſter, ihrer Heilung halber, in Jena; und hier war es, wo auch ſeine Aeltern das liebenswürdige Mädchen kennen und lieben lernten, und mit älterlicher Anhänglichkeit für ſie ſorgten. So zog denn nun auch die Liebe unſern H. oft an den Ort, den er ſonſt nur um der Wiſſenſchaft und Freundſchaft willen geliebt hatte.

Sophie kehrte ungeheilt ins väterliche Gut, nach Grüningen, in Thüringen zurück, wo er ſie dann auch von Zeit zu Zeit beſuchte. Ihre Krankheit hatte ihn indeß veranlaßt, ſich mit der Arzneiwiſſenſchaft näher bekannt zu machen.

Leider aber ſagte ihm nun ſein eignes Wiſſen, daß ihre Krankheit den nahen Tod zur Folge haben müſſe. Immer widerſprach ihm ſein Herz, welches eine Trennung von ihr unmöglich hielt. Denn der an ſich richtige, nur in dieſer Allgemeinheit nicht anwendbare Satz: „Was der Menſch will, das kann er" verführte ihn, zu glauben: „Seine Sophie könne nicht ſterben." Dieſer Streit zwiſchen Verſtand und Herz war noch in ihm rege, als er ſeine Sophie zum letztenmal beſuchte. Die Erfahrung löſete den Streit. Sophie ſtarb den 19. März 1797.

Und hiermit ſchien ſein Lebensplan vernichtet. Er war es aber nicht, ſondern nahm nur einen Umweg, eine

andere Richtung. Seine erſten Briefe an uns nach Tennſtedt zeugten von ſeiner unſäglichen Trauer, aber auch von dem mächtigen Geiſt, der ſelbſt in ſeinem harten Schickſal einen Aufruf zu neuen hohen Gedanken und Anſichten fand. Hier der erſte an meine Frau, ſeine vieljährige Freundin:

Weißenfels, den 28. März 1797. —

Wie erquickt haben Ihre friedlichen Worte nicht den Lebensmüden! Ich bin es zeither recht geweſen! und nur heute Abend, während ich den Brief an Carolinchen endete, hat mich zum erſtenmal wieder ein Reiz höherer Art erwärmt. Gewiß hab' ich zu ſehr an dieſem Leben gehangen — und da iſt freilich wohl ein gewaltſames Correctif nöthig. Für Sophien kann ich nicht klagen — Gott hat gewiß recht väterlich an ihr gehandelt; und hat er da nicht nach meinem oftmaligen Gebet gehandelt? Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunſch nach ihrem Beſitz der zweite in meinem Gebet für ſie war; denn ihre Vervollkommnung, ſie ſelbſt, lag mir am meiſten am Herzen. Wenn ich klage, ſo iſt es mein Schickſal, das mich verwirrt. Sollte es aber das wohl? — Eine plötzliche Umänderung thut ſehr weh. — Es iſt gewiß, ich muß meine ganze vorige Exiſtenz vergeſſen! die Erde hatte ich ſo lieb! ich freute mich auf die lieben Scenen, die mir bevorſtanden. — Das iſt nun freilich ſchwer zu verwinden. Aber ſollte der Beruf zur unſicht-

baren Welt, dieſe liebevolle Annäherung zu Gott und dem Erhabenſten, was die Menſchheit hat, ſollte mich die nicht entſchädigen können? Entſchädigen — klingt mir jetzt noch hart — Sophie weiß, wie ich das Wort nehme. — Es bleibt doch alles um ihretwillen. Glauben Sie, daß Gott zürnt, wenn ich zu ihm ſagen werde: „Vater, ich will nicht mehr murren, ich will alles gern thun, ich will Dich auch recht innig lieben — aber nicht wahr, Du giebſt mir auch Sophien wieder? Sie iſt gewiß eine Deiner Lieblingstöchter, und da iſt Dir's gewiß recht, wenn ich ganz in ihr lebe und mich ewig nach ihr ſehne!" — Ach, er giebt ſie mir ſicher, ſo wie er Ihnen einmal Ihren guten Mann*) wieder ſchenkt und Ihnen auf dieſer Welt für Ihre himmliſche Güte recht wohl will!"

Hardenberg.

Und an mich ſchrieb er den Tag darauf, den 29. März, auch aus Weißenfels ſo:

„Es iſt für mich eine bitterſüße Bemerkung, daß Unglück unſern Sinn für Freundſchaft und Liebe ſo ſehr vermehrt, wenigſtens zu vermehren ſcheint, indem es ihn mehr erweckt. Die Freude des ruhigen Beſitzes iſt ſo unbemerkt; aber im Gefühl des Verluſtes merkt die Seele

*) Den zwei Jahre vorher verſtorbenen Profeſſor Nürnberg in Wittenberg, den erſten Gatten meiner Frau, bei dem er ſo manchen frohen Abend als Student verlebt hatte.

erſt, welche ſtille Wohlthäterin ſie zugleich verloren hat. Die Sehnſucht nach Sophien hat nach ihrem Tode merklich zugenommen, und mit ihr iſt mein Gefühl für Freundſchaft merklich geſtiegen; Ihre milden Briefe waren eine ſehr angenehme Nahrung für daſſelbe. Es freute mich, daß Sie, mein erſter, älteſter und ſicherſter Freund, ſo deutlich den wahren Verluſt überſahen, den mir der Heimgang meiner Sophie verurſacht. Eine ſolche Beſtätigung meines Gefühls mußte ſehr wohlthätige Wirkungen hervorbringen. Die Erinnerung an das, was mir zeitlebens davon bleibt, iſt wenigſtens ein bedeutender Fingerzeig und doch ein lieblicher Zug im vollendeten Bilde des Troſtes. Bisher iſt mir dieſes nicht erſchienen, ob ich wohl ſeit geſtern Abend eine Ahndung ſeines Kommens habe. Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdiſchen Glücks gelebt habe, ſo muß ich nunmehro ganz in der ächten Zukunft und im Glauben an Gott und Unſterblichkeit leben. Es wird mir ſehr ſchwer werden, mich ganz von dieſer Welt zu trennen, die ich ſo mit Liebe ſtudierte; die Recidive werden manchen langen Augenblick herbeiführen — aber ich weiß, daß eine Kraft im Menſchen iſt, die unter ſorgſamer Pflege ſich zu einer ſonderbaren Energie entwickeln kann. — Sie würden Mitleiden mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widerſprüchen der zeitherigen Stunden erzählen wollte. In Carolinchens Brief ſteht manches davon. Ich leugne nicht, daß ich mich vor dieſer entſetzlichen Verknöcherung

des Herzens — vor dieſer Seelenauszehrung — fürchte! die Anlage iſt unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren hat mein Verſtand ſich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus ſeinen Beſitzungen verdrängt. Sophie gab dem Herzen den verlorenen Thron wieder. Wie leicht konnte ihr Tod dem Uſurpator die Herrſchaft wieder geben! der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Seine indifferente Kälte habe ich ſchon ſehr empfunden — aber vielleicht rettet mich die unſichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir ſchlummerte. — Die Idee von Gott wird mir mit jedem Tage lieber. — Wie würde jemand entzückt, beruhigt ſein, wenn er noch nie von Gott gehört hätte, und er wäre ſehr unglücklich und man machte ihn mit dieſer Idee bekannt! Auf eine ähnliche Weiſe hoffe ich, ſoll's mir gehen. — Freilich mit der Liebe zu den Angelegenheiten der Menſchen für dieſe Stufe iſt es aus. Die kalte Pflicht tritt an die Stelle der Liebe. Meine Geſchäfte werden eigentliche Offizialgeſchäfte. Auch iſt mir's überall zu geräuſchvoll. Ich werde mich immer mehr zurückziehn. — So wird mir der Schritt ins Grab einmal immer gewöhnlicher. Der Abſtand, der mich davon trennt, wird ſo immer kleiner. Die Wiſſenſchaften gewinnen ein höheres Intereſſe für mich; denn ich ſtudiere ſie nach höheren Zwecken, von einem höheren Sandpunkte.

In ihnen, in Ausſichten auf die unſichtbare Welt, in wenigen Freunden und in Pflichtgeſchäften will ich

bis zum letzten Athemzuge leben, der, wie mir ſcheint, ſo entfernt nicht iſt, als ich oft fürchte. — Die Meinigen nehmen ſtillen, herzlichen Antheil; beſonders Karl und mein Vater. Der letzte hat ſie aufrichtig beweint, die erſten Thränen ſeit vielen Jahren! — Auch ihm hat ſolch ein Verluſt die Welt auf immer fremd gemacht. Erasmus iſt ſeit drei Wochen hier; er iſt bedenklich krank. Meine Gleichgültigkeit hat mich bisher vor ſchmerzhaften Gefühlen Seinetwegen geſchützt u. ſ. w.“ —

Um eben dieſe Zeit war alſo auch ſein Bruder Erasmus, mit dem er Erziehung, Sinn und Herz theilte, aus einem Forſtinſtitut in Franken, wohin er von der Univerſität gegangen war, krank ins väterliche Haus zurückgekommen und man mußte täglich auch ſeinen Tod erwarten.

Dies beſtimmte die um das Leben ihres älteſten Sohnes beſorgten Aeltern und ihn ſelbſt, nach Tennſtedt auf einige Zeit zurückzukehren, um da in ſtiller Einſamkeit mit ſich, und im häuslichen Umgang mit uns zu leben. Sein Herz war tief verwundet; ſeine Phantaſie ſchwärmte, aber nicht wild, ſondern unter Herrſchaft ſeiner ſtärkern Vernunft. Ungefähr 5 Tage vor Oſtern, als er in Tennſtedt ankam, hielt er ſich noch nicht für ſtark genug, eher als nach einigen Wochen den Ort zu beſuchen, wo ſeine Sophie ſtarb, und wo ihre Gebeine ruhten. Aber ſchon am Abend vor Oſtern fühlte er ſich ſtark genug dazu, und er war es. Den Oſtermorgen feierte er, vielleicht

mit Hinblick auf die Auferſtehungsfeier der Brüdergemeinde, auf dem Grabe Sophiens; er kam aber zur beſtimmten Stunde ruhiger und heiterer zu uns zurück. Noch denſelben Nachmittag bekam er die Nachricht vom Tode ſeines mit ihm ſo feſt verbündeten Bruders. Auch da hörte man keine Klagen, ſah keine Thränen. Er ſprach nur mit Vernunft und Gefühl darüber, und über die damit verwandten Materien; er war ſogar gefaßt genug, um über andere Gegenſtände mit Geiſtesgegenwart zu reden. Denn das Fortleben ſeiner Geliebten und die Wiedervereinigung mit ihnen, waren die herrſchenden Gedanken in ſeiner Seele. Dies bezeugen die ſchönen Worte, die er dem dritten Bruder, Carl, damals ſchrieb: „Sei getroſt! Erasmus hat überwunden, die Blüthen des lieben Kranzes löſen ſich einzeln hier auf, um ihn dort ſchöner und ewiger zuſammenzuſetzen.“

Seine Phantaſie ſchmeichelte ihm mit der Hoffnung, die, zu ſeiner ſcheinbaren Beruhigung, in ihm damals zur Gewißheit ward, daß er binnen einem Jahre mit ſeiner Geliebten vereinigt ſein würde. Seine Schwärmerei fand reichen Stoff am Leſen der Lavaterſchen Schriften, die er eben damals faſt ausſchließlich liebte. Um ſo verzeihlicher war es, wenn er vom Todestag ſeiner Sophie eine neue Aera für ſich feſtſetzte, wenn er gern Reliquien von Sophien beſchaute, und andere kleine Schwärmereien trieb, da er doch immer der Vernunft die Obergewalt ließ, die ihr gebühret. Mehrere Wochen ſeines

Aufenthaltes in Tennſtedt arbeitete und ſchrieb er alle Morgen unermüdet, wie ich glaube über Natur, Philoſophie, Unſterblichkeit. Den übrigen Theil des Tages lebte er den Freuden der erwachenden Natur und dem ſtillen häuslichen Umgang, in dem er, manchmal bis zum Scherz, heiter war. So überraſchte er einſt ſeine Freunde mit einem launigt ſcherzhaften Gedicht auf den Ankauf eines Gartens, dem Produkt weniger Stunden.

Nur die letzten Zeilen verrathen die ernſte Stimmung, die damals in ſeiner Seele die herrſchende war:

Dir aber, liebes Paar, wünſcht ohne Kapp' und Schellen
Ein Freund, den Lieb' und Treu' euch ewig zugeſellen,
Auf dieſem trauten Fleck den lieblichen Genuß,
Der tief im Herzen quillt und nie verſiegen muß.
O, feiert manches Jahr hier ſchöne Ruheſtunden,
Bleibt bis zum ſpätern Herbſt in ſtiller Luſt verbunden.
Und bin ich einſt ins Land der Sehnſucht heimgekehrt,
So denkt: Auch er wär' hier wohl eines Plätzchens werth.

Nach einigen Wochen ging Hardenberg nach Weißenfels zurück, um theils ſich ſelbſt, theils ſeine Mutter und älteſte Schweſter, welche durch jene Todesfälle tief gebeugt waren, durch kleine Reiſen zu zerſtreuen und zu ſtärken.

Eine dieſer Reiſen, die er mit dem Lehrer ſeiner jüngern Geſchwiſter, Landvoigt, nach der Roßtrappe machte, beſchrieb er mir in einem Briefe, der durch die Lebendigkeit der Schilderungen an ſeinen Ofterdingen erinnert, und zugleich von der Herrſchaft ſeiner Vernunft

rückgekommen. — Er klagte über zunehmende Stümperei ſeiner Kunſt. Jeder Müſſiggänger im Thale traue ſich zu, die Roßtrappe zu zeigen, und dränge ſich den Fremden zu ihrem Nachtheil auf. Auch im Wirthshauſe werde gegen ihn cabalirt; die Magd habe einen Bruder, einen kindiſchen, dummen Burſchen; dieſem trage der Wirth gewöhnlich die Führung derjenigen Geſellſchaften auf, von denen ein gutes Trinkgeld zu erwarten ſtehe, und er werde nur im Nothfalle gerufen. — Indeß ſchien er ſich über dies gewöhnliche Loos des Talents mit weiſer Reſignation hinwegzuſetzen und nur das Schickſal der Fremden zu beklagen, die an einen ſolchen Pfuſcher geriethen, indem ſie mit unbefriedigter Neugierde hinweggingen, oder gar der Roßtrappe die Schuld der nicht erfüllten Erwartung beimäßen. Seine Erfahrung ließ ihn keine Antwort auf unſere Fragen ſchuldig bleiben, vielmehr gab er noch reichlichere Auskunft, als verlangt worden war. Er errieth unſer Vaterland Weißenfels aus dem Dialekt; ſo genau hatte er die Dialekte und Provinzialismen der deutſchen Sprache inne. So verſtrich uns die Zeit des Heraufſteigens angenehm und lehrreich. Oben ward uns die Mühſeligkeit des Wegs reichlich belohnt. Es iſt ein über die Maßen fürchterlicher Blick in eine ſchauderhafte Tiefe zu beiden Seiten. Die Bude, die in dieſen Felſenſchlünden jeden Schritt ſich gewaltſam Bahn zu machen genöthigt wird, ſieht man von oben kaum ſich bewegen, und nur mit Mühe hört man das ferne Rau-

ſchen unter ſeinen Füßen. Die Klippen ſind mannichfaltig gruppirt; von einer Seite iſt nichts als Wald und Abgrund, von der andern hingegen eine köſtliche Ausſicht in die Ebene auf Halberſtadt und Quedlinburg. Die merkwürdige Klippe, auf der man hinausgeht, ſtreckt ſich von der linken Seite des Felſenthals mit Buſch bewachſen bis nahe an die gegenüberſtehende Wand. Der furchtbarſte Spalt ſtürzt ſich zwiſchen der Stirn dieſes wilden Felsrückens und der rechten Seite des Thals hinunter. Ein Stein von einer Elle im Durchmeſſer, der aus dem Felſen über die ſchreckliche Kluft hinausragt, iſt das non plus ultra des neugierigen Wanderers. Es gehört mehr als gewöhnlicher Muth dazu, dieſen Stein zu betreten und in das ſogenannte Kronenloch hinunter zu ſchauen. Dieſes Kronenloch iſt eine tiefe Stelle in der Bude, worin die unſchätzbare Krone liegen ſoll, welche der Prinzeſſin, deren Abentheuer dem Roßtrapp den Namen gegeben, im gewaltigen Satz entfiel, den ihr Roß auf der einen Seite des Thals auf dieſe Klippe machte, und hier mit ſeinem Hufe dem Felſen das Mahl eindrückte, das noch bis auf den heutigen Tag daſelbſt unter dem Namen der Trappe ſichtbar, und was auch wir mit unſern leiblichen Augen geſehen haben. Dieſer Satz errettete das heroiſche Mädchen von der Verfolgung eines Wendiſchen Fürſten, der, von ihren Reizen beſeſſen, ſie auf der rechten Spitze des Thales mitten im Tanz mit ihren Geſpielen überraſchte. Von dieſem Tanz heißt jene ent-

gegenſtehende Spitze noch jetzt der Tanzſaal. — Unſer Führer ſchien in der Welt auch Freidenker geworden zu ſein; er ſprach mit Spötteln von dieſem ächt hiſtoriſchen Facto und rückte mit manchem Vernunftgrunde recht polemiſch heraus. So viel iſt aber gewiß, daß man ſich auf der Roßtrappe geneigt fühlt, ein wenig mehr zu glauben, als auf dem platten Lande; denn man findet ſich in einer wunderbaren Umgebung. Die Felſen nehmen allerlei ſeltſame Geſtalten an. So ſieht man hier aus dem Walde einen Thurm, dort Ruinen eines Thors, ja ſogar zwei Bildſäulen hervorragen, aus denen man nicht recht weiß, was man machen ſoll. — Zuletzt führte uns der Führer auf einen Fleck, der das Kriterium ſeiner Meiſterſchaft iſt. Man gewahrt nämlich hier mitten in der waldigen Einöde plötzlich den Brocken und ſeine Knappen in lichter Klarheit. Dies iſt eine Thatſache, die allem Zweifel ein Ende macht, den unkundigere Führer über dieſen wichtigen Punkt veranlaßt haben. Der unſrige that auf die Kenntniß dieſes Flecks nicht ohne Grund ſtolz, und erzählte, daß er einen von dieſen Pfuſchern, der gegen ihn behauptet und ſogar auf eine desfallſige Wette angetragen hätte, daß man den Brocken nicht von der Roßtrappe aus ſehen könne, damit auffallend vor den Augen einer ganzen Geſellſchaft beſchämt habe. Noch zwei gräßliche Geſchichten gab er uns zum Beſten, von drei Thalſchen Kindern, die vor etwa funfzehn Jahren beim Holzſuchen von einer hohen Klippe

heruntergeſtürzt waren, wovon das Mädchen den Hals geſtürzt, der eine Junge mit gebrochenem Arm und Bein davon gekommen, der andere aber gar einen blauen Fleck nur davon getragen habe; — und von einem Jägerburſchen, der einſt auf einer Klippe, genannt Rabenſtein, nach Adlerhorſten geſtiegen ſei und nicht wieder herunter gekonnt habe; drei Tage hintereinander ſei das Dorf hinausgezogen, ohne daß ſich jemand zum Hinaufſteigen entſchloſſen, oder ſich ſonſt ein Mittel zu ſeiner Errettung gefunden habe. Sein Vater, der Förſter, hat den letzten Tag ſich ſchweigend an einen Baum gelehnt und mit der Büchſe unverwandt nach dem Sohne hinaufgeſehen; endlich iſt ein verwegener Flößer gegen Abend glücklich zu ihm gekommen, und hat ihn mittelſt einer Strickleiter heruntergebracht. Nachher hat der Vater oft verſichert, — er ſei Willens geweſen, den Sohn den Abend mit der Büchſe herunterzuſchießen, um ihm die letzten Qualen des Hungertodes zu erſparen. — Auf einem bequemen Wege kamen wir nach Thale zurück" u. ſ. w. Und nun ſchließt er noch mit recht heitern und ſatyriſchen Blicken auf die Geſellſchaft, die er wieder antraf, auf die Wirthsleute, gerade als wenn ein müßiger Luſtwandler mit ſorgenfreiem Sinn und kummerloſem Gemüthe hier eine Relation von ſeinen kleinen Reiſeabentheuern machte.

So verlebte er den Sommer abwechſelnd im väterlichen Hauſe, auf den Salinen, auf kleinen Reiſen und bei ſeinen Freunden; und ſo erhielt er ſich das Gleichge-

wicht aller ſeiner höhern Kräfte; und ſein Körper ward geſtärkt. Im Herbſt 1797 war ihm zwar immer noch der Gedanke der nahen Wiedervereinigung mit ſeiner Geliebten gegenwärtig; aber doch nicht mehr mit der lebhaften Gewißheit, mit der er vorhin daran glaubte. Er fand wieder Geſchmack am Leben, namentlich am Leben für die Wiſſenſchaft. Er fühlte ſich wieder in den Zuſtand der Freiheit zurückverſetzt, in dem er war, ehe er Sophien kennen lernte.

Zwei Studien waren es, deren Eines er nun vorzüglich zu treiben wünſchte. Arzneiwiſſenſchaft oder Bergwerkskunde. Zu jener zog ihn die Neigung, zu dieſer beſtimmte ihn die Pflicht. Schon mit den herrſchenden Syſtemen und neuſten Entdeckungen der Heilkunde bekannt, wünſchte und ſtrebte er, ſie auf ein einfaches Prinzip begründen, und ihr dadurch Gewißheit geben zu können.

Aber die Wünſche ſeines Vaters, und die Liebe zu ſeiner Familie, für die er, als älteſter Bruder einſt mit zu ſorgen ſich verpflichtet fühlte, beſtimmten ihn nach Freiberg zu gehen, und ſich da zu einer künftigen wirklichen Anſtellung auf den churſächſiſchen Salinen auszubilden. Dies geſchah im Dec. 1797. Nun widmete er ſich faſt ausſchließlich der Phyſik, Chemie, höhern Mathematik, Geologie, Metallurgie, Technik, und wie die Wiſſenſchaften alle heißen, die auf der Bergacademie gelehrt werden. Sein vorzüglicher Führer war Werner, den er auch vorzugsweiſe ſeinen Lehrer nannte. Indeß

verſtrich das Jahr, binnen welchen er zu ſterben geglaubt hatte. Er lebte aber noch, und ſeine kleine Schwärmerei rief ihn nach Thüringen, um auf dem Grabe ſeiner Sophie ihren Todestag zu feiern. Denn die Liebe für ſie blieb immer gleich ſtark in ſeiner Seele, wenn ſie ſchon bald die Alleinherrſchaft verlor.

Sein Herz bedurfte nun einmal eine weibliche Seele, an die es ſich anſchließen konnte. Dies war ihm auch darum nöthig, um ſich noch einmal zum praktiſchen Leben in einem beſtimmten Wirkungskreis und im Genuß häuslicher Freuden zu entſchließen. Julie von Charpentier, Tochter des Berghauptmanns, war es, deren gebildeter Verſtand und ſanftes, edles Herz, von Schönheit und Grazie begleitet, erſt ſeine Hochachtung, dann ſeine Liebe verdiente und gewann. Seine Liebe für ſie war nicht die leidenſchaftliche, die ſie für Sophien geweſen war; ſie war weit ruhiger, aber darum nicht minder warm, und für ein ganzes Leben. Denn ihr Umgang gewährte ihm Nahrung für Kopf und Herz. Und ſo mußte ſein Aufenthalt in Freiberg für ihn zweifachen Werth haben.

Ueber den Dreaden und Grazien vergaß er die Muſen nicht; und dieſe ſeine alten Freundinnen blieben ihm treu. Dies bezeugen einige poetiſche Aufſätze, „Blumen, Glauben und Liebe oder der König und die Königin, Blüthenſtaub, Hymnen an die Nacht,“ die er damals dichtete, und die man unter dem von ihm

angenommenen Namen Novalis in den Jahrbüchern der preußiſchen Monarchie, Junius und Julius 1798 und im Schlegelſchen Athenäum 1798 und 1800 findet.

Indeß kam ihm nun Alles darauf an, einen feſten Plan für ſein künftiges Leben zu machen. In der Provinz, namentlich in Thüringen, wünſchte er zu leben; eine Stelle wünſchte er da zu erlangen, die ihm ein beſtimmtes Geſchäft und eine, wenn ſchon nur mäßige Einnahme gewährte, bei welcher er aber auch Muße behielt für die Wiſſenſchaften, für die Freundſchaft und für die häusliche ſtille Freude. Darum ging er im Sommer 1799 nach Weißenfels und auf die churfürſtlichen Salinen zurück, um dem Directorium als Aſſeſſor beigeſellt zu werden. Sein erſter Wunſch ward erfüllt, und ihm noch überdem die Bearbeitung der bei der Saline vorkommenden juriſtiſchen Geſchäfte übertragen. In dieſem Zeitraum ſtiftete er zwei ſehr intereſſante Bekanntſchaften. Die eine noch im Sommer 1799 mit Ludwig Tieck, den er nun ganz vorzüglich liebte. Mit ihm berathete er ſich über das, was er ſelbſt dichten wollte; und neben dem Dichter liebte er in ihm den Menſchen. So waren es ihm genußreiche Tage, die er einſt mit Tieck und Reichardt, Tiecks Schwager, auf Reichardts Landſitz bei Giebichenſtein feierte. — Die zweite verſchaffte ihm ſein Beruf. Einen großen Theil des Winters 1799—1800 verlebte er auf der churſächſiſchen Saline Artern, und in dieſen Städchen lebten eben damals zwei Männer, die ihrem

Stande Ehre machen. Der Major v. Funk und der Rittmeiſter Thilemann, beide vom churſächſiſchen Huſarenregiment. Liberalität der Geſinnung, Bildung des Geiſtes, mehr als oberflächliche Bekanntſchaft mit der neueſten Philoſophie und Literatur, Sammlungen der beſten neueſten Schriften — das Alles mußte unſern H. bald zu ihnen, und ſie zu ihm hinführen.

Denn jeder fand dabei ſeine Rechnung; Gewinn und und Genuß für Alle. — Dabei war er aber nicht unthätig für die Salinen. Noch war er freilich mehr der aufmerkſame, ſtille Beobachter. Manche Stunde verweilte er in der Saline mit der Miene eines Zerſtreuten, der in andern Regionen hauſet, und doch arbeitete eben damals ſein Geiſt an der Möglichkeit einer ausführbaren Verbeſſerung. So weiß ich mich unter andern beſtimmt zu erinnern, daß er meteorologiſche Beobachtungen einſammelte, um die Gradirung der Soole auf eine höhere Stufe zu leiten; und daß er die Fabrikation des Sonnenſalzes techniſch, chemiſch und kameraliſtiſch ſtudierte. Man frage nicht, was er in dieſem Fache vorzüglich geleiſtet hat? Wer in den Lehrjahren ſtirbt, von dem kann man nur forſchen und ahnen, was er in den Jahren des Meiſters geleiſtet haben würde. Tief trauerte daher um ihn der Bergrath Heun, wenn er kurz nach ſeinem Tode zu mir ſagte: „O, Sie wiſſen nicht, was wir an ihm verloren haben!“

Im Jahre 1800 war eine Amtshauptmannsſtelle in

Thüringen erledigt worden. Dies gab unſerm H. Hoffnung, ſeinen Lebensplan zu vollenden. Gelang es ihm, dieſen Poſten zu erlangen, ſo ward ſein Wirkungskreis erweitert; die mannichfachen und verſchiedenartigen Geſchäfte des Amtshauptmanns boten ſeinem gewandten und in ſo vielen Fächern unterrichteten Geiſte eben ſo viele und verſchiedene Gelegenheiten dar, nützlich-thätig zu ſein; ſeine Verbindung mit der Saline blieb unverändert, und beide Aemter ſchmiedeten ihn doch nicht in die Feſſeln des Geſchäftsmannes, der den Wiſſenſchaften und Muſen entſagen muß. Bei dem Allen konnte er nun auch hoffen, ſeine Julie bald zu beſitzen, und in ihrem Arm die häusliche Wonne zu genießen. Noch war ihm ſein Schickſal günſtig, — ſeine Bitte ward gewährt, ſeine Probeſchrift mit Beifall aufgenommen, und es fehlte ihm nichts zu ſeinem erſehnten Glück, als davon Beſitz zu nehmen. Aber ſchon hatte im Sommer 1800 Kränklichkeit ſeinen Körper angegriffen und nach Dresden begleitet; der unvermuthete traurige Tod eines jüngern Bruders erſchütterte ihn ſo, daß er einen Blutſturz bekam, und nun bewohnte ſeine geſunde Seele noch einige Monate ſeinen ſiechen Körper. In Dresden ward er von ſeinen erwachſenen Brüdern Carl und Anton, und in Weißenfels von ſeinem Carl mit aufopfernder Zärtlichkeit, und von ſeiner Julie, die ihn mit ſeinem Vater dahin, auf ſein Bitten, begleitete, liebevoll gepflegt. Allein alle Fürſorge ſeiner Lieben und alle ärztliche Hülfe war umſonſt. Frei von

Schmerzen hielt er ſich nicht ſowohl für krank, als nur für matt, und hoffte vom herannahenden Frühjahre ſeine Geneſung.*) Sein Geiſt war mit dem Körper nicht erkrankt. Er las fleißig, beſonders in der Bibel, in Zinzendorfs und Lavaters Schriften; er arbeitete dabei in ſeinem Beruf und im poetiſchen Fache. Eine herzliche Freude machte ihm am 21. März die Ankunft ſeines ihm vorzüglich werthen Friedrich Schlegel. Täglich ſprachen ſie mit einander über ihre Arbeiten. Am 25. ſchlief er unter dem melodiſchen Ton des Klaviers, auf dem ihm etwas vorzuſpielen er ſeinen Bruder Carl gebeten hatte, ruhig und ſanft ein — um hier nicht wieder zu erwachen. Denn in dieſem Schlaf ſtarb er im Angeſicht ſeines Bruders und ſeines Freundes Schlegel. — Die Urſache ſeines frühen

*) „Nach einer langen Pauſe", dies war ſein letzter Brief an mich aus Weißenfels vom 1. Februar 1801, „wieder ein freundlich Wörtchen. Die Zwiſchenzeit war der Mittheilung nicht günſtig. Erſt jetzt ſcheint es wieder vorwärts zu gehen. Die Milch ſcheint mir gut zu bekommen, deren alleiniger Genuß jetzt meine Kur ausmacht. Mein Vater holte mich von Dresden ab, welchen Aufenthalt ich ſehr gern verließ. Ich bedurfte Ruhe, und Julie auch, die mit herreiſ'te und bei mir bleibet. Ich habe in Dresden viel lehrreiche Erfahrungen gemacht. Mit dem Schreiben gehts noch ſchlecht, aber Leſen, Denken und Theilnehmen kann ich wieder etwas. Grüßen Sie Ihre Frau und Nichte herzlich. Ich freue mich erſtaunend, Sie zu ſehen, was doch auf die Meſſe geſchieht. Behalten Sie mich alle recht lieb und denken Sie oft an Ihren Sie innigſt liebenden Freund."

Todes, wer kann ſie wiſſen? Nur ahnen kann man, daß ſein Körper nicht ſo viel wieder hervorbringen konnte, als ſein zu reger Geiſt an Lebenskraft verzehrte. Seine Freunde trauern um ihn, und die ihn genauer kannten, betrachten, wie ich oben ſagte, ſeinen Tod als einen Verluſt für die Wiſſenſchaft und für die Menſchheit.*)

Ganz hervorſtechend war in ihm die Stärke und Lebhaftigkeit der Phantaſie; durch ſie war es ihm möglich, Alles leicht zu faſſen, klar und deutlich zu denken und feſt zu halten. Sie miſchte ſich aber auch faſt in Alles, was er trieb. Er ſelbſt nannte ſie das vorzüglichſte Element ſeiner Exiſtenz, und ſo geſtand er es ein, daß ſie auch auf ſeine Religionsanſicht beſonders wirke.

„Es freut mich", ſchrieb er mir von Freiberg vom 26. Dec. 1798, „wenn meine abgeriſſenen Gedanken Ihnen einige beſchäftigte Stunden gemacht haben — wenn ſie Ihnen geweſen ſind, was ſie mir waren, und noch ſind, Anfänge intereſſanter Gedankenfolgen — Texte zum Denken. Viele ſind Spielmarken und haben nur einen tranſitoriſchen Werth. Manchen hingegen habe ich das Gepräge meiner innigſten Ueberzeugung aufzudrücken ge-

*) Drei Wochen nach ihm ſtarb ſeine älteſte Schweſter, die mit ihm erzogen war; ſechs Monate nachher die zweite, und zwei Jahre darauf die dritte Schweſter, ſo daß die frommen Aeltern, die ſich noch im Jahre 1796 im Beſitz von 11 guten Kindern glücklich fühlten, im Zeitraum von 7 Jahren ſechs erwachſene Kinder vor ſich her ſterben ſehen mußten.

ſucht. Gern geſteh ich, daß ich ſelbſt glaube, ſehr entfernt von Ihrer Weiſe die Religion zu betrachten und zu beurtheilen, einen Weg eingeſchlagen zu haben, der Ihnen wunderſeltſam ſcheinen muß. Indeß wir ſind Freunde, und werden Freunde ſein, und hierin ſtoßen unſere Religionen, beſſer unſre Theologien, zuſammen. Wenn Freundſchaft, Liebe, Sittlichkeit und Thätigkeit das Reſultat von beiden iſt; ſo müſſen wohl beide Schweſtern, Glieder jener heiligen Familie von Religionen ſein, die, von jeher unter den Menſchen einheimiſch, die treuſte Pflege alles Guten und Schönen bewieſen, in ihrem Schooße Tugend und Liebe in den wildeſten Zeiten bewahrt und Troſt und Hoffnung, Muth und Zufriedenheit überall erhalten und verbreitet haben. Ihre Freundin hat durch Ihren Verſtand ſich Ihnen offenbart, da ein herzlicher Verſtand der Hauptzug in Ihrem Charakter iſt. Mir iſt ſie durch herzliche Phantaſie nahe gekommen — denn dies iſt vielleicht der hervorſtechendſte Zug meines eigenthümlichen Weſens. — Sollte ſich gerade in dem bedeutendſten Verhältniſſe unſre mannichfache Verſchiedenheit, der Grund unſrer ganzen menſchlichen Verfaſſung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffern einer geheimnißvollen Urkunde, die ſeit Jahrtauſenden unzählige Menſchen mit göttlichem Leben erfüllt und Ihre ehrwürdigen Vorfahren ein langes Leben hindurch wie ein Palladium begleitet — einer Urkunde, die, außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vor-

ſchriften und Beiſpiele, Geſchichten und Lehren enthält, die mit Allem übereinſtimmen, was die beſten und weiſeſten Menſchen, was unſer eigenes Gewiſſen mehr oder weniger klar, als das Vortreffliche und Wahre empfohlen, kennen gelernt und bewährt gefunden haben. Es ſcheint ſich in ihr noch über alles dieſes eine unendliche Welt, wie ein Himmel, zu wölben, und eine entzückende Ausſicht in eine himmliſche Zukunft wunderthätig zu eröffnen. Mit welchem Herzen nehmen Sie an der Bibel ein Unterpfand Gottes und der Unſterblichkeit in die Hand — wie glücklich müſſen Sie Sich vorkommen, wenn Sie Sich überzeugt ſehen, an ihr eine überirdiſche Schrift, eine bleibende Offenbarung zu beſitzen, in dieſen Blättern gleichſam eine leitende Hand aus einer höhern Sphäre feſt zu halten! — Ihre Theologie iſt die Theologie des hiſtoriſch-kritiſchen Verſtandes; dieſer ſucht eine feſte Grundlage, einen unumſtößlichen Beweisgrund, und findet ihn in einer Sammlung von Urkunden, deren Erhaltung allein ſchon ein beſtätigendes Wunder zu ſein ſcheint und für deren Glaubwürdigkeit alle hiſtoriſche Beweismittel und Herz und Vernunft zugleich ſprechen.

Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchſtaben, weniger auf die Wahrheit und Umſtändlichkeit der Geſchichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir ſelbſt höhern Einflüſſen nachzuſpüren, und mir einen eignen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geſchichte und den Lehren der chriſtlichen Re-

ligion die ſymboliſche Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Geſtalt fähigen Weltreligion — das reinſte Muſter der Religion als hiſtoriſchen Erſcheinung überhaupt — und wahrhaftig alſo auch die vollkommenſte Offenbarung zu ſehen glaube; wenn mir aber eben aus dieſem Standpunkt alle Theologien auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zuſammen jedoch in dem ſonderbarſten Parallelism mit der Bildungsgeſchichte der Menſchheit zu ſtehen und in einer aufſteigenden Reihe ſich friedlich zu ordnen dünken, ſo werden Sie das vorzüglichſte Element meiner Exiſtenz, die Phantaſie, in der Bildung dieſer Religionsanſicht nicht verkennen." —

Mit jedem Jahre ward ihm Religion immer mehr zum Bedürfniß. Wenige Monate vor ſeinem Tode, im November 1800, ſchrieb er: „Wenn mich nicht körperliche Unruhe verwirrt, welches doch nicht häufig geſchieht, ſo iſt mein Gemüth hell und ſtill. Religion iſt der große Orient in uns, der ſelten getrübt wird. Ohne ſie wäre ich unglücklich. So vereinigt ſich Alles in Einen großen, friedlichen Gedanken, in Einen ſtillen, ewigen Glauben."

Seit Sophiens Tode hatte er eine Vorliebe für Lavaters und Zinzendorfs Schriften, für katholiſche Erbauungsbücher, ſelbſt für Jakob Böhmens Werke gewonnen. Hieraus und aus manchen Verhältniſſen ſeines frühern Lebens und aus dem hohen Werth, den er in äſthetiſche Schönheit ſetzte, wird man es erklärbar und verzeihlich finden, daß in ſeinen geiſtlichen Liedern Stel-

en vorkommen, die man von dem aufgeklärten Denker nicht erwartet hätte. Wer kann aber ſein Lied an Jeſum:

Was wär' ich ohne dich geweſen,
Was würd' ich ohne dich nicht ſein ꝛc.

wer kann es leſen, ohne mit dem frommen Dichter zu wahrhaft chriſtlich religiöſen Gefühlen und Geſinnungen begeiſtert zu werden?

Seine geiſtlichen Lieder ſind nur einzelne Theile und Bruchſtücke eines Geſangbuchs, das er mit L. Tieck gemeinſchaftlich zu bearbeiten in ſeinen letzten Jahren im Sinn hatte. Die Lieder der Neuern ſchienen ihm, vielleicht nicht mit Unrecht, zu ſehr auf den Verſtand berechnet, um aufs Herz zu wirken. Selbſt in den Gellertſchen fand er zu wenig Phantaſie, welche ihm den Weg zum Herzen bahnen ſollte. Hat er dieſer zu viel Spielraum gegönnt, ſo vergeſſe man nicht, daß ſie ſeine erſten Verſuche waren. Seit Sophiens Tode ward ihm der Glaube an Gott und Unſterblichkeit zum Bedürfniß — wie man dies aus den obigen, kurz nach ihrem Heimgang geſchriebenen Briefen ſieht. — Zu dieſem geſellte ſich nachher der Glaube an Jeſum; und nun erlaubte ihm ſeine Phantaſie und ſein äſthetiſcher Sinn einen andächtigen Seitenblick auf Maria. —

Seine Phantaſie bildete in ihm einen weit ausgedehnten Begriff von Poeſie. Die ganze Natur war ihm poetiſch, und in Jakob Böhmen fand er hohe Poeſie. Dem kühnen Flug, den ſeine Gedanken hierüber nahmen,

konnte ich nicht folgen. Wer in die neueſte Poeſie eingeweiht iſt, wird ihn verſtehen, und ſein Oſterdingen — mir ſcheint es wenigſtens ſo — wird dem Kenner ſagen, was er über Poeſie dachte. Seine Freunde, Fr. Schlegel und L. Tieck, haben unter dem von ihm angenommenen Namen Novalis ſeine Schriften herausgegeben. Man würde ihm aber Unrecht thun, wenn man ſie als vollendete Meiſterwerke beurtheilen, oder in ihnen den ganzen Mann, der er war, leſen wollte. Er ſelbſt trieb Schriftſtellerei nur als Schule. „Die Schriftſtellerei — ſo ſchrieb er mir darüber — iſt eine Nebenſache. Sie beurtheilen mich mehr billig nach der Hauptſache, — dem praktiſchen Leben. Wenn ich gut, nützlich, thätig, liebevoll und treu bin: ſo laſſen Sie mir einen unnützen, unguten, harten Satz paſſiren. Schriften unberühmter Menſchen ſind unſchädlich, denn ſie werden wenig geleſen und bald vergeſſen. Ich behandle meine Schriftſtellerei nur als Bildungsmittel. Ich lerne Etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten — das iſt Alles, was ich davon verlange. Kommt der Beifall eines klugen Freundes noch obendrein, ſo iſt meine Erwartung übertroffen. Nach meiner Meinung muß man zur vollendeten Bildung manche Stufen überſteigen; Hofmeiſter, Profeſſor, Handwerker, ſollte man eine Zeitlang werden, wie Schriftſteller.“

Seiner lebhaften Phantaſie ging eine ruhige Vernunft zur Seite. Wie hätte er auch ſonſt Luſt und Kraft gehabt, die Tiefen der ſpeculirenden Philoſophie zu er-

forſchen? Aber ihr Studium war ihm nicht Zweck, nur Mittel. Er ſetzte der Speculation ihre Grenzen, und Jakobis Brief an Fichte ſprach laut zu ſeinem Herzen.

„Die Philoſophie ruht jetzt bei mir — ſo ſchrieb er im Febr. 1800 — nur im Bücherſchranke. Ich bin froh, daß ich durch dieſe Spitzberge der reinen Vernunft durch bin, und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Uebung des Scharfſinns und der Reflexion ſind unentbehrlich. — Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren vergeſſen; über das Spiel mit Buchſtaben die bezeichneten Größen. Man kann die Philoſophie hochſchätzen, ohne ſie zur Hausverwalterin zu haben, und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philoſophie allein keinen Menſchen machen.“

Und Menſch, im edelſten Sinne des Worts, wollte er werden — ſeine ruhige Vernunft leitete ſein Urtheil zur Unbefangenheit und Unpartheilichkeit. Den Schriftſteller ſchied er durchaus vom Menſchen, und den Freund von beiden. Die bitterſten Kritiken über den Schriftſteller fielen ihm nicht auf; dann aber konnte er ſeine Mißbilligung nicht verbergen, wenn der Menſch im Schriftſteller angegriffen wurde. So waren in der ganzen Sammlung von Xenien nur zwei, die er mißbilligte, weil ſie den moraliſchen Werth des Schriftſtellers herabwürdigten.

Das bekannte Kotzebuesche Schauspiel, worin sein vertrauter Fr. Schlegel so derb gegeißelt ward, machte ihn nicht unwillig, weil eben nur ein Schriftsteller den andern persiflirt, und Schlegel zuerst den Handschuh hingeworfen hatte. So ehrte er Schlegels Lucinde als Kunstwerk, würde aber erröthet sein, es in die Hand eines ehrbaren Mädchens zu geben. Herzlichkeit war ein Hauptbestandtheil seines Charakters. Sie war so innig in sein ganzes Wesen verwebt, daß man ohne sie ihn durchaus nicht kennen kann. Sie gab erst seiner Phantasie und seiner Vernunft ihren Werth, ihm seine Individualität. War aber seine Phantasie, nach seinem eignen Ausdruck, eine herzliche Phantasie: so war auch seine Herzlichkeit eine vernünftige Herzlichkeit. Sie spricht noch aus seinen Schriften und aus seinen Briefen. Sie offenbarte sich besonders in seiner Religion, in seiner innigen Anhänglichkeit an Aeltern, Geschwister, Geliebte, Freunde, und in dem Geschmack, den er am häuslichen Glück und an der stillen Freude des freundschaftlichen Umgangs fand; dabei war er so ganz ohne Anmaßung und anspruchslos, daß er auch in dieser Hinsicht für Liebe und Freundschaft geschaffen zu sein schien.

Im Umgang mit Fremden oder in großen gemischten Gesellschaften war er oft stundenlang still, doch dabei aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn her vorging; aber im traulichen Zirkel desto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er sich ausreden konnte. Ganze

Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinſten Gegenſtänden wußte er ein Intereſſe zu geben. Und wie ſichtbar ward da ſeinen Freunden der Reichthum ſeiner Phantaſie, die Schärfe ſeiner Vernunft, das Innige ſeiner Herzlichkeit! Widerſpruch vertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz geſagt, ſo gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophiſten. Seine Geſtalt war lang, gut gebaut, hager; ſein Auge verrieth Geiſt, ſein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und ſchlicht, aller Putz war ihm widernatürlich. — Er lebte, wie er ſelbſt ſagte, gern im Lande der Sinne, nicht in dem der Sinnlichkeit; denn ſein innerer Sinn war der Führer des Aeußern. Und ſo ſchuf er ſich in der ſichtbaren Welt eine unſichtbare. Dies war das Land ſeiner Sehnſucht. Dahin iſt er heimgekehrt, früh vollendet!

Juſt.

Aus Novalis Tagebuche

seiner letzten Lebensjahre.

(Dies Blatt ſcheint in der erſten Zeit der Bekanntſchaft mit Sophien in Tennſtedt geſchrieben zu ſein.)

Ich ritt heute früh ſehr heiter von hier weg. Lutzen-Sömmern hatt ich bald erreicht. Anſtatt geradezu auf Kreyßen loszureiten, verirrte ich mich nach Ganglof-Sömmern. Der Umweg iſt nicht bedeutend und 5 Minuten vor 9 Uhr zeigte mir ein Mann das Grüninger Schloß von fern. Ich ritt brav zu. Noch vor ¼ auf 10 Uhr ritt ich durchs Waſſer und war mit Leib und Seele in Grüningen. Mein Leib traf vielmehr meine Seele ſchon dort. Im Dorfe dicht am Thorweg zu der Wirthſchaft hielt ich — band mein Roß an das Grüninger Halseiſen — das Haus, vor dem ich hielt, war ſicher die Frohnveſte. Ich frug nach Jemand, der einen Brief aufs Schloß trüge. Eine junge Frau fand ſich — den Leuten ſchien ich verdächtig. Sie lachten für ſich und erzählten mir: der Herr ſei nicht zu Haus. Ich trug der Ueberbringerin auf, zu ſagen: der Brief ſei von Tennſtedt und der Bote ſei ſogleich wieder zurückgekehrt — tauſend Complimente

und Empfehlungen noch. Sie ging darauf fort und ein anderes junges Weib ſagte zu mir: es ſollte wohl ein Geheimniß ſein, und mochte mich halb und halb für den halten, der ich wirklich war, für einen Verehrer einer der Damen auf dem Schloſſe. Ich hinterließ ihr noch, im Fall, daß nach mir gefragt würde, den Auftrag: ich ſei ſogleich wieder zum Spazierritt nach Tennſtedt geritten. Ich ſchlich mich langſam zum Dorfe hinaus, jenſeits des Waſſers ſah ich das gelbe Schloß ſehnſuchtsvoll an — und trabte von dannen. Alle zehn Minuten hielt ich und ſah mich um. Die Gegend iſt mir ſo lebendig geworden, ich wollte ſie im Kopfe zeichnen. Auf dem Rückweg traf ich die rechte Straße und erblickte bis vor Lutzen-Sömmern noch Grüningen. Ich bin feſt überzeugt, daß man es mit Fernröhren eine halbe Stunde von hier noch muß ſehen können. Trotz des vielen Haltens, der ſanften Trabs und des ſchlechten Wegs hin und wieder bin ich noch nicht 7/4 Stunden zurückgeritten. Um 1/4 auf 8 Uhr ritt ich hier weg, verirrte mich um 20 Minuten und war doch 5 Minuten nach 12 wieder hier und hielt mich doch in Grüningen über 1/4 Stunde auf. Im Sommer, bei gutem Weg und einem raſchen Pferde getrau ich mir bequem in 9/4 Stunden hin und her zu reiten. Zu Fuß geh ich hin in 7/4 Stunden. Den Baum vor Lutzen-Sömmern und dicht über L.-S. ſieht man Grüningen ſchon mit bloßen Augen. Meinen Weg hab' ich in einen Riß gebracht.

Tennſtedt, 18. April 1798, den 31. Tag nach Sophiens Tode.

Früh mancherlei Gedanken über Sie und über mich. Philoſophie. Heiter und leicht. Der Zielgedanke ſtand ziemlich feſt. Gefühl von Schwäche. Aber Extenſion und Progreſſion. Bei Tiſch und nachher heiter und geſprächig. Juſt ſpielte das Lied: „Sing o, Lied und Zitterſpiel.“ Im Wilhelm Meiſter fiel mir eine paſſende Stelle im vierten Buche, im Selbſtgeſpräch Meiſters auf. Nachher ging ich hinauf und ſchrieb an den Erinnerungen. Recht aufgelegt zum Denken und Arbeiten war ich nicht, ſcheine es überhaupt Nachmittags nicht zu ſein; vielleicht hindert mich auch die Geſellſchaft. Alle Geſellſchaft, wo ich nur gebe, bekommt mir nicht.

19: 32.

Früh Mancherlei wegen des Entſchluſſes gewankt und geſchwankt, dann Philoſophie. Mittags heiter, um 2 hinauf. Meine älteren Bemerkungen durchgegangen, dann ſpazieren. Abends noch die älteren Briefe abſolvirt. Ein Brief von Karolinen. Ein wenig gerührt. Ich zeigte der Kreisamtmännin Sophiens Porträt. Wir ſprachen viel von ihr. Im Ganzen den Tag heiter und ruhig.

20: 33.

Heute viel an Sophie gedacht. Früh nicht aufgelegt, gegen Mittag beſſer. Nachmittag wieder ſo, nicht recht heiter, aber gefühlvoller als ſonſt. Con amore hab' ich an den Erinnerungen geſchrieben. Abends las ich ältere Briefe von mir an die Juſten. Spät ward ich aufgeräumt. Doch befand ich mich nicht wohl. Im Ganzen hab' ich heute manch Gutes gedacht. Früh ſchrieb ich an den Hauptmann und gratulirte Karolinchen in Grüningen zu ihrem Geburtstage.

21: 34.

Früh Phantaſien. Dann ziemlich philoſophiſch. Ich blieb den ganzen Tag in einer gleichgültigen, mithin für die Geſellſchaft ziemlich aufgelegten Stimmung. Im Meiſter las ich Nachmittags unten einiges, wobei mir manches Intereſſante über meine bisherige Bildung einfiel. An Sophie hab' ich oft, aber nicht mit Innigkeit gedacht, an Erasmus kalt.

23: 36.

Heute früh viel vernünftiger als geſtern. Viel Gutes niedergeſchrieben. Nach Tiſch Kaffee im Garten. Recht windſtill in mir. Oft an Sophie und den Entſchluß gedacht. Abends in Youngs Nachtgedanken geblättert. Viel über Meiſter nachgedacht.

24: 37.

Der Kopf war mir zwar nicht recht heiter, aber doch hatte ich früh eine ſelige Stunde. Meine Phantaſie war zwar zuweilen ein wenig lüſtern, doch war ich heute ziemlich gut. Nachmittags war der Kopf hell. Meiſter beſchäftigte mich den ganzen Tag. Meine Liebe zu Sophien erſchien mir in einem neuen Lichte. Sophien wird's immer beſſer gehen. Ich muß nur immer noch mehr in ihr leben. Nur in ihrem Angedenken iſt mir wahrhaft wohl.

25: 38.

Heute männlich und wohl. Früh nichts als Meiſter. Viel an Sophie gedacht, muthig und frei. Unten zwar viel geſprochen, aber doch einigemal beſonnen. Abends einen lebhaften Eindruck ihres Todes.

26: 39.

Früh Einiges über Meiſter. Nachher excerpirt. Nachmittags im Amte gearbeitet. Ich habe zwar mit Rührung nicht an Sie gedacht, ich bin faſt luſtig geweſen; aber doch gewiſſermaßen ihrer nicht unwerth. Den Morgen hatte ich die fatale, drückende bängliche Empfindung des eintretenden Schnupfens. Mit der Mäßigkeit und Geſchwätzigkeit hinkte es.

27: 40.

Früh Meiſter. Hell und beſonders poetiſch einmal gedacht. Nachmittags Akten geleſen, dann zum Doktor: eine lange Converſation über meine Geſundheit, meine Zwecke, meine Anſicht des Lebens, er wollte mich bekehren, den Abend munter, viel von Politik geſchwatzt. Der Gedanke an meine Sophie und Erasmus ward einmal recht lebendig. Ich muß immer noch männlicher mit mir umgehn, mir was zutrauen, nicht kindiſch zagen und weich thun und mich verziehen. Schmerz und Weh muß ich beſſer ertragen lernen.

29: 42.

Heute früh lebhafte Sehnſucht. Brief von Karl. Meiſter muß ich vollenden. Vollenden muß ich noch lernen. Mit einer Sache aufs Reine kommen. Nach Tiſch alte alchymiſtiſche Papiere durchgeblättert. Dann kam Anton. Wir gingen in den neugekauften Garten. Bis Abend ſehr munter. Ein Gedicht auf den Gartenkauf. Abends etwas zu lebhaft geſtritten während des Eſſens.

30. Apr., 43: bis 4. Mai: 47.

Sonntag nach Tiſche ging ich nach Grüningen. Unterwegs war ich heiter und gedankenvoll. Ich traf blos die Danscour. Sie kamen aber bald von Klingen. Die Nacht ſchlief ich unruhig. Den folgenden Tag regnete

es beſtändig. Früh weint' ich ſehr. Nach Tiſch wieder. Den ganzen Tag war ich ihrem Andenken heilig. Den 2. Mai ſchenkten mir die guten Aeltern die Taſſe, den Beutel und das Flacon, was Sie ihren letzten Geburtstag erhielt. Ich war ſehr gerührt, dann ging ich zu ihrem Grabe und ſteckte die Blumen darauf, die ich Tags vorher von der Kreisamtmännin erhalten hatte. Nach Tiſch eilt' ich nach Tennſtedt. Geſtern, den 3. Mai that ich nicht viel und ſchrieb vier Briefe an Schlegel, Woltmann, Manteuffel und Slevoigt nach Zillbach. Spät ſprach ich ſehr luſtig mit der Kreisamtmännin, weshalb ich auch Abends meine Lieblingsbilder nur in der Ferne ſah. Heute bei Tiſch hab' ich einmal mit Ruhe und Beſonnenheit geredet, dann oben Varia und über Meiſter geſchrieben. Auf dem Spaziergange viel geſprochen über Berichte, Geſchäftsgang bei den Salinen. Nachher wieder oben gearbeitet. Dann kam Rüling und ich erhielt Briefe von Vater und Karolinen. Bei Tiſche ſehr heiter. Rüling mußte von Stollberg erzählen. Guſtchen Brandes, zu der wir nachher gehen wollten, war nicht zu Hauſe. Ich hatte viel gegeſſen, dann ſprach ich Einiges mit Zedtwitz. Nachher allgemeines Geſpräch bis ich hinauf ging. Jetzt ſchein ich ebenfalls kalt und zu ſehr in der Stimmung des Alltagslebens zu ſein. Die Geſellſchaft will mir noch gar nicht bekommen. Strebe nur nach der höheren permanenten Reflexion und ihrer Stimmung. O, daß ich ſo wenig in der Höhe bleiben kann!

5: 48.

Früh, wie gewöhnlich, an Sie gedacht. Nachher über Kritik. Dann Meiſter. Nach Tiſch heftig gekannegießert. Spazieren gegangen. Unterwegs heiter und vernünftig, beſonders über die Götheſche Bemerkung gedacht, daß man ſo ſelten die rechten Mittel zu ſeinem Zwecke kennt und wählt, ſo ſelten den rechten Weg einſchlägt. Ich ſcheine jetzt beſſer und gründlicher werden zu wollen. Spät recht lebhaft Ihr Bild vor mir gehabt, im profil, neben mir auf dem Kanapee, im grünen Halstuch, in charakteriſtiſchen Situationen und Kleidern fällt ſie mir am leichteſten ein. Abends überhaupt recht innig an Sie gedacht. Gott hat mich bisher liebevoll geführt, er wird's auch ferner thun.

7: 50.

Heute früh las ich in den Novitäten. Dann excerpirte ich aus Meiſter und ſchrieb einiges Gedachte auf. Ich ging Nachmittags in die Kirche und disputirte nachher mit dem Kreisamtmann über ſeine und meine Religion heftig — aber doch kalt, beſonnen und genau. Moſel kam. Ich ging ſpazieren, dachte viel und präcis, ſchrieb es zu Hauſe auf und ging zu Guſtchen. Da ward mir recht wohl. Sie bezeigte ſich ganz zutraulich gegen mich. Wir klagten einander, ich ſuchte ſie etwas zu beruhigen. Es iſt eine Freude, jemanden ganz offen gegen ſich zu

ſehen. Das Unglück bringt die Menſchen einander immer näher. Viel an Sophie hab' ich heut nicht gedacht, doch einigemal, beſonders in der Kirche mit wahrer Andacht. Früh war ich etwas ſinnlich, auch fand ich eine ſonderbare Furcht in mir, vor dem gefährlich krank werden. Sie ſchien wenigſtens da zu ſein. Ich muß mich noch immer nicht ganz an meinen Entſchluß gewöhnen können. So feſt er zu ſein ſcheint, macht mich doch das zuweilen argwöhniſch, daß er in ſo unerreichbarer Ferne vor mir liegt, mir ſo fremd vorkommt. — Warum muß ich nur alles peinlich treiben, nichts ruhig, mit Muße, gelaſſen.

10: 53.

Grüningen. Heute früh überſetzte ich aus Horaz. Nach Tiſch hatt' ich noch einen ſchönen Spaziergang im Garten. Das Wetter war herrlich, eine lebhafte Erinnerung an Sie, ich pflückte Blumen und hin an ihr Grab. Ich war zwar kalt, aber doch weinte ich. Ich ſaß eine Zeit auf ihrem Grabe. Sie läuteten Feierabend. Ich ging zurück und ſchrieb noch einige Reflexionen auf. Nach Tiſch ward ich wieder ſehr bewegt und weinte heftig auf dem Platze.

13: 56.

Früh um 5 Uhr ſtand ich auf. Es war ſehr ſchön Wetter. Der Morgen verging, ohne daß ich viel that. Der Hauptmann Rockenthien und ſeine Schwägerin und

Kinder kamen. Ich kriegte einen Brief von Schlegel mit dem erſten Theil der neuen Shakespearſchen Ueberſetzungen. Das Wetter trübte ſich, erſt Gewitter, dann wolkig und ſtürmiſch. Sehr lüſtern. Ich fing an in Shakespear zu leſen, ich las mich recht hinein. Abends ging ich zu Sophien. Dort war ich unbeſchreiblich freudig. Aufblitzende Enthuſiasmus-Momente. Das Grab blies ich wie Staub vor mich hin. Jahrhunderte waren wie Momente, ihre Nähe war fühlbar, ich glaubte, ſie ſolle immer vortreten. Wie ich nach Hauſe kam, hatte ich einige Rührungen im Geſpräch mit Machère. Niebekker war Nachmittags da. Abends hatte ich noch einige gute Ideen. Shakespeare gab mir viel zu denken.

14: 57.

Es war heute viel Lärm und Getümmel im Haus. Abends war ich am Grabe und hatte einige wilde Freudenmomente. Mandelsloh kam; ritt aber bald wieder weg. Wir ſaßen in der großen Stube in uns gekehrt, und ſangen leiſe die Melodie: Wie ſie ſo ſanft ruhn!

16: 59.

Der heutige Tag war ſchön. Es fuhr Alles nach Günſtedt. Früh ſchwatzt' ich mit dem Vater und ſeinem Bruder. Um 12 Uhr fuhren dieſe weg. Ich dämmerte einen Moment, nachher las ich in Shakespear, trank Kaffee, ging in die liebe Bilderkammer, ſchloß den Schrank

auf, beſah die Sachen meiner Sophie, las meine Briefe und ihren Briefvorrath überhaupt. Nachher war ich ganz bei ihr. Ich ging in den Garten ſpazieren, holte Milch, fand Fergusons Moralphiloſophie, las auf dem Kirchhof, wo ich auch meine Milch trank. Nun kam der Vater, ich zog mich an, die Prinzeß von Sondershauſen kam mit den übrigen von Günſtedt zurück, ich war bei Tiſche ſehr luſtig und aufgeräumt.

18: 61.

Der heutige Mittag war vorzüglich ſchön. Unter den Linden wurde gegeſſen bei Muſik und Nachtigallenſchlag. Ich habe aber ein wenig zu viel raiſonnirt, beſonders nach alter Sitte auf gewiſſe Leute losgezogen. Heute war ich mehr als gewöhnlich ängſtlich beim Gedanken an Sophie. Den ganzen Tag ſehr warm und ſchläfrig. Gegen Abend hatte ich wie geſtern Kopfſchmerzen. Auf einem Spaziergange und vorher auf der Stube dachte ich manches Gute. — Ich muß nur immermehr um Ihretwillen leben, für Sie bin ich nur, für mich und keinen Andern nicht. Sie iſt das Höchſte, das Einzige. Meine Hauptaufgabe ſollte ſein, alles in Beziehung auf Ihre Idee zu bringen.

19: 62.

Heute früh ſtörte ich mit dem Hauptmann in alten Akten. Nach Tiſch ſprach ich mit der Thümmeln über

divinatoriſche Anlagen. Selmnitzens kamen. Ich ſchrieb oben Einiges auf. Auf dem Spaziergange faßte ich einige deutliche Ideen. Am Grabe war ich nachdenkend, aber meiſt ungerührt. Seit einigen Tagen ängſtigen mich dieſe Erinnerungen wieder. Ich fühle mich unausſprechlich einſam in gewiſſen Momenten, ſo entſetzlichen Jammer in dem was mir begegnet iſt. Beim Grabe fiel mir ein, daß ich durch meinen Tod der Menſchheit eine ſolche Treue bis in den Tod verſichere. Ich mache ihr gleichſam eine ſolche Liebe möglich. Ohne ſie iſt für mich nichts in der Welt. Eigentlich ſollte ich auf nichts mehr Werth legen.

21: 64.

Früh etwas aus Fichte extrahirt. Nachmittags fuhr die Mutter zur Kindtaufe mit Karolinchen nach Weißenſee. Friederike Niebekker war da. Ich war innerlich thätig, ging ſehr lange den Gang vor meiner Thüre auf und ab und ſchrieb auf. Die Mamſell kam, ich ſprach weitläufig mit ihr von mir, dann ging ich zum Grabe, wo ich viel nachdachte, und unbeſchreibliche Ruhe empfand. Abends waren wir recht heiter. Zuletzt ging ich ein wenig allein ſpazieren und ſang, ganz in Ihr Andenken verloren.

22: 65.

Tennſtedt. Früh packt' ich ein, ging noch einmal zum guten Grabe und fuhr nachher mit den Rockenthien-

ſchen Kindern, die nach Langenſalza gingen, nach Tennſtedt. Ich fand hier viele Neuigkeiten, erhielt einen Brief von meiner Schweſter. Nach Tiſch las ich Literatur-Zeitungen, literariſchen Anzeiger, mit vielem Intereſſe. Wir gingen in recht hübſchem Wetter ſpazieren. Ich ſprach unterwegs Mancherlei mit dem Kreisamtmann über literariſche Gegenſtände. Mein Kopf war ſehr gut geſtimmt. Ich ſprach beſſer als gewöhnlich und that helle Blicke. Abends ſprachen wir noch viel, beſonders von meinem Vater. Spät fühlt' ich mich Sophiens wegen unruhig. Doch ſchlief ich bald ein. Je mehr der ſinnliche Schmerz nachläßt, deſto mehr wächſt die geiſtige Trauer, deſto höher ſteigt eine Art von ruhiger Verzweiflung. Die Welt wird immer fremder. Die Dinge um mich her immer gleichgültiger. Deſto heller wird es jetzt um mich und in mir. Bei meinem Entſchluß darf ich nur nicht zu vernünfteln anfangen. Jeder Vernunftgrund, jede Vorſpiegelung des Herzens iſt ſchon Zweifel, Schwanken und Untreue.

23: 66.

Heute früh war ich fleißig, nach Tiſch las ich Einiges, dann ging ich mit den beiden Mädchen nach Kutzleben. Es war herrlich Wetter, kühl, himmelblau, kryſtallhell. Ich war ſehr fröhlicher Laune. Auf dem Rückwege dacht' ich viel über Meiſter nach. Zu Hauſe ſchrieb ich wie gewöhnlich in Haſt und Ungeduld zwei

Briefe an Vater und Karoline. Abends ging ich müd' zu Bett. Früh hatt' ich ein Dispensatorium. Ueber den Entschluß muß ich nicht mehr raisonniren, und wie ich mich zum bessern Denken nöthige, durch Streben und gewisse Mittel auch bestimmte Stimmungen nach Willkühr in mir zu erregen suche: so muß ich arbeiten können, wenn ich will, so muß ich mich mit anfänglicher Anstrengung in einen gewissen Zustand zu versetzen lernen.

25: 68.

Ich stand etwas träge auf, nachher war ich aber zum Denken sehr aufgelegt. Ich durchlas Hülsen, der mir außerordentlich gefiel. Der Kreisamtmann kam herauf. Ich sagte ihm von meinen Betrachtungen über den französischen Krieg, wie gewöhnlich hastig und verworren. Nachmittags las ich in Asmus, wo mir manches gefiel, ging träge spazieren, schlief zu Hause, schrieb Briefe ohne Geist und befand mich in einem Zustande von Unzufriedenheit und Zweifelsucht. Ich muß schlechterdings suchen mein besseres Selbst im Wechsel der Lebensscenen, in den Veränderungen des Gemüths behaupten zu lernen. Unaufhörliches Denken an mich selbst und das was ich erfahre und thue. Ich ging noch einmal spazieren, dachte mich unterwegs durch meine Grillen durch, fand zu Hause einen Brief von meinem Vater und war im Kränzchen Abends recht vernünftig und munter.

26: 69.

Früh Fichte's Naturrecht. Dann einen Bericht gemacht. Den Boten nach Jena abgefertigt. Nach der Mittagsruh wieder Fichte. Zu Guſtchen ſpazieren, viel Gutes gedacht. Zu Hauſe traf ich Karolinchen krank. Sie beſſerte ſich bald. Ich ſchwatzte Abends viel von Chemie und Mathematik durch einander. An Sie hab' ich fleißig gedacht, beſonders iſt mir lebhaft geworden, daß mich die ſchönſten wiſſenſchaftlichen und andere Ausſichten nicht auf der Welt zurückhalten müſſen. Mein Tod ſoll Beweis meines Gefühls für das Höchſte ſein, ächte Aufopferung, nicht Flucht, nicht Nothmittel. Auch hab' ich bemerkt, daß es offenbar meine Beſtimmung iſt: ich ſoll hier nichts erreichen, ich ſoll mich in der Blüthe von allem trennen, erſt zuletzt das Beſte im Wohlgekannten kennen lernen. So auch mich ſelbſt. Ich lerne mich jetzt erſt kennen und genießen — eben darum ſoll ich fort.

27: 70.

Heute früh hab' ich recht meine Freude an Hülſen gehabt, den ich geleſen und extrahirt. Es war mir unbeſchreiblich wohl mit ihm und durch ihn. Nachmittags hab' ich in der Laube geſeſſen und in Fichte's Naturrecht geleſen. Ich habe ſehr viel Gutes dabei gedacht, beſonders über Moral.

29: 72.

Grüningen. Heute früh reis'te der Kreisamtmann nach Stollberg. Ich arbeitete einige Stunden, packte ein, erhielt einen Brief von Schlegel und Woltmann, dann ging ich hinunter, las in der römischen Geschichte und schied Nachmittags um ¼4 Uhr von Tennstedt. Ich ging in Gedanken herüber. Zwischen dem Schlagbaum und Grüningen hatte ich die Freude, den eigentlichen Begriff vom Fichte'schen Ich zu finden. Abends, wie ich zur geliebten Ruhestatt ging, war das Denken drückend geworden. Dies zerstreute mich und hinderte mich am stillen traurigen Genuß ihres Todes. Von Ende sprach heute mit mir über die Schwierigkeit der Untersuchung, ob Jemand an Pflanzengiften gestorben sei. Unfruchtbar war der Tag nicht, aber empfindungslos.

31. Mai, 1. 2. Juni: 74. 75. 76.

Den letzten Tag in Grüningen ging ich Nachmittags bei schönem heitern Wetter spazieren und begegnete dem Magister, mit dem ich bis Topfstedt ging. Abends wanderte ich ins stille Land. Da bin ich noch einmal, ohnerachtet es sich im Anfang nicht so anließ, recht gerührt, recht innig bei ihr gewesen. Ich habe meinen Entschluß noch einmal beschworen. Gestern früh fuhr der Hauptmann bis Artern mit mir. Ich war recht aufgeräumt im schönen Wetter. In Sachsenhausen begegneten wir

Leuten, die einen erſoffenen Mann getragen brachten. In Artern aßen wir bei Semlers. Ich führte den Hauptmann herum und dann trennten wir uns. Unterwegs hab ich viel gedacht. In Wiederſtedt fand' ich Alle munter, wohl und veegnügt. Heute ſtand ich ſehr früh auf, mein Vater fuhr nach Kloſterode. Die Comteſſe war ſehr krank. Ich war früh ſehr fleißig, ſchwatzte einige Stunden mit der Mutter und den Schweſtern, zog mich an, las ein Packet Akten vom Vater durch und ging mit Karolinen in die Gärten ſpazieren. Nach der Sieſte las ich, ging nachher mit Landvoigt zum Paſtor, wo wir einige Stunden recht ruhig und angenehm zubrachten. Der Vater kam, die Comteſſe befand ſich beſſer. Mit dem Vater blieb ich den Reſt des Abends in mannichfaltigen Geſprächen zuſammen. Von Karl und dem alten Brachmann fand ich Briefe. Im Ganzen hab' ich die frohe Hoffnung in meiner Seele, daß ich leichter abkommen werde, als ich denke. Die Menſchen ſcheinen einander unentbehrlicher als ſie ſind. Meine Mutter genießt mich wenig, ſo auch mein Vater. Mein Geſchwiſter, nehmlich die beiden ältern, werden mich vermiſſen lernen. Kurz, mein Verſchwinden wird keinen ſolchen Eindruck machen, als ich befürchtete.

3: 77.

Früh fuhr mein Vater weg, dann war ich fleißig und ging mit Beck in der Wirthſchaft herum. Es wollte

mir den ganzen Tag nicht gelingen. Ich hatte Kopfschmerzen und Zweifel ohne Ende. Das Wetter iſt Nachmittags kalt und feucht. Ich habe mich einigemal im Geſpräche mit Landvoigt vergeſſen. Sonſt bin ich faſt immer ruhig und gelaſſen im Aeußern geweſen.

6: 80.

Heute Abend hatte ich im Garten eine ſüße, heitre, höchſt lebhafte Erinnerungsſtunde. Wer den Schmerz flieht, will nicht mehr lieben. Der Liebende muß die Lücke ewig fühlen, die Wunde ſtets offen erhalten. Gott erhalte mir immer dieſen unbeſchreiblichen lieben Schmerz, die wehmüthige Erinnerung, dieſe muthige Sehnſucht, den männlichen Entſchluß und den felſenfeſten Glauben. Ohne meine Sophie bin ich gar nichts, mit Ihr Alles.

7: 81.

Heute früh war ich mit meinen älteren Papieren beſchäftigt, mein Kopf war hell. Nach Tiſch kamen die Aeltern und Sidonie von Gnadau zurück. Abends war ich beim Vater und ganz ſpät ging ich ein wenig zum Paſtor, nachdem ich eine ſehr enthuſiaſtiſche Viertelſtunde der Erinnerung und Sehnſucht zugebracht. An Erasmus dacht' ich mit Rührung, wie der Vater von ihm erzählte.

11: 85.

Mindermann war heute von Eisleben hier. Nachmittags ſchrieb ich Manches auf und blieb bei meinen

älteren Papieren, dann war ich beim Vater. Der Republikanismus iſt wieder recht lebendig in mir erwacht. Abends hab' ich einige lebhafte Erinnerungen gehabt. Auf den Herbſt freue ich mich ungeduldig. Gegen Aengſtlichkeit d. h. gegen willkührliche Wahnbegriffe muß ich auf meiner Hut ſein. Ich will fröhlich wie ein junger Dichter ſterben.

12. 13: 86. 87.

Ich habe mich beide Tage recht lebhaft nach Einſamkeit und baldigem Fortkommen geſehnt. Sie iſt geſtorben, ſo ſterb' ich auch, die Welt iſt öde. Selbſt meine philoſophiſchen Studien ſollen mich nicht mehr ſtören. In tiefer, heiterer Ruh' will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft.

14: 88.

Wer Sie ausſchließt, ſchließt mich aus. Das Engagement war nicht für dieſe Welt. Ich ſoll hier nicht vollendet werden. Alle Anlagen ſollen nur berührt und rege ſein. Ich fühlte mich heut' entſetzlich träge und zu nichts nütze. Indiſpoſition des Körpers, veränderliches Wetter, Lebensart, Geſellſchaft, Müßiggang, zu wenig Beſchäftigung mit ihr ſind die Urſachen meiner Unluſt.

15: 89.

Auch heute fühlte ich dieſe Trägheit und Unluſt, nur nachdem ich vor Tiſch geſchlafen hatte, war ich wieder

in meinen alten Empfindungen und Erinnerungen lebendig. Ohne Sie, was hab' ich? Nie mag ich den Augenblick vergeſſen, wo ich früh 9 Uhr, den 21. März, Antons Brief las und die entſetzlichen Worte: „unſere verewigte Sophie" und nachher im Brief des Kreisamtmanns: „unſere verklärte Freundin". Gott im Himmel! wie kann ich nur oft lau und kalt ſein?

16: 90.

Ich beſchloß künftig, um mich aus meinem ſchlimmen körperlichen Zuſtande zu reißen, häufige körperliche Anſtrengungen und ging demzufolge noch dieſen Nachmittag in ſtürmiſch heiterem Wetter mit Landvoigt nach Ballenſtedt. Wir beſuchten Nimradt. Unterwegs ſprach ich viel mit Landvoigt über Schlegel und über mich ſelbſt. Den andern Morgen um ½5 Uhr gingen wir mit ſchon ziemlich müden Beinen unter Sonnenſchein nach Thale. Der ſchöne Weg wird mir ziemlich ſauer. Nach einer kurzen Ruh und Erquickung beſtiegen wir die herrliche Roßtrappe. Der Herunterweg machte mich fertig. Nach dem Mittagsmahl fuhren wir nach Ballenſtedt zurück und brachten einen prächtigen Abend im Garten zu. Den andern Tag gingen wir nach Wiederſtedt zurück. Wir ſprachen viel von Philoſophie. Ich wußte mir gut zu helfen und ſprach recht leidlich. Von Quenſtadt, wo der Paſtor und ſeine Frau zu uns ſtießen, ward mir das Gehen ſehr ſchwer und der Hals that mir von vielem

Reden weh. Am Nachmittage hatte ich mich in Wiederſtedt wieder ſo erholt, daß ich denſelben recht angenehm geſellig im Garten zubrachte.

21: 94.

Heute hab' ich mit den Aeltern ein Stündchen über meine Situation geſprochen. Nachmittags fuhren wir bei ſchönem Wetter nach Köthen, wo ich mir von dem dortigen Buchhändler das Kampanerthal und den Mückenalmanach holte.

23—27: 96—100.

Heute früh kamen wir im Regenwetter nach Deſſau. Nachmittags hellte ſich der Himmel auf und wir fuhren am köſtlichſten Abend in Wörlitz ein. Auch der Sonnabend war ſchön. Den Tag vollendeten wir die den erſten Abend gleich angefangene Anſicht des Gartens. Der Fürſt fuhr mit Geſellſchaft und Muſik Nachmittags auf den Gondeln. Sonntags ſahen wir das Schloß, das gothiſche Haus, und fuhren Abends in himmliſchem Wetter mit dem Kriegsrath von Vieregg und ſeiner Frau auf der Gondel. Karoline war die ganzen Tage über krank. Ich las dieſer Tage das Kampanerthal mit vieler Freude. Poland hatte mir von Weißenfels einen Brief von Schlegel mitgebracht, der wieder meine philoſophirende Kraft in Thätigkeit ſetzte. Den Montag, wo wir nach Halle fuhren und unterweges in Deſſau Georgium beſuchten,

hatt' ich zuweilen einen hellen Gedanken, Dienſtag Mittag kamen wir hier wieder wohlbehalten an. Das Kanapee, worauf mein ſeliger Bruder ſo viel gelitten hat, afficirte mich ſehr. Den Nachmittag kramte ich auf und fand mich Abends helldenkend. Geſtern früh ſchrieb ich philoſophiſche Gedanken von Werth auf, las in Schellings Briefen über Dogmatism und Kritik, fuhr mit meinem Vater nach Köthen, ſchrieb Nachmittags an Karl, ging zu Severin und Abends mit Hamlet zu Bett. Heute früh las ich in Schellings Ich, in Schlegels Griechen und machte die Rechnung für den Vater. Nach Tiſch las ich wieder in den Griechen, ging ſpazieren, und phantaſirte mir, was ich wohl beginnen würde, wenn ich Churfürſt von Sachſen wäre. Zu Hauſe machte ich mich an den Meßkatalog, verſuchte eine Ueberſicht deſſelben. Müde von dieſer Beſchäftigung ging ich abermals aus, das Wetter war herrlich, und machte literariſche Pläne Beſonders gefiel mir die Idee eines Journals unter dem Titel: Beiträge zur wiſſenſchaftlichen Geſchichte der Menſchheit. Hiſtoriſch philoſophiſche Ueberſichten, wie z. B. mein Plan zu Bearbeitung des Meßkatalogs, reizen mich ſehr und dünken mir ſehr nützlich. Mein Kopf war dieſen Abend ſehr hell. Ich fühle mich überhaupt um manchen Schritt vorgerückt. Auch mein Gedächtniß, meine Beobachtungsgabe und mein Ausdruck gewinnt. Meine Beſonnenheit muß aber noch ſehr ſteigen. Es giebt noch unendliche Lacunen. Mein Entſchluß ſteht ganz unwandelbar. Seit der Reiſe

nach der Roßtrappe bin ich wieder ziemlich mit mir zufrieden. Es muß aber immer beſſer werden. Beſonnenheit und Ruhe iſt die Hauptſache. Laß vorzüglich auch die Aufmerkſamkeit auf gefälliges und vorſichtiges Betragen gegen den Vater nicht aus der Acht! Hüte dich im Umgange mit Schlegeln, übe dich unaufhörlich in beſonnener Wirkſamkeit, habe Sophien ſtets vor Augen, vergiß nicht die Kürze von drei Monaten, übernimm dich nicht, ſei mäßig und überlaß dich nicht zu ſehr deinem Hange zu veriren und zu beluſtigen. Jetzt ſchickt es ſich doch nicht mehr recht für dich, wenigſtens ſehr mit Maaß. Chriſtus und Sophie.

6: 110. Montag 3. Juli.

Früh nach Dürrenberg. Nachmittags kam Böhn zu mir, dann Schlegel und Langermann. Seitdem iſt viel geſchwatzt, polemiſirt, geſcherzt und radottirt worden bis auf den heutigen Tag. Mittwoch hätt' ich recht für mich genießen können, als den Tag der erſten Operation. Dienſtag hat mir Langermann viel Gutes von Kirſchlorbeerwaſſer erzählt. Heute früh ein ernſthaftes Geſpräch über den Selbſtmord mit Langermann. Nachmittags nach Gaſeck gefahren. Ich will nach Köſen, um allein zu ſein. Sie bleibt immer mein einziges Gut. Menſchen paſſen ſich nicht mehr für mich, ſo wie ich nicht mehr unter die Menſchen paſſe.

14. April 1799.

Vor drei und zwanzig Jahren betratst du, guter seliger Erasmus, zuerst den rauhen Pfad, der dich bis hieher geführt hat. Heute, zum erstenmal seitdem, geht dieser Tag ungefeiert vorüber und statt der ehemaligen Glückwünsche drängt sich ein banger Seufzer hervor. Du bist aus unserer Mitte geschieden und wir haben nichts von dir mehr übrig als das Andenken an dein Leiden. Zur Verpflanzung in ein besser Land wählt man gern Pflanzen aus stiefmütterlichem Boden. Sauer ist dir deine Wallfahrt geworden. Schwer waren die letzten Schritte. Nun ist's vorüber. Du blühst unter freundlicherm Himmel und wir rennen und sehnen uns nach dem alten Gefährten und fühlen so drückend das Blei an unsern Füßen.

15. April 1800.

Süße Wehmuth ist der eigentliche Charakter einer ächten Liebe, das Element der Sehnsucht und Vereinigung.

16.

Wem es einmal klar geworden, daß die Welt Gottes Reich ist, wen einmal diese große Ueberzeugung mit unendlicher Fülle durchdrang, der geht getrost des Lebens dunkeln Pfad und sieht mit tiefer göttlicher Ruhe in die Stürme und Gefahren desselben hinein.

17.

Ein ſchuldloſes Herz und das Bewußtſein eines guten Willens und einer lobenswerthen Thätigkeit ſteht unter allen beruhigenden Mitteln oben an.

23.

Wo ſchläft ein Kind wohl ſicherer als in der Kammer ſeines Vaters?

25. Juni.

Heftige Gewitter und andere Unterbrechungen des bürgerlichen Lebens ſind poetiſche Irruptionen und Heilkräfte des mitſchlummernden Lebensgenuſſes.

22. Juli.

Es gibt unendlich viel unbekanntes Unglück, aber es gibt auch gewiß unendlich viel unbekannte Wohlthaten Gottes. Die äußern Umſtände machen ſchlechterdings nicht unſer eigentliches Glück oder Unglück aus, ſondern ſie ſind nur die willkührlichen Sprachzeichen eines unbekannten innern Geiſtes, deſſen Daſein oder Entfernung jene Nüancen beſtimmt. Der wahre glückliche oder unglückliche Zuſtand iſt ſchlechthin unbeſtimmter und individuell. Jede Stunde, wo man von Unglück reden hört, iſt eine Erbauungsſtunde.

27. Juli.

Ich habe ſehr viel Willen, aber wenig ächte Reizbarkeit.

Ich will nicht klagen mehr, ich will mich froh erheben,
Und wohl zufrieden ſein mit meinem Lebenslauf.
Ein einz'ger Augenblick, wo Gott ſich mir gegeben,
Wiegt Jahrelange Leiden auf.

Wenn man recht fleißig an die unendliche Unſicherheit der menſchlichen Glücksgüter denkt, ſo muß man endlich gleichgültig und muthig werden.

Alle Aengſtlichkeit kommt vom Teufel, der Muth und die Freudigkeit iſt von Gott.

Was iſt eine ängſtliche Stunde, eine peinvolle Nacht, eine trüber Monat gegen die lange glückliche Ewigkeit?

Iſt denn Julie glücklicher und ſicherer mit mir als mit Gott?

Nur Glauben, Herr, und Zuverſicht,
So fürcht' ich mich für mich und die Geliebte nicht.

Wo Sophie und Erasmus wachen, kann ich wohl ruhig ſein.

Laß uns unſern Herrn im Himmel loben,
Glauben kommt und Heiterkeit von oben.

Alles, was wir Zufall nennen, iſt von Gott. Mußte nicht Chriſtus ſeine Mutter auch unendlich leiden ſehen?

O! er weiß, wie einem zu Muthe iſt, wenn man ſeine Geliebten leiden ſieht, weil wir leiden.

Ich habe zu Sophie Religion, nicht Liebe. — Abſolute Liebe, vom Herzen unabhängig, auf Glauben gegründet, iſt Religion.

Du haſt ſo viele Lieben um dich und genießeſt ſo wenig ihre Liebe.

Die Liebe ſollte eigentlich der wahre Troſt und Lebensgenuß eines ächten Chriſten ſein.

Wenn nur körperliche Unruhe nicht immer Seelenunruhe würde! Auf den Körper läßt ſich nicht immer wirken; aber in der Seele ſollte man ſich die Herrſchaft mit Gottes Hülfe zu erwerben ſuchen, um recht ruhig zu ſein. Iſt die Seele ruhig, ſo wird auch der Körper bald beruhigt.

Was nicht gleich helfen will, hilft nachgerade. Nur nicht den Muth und den Glauben verloren! Stelle dir vor, du ſeiſt ein Fremder und müßteſt dich tröſten. Würdeſt du da nicht oft ſagen: Herr, ſeien Sie kein Kind! Die Bänglichkeit geht vorüber. Ein Mann und Chriſt muß auch Bangigkeit geduldig ertragen. Heißt das Chriſtenthum, ſo kleinmüthig zu ſein? Habt ihr denn nicht einen Funken Stolz und Scham in euerem Herzen?

Schämt euch, großer Menſch, vor euch ſelbſt. Hat euch darum der liebe Gott ſo harte Prüfungen zugeſchickt, daß ihr gleich verzagen müßt? Es wird beſſer, und ſtatt kindlich dankbar zu ſein, bangt ihr wie ein Weib.

Wer eine reizbare Seele hat, bei dem weckt ganz natürlich die Gegenwart eines Unglücks die ganze Schaar des andern Unglücks auf, und nun gehts im Sturm und Zittern alles bunt durcheinander, ohne Verſtand und Ueberlegung.

Ich bin ein ganz unjuriſtiſcher Menſch, ohne Sinn und Bedürfniß für Recht.

1. September.

Heute hatte ich einen äußerſt geſegneten Tag. Nur früh einige leiſe Anwandlungen von Aengſtlichkeit. Nachher den ganzen Tag unausſprechlich ruhig, ſtark, muthig, frei und gelaſſen. Ich habe Gott recht herzlich gedankt. Ach! um meiner guten Julie willen; auch wegen meiner anderen Lieben. Ich ſehe ſchon tauſend Früchte dieſer trüben Stunden. Die Liebe der Meinigen und anderer guter Menſchen, die Pflichten gegen Kranke und Nothleidende, das hohe Glück der innern Geſundheit und Ruhe, die innigere Anhänglichkeit an Gott und Jeſus, der Troſt eines unbeſcholtenen Lebenswandels und eines ſanften gutmüthigen Bezeigens gegen andere Menſchen, Alles

iſt mir klarer, deutlicher und kräftiger geworden. Auch über die Natur der Angſt und die Mittel, ſie wenigſtens zu mäßigen, habe ich einige wohlthätige Erfahrungen gemacht. Sobald eine beſtimmte Empfindung kommt, iſt die Angſt weg. Die Angſt iſt ein Schwanken, eine Ungewißheit, meiſt körperlich. Der Geſunde iſt immer ruhig, ſelbſt unter den ſchlimmſten Umſtänden.

Wenn man ſich immer nur recht lebhaft ſagen könnte, daß die Angſt meiſt körperlich iſt! Mein Magen hat mir lediglich vorgeſtern und geſtern die trüben und unruhigen Stunden verurſacht. Heute früh währte es nur eine Weile. Sobald ich den Magen geſtärkt, werd ich unbeſchreiblich ruhig und heiter und habe ſo bis jetzt zugebracht. Die Welt wird dann in Einem Augenblick anders. Selbſt das Traurigſte erſcheint mild, und man findet wieder an Allem Behagen — an Arbeiten, Gehen, Sitzen, Geſellſchaften u. ſ. w. Alle Hoffnungen erwachen, der Nebel verſchwindet und der innigſte Dank gegen Gott erfüllt uns auf das Wohlthätigſte. Ruhe iſt der wahre Zuſtand des Menſchen. Für die Ruhigen iſt jede äußere Lage erträglich und ſelbſt angenehm. Es iſt nicht das fatale Treiben zu ſpüren und ſelbſt Langeweile erträgt ſich leicht. Dem Ruhigen iſt Alles leicht und bequem. Alle Vorſtellungen, alle Gedanken an Religion werden kräftig und erfreulich, und die wahrhaft himmliſche Luſt der Thätigkeit erwacht mit Kraft.

Ich kann noch lange Blut auswerfen — aber wird das helfen, daß ich mich jedesmal von neuem ängstige? Angſt ſchadet — Muth ſtärkt. So ein Zufall verliert ſich nicht gleich. Des Herrn Wille geſchehe, nicht der Meinige. Ich muß darauf gefaßt ſein und denken, es wird ſich ſchon nach gerade verlieren. Hat es der Doktor doch zwei Jahre gehabt. Geduld und Ergebung in den Willen Gottes ſind die beſten Hilfsmittel. Auch dieſe Läuterung ſoll ich empfahen. Gott weiß die Zeit der Krankheit, denn jegliche Krankheit hat ihre Zeit. Fein kindlich, das iſt das Beſte. Es iſt nichts ſchwerer als mit ſich ſelbſt Geduld haben — ſeine eigne Schwachheit zu tragen. Gott hilft zu Allem.

8. October.

Der Unruhe und Angſt zu widerſtehen, dazu gehört die höchſte Geduld. Es iſt aber auch das beſte Hilfsmittel dagegen. Allemal folgt die höchſte Ruhe auf unruhige Momente. Nachgiebigkeit gegen ängſtliche Wünſche vermehrt die Dispoſition. Trotz und abſichtliche Hingebung ſind ſehr heilſam. Heute war ich ſehr heiter und behaglich. Ich habe mit Luſt und gut gearbeitet. Es entſtand geiſtige Wärme und die männlichſte Entſchloſſenheit erfüllte mich. Ganz ſpät Abends drohte ein Anfall. Ich wurde ſehr ängſtlich.

9. October.

Heute früh war ich zwar etwas ängſtlich. Indeß habe ich doch fleißig gearbeitet und mich nicht ſtören laſſen. Morgen kann wieder das Blut in Ruhe und die alte Behaglichkeit hergeſtellt ſein. Ich will mich möglichſt immer weniger ſtören laſſen in meinen Geſchäften, geduldig auf beſſere Zeiten warten, und die kränklichen Schwachheiten und Aengſtlichkeiten abſchaffen z. E. die Angſt nach Geſellſchaft. O, daß ich Märtyrerſinn hätte. Wähl' ich nicht alle meine Schickſale ſeit Ewigkeiten ſelbſt? Jeder trübe Gedanke iſt ein irdiſcher, vorübergehender Gedanke der Angſt. Jede trübe Stimmung iſt Illuſion. Die Aengſtlichkeit dauerte bis Abends um fünf Uhr. Nachher ward ich äußerſt heiter, wozu beſonders der genehmigte Plan kam, gleich nach Siebeneichen reiſen zu dürfen, der mich ſehr belebte. Ganz ſpät kam eine Beängſtigung und ich vermochte durch einige religiöſe Vorſtellungen das fatale Erſchrecken zu vermeiden. Die Stunden nach dem Aufſtehen und die nach Tiſche ſind vorzüglich Aengſtlichkeiten günſtig.

16. October.

Seither habe ich mich ſehr wohl befunden und keinen Anfall von Aengſtlichkeit gehabt. Dies beweiſ't deutlich, daß alle Aengſtlichkeit ganz unabhänging von äußern Umſtänden iſt. — Am beſten iſt es, wenn man den Sinn

hat, alles Geſchehene mit freudigem Herzen wie eine Wohlthat Gottes hinzunehmen. Durch Gebet erlangt man Alles. Gebet iſt eine univerſelle Arzenei. Jetzt vor der Hand hab' ich auf zwei Fälle zu denken, auf den Fall, daß ich heirathe oder nicht heirathe. Ich werde, wenn ich erſt mit Weigel geſprochen habe, umſtändlich an Röſchlaub ſchreiben, Opium und Mandelwaſſer anſchaffen. — ad. 1) Ergiebt ſich Alles von ſelbſt, dann hab' ich nur um Entſchloſſenheit und Pflichtgefühl zu bitten und auf Arbeit und Zerſtreuung zu denken. ad. 2) Muß ich mich mit Lektüre verſehen. Als 1) Script. rer. Germ. 2) Sächſiſche Geſchichte. 3) Gibbon. 4) Thucydides. 5) Livius. 6) Tacitus. Saluſt. 7) Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Bei unſerem Hofmeiſter las ich die lateiniſchen Geſchichtsbücher und er kann mir Geſellſchaft leiſten und vorleſen. Bodé aus Hume's franz. Geſchichte von England, die in Schlöben iſt, oder ſonſt franz. Bücher. Ich mache mich mit dem Superintendenten und Salinen Director bekannt — ſehe mehrere Leute als Böſen, Zentſchen, Schaufuß, Schlegels in Burgw., Wirker u. ſ. w. Wird es ſchlimmer, ſo verreiſ' ich nach Leipzig, Bamberg oder Jena. Sonſt reiſ' ich viel mit dem Vater und bin fleißig in der Mathematik u. ſ. w. Wenn ich nicht heirathe, will ich nach Reichenhall und Klagenfurt.

Sollt' ich jetzt krank werden, ſo kann ich dieſe Stunden, außer einigen möglichen obenangeführten wiſſenſchaftlichen und techniſchen Benutzungen, vorzüglich zur Ausbildung meiner Sittlichkeit und Religioſität, ascetiſch, moraliſch und religiös benutzen. Geht's ohne Hoffnung oder ſonſt zu übel, ſo bleibt mir BM. W. und Op. — Meine Geſundheit kann ich vorzüglich wiſſenſchaftlich und techniſch benutzen. Reiſen, Geſellſchaft und Unterbrechungen aller Art muß ich auch theils zur Erholung, theils moraliſch und religiös, theils wiſſenſchaftlich und techniſch benutzen lernen. Anatomiſche Bemerkungen beim Fleiſcheſſen und Vorſchneiden, Anweiſung überall zu lernen und überall ſich auszubilden. Natur und Einrichtung der Erholungen — daß auch dieſe nicht ganz verloren gehen. Soll der Schlaf nicht allmälig abgeſchafft werden? — Meine Idee von abſolut wohlthätiger Beſtimmung auf Erden für mich.

Indem ich glaube, daß Sophie um mich iſt und erſcheinen kann, und dieſem Glauben gemäß handele, ſo iſt ſie auch um mich und erſcheint mir endlich gewiß — gerade da, wo ich nicht vermuthe, in mir, als meine Seele vielleicht und gerade dadurch wahrhaft außer mir — denn das wahrhaft Aeußere kann nur durch mich, in mir, auf mich wirken und im entzückenden Verhältniſſe.

Viele Tage gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen. Nur wenige bleiben als feſte Punkte des Lebens ſtehen. Keiner verdient wohl feſter gehalten zu werden, als der Hochzeittag. Was iſt der Hochzeittag? Wir feiern heute einen ſolchen Tag. Laßt uns ihn ewig im Andenken behalten. Die Aelteſte führt auch hier billig den Reigen. Die meiſten Hochzeittage werden Tage der trüben Erinnerung — dieſer wird es nicht ſein. Der Tag ſei uns allen ein Tag des feſteren Bundes — ein ächter Familientag. Der Kranz ſoll ihr bleiben. Jetzt ſoll er erſt blühen. Der Hochzeittag der Aeltern.

(Die letzten drei Fragmente gehören hierher, ſind aber vielleicht etwas früher geſchrieben.)

Gedichte.

Die Liebe.

Wenn ſanft von Roſenhügeln
Der Tag nach Weſten ſchleicht,
Der Nacht mit Schlummerflügeln
Und Sternenchor entweicht,

Will ich die Liebe ſingen
Auf der Theorbe hier,
Mein Lockenhaar umſchlingen
Mit ſüßen Myrthen ihr.

Es ſoll dann wiedertönen
In dieſer Grotte Nacht
Das Loblied meiner Schönen,
Wenn nur die Quelle wacht.

Und wenn vom Morgenſterne
Mir Wonne niederblinkt,
Und ſich die heitre Ferne
Mit Roſenkranz umſchlingt,

Tön' ich in kühlen Klüften
Auch meiner Liebe Lied,
Umtanzt von Blumendüften,
Wenn aller Schlummer flieht.

Und rund um mich erwachet
Der Nachtigallen Chor,
Und jede Aue lachet
Und jeder Hirt iſt Ohr.

Nein Süßer's als die Liebe
Empfand kein Sterblicher,
Was hie bevor war trübe,
Wird durch ſie lieblicher.

An Lucie.

Kleines Mädchen mit den blauen
Augen, die ins Herze mir
Wonne und Entzücken thauen,
Sieh! ich ſing' ein Liedchen dir.

Voller Liebe, voller Freude,
Die mir täglich holder wird,
Seit uns Amor alle beide
Mit den Flügelchen umſchwirrt.

Doch am meiſten, wenn ich ſehe
Dein ſo ſchalkhaft Augenpaar
Und zu deinen Füßen flehe
Sanft umweht vom goldnen Haar.

Und im kühlen Buchenhaine
Wenn wir froh beiſammengehn
Und im Quell, bei Mondesſcheine,
Nach den blaſſen Bildern ſehn.

Und im Reihentanz uns drehen
Auf der reichen Blumenau
Und des Morgens, gleich den Rehen
Schlüpfen durch den bunten Thau.

Nimm dies Liedchen hin und ſinge
Munter es bei dem Klavier,
Wenn mit Myrthen ich umſchlinge
Meine kleine Laute mir.

An Laurens Eichhörnchen.

O, Thierchen, das mit Munterkeit
Vor meines Mädchens Fenſtern ſpringet,
Und dem ſie ſelbſt voll Sorgſamkeit
Im weißen Händchen Futter bringet.

Das Sprünge macht wie Pantalon,
Durch ſeine Späße ſie vergnüget,
Und ſeiner Drolligkeit zum Lohn
Von ihr geliebt im Schooße lieget,

Das an ihr hängt, dem Buſen nah,
Und ihre Roſenwangen lecket
Und das oft viele Reize ſah,
Die meinem Späherblick verſtecket.

Sonſt bin ich wohl vom Neide frei,
Doch hier da muß ich dich beneiden,
Sie koſet dich und liebt dich treu,
Bei mir verhöhnt ſie meine Leiden.

O, lächelte mir doch das Glück,
Ließ einen Tag mich in dich fahren,
Denn mich begnügte nicht ein Blick,
Sie würde Ledas Loos erfahren.

Die Nachtigall.

Auch uns ſing hier im fernen Schattenthale,
Du kleine frohe Liederkönigin,
Dein wirbelnd Lied, wenn aus der vollen Schaale
Voll Milch wir ſchöpfen frohen Sinn,

Und uns, mit unſerm Schickſal wohl zufrieden,
Der Scherz, die Freude hier im Kühlen blüht,
Wenn draußen noch vom fernen Flammenſüden
Der Hundsſtern die Gefilde glüht.

O, ſtreite mit dem wachen Echo immer,
Ergötze uns, dein Weib, den Hain und dich
So lange bis mit blaſſer Wangen Schimmer
Der Mond von ſeinem Lager ſchlich.

Wir lieben dich, wenn auch mit bunten Farben
Die grauen Flügelchen nicht ausgeſchmückt
Dir nicht den Ruhm des Vögelchens erwarben
Das als das ſchönſte uns entzückt.

Denn du biſt reich an ſüßen Harmonien
Die wonnevoll und ſeelenſchmelzend ſind,
Dich einen guter Seelen Sympathieen,
Du wirkſt aufs Herz ſo ſüß und lind.

Die Erlen.

Wo hier aus den felſichten Grüften
Das ſilberne Bächelchen rinnt,
Umflattert von ſcherzenden Lüften
Des Maies die Reize gewinnt,

Um welche mein Mädchen es liebt,
Das Mädchen ſo roſicht und froh,
Und oft mir ihr Herzchen hier giebt
Wenn ſtädtiſches Wimmeln ſie floh;

Da wachſen auch Erlen, ſie ſchatten
Uns beide in ſeliger Ruh,
Wenn wir von der Hitze ermatten,
Und ſehen uns Fröhlichen zu.

Aus ihren belaubeten Zweigen
Ertönet der Vögel Geſang,
Wir ſehen die Vögelchen ſteigen
Und flattern am Bache entlang.

O Erlen! o wachſet und blühet
Mit unſerer Liebe doch nur,
Ich wette, in kurzer Zeit ſiehet
Man euch als die Höchſten der Flur.

Und kommet ein anderes Pärchen
Das herzlich ſich liebet wie wir
Ich und mein goldlockiges Klärchen,
So ſchatte ihm Ruhe auch hier.

Die Quelle.

Murmle ſtiller, Quellchen, durch den Hain,
Hold durchflochten von der Sonne Schimmer,
Singe deine ſüßen Lieder immer,
Sanft umdämmert von den Frühlingsmai'n.

Philomele ruft Akkorde drein,
Leiſer Liebe zärtliches Gewimmer,
Da wo ſich das zarte Aeſtchen krümmer
Neiget zu der Welle Silberſchein.

Käme Molly doch hierher gegangen,
Wo Natur im Hirtenkleide ſchwebt,
Allgewaltig mir im Buſen webt,
Reizvoll würde ſie mich auch umfangen,
Und vergeſſen ließ ein einz'ger Kuß
Uns vergangnen Kummer und Verdruß.

An ein fallendes Blatt.

Es nahet ſich der Winter wieder
Mit ſeinem Schnee und Sturm und Eis,
Aus dürren Hainen fliehn die Lieder,
Es kleidet ſich die Flur in Weiß,

Von Eichen wehn die Blätter nieder
Nicht mehr belebt vom Vögelfleiß,
Der Sturm mit traurigem Gefieder
Durchhauſt ſie auf der Zeit Geheiß,

Entreißet ihr das Blatt gewaltſam,
Das ganz allein noch an ihr hing,
Und ſpielt damit nun unaufhaltſam,
Und wirft es, daß er's wiederfing,

So reißt auch, häufen ſich die Jahre
Und nahet ſich das ſtille Grab
Und bleichen erſt die blonden Haare,
Der Nord die letzte Roſe ab.

O glücklich! kann man dann mit Freuden
Die letzte Roſe fliegen ſehn
Und braucht den Jüngling nicht zu neiden,
Um den vollaufgeblüht ſie ſtehn,

Kann ſich auf andre Blumen freuen,
Die Töchter der Unſterblichkeit,
Man braucht dann nicht den Sturm zu ſcheuen,
Der Erdenleben uns verbeut.

An meine ſterbende Schweſter.

Deinen Wangen entflohn Roſen, des Jugend-Mai's,
Und es welkte dein Lenz, Farbe des Todes liegt
Auf dem hageren Antlitz,
Nur dein Auge ſtrahlt Heiterkeit.

Leiden wurden dir früh, Pilgerin, vorgeſtreut,
Fühlteſt ſelten die Luſt, welche uns Jugend reicht,
Doch trug heiteres Muthes
Sie dein reifer, geübter Geiſt.

Schon winkt dir aus der Fern ſeliger Ewigkeit
Der unſterbliche Kranz, harret der Siegerin,
Bald flieht Leiden und Leib der
Feſſelloſe, geprüfte Geiſt.

Schaue, Selige, dann, biſt du von Gott verklärt,
Freudenreiches Blicks auf die Gefilde her,
Wo im Haine des Abends
Die Erinnerung mich umſchwebt.

Liſple leiſer um mich, wenn ich bei Mondenſchein
Schau zur ſchimmernden Flur, höhere Lieder ſing
Und mit Freuden verweile
Bei dem blumigen, grünen Grab.

Zufriedenheit.

Sei ſtets mit deinem Loos zufrieden
Das dir der Allmacht Milde lieh,
So manches Glück keimt noch hienieden
Für manche Kummerlaſt und Müh;
Verwünſche nicht dies Pilgerleben
In Stunden voll Melancholie:
O! Menſch! Natur und Tugend geben
Noch viele Freuden, ſuche ſie!

Ein grünes Hälmchen, das auf öden
Bereiften Wieſen einſam lacht,
Entwölkt oft mehr als Freundesreden
Die Stirn, auf der ſtets Kummer wacht;
Doch ach! ein Blick auf Frühlingsfluren
Söhnt ſtracks uns mit dem Leben aus,
Und löſcht des tiefſten Kummers Spuren
Sogleich aus Sinn und Buſen aus.

Doch oft wenn du gekränkt vom Neide
Dem Menſchenhaſſe nahe biſt
Und jede ſüße Menſchenfreude
Dir unſchmackhaft geworden iſt,
Wenn Zweifel dich an Menſchentugend
Mit drückendem Gefühl umſchlingt
Und jede Kraft von deiner Jugend
Mit Stumpfheit und mit Ohnmacht ringt,

Wenn Krankheit dich in ſchwere Bande
Von immer regen Leiden zwängt
Und dich Verzweifelung zum Rande
Des bodenloſen Grabes drängt:

Dann hilft Natur und Lenz dir nimmer,
Nicht Freundſchaft und Philoſophie,
Sie machen leider oft nur ſchlimmer
Die ſchreckliche Melancholie.

Drum fleuch, o Menſch! allein zum Buche
Der göttlichſten Religion,
Dem heiligſten der Bücher, ſuche
Da nur den Troſt, der dir geflohn:
Aus ihm träuft dir die Fülle Segen
Ins Herz und innre Seligkeit,
Und dich umlacht auf rauhen Stegen
Dann göttliche Zufriedenheit.

Zur Weinleſe.

5. October 1799.

Wir haben Weinmond, lieben Leute,
Und weil nicht immer Weinmond iſt,
So ſag' ich's euch in Verſen heute,
Damit es keiner nicht vergißt. —
Wenn Weinmond iſt, ſo müßt ihr wiſſen,
Da giebt es Trauben, Moſt und Wein,
Und weil die armen Beeren müſſen,
So ſprützen ſie ins Faß hinein.

Es giebt gar unterſchiedne Beeren,
Von allen Farben trifft man ſie,
Und manche hält man hoch in Ehren,
Und manche wirft man vor das Vieh.
Sie ſind im Temprament verſchieden
Und von gar mancherlei Natur;
Doch allen iſt der Wein beſchieden
Als Lieblingskindern der Natur.

Zu einem Stock will ich euch führen,
Das iſt ein Stöckchen wie ein Daus!
Um ſeine Süßigkeit zu ſpüren,
Sucht eine Traube euch heraus.
Ich lobe mir die braven Wenden,
Sie langen zu und ſind nicht faul,
Sie ſtecken gern mit beiden Händen
Die blauen Trauben in das Maul.

Nicht wahr, das ſchmeckt nicht herb' und ſauer?
Was gut ſchmeckt, weiß der Wende wohl,

Er ißt und geht gern auf die Dauer
Und nimmt die beiden Backen voll.
Drum kann er auch nicht Worte machen,
Er ſteht voll Eifer da und kaut,
Doch ſieht man ihn ſo ſchämig lachen
Als kaut' er ſtill an einer Braut.

Daß er den Trank anjetzt im Ganzen
Verkauft, dafür kann ich euch ſtehn,
Oft wird er um den Stock noch tanzen
Und ſich mit ſeinem Träubchen drehn.
Wer weiß, ob er nicht aus dem Kerne
Ein neues Mutterſtöckchen zieht,
Das viele Jahre in der Ferne
Zum Ruhm des alten Stockes blüht.

Der alte Stock wird blühn und wachſen,
Wenn man den Ueberfluß ihm nimmt
Und überall im Lande Sachſen
Sein Wein auf guten Tiſchen ſchwimmt.
Er hat noch manche reife Traube
Von andrer Art und ihm zur Laſt;
Es bitten Geier oder Taube
Vielleicht ſich bald bei ihm zu Gaſt.

Daß er noch lange blüht, das weiß ich,
Ob er wohl manches Jahr ſchon ſteht;
Denn dafür, lieben Leute, heiß ich
Ein Dichter oder ein Poet.
Ihr denkt wohl gar, ich ſei ein Täubchen,
Weil mich der Stock feſt an ſich ſchnürt?
Ich bin's zufrieden, wenn ein Weibchen,
Ob ich gut ſchmecke, ſacht probiert.

Drum weil nicht Weinmond alle Tage,
Kein ſolcher Stock nicht überall,
So denkt nicht heut' an eure Plage,
Zieht eure Sorgen in den Stall,
Laßt unſern alten Weinſtock leben!
Und ſeinen lieben Winzer da!
Und einen Kuß ſoll man ihm geben
Als Kandidat zur Großmama.

Trinklied.

Wie ſchmeckt das Gläschen Wein ſo ſüß!
Wie lieblich tönt ſein Ränd̈chen!
Ich weiß, wer Alles ſtehen ließ,
Kämſt du aus manchem Händ̈chen.

O, ſei mir doch zu jeder Friſt
Das Mäßchen des Genuſſes,
Und bleibe mir, ſo klein du biſt,
Das Horn des Ueberfluſſes.

Biſt du, mein alter Lieblingskrug,
So bin ich Sohn des Glückes.
Ich freue mich bei jedem Zug
Des freundlichen Geſchickes.

Zu einem ſolchen Becher rückt
Sich feſt die heitre Laune,
Und keine Sorge reißt und knickt
Am grünen Gartenzaune.

Drum trinke, wer nur trinken kann,
Aus einem ſolchen Becher,
Er ſtößt noch mit den Enkeln an,
Und bleibt ein froher Zecher.

O, hör' ich einſt an meiner Thür
Die letzte Stunde klopfen,
So trink ich dankbar noch aus dir
Der Flaſche letzte Tropfen.

Lied beim Punſch
am Abend der Trennung.

Sind nicht die Augenblicke
Begeiſterten Gefühls
Werth unſers wärmſten Dankes
Und würdig unſers Ziels?
Da ſteht im frohen Zirkel
Der Menſchheit Genius
Und gießt aus voller Schaale
Den edelſten Genuß.

Dem Greis entglimmt in ihnen
Der alten Jugend Glut.
Hier ſchöpft der Mann zu Thaten
Begeiſterung und Muth.
Hoch klopft des Jünglings Buſen,
Gerührt wird jedes Herz,
Und jedes drückt voll Liebe
Geſchwiſter nur ans Herz.

Nur ſolche Feſte ſchmücken
Des Lebens rauhen Pfad;
Nur Herzensfülle hemmet
Des Glückes leichtes Rad.
Wo Freudenthränen glänzen,
Wo Herz zu Herzen ſpricht,
Mitfühlend jedes fühlet,
Nur da entrollt es nicht.

O! himmliſch tönt in Liedern
Erinnerung an ſie,

Und weckt nach langen Jahren
Der Nachwelt Sympathie,
Wir freun uns aller Spuren
Der alten Fröhlichkeit.
Einſt freun ſich unſre Enkel
Noch unſrer frohen Zeit.

Drum laßt an dieſem Abend,
Der noch vereint uns ſieht,
Da uns ſo bald nicht wieder
Ein ſolches Stündchen blüht,
Uns jedem unſrer Lieben
Ein Roſenblättchen ſtreun
Und unſern Herzenswünſchen
Sodann dies Lied jetzt weihn.

Dem Vater und der Mutter,
Die nichts als Kinder ſehn,
Mag bis zum Rand des Lebens
Das Freudenfähnchen wehn.
Und wenn wir leiſe Wünſche
In Minchens Herz verſtehn —
So ſoll ſie Luft der Freiheit
Am eignen Heerd umwehn.

Nur Dauer ihres Glückes
Dem liebenswerthen Paar;
Bringt unſerm Fritz und Fritzes
Dies Glas zum Wunſche dar.
Liti beweiſe baldigſt
Ihr Haushaltungsgenie,
Indeß wir alle ſingen,
Zieh, lieber Schimmel, zieh!

Leicht falle dein Pantoffel
Bald, Söffchen, auf den Mann,
Der in des Lebens Lotto
Dies Quintchen ſich gewann:
Einſt geht noch unſer Danscour
Als Sansjupon in Klubb.
Und Hannches Kränzchen hole
Bald möglichſt Belzebub.

Was Gaſt iſt ſoll mitleben,
Es ſchließe feſt ſich an
Und wandle mit uns ewig
Und bleib' uns zugethan.
Dem Bruder dort am Rheine,
Den Lieben nah und weit
Sei dieſes Glas als Zeichen
Von jedem Wunſch geweiht.

Zum Tempel wird die Stube,
Der Punſchtiſch zum Altar.
Es bringt der Geiſt der Liebe
Jetzt ſeine Opfer dar.
Senkt euren Blick die Stufen
Des Tempels nur hinab
Und haltet feſt die Stimmung
Die dieſer Blick euch gab.

Ihr ſchaut in einen Wirbel
Von Menſchenſchickſal hin
Und forſcht und fragt vergebens
Nach dieſes Räthſels Sinn.
Einſt wird es leicht ſich löſen;
Längſt iſt der Schlüſſel da;

Denn war nicht Lieb und Einfalt
Den Menſchen immer nah?

Auch ihr könnt freudig walten
Für dieſen Zeitbeginn,
Wirkt der Natur entgegen
Und wirkt mit Einem Sinn.
Iſt jeder gut und thätig
Für Menſchenrecht und Wohl,
Und iſt auf jeder Stelle
Ein Jedes was es ſoll,

So wird in ſüßer Reife
Die Menſchheit, himmliſch ſchön,
Erwacht vom langen Schlummer,
In beſſre Zonen gehn.
Belohnt wird, weſſen Thaten
In ihrem Herzen glühn —
Doch wer ſah je den Garten
Wo dann die Kränze blühn?

An Dorothee.

Zum Dank für das reizende Bild meiner Julie.

Soll dieſer Blick voll Huld und Güte
Ein ſchnell verglommner Funken ſein?
Webt keines dieſe Mädchenblüthe
In einen ew'gen Schleier ein?
Bleibt dies Geſicht der Treu und Milde
Zum Troſt der Nachwelt nicht zurück?
Verklärt dies himmliſche Gebilde
Nur einen Ort und Augenblick?

Die Wehmuth fließt in tiefen Tönen
Ins frohe Lied der Zärtlichkeit.
Niemals wird ſich ein Herz gewöhnen
An die Myſterien der Zeit.
O! dieſe Knoſpe ſüßer Stunden,
Dies edle Bild im Heil'genſchein,
Dies ſoll auf immer bald verſchwunden,
Bald ausgelöſcht auf ewig ſein?

Der Dichter klagt, und die Geliebte
Naht der Zypreſſe, wo er liegt.
Kaum birgt die Thränen der Betrübte,
Wie ſie ſich innig an ihn ſchmiegt.
Er heftet unverwandte Blicke
Auf dieſe liebliche Geſtalt,
Daß er in ſein Gemüth ſie drücke,
Eh ſie zur Nacht hinüberwallt.

Wie, ſpricht die Holde, du in Thränen?
Sag, welche Sorge flog dich an?

Du biſt ſo gut, ich darf nicht wähnen,
Daß meine Hand dir weh gethan.
Sei heiter, denn es kommt ſo eben
Ein Mädchen, wie die gute Zeit.
Sie wird ein ſeltſam Blatt dir geben,
Ein Blatt, das dich vielleicht erfreut.

Wie, ruft der Dichter, halb erſchrocken,
Wie wohl mir jetzt zu Muthe ward!
Den Puls des Trübſinns fühl' ich ſtocken,
Und eine ſchöne Gegenwart.
Die Muſe tritt ihm ſchon entgegen,
Als hätte ſie ein Gott geſandt,
Und reicht, wie alte Freunde pflegen,
Das Blatt ihm und die Lilienhand.

Du kannſt nun deine Klagen ſparen,
Dein inn'rer Wunſch iſt dir gewährt;
Die Kunſt vermag das zu bewahren,
Was einmal die Natur verklärt.
Nimm hier die feſtgehaltne Blüthe,
Sieh ewig die Geliebte jung:
Einſt Erd' und Himmel, Frucht und Blüthe
In reizender Vereinigung.

Wirſt du gerührt vor dieſen Zügen
Im ſpäten Herbſt noch ſtille ſtehn,
So wirſt du leicht die Zeit beſiegen
Und einſt das ew'ge Urbild ſehn.
Die Kunſt in ihren Zauberſpiegel
Hat treu den Schatten aufgefaßt.
Nur iſt der Schimmer ſeiner Flügel
Und auch der Strahlenkranz verblaßt.

Kann jetzt der Liebende wohl danken?
Er ſieht die Braut, er ſieht das Blatt,
Voll überſchwänglicher Gedanken
Sieht er ſich ewig hier nicht ſatt.
Sie ſchlüpft hinweg und hört von weiten
Noch freundlich ſeinen Nachtgeſang,
Doch bleibt ihr wohl zu allen Zeiten
Der Freundin Glück der liebſte Dank.

An Julien.

Daß ich mit namenloſer Freude
Gefährte deines Lebens bin
Und mich mit tiefgerührtem Sinn
Am Wunder deiner Bildung weide —
Daß wir aufs innigſte vermählt,
Und ich der Deine, du die Meine,
Daß ich vor Allen nur die Eine,
Und dieſe Eine mich gewählt,
Dies danken wir dem ſüßen Weſen
Das ſich uns liebevoll erleſen.

O, laß uns treulich ihn verehren,
So bleiben wir uns einverleibt.
Wenn ewig ſeine Lieb' uns treibt,
So wird nichts unſer Bündniß ſtören.
An ſeiner Seite können wir
Getroſt des Lebens Laſten tragen,
Und ſelig zu einander ſagen:
Sein Himmelreich beginnt ſchon hier,
Wir werden, wenn wir hier verſchwinden,
In ſeinem Arm uns wiederfinden.

Letzte Liebe.

Alſo noch ein freundlicher Blick am Ende der Wallfahrt
Ehe die Pforte des Hains leiſe ſich hinter mir ſchließt.
Dankbar nehm' ich das Zeichen der treuen Begleiterin Liebe
Fröhlichen Muthes an, öffne das Herz ihr mit Luſt.
Sie hat mich durch das Leben allein rathgebend geleitet,
Ihr iſt das ganze Verdienſt, wenn ich dem Guten gefolgt,
Wenn manch' zärtliches Herz dem Frühgeſchiedenen nachweint
Und dem erfahrenen Mann Hoffnungen welken mit mir.
Noch als das Kind, im ſüßen Gefühl ſich entfaltender Kräfte,
Wahrlich als Sonntagskind trat in den ſiebenten Lenz,
Rührte mit leiſer Hand den jungen Buſen die Liebe,
Weibliche Anmuth ſchmückt jene Vergangenheit reich.
Wie aus dem Schlummer die Mutter den Liebling weckt mit dem Kuſſe,
Wie er zuerſt ſie ſieht und ſich verſtändigt an ihr:
Alſo die Liebe mit mir — durch ſie erfuhr ich die Welt erſt,
Fand mich ſelber und ward, was man als Liebender wird.
Was bisher nur ein Spiel der Jugend war, das verkehrte
Nun ſich in ernſtes Geſchäft, dennoch verließ ſie mich nicht —
Zweifel und Unruh ſuchten mich oft von ihr zu entfernen,
Endlich erſchien der Tag, der die Erziehung vollzog,
Welcher mein Schickſal mir zur Geliebten gab und auf ewig
Frei mich gemacht und gewiß eines unendlichen Glücks.

Das Gedicht.

Himmliſches Leben im blauen Gewande,
Stiller Wunſch im blaſſen Schein —
Flüchtig gräbt im bunten Sande
Sie den Zug des Namens ein —
Unter hohen, feſten Bogen,
Nur vom Lampenlicht erhellt,
Liegt, ſeitdem der Geiſt entflogen,
Nun das Heiligſte der Welt.
Leiſe kündet beſſ're Tage
Ein verlornes Blatt uns an,
Und wir ſehn der alten Sage
Mächt'ge Augen aufgethan.
Naht euch ſtumm dem ernſten Chore
Harrt auf ſeinen Flügelſchlag
Und vernehmt herab vom Chore
Wo weiſſagend der Marmor lag.
Flücht'ges Leben und lichte Geſtalten
Füllen die weite, leere Nacht,
Nur von Scherzen aufgehalten
Wurden unendliche Zeiten verbracht —
Liebe brachte gefüllte Becher,
Alſo perlt in Blumen der Geiſt,
Ewig trinken die kindlichen Zecher
Bis der geheiligte Teppich zerreißt.
Fort durch unabſehliche Reiche
Schwanden die bunten, rauſchenden Wogen,
Endlich von farbigen Käfern getragen
Kam die Blumenfürſtin allein,
Schleier, wie Wolken, zogen
Von der blendenden Stirn zu den Füßen —
Wir fielen nieder, ſie zu grüßen —
Wir weinten bald — ſie war entflogen.

Fragment.

Wohin ziehſt du mich,
Fülle meines Herzens,
Gott des Rauſches,
Welche Wälder, welche Klüfte
Durchſtreif ich mit fremdem Muth.
O, welche Höhlen
Hören in den Sternenkranz
Cäſars ewigen Glanz mich flechten
Und den Göttern ihn zugeſellen.
Unerhörte, gewaltige,
Keinen ſterblichen Lippen entfallene
Dinge will ich ſagen.
Wie die glühende Nachtwandlerin,
Die bacchiſche Jungfrau
Am Hebrus ſtaunt
Und im thraziſchen Schnee
Und in Rhodope, im Lande der Wilden,
So dünkt mir ſeltſam und fremd
Der Flüſſe Gewäſſer,
Der einſame Wald . . . . . .

Diſtichen.

1.

Einem gelang es, — er hob den Schleier der Göttin zu Sais —
Aber was ſah er? — er ſah — Wunder des Wunders, ſich ſelbſt.

2.

Welten bauen genügt nicht dem tiefer langenden Sinne,
Aber ein liebendes Herz ſättigt den ſtrebenden Geiſt.

An M. und S.

(Sophie, die Braut des Dichters, und ihre verheirathete Schweſter, Fr. v. M.)

Glücklich vereinigte ſie die Hand der bildenden Mutter:
Was man bei Einer empfand — ſagt man der Andern ſo gern.

Siehſt du ſie beide, ſo ſiehſt du das Räthſel neben der Löſung.
Einzeln iſt jede für ſich Räthſel und Löſung zugleich.

Sahſt du die liebliche Mutter wohl gern als knospendes Mädchen?
Oder das Knöspchen erblüht? — Schaue die Lieblichen ſelbſt.

An die Fundgrube Auguſte.

(Novalis Mutter.)

Zu ihrem 49ſten Geburtstage.

Glück auf, Fundgrube, das Säculum
Iſt nun zur Hälfte für dich bald um.
Viel edle Geſchicke haſt du beſcheert
Und gute Wetter uns immer gewährt.
Zum Glück des Bergmanns ſtreiche den Gang
Geſchaart mit freundlichen Gängen noch lang.

An Freund Brachmann.

Jetzt, da im Glanz der Frühlingſonne
Sich jeder unſrer Wünſche dreht,
Und uns wie jenem in der Tonne
Selbſt Philipps Sohn im Wege ſteht,
Jetzt, wo geheimnißvoll und dunkel
Nur unſer Herz Orakel ſpricht
Und Herkules an ſeiner Kunkel
Bei uns nicht ſeinen Ruhm verbricht,
Jetzt wo ſich unſre trübe Laune
Sieh, mit dem ſauren Gang verſtreut
Von dem der Ruf der Kriegsposaune
Selbſt Helden Coburg nicht befreit,
Jetzt ſag ich dir mit einem Druck
Der wärmſten Hand, daß du auch einſt
Schon in des Alters Silberſchmucke
In mir noch deinen Freund beweinſt.

Verſtreute Blätter.

Klariſſe.

(Novalis erſte Braut, Sophie von Kühn.)

Ihre Frühreife. Sie wünſcht allen zu gefallen. Ihr Gehorſam und ihre Furcht vor dem Vater. Ihre Decenz und doch ihre unſchuldige Treuherzigkeit. Ihr Steiffſinn und Ihre Schmiegſamkeit gegen Leute, die ſie einmal ſchätzt, oder die ſie fürchtet. Ihr Betragen in der Krankheit. Ihre Launen. Wovon ſpricht ſie gern. Artigkeit gegen Fremde. Wohlthätigkeit. Hang zum kindiſchen Spiel. Anhänglichkeit an Weiber. Ihre Urtheile. Geſinnungen. Anzug. Tanz. Geſchäftigkeiten im Hauſe. Liebe zu ihren Geſchwiſtern. Muſikaliſches Gehör. Ihre Lieblinge. Geſchmack. Religioſität. Freier Lebensgenuß. Lieſt ſie gern. Hang zu weiblichen Arbeiten. Sie will nichts ſein. Sie iſt etwas. Ihr Geſicht, ihre Figur, ihr Leben, ihre Geſundheit, ihre politiſche Lage. Ihre Bewegungen. Ihre Sprache, ihre Hand. Sie macht nicht viel aus Poeſie. Ihr Betragen gegen andre, gegen mich.

Offenheit. Sie ſcheint noch nicht zu eigentlichem Reflektiren gekommen zu ſein. Kam ich doch auch erſt in einer gewiſſen Periode dazu. Mit wem iſt ſie zeitlebens umgegangen. Wo iſt ſie geweſen. Was ißt ſie gern. Ihr Betragen gegen mich. Ihr Schreck vor der Ehe. Ich muß ſie recht nach ihren Eigenheiten fragen. So auch die M(utter). Ihre Art ſich zu freuen, zu betrüben. Was ihr am meiſten von Menſchen und Sachen gefallen. Iſt ihr Temperament erwacht? Was ſie zur Juſt geſagt hat. Ihr Tabakrauchen. Ihre Anhänglichkeit an die Mutter als Kind. Ihre Dreiſtigkeit gegen den Vater. Ihre Confirmation. Sie hat von der Ma chère einmal Schläge gekriegt. Ihre Geſpenſterfurcht. Ihre Wirthſchaftlichkeit. Wie ſie der Dieb hat halten wollen. Geſicht bei Zoten. Talent nachzumachen. Ihre Wohlthätigkeit. Urtheile über ſie. Sie iſt mäßig, wohlthätig. Sie iſt irritabel, ſenſibel. Ihr Hang gebildet zu ſein. Ihre Abſcheu vor dem veriren, dem Geträtſche. Ihre Achtſamkeit auf fremde Urtheile. Ihr Beobachtungsgeiſt. Kinderliebe. Ordnungsgeiſt. Herrſchſucht. Ihre Sorgfalt und Paſſion für das Schickliche. Sie will haben daß ich überall gefalle. Sie hat es übel genommen, daß ich mich zu früh an die Aeltern gewandt habe und es mir zu bald und zu allgemein merken laſſen. Sie hört gern erzählen. Sie will ſich nicht durch meine Liebe geniren laſſen. Meine Liebe drückt ſie oft. Sie iſt kalt durchgehends. — Ungeheure Verſtellungsgabe, Verbergungsgabe der Weiber überhaupt.

Ihr feiner Bemerkungsgeiſt. Ihr richtiger Takt. — Alle Weiber haben das was Schlegel an der ſchönen Seele tadelt. Sie ſind vollendeter als wir. Freier als wir. Gewöhnlich ſind wir beſſer. Sie erkennen beſſer als wir. Ihre Natur ſcheint unſre Kunſt, unſre Natur ihre Kunſt zu ſein. Sie ſind geborne Künſtlerinnen. Sie individualiſiren, wir univerſaliſiren. Sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an die Seelenwanderung. Schlegel intereſſirt ſie. Sie kann zu große Aufmerkſamkeit nicht leiden und nimmt doch Vernachläſſigung übel. Sie fürchtet ſich ſo ſehr vor Spinnen und Mäuſen. Sie will mich immer vergnügt. Die Wunde ſoll ich nicht ſehn. Sie läßt ſich nicht dutzen. Lieblingseſſen: Kräuterſuppe. Rindfleiſch und Bohnen. Aal. Sie trinkt gern Wein. Sieht gern etwas, liebt die Komödie. Sie denkt mehr über andre als über ſich nach.

Die Naturlehre.

A. Höre Du, es iſt einmal Mode, von der Natur ein vernünftig Wort zu reden — wir müſſen auch unſern Beitrag liefern. Nun — was wirds — fange doch an mir zu antworten.

B. Ich beſinne mich ſchon lange auf einen recht natürlichen Anfang unſers Geſprächs — ich preſſe meinen

natürlichen Verſtand, aber der iſt vertrocknet, und hat nicht ein bischen Saft mehr.

A. Wer weiß, welcher Gelehrte ihn ohne Dein Wiſſen als ein herrliches Exemplar zwiſchen die Blätter ſeines Herbariums gepreßt hat. Ich bin doch neugierig, unter welche Klaſſe er ihn gebracht hat. Vermuthlich unter die Klaſſe der Kryptogamiſten, denn von Blüthen und Früchten iſt keine Spur wahrzunehmen.

B. Weißt Du wohl, daß die Natur uns ſchon begeiſtert, wir ſind da unvermerkt in die Natur hineingerathen. Du gehörſt zu den Realiſten, oder auf Deutſch — Du biſt ein grober Kerl.

A. Du haſt ein wahres Wort geſprochen — ein Wort der Weihe über mich. Ich habe große Anlagen, ein Prieſter der Natur zu werden.

B. Meinſt Du, weil wir Dich einen Bauchpfaffen nennen, und die Natur eigentlich nichts als ein großer Bauch iſt.

A. Auch wahr — aber die wahre Anlage beſteht in der Grobheit, — denn ſieh — die Natur iſt ganz ungeheuer grob — und wer ſie recht kennen lernen will, der muß ſie grob anfaſſen. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil; dies Sprichwort iſt für die Naturlehre gemacht, denn ſie ſoll ja hier durch den Verſtand geſpalten werden. Da müſſen unſere Vorfahren rechte Meiſterkenner der Natur geweſen ſein, denn nur in Deutſchland iſt die eigentliche Grobheit entdeckt und cultivirt worden.

B. Sie paßte recht für unſern Boden — drum ſieht es auch jetzt recht kahl bei uns aus, da man dieſe Nationalpflanze vernachläſſigt und recht heillos mit dieſem Reichthum umgegangen iſt. Nur beim gemeinen Mann gedeiht ſie noch und darum iſt auch dem die Natur noch grün; dem Vornehmen hat ſie längſt den Rücken gekehrt und wird ewig den feinen Leuten bereitwillig genug zeigen, wo ſie ſitzt.

A. Die Definition der Natur hab' ich nun als Reſultat unſers Geſprächs — Sie iſt der Inbegriff aller Grobheit. Daraus laſſen ſich alle Naturgeſetze ableiten, daß ſie unaufhörlich grob iſt, ohne abzuſetzen, und immer gröber wird — und keine Grobheit die gröbſte iſt — lex continuitatis, daß ſie gern gerade zugeht und nicht viel Umſtände macht, lex parsimoniae.

B. Ja, und noch eine Menge unbekannter Geſetze entwickeln ſich aus dieſem fruchtbaren Begriffe. Aber eben weil wir Philoſophen ſind, brauchen wir uns um die Ausführung nicht zu bekümmern. Wir haben das Princip und damit gut — den gemeinen Köpfen bleibt jene überlaſſen.

A. Aber ſage mir nur, woher kommts, daß die Natur ſo verzweifelt ſelten iſt. Die Kunſt iſt eigentlich das Gewöhnliche. Ja ſelten muß ſie ſein, denn da ſie ſich verſtändlich genug macht, und gern mit ihrer Natur herausplatzt, ſo müßte ſie weit mehr verſtanden ſein.

B. Wer von ſo übertriebener Künſtlichkeit der Kunſt beſeſſen iſt, der hält eben ihre Grobheit für Kunſt, und und ſo wird ſie freilich überall mißverſtanden.

A. Man wird wahrlich auch zur Natur geboren — und wer recht viel Natur in ſich hat — dem iſt das alles ſo natürlich; und was iſt davon zu ſprechen. Wer davon ſpricht, der iſt ein Stümper ohne Kraft und Saft, denn wovon man ſpricht, das hat man nicht; das iſt ein Axiom.

B. Drum laß uns auch aufhören, davon zu reden, denn ſonſt geht unſere Natur durch die Lappen.

A. Du haſt Recht, da hätt' uns bald die Mode einen Streich geſpielt — und uns hinterliſtig aus unſrer Natur vertrieben. Laß uns auf den Keller gehn — dort iſt die Natur zu Hauſe, daß wir wieder recht natürlich werden.

B. Nur hüte Dich dort vom Weine zu reden — denn wovon man ſpricht, das hat man nicht.

A. Wahr, darum ſprichſt Du auch immer vom Verſtande —

B. Wenn Du von kurzen Ohren ſprichſt.

Monolog.

Es iſt eigentlich um das Sprechen und Schreiben eine närriſche Sache; das rechte Geſpräch iſt ein bloßes

Wortſpiel. Der lächerliche Irrthum iſt nur zu bewundern, daß die Leute meinen — ſie ſprächen um der Dinge willen. Gerade das Eigenthümliche der Sprache, daß ſie ſich blos um ſich ſelbſt bekümmert, weiß keiner. Darum iſt ſie ein ſo wunderbares und fruchtbares Geheimniß, — daß wenn einer blos ſpricht, um zu ſprechen, er gerade die herrlichſten, originellſten Wahrheiten ausſpricht. Will er aber von etwas Beſtimmten ſprechen, ſo läßt ihn die launige Sprache das lächerlichſte und verkehrteſte Zeug ſagen. Daraus entſteht auch der Haß, den ſo manche ernſthafte Leute gegen die Sprache haben. Sie merken ihren Muthwillen, merken aber nicht, daß das verächtliche Schwatzen die unendlich ernſthafte Seite der Sprache iſt. Wenn man den Leuten nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematiſchen Formeln ſei — Sie machen eine Welt für ſich aus — Sie ſpielen nur mit ſich ſelbſt, drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus, und eben darum ſind ſie ſo ausdrucksvoll — eben darum ſpiegelt ſich in ihnen das ſeltſame Verhältnißſpiel der Dinge. Nur durch ihre Freiheit ſind ſie Glieder der Natur und nur in ihren freien Bewegungen äußert ſich die Weltſeele und macht ſie zu einem zarten Maaßſtab und Grundriß der Dinge. So iſt es auch mit der Sprache — wer ein feines Gefühl ihrer Applicatur, ihres Takts, ihres muſikaliſchen Geiſtes hat, wer in ſich das zarte Wirken ihrer innern Natur vernimmt, und danach ſeine Zunge oder ſeine Hand bewegt, der wird ein Prophet ſein, dagegen wer es wohl

weiß, aber nicht Ohr und Sinn genug für ſie hat, Wahrheiten wie dieſe ſchreiben, aber von der Sprache ſelbſt zum Beſten gehalten und von den Menſchen, wie Caſſandra von den Trojanern, verſpottet werden wird. Wenn ich damit das Weſen und Amt der Poeſie auf das deutlichſte angegeben zu haben glaube, ſo weiß ich doch, daß es kein Menſch verſtehn kann, und ich ganz was albernes geſagt habe, weil ich es habe ſagen wollen, und ſo keine Poeſie zu Stande kommt. Wie, wenn ich aber reden müßte? und dieſer Sprachtrieb zu ſprechen das Kennzeichen der Eingebung der Sprache, der Wirkſamkeit der Sprache in mir wäre? und mein Wille nur auch alles wollte, was ich müßte, ſo könnte dies ja am Ende ohne mein Wiſſen und Glauben Poeſie ſein und ein Geheimniß der Sprache verſtändlich machen? und ſo wär' ich ein berufener Schriftſteller, denn ein Schriftſteller iſt wohl nur ein Sprachbegeiſterter? —

(Erſter Entwurf des Anfangs zum zweiten Theile des Oſterdingen.)

Das Geſicht.

Das Land erhob ſich immer mehr und ward uneben und mannichfach. In allen Richtungen kreuzten ſich Bergrücken. Die Schluchten wurden tiefer und ſchroffer. Felſen blickten ſchon überall durch, und über die dunkeln

Wälder ragten ſteile Klippen hervor, die nur mit wenigem Gebüſch bewachſen zu ſein ſchienen. Der Weg lief an einem Abhange fort und hob ſich nur unmerklich in die Höhe. Wenn auch das Grün der Ebene hier merklich verdunkelt war, ſo zeigten dafür verſchiedene Bergpflanzen die bunteſten Blumen, deren ſchöner Bau und erquickender Geruch den angenehmſten Eindruck machte. Die Gegend ſchien ganz einſam und nur von weitem glaubte man die Glöckchen einer Heerde zu vernehmen. In den Abgründen rauſchten Bäche. Der Wald war in mannichfaltigen Haufen am Gebirge gelagert und reizte das Auge ſich in ſeine duftige kühle Tiefe zu verlieren. Einzelne Raubvögel ſchwebten um die Spitzen der uralten Tannen. Der Himmel war dunkel und durchſichtig. Nur leichte glänzende Wölkchen ſtreiften langſam durch ſein blaues Feld. Auf dem ſchmalen Fußſteige kam langſam ein Pilger herauf aus der Ebene. Mittag war vorbei. Ein ziemlich ſtarker Wind ließ ſich in der Luft verſpüren, und ſeine dumpfe wunderliche Muſik verlor ſich in ungewiſſe Fernen. Sie wurde lauter und vernehmlicher in den Wipfeln der Bäume, ſo daß zuweilen die Endſylben und einzelne Worte einer menſchlichen Sprache hervorzutönen ſchienen. Durch die Bewegungen der Luft ſchien auch das Sonnenlicht ſich zu bewegen und zu ſchwanken. Es hatten alle Gegenſtände einen ungewiſſen Schein. Der Pilgrim ging in tiefen Gedanken. Nach einiger Zeit ſetzte er ſich auf einen großen Stein unter einen

alten Baum, der nur unten noch grün, und oben dürr und abgebrochen war. — (Geſpräch mit ſich ſelbſt. Er geht nachher weiter, findet die Ruine, verlaſſene Hütten, eine ſcheint noch bewohnt, rührende Habſeligkeiten.)

Drei Entwürfe zu Novellen.

Ein junger Offizier will heirathen und ſpricht darüber mit ſeinem Bruder, welcher ihm ſein Vorhaben auszureden ſucht. Er bleibt aber bei ſeinem Entſchluſſe und verliebt ſich erſtlich in ein reiches Mädchen, was er nicht geſehen hat; alsdann, da ihn dieſe ausſchlägt und er ſich ſehr darüber betrübt, in ein anderes artiges Frauenzimmer, ohne Vermögen, dann in eine reiche ältere Perſon, die ihn aus Gewiſſenszweifeln ausſchlägt und Herrnhuterin wird. So gelangt er nach dreifacher Betrübniß zur Ruhe und Zufriedenheit mit ſeinem Stande und wird ein groſſer Dichter.

Ein Gelehrter hat eine Frau, auf deren wiſſenſchaftliche und künſtliche Bildung er ſich viel zu Gute thut und ſie für ſehr treu aus poetiſchem Enthuſiasmus für treue Liebe hält; über deren nachherige Untreue er in groſſe Betrübniß verfällt; worauf er, um ſich wieder zu erholen, ſeine Zuflucht zu einem Dienſtmädchen nimmt, die er durch die Kraft ſeiner Bildung leicht zu überreden

hofft, aber von ihrem Bräutigam, der ſich ſtatt ihrer ins Bett legt, übel empfangen und mit Schlägen wohl zugerichtet wird, alſo daß er zu ſeinem Schüler mit vieler Traurigkeit ſagt: Wollte Gott! daß es umgekehrt geweſen wäre und meine Frau die Bildung der Magd, die Magd aber die Bildung der Frau gehabt hätte, ſo würde ich kein Hahnrei ſein und mir den Buckel ſchmieren laſſen müſſen, denn ich ſehe wohl, daß bei einem Frauenzimmer, je ordentlicher und behender die Gedanken werden, deſto unordentlicher und unbiegſamer werden die Begierden, und könnt ihr, wertheſter Freund, euch meines Exempels zur heilſamen Lehre bedienen.

Ein Mann hat ſeine Geliebte gefunden — unruhig wagt er eine neue Schiffahrt — er ſucht Religion ohne es zu wiſſen — Seine Geliebte ſtirbt — Sie erſcheint ihm im Geiſte nunmehr als die Geſuchte — Er findet zu Hauſe ein Kind von ihr und wird ein Gärtner — Schifferleben — fremde Länder — Meere — Himmel — Wetter — Sterne — Gärtnerleben.

(Beabſichtigte Fortſetzung der Lehrlinge zu Sais?)

Verwandlung des Tempels zu Sais. Erſcheinung der Iſis. Tod des Lehrers. Träume im Tempel. Werk-

ſtatt des Archäus. Ankunft der griechiſchen Götter. Einweihung in die Geheimniſſe. Bildſäule des Memnon. Reiſe zu den Pyramiden. Das Kind und ſein Johannes. Der Meſſias der Natur. Neues Teſtament und neue Natur als neues Jeruſalem. Cosmogenien der Alten. Indiſche Gottheiten.

Briefe.

Novalis an Schiller.

Jena am 22. September 1791.

Beſter Herr Hofrath!

Mein widerwärtiges Schickſal verhindert diesmal meine ſo lang erſehnte Reiſe nach Erfurt. Es iſt hier in ganz Jena für heute kein Wagen und noch viel weniger ein Pferd zu bekommen. Meine angeſtrengteſte Mühe ging verloren, und es bleibt mir nichts übrig, als meine Phantaſie ſo lebendig als möglich die Darſtellung des auf mich wartenden Vergnügens vollenden zu laſſen. Wie gern hätte ich Sie nicht geſehen, wie gerne an Ihrer Seite ſo glühend und froh den Dichter des Don Carlos und die gelungenſten Augenblicke der Kunſt in der Vorſtellung genoſſen und verſchlungen! Wie freute ich mich nicht zugleich auf die perſönliche Bekanntſchaft mit dem guten, ſeelenvollen Dalberg, der leider nur noch faſt einzig unter den Fürſten Deutſchlands ſteht und den ich ſchon deswegen hochſchätzen würde, wenn er ſich nur für meinen lieben Schiller recht warm und innig

intereſſirte. Aber nun iſt dies Alles vereitelt, und ich muß mich reſigniren, was ich auch deſto leichter kann, da mir wenigſtens die Hoffnung nicht benommen iſt, doch Sie noch während dieſer Ferien einmal zu ſehen. Offenherzig, war Ihre perſönliche Bekanntſchaft und Ihr freundſchaftlicher Umgang auch das Einzige, was ich höchſt ungern in Jena verlaſſe und was ich in Leipzig nicht aufhören werde zu vermiſſen. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf mich, als die wiederholteſten Ermahnungen und Belehrungen Anderer. Es entzündete tauſend andere Funken in mir und ward mir nützlicher und hülfreicher zu meiner Bildung und Denkungsart, als die gründlichſten Deductionen und Beweisgründe. Unendlich viel hätte ich in dieſem Winter von Ihnen gewonnen, und ſpielend gewonnen, was des angewendetſten Fleißes, des willigſten Beſtrebens ungeachtet, mir vielleicht erſt in Jahren erreichbar wird. Und ſelbſt dies abgerechnet, ſo wäre Ihr freundſchaftliches Herz, Ihre ganze Individualität, der ich ſo nah mich wußte, genug geweſen, um Jena mir angenehm und unvergeßlich zu machen. Und doch werde ich alles leichter ertragen, wenn mich nur das Bewußtſein begleitet, daß ich Ihnen ein Bischen lieb bleibe und daß ich, wenn ich Sie wieder ſehe, noch immer die alte Stelle in Ihrem Herzen offen finde. Denn wen ſollte nicht das überſchwänglich ſelige Gefühl, ſich von Ihnen wärmer umfaßt zu wiſſen, für Alles, und ſelbſt den perſönlichen Umgang mit Ihnen entſchädigen? Ihnen größtentheils werde ich es zuſchrei-

ben, wenn dieſen Winter mein eifrigſter Wille meine Kräfte unterſtützt, um die gefährlichſte Klippe eines jungen, lebendigen Kopfs, die ſauern und anhaltenden Vorarbeiten zu einem künftigen beſtimmten Beruf glücklich zu überſteigen. Denn Sie machten mich auf den mehr als alltäglichen Zweck aufmerkſam, den ein geſunder Kopf ſich hier wählen könne und müſſe, und gaben mir damit den letzten entſcheidenden Stoß, der wenigſtens meinen Willen ſogleich feſt beſtimmte und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu allen meinen Verhältniſſen leicht bezogene und paſſende Richtung gab. Ich kann Ihnen zwar nicht verhehlen, daß ich feſt glaube, daß meine Neigung zu den ſüßen Künſten der Muſen nie erlöſchen und meine liebe, freundliche Begleiterin durchs Leben ſein wird, daß immer die Werke der Lieblinge Apolls einen unnennbaren Zauber für meine Seele behalten werden und ich nie ungeneigt ſein werde, dem Wunſche des Königs von Preußen beizupflichten, wenn gleich auf eine ganz verſchiedene Art, der die Zaïre Voltaires lieber gemacht haben wollte, als Sieger in ſo vielen Schlachten geweſen zu ſein; daß ich endlich ſelbſt in manchen ſüßen heimlichen Augenblicken Funken vom heiligen Altar der Kunſt zu entwenden mir nicht entbrechen werde, und ſelbſt an der Seite der ſtrengen Göttin, zu deren Prieſter ich mich an Kopf und Herzen combabiſiren laſſen ſoll, noch manchen verſtohlenen Blick und manchen liebeathmenden Seufzer den glücklicheren Lieblingen der Grazien und Muſen und ihren

Schutzgöttinnen zuzuwerfen. Aber dem ungeachtet hoffe ich auch zu Gunsten meines bessern, aber vielleicht kleinsten Selbsts, der Vernunft, meinem gefaßten Vorsatz und dem mir am fernen Ziel winkenden Genius der höhern Pflicht treu zu bleiben und dem Rufe des Schicksals gehorsam zu sein, das aus meinen Verhältnissen unverkennbar deutlich zu mir spricht. Aber zuseufzen werde ich Ihnen doch noch wohl zuweilen: Ora pro nobis. Der Fau Hofräthin bitte ich Sie mich freundlich zu empfehlen und Sie, bester Herr Hofrath, wünsche ich bald gesünder als jemals und im vollen Gefühl erneuter Jugendkraft und Munterkeit zu umarmen und Ihnen mündlich wärmer und inniger sagen zu können, mit welchen tiefen Empfindungen von Liebe und Hochachtung ich nie aufhören werde mich zu nennen Ihren gehorsamen Diener

Friedrich von Hardenberg.

Novalis an Reinhold in Jena.

Gosek am 5. Oktober 1791.

Ermüdet von tausend Genüssen, die Natur und Kunst mir heute gaben, und gestimmt zu einer wunderbaren Heiterkeit, sitze ich hier in einem hohen, gewölbten gothischen Gemach des alten Bergschlosses Gosek, wohin mich die Freundschaft des Besitzers rief, und blicke gerührt nach der Gegend zurück, die ich vor Kurzem auf immer

verließ. Ich blicke nach meinen Freunden zurück und ſehe ſie nicht mehr. Aber noch umtönt mich das freundliche Lebewohl, das auch Sie mir gewiß aus vollem Herzen bei unſerer Trennung zuriefen. Tauſend Scenen ſchweben um meinen innern Sinn, denen die Phantaſie und die Erinnerung Leben verleiht, die in magiſcher Beleuchtung, in romantiſchen Maſſen eine zehnfach verſtärkte Wirkung thun und eine unendliche Menge Empfindungen, Gefühle und Ideen leiſe erwecken. Alles verſchmilzt in das unnennbare und untheilbare Ganze einer lieblichen Dämmerung, wo nur die äußerſten Umriſſe, die ſchönſten Contouren noch ſichtbar ſind und ſchon allmählig in den Nebel der Vergangenheit zerrinnen. Aber den Zauber der Ausſicht, wer vermag den zu beſchreiben, da ihn die Seele mit Mühe faßt! O! beſter Herr Rath, jetzt verſchwindet der Schleier, den Vorurtheile, Thorheiten, eingeſchränkter Sinn und Verwirrung um meine Augen legten; ich ſehe in einem Moment der glücklichſten Vergeiſtigung das bunte Jahrmarktsgewühl meines bisherigen Lebens vor mir. Was die Natur und Gegenwart auseinander zieht, wird in der Erinnerung der Ordnung leicht gefaßtes Glied,*) wie mein lieber Schiller, nur auf eine andere Art ſagt. Ich ſehe mich in allen den lächerlichen, ſonderbaren, abenteuerlichen un unnatürlichen Masken, mit welchen mich eine herrenloſe

*) In den Künſtlern.

Phantaſie und die Grille des Augenblicks bekleidete, und bedaure nur die geduldigen Freunde des pfadloſen Irrlings. Aber meine gutmüthige, leicht zu gewinnende Einbildungskraft läßt mir doch auch ſo manchen Augenblick vorbei gehen, in welchem zwangloſer Frohſinn, jugendliche Schwärmerei und ſo manche andere Begleiter meines Lebens mich in lieblichen Träumen entzückten, und in welchem Freunde der Wahrheit und der ſittlichen Schönheit eine Herrſchaft über mein Herz behaupteten, die mir unvergeßlich bleiben wird und mich in das ſüße Gefühl einwiegt, von Männern der Aufmerkſamkeit gewürdigt worden zu ſein, die leicht in ein zärtlicheres Gefühl übergeht. Es bemächtigen ſich Hoffnungen und Erwartungen meiner Seele, und beſeligendere Gefühle verdrängen die unangenehmeren des Unwillens und Mitleidens mit ſich ſelbſt, die ich ſchon in Jena oft empfand und daher ein gewaltſames Mittel ergriff, um mich loszureißen von den Thorheiten und Verirrungen, die mich in Jena zu verfolgen ſchienen und zu Gewohnheiten wurden. Wie weh that es mir nicht, ſo vieles zu verlaſſen, was meiner Seele heimiſch geworden war, Männer zu verlaſſen, deren bereitwillige Freundſchaft, deren ſeelenvoller Umgang mir Früchte zu verſprechen ſchien, die mir vielleicht nie wieder ſo reifen. Aber ich mußte mich reſigniren und dem mir nicht undeutlichen Winke des Schickſals folgen. Ich breche ab: ſchon zu lange ſprach ich von mir, ich wende mich zu einem Gegenſtande, der meine ganze Seele füllt.

Von Schillern will ich mit Ihnen ſprechen; denn kein Gegenſtand der Unterhaltung iſt Ihnen gewiß angenehmer und für mich intereſſanter. Sie haben ihn wieder geſehen, wenn Sie dieſen Brief erhalten. Gewiß iſt er munter, heiter, im vollen, entzückenden Gefühl ſeiner wiedergekehrten Geſundheit. Sie ſehen ihn nun oft; Sie tauſchen Ihre beiden Seelen oft an traulichen Abenden gegen einander um, und ich, der ich ſo heiß darnach dürſtete, kann kein ſtiller, lauſchender, nichts verlierender, alles tief verſchlingender Zeuge dieſes herrlichen Schauſpiels ſein. Ach! wenn ich nur Schillern nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf; wie mannigfaltige und reiche Züge verſammeln ſich zu dem einzigen entzückenden Bilde Schillers und wetteifern wie zaubernde Geiſter an der Vollendung des blendenden Gemäldes; und ſtört mich dann in dieſem Zaubermahl der Phantaſie der nagende Gedanke, daß dieſer Mann der Vernichtung nahe war, Schiller, der mehr iſt als Millionen Alltagsmenſchen, der den begierdeloſen Weſen, die wir Geiſter nennen, den Wunſch abnöthigen könnte, Sterbliche zu werden, deſſen Seele die Natur con amore gebildet zu haben ſcheint, deſſen ſittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten könnte, Schiller, der ſo eine entzückende Form mit ſo viel Stoff, ſo viel Natürlichkeit mit ſo viel Natur, ſo viel Individualität mit ſo viel Allgemeinheit, ſo viel Herzensgüte mit ſo viel Herzens-

ſtärke, ſo viel Einfachheit mit ſo viel Reichthum, ſo viel Syſtem mit ſo viel Art, ſo viel Charakter mit ſo viel Sinn, ſo viel Schema mit ſo viel Anwendung, ſo viele tranſcendentale Einbildungskraft und ſo viel Methode in der tranſcendenten, ſo viel Größe mit ſo viel Würde, ſo viel Liebenswürdigkeit mit ſo viel Liebe, ſo viel Grazie mit ſo viel Ernſt vereinigt, in deſſen Natur ſo viel Kunſt, und in deſſen Kunſt ſo viel Natur iſt, der ſo viel Geſichtspunkte und doch nur Einen hat, und endlich, der einer der ſeltenen Menſchen iſt, denen die Götter das hohe Geheimniß von Angeſicht zu Angeſicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieſelbe Göttin ſei*) und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil ſei, das den Menſchen auf Erden gegeben worden, der einzig wahre, ächte Logos, der von Gott ausgegangen iſt und zu ihm zurückkehrt: — wenn, ſage ich, dieſer Gedanke mich ſtört, ſo bebe ich unfreiwillig vor meiner eigenen Exiſtenz zurück, und es drängt ſich ein Seufzer zwiſchen meine Lippen, in welchen aller Glaube an eine höhere Hand, die den Faden lenkt, und die ganze Liebe und das Mitleid gegen eine Menſchheit gepreßt iſt.

Aber er lebt und bleibt vielleicht leben. Stolzer ſchlägt mein Herz, denn dieſer Mann iſt ein Deutſcher; ich kannte ihn und er war mein Freund. Wie

*) Aus Schillers Künſtlern entlehnt.

lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn ſah, beſonders an die, da ich ihn zum erſtenmal ſah, ihn, das Traumbild der ſeligſten Stunden meines Knabenalters, da die höhere Macht der Muſen und Grazien den erſten herrlichen bleibenden Eindruck auf meine junge Seele machte, und ich mit meinem Ideal in der Phantaſie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollſte, uneingeſchränkteſte Zutrauen ſchenkte ich ihm in den erſten Minuten, und nie ahnete mir nur, daß meine Schenkung zu übereilt geweſen ſei. Hätt' er nie mit mir geſprochen, nie Theil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höhern Genius, der über Jahrhunderte waltet, und ſchmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schickſals. Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Intereſſe für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der letzte Gedanke, mit welchem mein Bewußtſeyn Abends erloſch. Eine Geliebte hätte ich für ihn weinend aus dem Herzen geriſſen, wenn die Vorſehung ein ſo hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebſten, Jahre lang gehegten Wunſche am Rande ſeiner Erfüllung entſagt; denn das Leben iſt nicht das ſtärkſte Opfer, was Enthuſiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenſtande bringen können, denn wir fühlen nicht ſeinen Verluſt. Sein Wort hätte Funken zu Hel-

denthaten in mir geſchlagen, die keine Noth, kein Hinderniß hätten erſticken können, und vielleicht iſt ſelbſt das Gute und Schöne, deſſen Spuren meine Seele trägt und tragen wird, ſchon durch ſein Beiſpiel größtentheils mit ſein Werk. Brächte ich einſt Werke hervor, die einen innern Werth unabhängig in ſich trügen, thät' ich etwas, das einen edlern Urſprung, eine ſchönere Quelle verriethe, ſo iſt es auch größtentheils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendetern Form verdanke. Er zog in meine Seele die ſanften, weichen Linien des Schönen und des Guten, die meine männlichere Vernunft nur tiefer zu ziehen, nur um die ſchärfſten Ecken zu weben und zu ſchwingen braucht, um mein Glück und meine Ruhe auf Ewigkeiten zu gründen. Er bietet mir vom Port der himmliſchen Vaterwelt die Hände, um die geſunkene Pſyche heraufzuheben.

Könnte ihn Jemand beſſer zeichnen, Jemand beſſer die wahrnehmbaren Umriſſe ſeines intellektuellen Weſens, die die gewagteſten, reinſten, gelungenſten und feinſten ſind, in irgend einer menſchlichen Sprache entwerfen, als er ſelbſt im Bilde ſeines Poſa gethan hat? Nichts hat er vergeſſen, als die Anwendung und die mindere Anmaßung, die ſeinen Charakter noch menſchlicher, liebenswürdiger und umfaſſender macht. Eben dieſe ſtille Größe und ſittliche Erhabenheit, eben dieſes Weltbürgerherz, das für mehr als Menſchheiten ſchlägt, und doch dieſe idealiſche Liebe auf reine Seelen um ſich überträgt und nicht

den Einzelnen entgelten läßt, was die Natur minder für ſie, als fürs ganze Geſchlecht that, eben dies nicht auf Erden Heimiſche und doch Zufriedene, nicht Klagende, Heilige, Reſignirende, was die gereifteſte Frucht der Humanität iſt, das Reſultat der höchſten Philoſophie des Sterblichen, welches einſt in jenen traurigen Tagen mit den Griechen verblühte. Ihm gab das Schickſal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinſte Gold des geläutertſten Menſchenſinns, in das Eigenthum und Erbtheil der ſittlichen Grazie zu verwandeln. Wiſſenſchaften werden im längern Laufe ſeines Lebens unter ſeinem wohlthätigen Fluge aufblühen, und um kurz ein Gemälde vorüber zu gehen, das der ſcharfſichtige Blick des Künſtlers ſelbſt vielleicht noch nicht überſehen kann, er wird nebſt einem Manne, den mir die Beſcheidenheit zu nennen verbietet, der Erzieher des künftigen Jahrhunderts werden. Die Nachwelt zeigt ihm ſeinen Platz unter den kraftvollen Männern, die zur treffendſten, bitterſten Charakteriſtik unſerer Zeiten beinahe vergeſſen ſind oder doch vernachläßigt unter ihrer Würde. Welcher Edle ſtimmt mir nicht bei, wenn ich Franklin, Linné, Haller, Newton, Baco, Luther, Hutten, Galiläi, Leſſing, Leibnitz, Spinoza, Michel Angelo, d'Alembert und Machiavell nenne?

Oft, wenn in ſchwärmeriſchen Stunden das Bild der Vorzeit in uns erwacht, wenn die Bonmots der Natur, unſere Voltaire, Helvetius und die andern Mode-

philoſophen und Modehelden unſeres Jahrhunderts vor den alten herrlichen Söhnen der Natur verſchwinden, wie ein künſtliches Feuerrad beim Morgenſtern, oder ein witziger Einfall vor dem Erguß einer edeln, ungezwungenen, wahren Empfindung, wenn uns unſere Zeiten, unſere moraliſchen Krüppel und Zwitter mit allen ihren Gebrechen und Scheuſalen aneckeln, und wir, wie Hiob, der Stunde unſerer Geburt zürnen, dann verſöhnt uns oft ein Blick auf dieſe unſere Zeitgenoſſen mit Allem, und die mürriſche Klage erſtirbt auf den Lippen in ein Liſpeln des Danks und in die abgebrochenen glühenden Laute der Liebe und Bewunderung.

Mein Morgen- und Abendgebet iſt um Geſundheit: um die glänzendſten Lebensperioden Schillers mit genießen zu können, um von ihm begeiſtert auch höhern Zwecken nachzuſtreben; gibt mir dieſe die Vorſehung, was will ich weiter? Beſchäftigung und Freudigkeit zu handeln hab' ich dann auf Ewigkeiten.

Erlauben Sie mir, daß ich noch einmal Baggeſen, dieſem göttlichen Menſchen, freilich mit ſehr ungleichen Kräften, auf eine gewiſſe Art nachahme. Ich kenne keine Manier, die fähiger wäre, feinere Nüancen auszudrücken, als dieſe. Wenn noch einſt meine Bewegung zur Thätigkeit, meine Reizbarkeit zu ächtem Gefühl, meine Natürlichkeit zur Natur, meine Funken zur Wärme, meine Genialität zu Genie, mein Entwurf zur Ausführung, meine Vorſtellung der Empfindung zur Empfindung,

meine Mäßigkeit in Mäßigung, mein Sinn zu Charakter, meine Anlage zur Ordnung, meine Vielseitigkeit zur Mannigfaltigkeit, und meine Vielheit zur Einheit, meine Ahnungen zu System verschmelzen, und meine Vernunft das entscheidende Uebergewicht über Sinnlichkeit und Phantasie erhält, und Natur und Einfachheit meine Hausgottheiten werden, meine Liebe und mein Enthusiasmus für so viele Dinge eine bestimmte, festere Richtung, eine eben so leichte, als glückliche Anwendung erhalten: dann verdank' ich wenigstens Ihnen, Schillern und Schmiden die dazu so nöthige Aufmerksamkeit und Beobachtung meiner selbst, ohne die alle Kämpfe fruchtlos, alle Mühen vergeblich sind. Empfangen Sie hier meinen glühendsten Dank aus dem gerührtesten Herzen für Alles, was Sie mittelbar oder unmittelbar für mich thaten, für die Aufmunterungen, die Sie mir gaben, für die Geduld, die Sie mit meinen Schwächen, Thorheiten und Rhapsodien hatten, und glauben Sie, daß schon der Wunsch, nicht undankbar zu sein, mich zur höchsten Anstrengung meiner Kräfte bewegen könnte, um Ihnen durch Handlungen und Selbstbildung zu zeigen, daß Ihre angewandten Bemühungen und der Reiz Ihres Beispiels nicht umsonst waren.

Ich werde in drei Wochen nach Leipzig abgehen, und nach einer gänzlich veränderten Lebensordnung zu leben dort anfangen. Jurisprudenz, Mathematik und Philosophie sollen die drei Wissenschaften sein, denen ich die-

ſen Winter mich mit Leib und Seele ergeben will, und im ſtrengſten Sinne ergeben. Ich muß mehr Feſtigkeit, mehr Beſtimmtheit, mehr Plan, mehr Zweck mir zu erringen ſuchen, und dies kann ich am leichteſten durch ein ſtrenges Studium dieſer Wiſſenſchaften erlangen. Seelenfaſten in Abſicht der ſchönen Wiſſenſchaften und gewiſſenhafte Enthaltſamkeit von allem Zweckwidrigen hab' ich mir zum ſtrengſten Geſetz gemacht. *Γνῶθι σεαυτόν* ſoll mein memento mori ſein, und *λάθε βιώσας* der Wahlſpruch meines praktiſchen Lebens. Schiller zeigte mir höhere, reizendere Zwecke in dem Studium dieſer ernſteren Wiſſenſchaften, für die jeder nur einigermaßen an Kopf und Herzen geſunde und unverdorbene Menſch ſich feurig und lebhaft intereſſiren muß. Er lehrte mich dem Wink meines Schickſals lauſchen und ihm gehorſam ſein. Er zeigte mir, daß man könne, was man ſolle, und daß wahre Größe des Geiſtes und ächte ſittliche Schönheit des Charakters mit eingeſchränkten Zwecken, wenn man zu höhern Beruf hätte, unverträglich ſei. Ich brauche mich auch deswegen, wie ich neulich an Schiller ſchrieb, nicht an Kopf und Herz von meiner Brodwiſſenſchaft abälardiſiren zu laſſen. Muſen und Grazien können immer die vertrauten und nützlichen Geſpielen meiner Nebenſtunden bleiben, Lieblingen derſelben immer wärmer und inniger mein Herz entgegenſchlagen. Ihre Werke werden immer einen unausſprechlichen, Sinn und Geiſt hinreißenden, über Alles erhabenen Zauber für mich be-

halten und im heiligen Selbſtgefühl der Unſchuld und Sittlichkeit alle meine Gedanken und Empfindungen mit dem Siegel der Begeiſterung und Hoheit bezeichnen. Denn das Entzücken, welches hieraus entſpringt, verlöſcht nur mit dem letzten Auseinanderdrange meiner Fibern, mit der Bebung, die mein Innerſtes gewaltſam auflöſt, mit dem Athemzuge, der den Gott in mir befreit. Empfehlen Sie mich der Frau Räthin, dem Nachbild von Schillers Eliſabeth, meinem lieben großen Schiller, und denken Sie zuweilen an Ihren Sie innig liebenden Freund und Verehrer

Fr. Leopold v. Hardenberg.

Beſte, gnädige Frau.

Endlich ergreife ich eine der ſüßeſten Erlaubniſſe meines Lebens. Es würde langweilig ſein, Ihnen die Hinderniſſe vorzurechnen, die bisher einem meiner liebſten Wünſche entgegen traten. Lieber verweile ich bei dem frohen Hinblick auf eine Zukunft, wo ein regelmäßiger Briefwechſel Leiden und Freuden zwiſchen uns theilt und eine Freundſchaft ſchon hier unterhält, die längern Othem haben dürfte als für die Erdgebirge. Das Bedürfniß einer Mittheilung an eine feingebildete weibliche Seele iſt für mich ſo dringend, ſo wohlthätig, ſo natürlich, daß ich es als einen ſehr beſtimmten Zug

meines Lebens anſehe, daß ich Liebe und Freundſchaft zugleich fand — und ſo Beide durch dieſe Vereinigung gewonnen. In der Freundſchaft muß ein Funken Liebe — in der Liebe eine Ader von Freundſchaft ſein — In Miſchungen ſolcher Art wohnt die Seele des Genuſſes. Ich fordere Sie zu der wohlthätigſten Beſtimmung auf — Ihr Geſchlecht empfing von der Natur die unauslöſchliche Sehnſucht — wohlzuthun — Sein Sie meine Bildnerin, — meine Rathgeberin, meine Freundin — und erlauben Sie mir dann alle Bürgerkränze Ihnen zu Füßen zu legen, die ich verdienen muß. Ruhe — verſtändigen Sinn — Geſchmack und Aufheiterung — das hoffe ich in Ihrer Schule zu lernen — Mehr aber noch als dies, ich hoffe dabei von Ihnen zu lernen, wohlthätig zu ſein, ohne Dank zu verlangen, ohne Erwiederung vorausſehen zu können.

Bisher haben Sie mich nur von der muntern Seite kennen gelernt — Verzeihen Sie mir die Unbeſcheidenheit, — es wäre mir nicht lieb, wenn ich nicht beſſere Seiten hätte — und hätte ich auch nur die Eine, daß ich den ernſthafteſten Wunſch von der Welt hege, einſt die Achtung aller Menſchen, die Ihnen gleichen, werth zu ſein. Ich ſehe viele Unannehmlichkeiten auf meinem Gange voraus — mein Anfang wird klein — die Hinderniſſe groß und meine Kraft ungeübt ſein; — aber Muth und Zuverſicht laſſen nicht ſtecken, und können die mir fehlen, wenn Ihre Freundſchaft, Ihre Wünſche mich be-

gleiten? Ich werde vielleicht unglücklich ſein, denn die Natur ſchuf mich reizbar; — aber die Achtung der beſſern Menſchen, die mich genauer kennen, hoffe ich nie zu verlieren. Ein ſeltner, ſchöner Zufall hat mich in den Kreis einer Familie geführt, wo ich gefunden habe was ich ſuchte, wo ich finden werde was ich faſt nicht zu hoffen wagte. Was die Geburt mir verſagte, hat das Glück mir gegeben — Ich vermiſſe in meinem Geburtskreiſe, was ich in einer fremden Mitte beiſammen ſehe. Ich fühle, daß es nähere Verwandtſchaften giebt, als die das Blut knüpft — ich finde, daß der Zufall in eine ſehr mütterliche Laune für mich gerathen iſt, — indeß der gewöhnliche Schlendrian der Dinge mir ſo viel als möglich die übelſten Dienſte von der Welt leiſtet. Ein fremdes Auge beurtheilt ein Spiel am richtigſten — Stellen Sie ſich hinter meinen Stuhl — Ihrer Erfahrung, Ihrem unwiderſtehlichen Troſt bei Unfällen vertraue ich mich ganz an — aber ich darf die Rechnung nicht ohne den Wirth machen, darum bis zu dieſer Gewißheit

Ihr

unterthäniger Diener

Fr. v. H.

Weißenfels, den erſten April 1796.

Eine Reflexion über den heutigen Tag ließ mich ſchnell die Feder ergreifen, um an Sie zu ſchreiben. Sie wiſſen,

in welchem Credit der Tag ſteht; faſt ſcheint es, als hätte er ſeinen Ruf dem weiblichen Geſchlecht zu danken; wenigſtens könnte Jemand, der viel mit demſelben zu kramen hätte, in Verſuchung gerathen, den erſten April für den Tonangeber des ganzen Jahres zu halten. Sie verzeihen dieſe Digreſſion, ohne die Sie ſchwerlich heute um einen Brief reicher von mir geworden wären, und wenn beſagter Brief leſerlich wird, ſo hat der erſte April daran ſeinen guten Theil; denn wo käme mir ſonſt die gute Laune her, Ihren ſchönen, ſchwarzen Augen gegenüber, ſo ruhig zu philoſophiren, als blätterte ich auf meinem Sopha in dem großen Buche der Natur, und holte mir Erläuterungen aus den vieldeutigen Gypsbärten um mich her. Wie würden Sie ſich wundern, wenn Sie das berühmte Buch der Natur ſich ſo behend zwiſchen meinen Fingern drehen ſähen, wenn ſie in einigen Bogen in 4. alle die Wunder gedrängt erblickten, die die Natur ſeit Jahrtauſenden thut und täglich unter unſeren Augen wiederholt — Sie würden es ohne Zweifel für den genievollſten Extract halten, der ſich je habe ſchwarz auf weiß ſehen laſſen, und ſo begierig danach greifen, als ein Schiffbrüchiger nach dem letzten Brete; ja, wenn ich Bedingungen machen ſollte, Sie würden ſich jede Capitulation gefallen laſſen, denn würde nicht jede Aufopferung dadurch reichlichſt erſetzt? Wenn Sie mich ruhig aushören wollen, ſo werden Sie, ohne etwas zu wagen, eine Entdeckung machen, die Sie den Tag des Empfangs

von dieſem Briefe vielleicht immer ſegnen lehrt und die in genauer Beziehung auf vorgedachtes Buch ſteht. Sie ſollen erfahren, daß Sie bereits im Beſitze eines gewiſſen Etwas ſind, ohne es zu wiſſen, deſſen gehörige Kenntniß und Gebrauch ſie zu dem Range jener fabelhaften Weſen erhebt, die man Feen nennt, und von denen keine Spur mehr exiſtirt, als die Launen, wodurch ſich dieſe höheren Geſchöpfe ſehr kenntlich machten, und die ſie, bei ihrer Flucht in ein beſſeres Klima, wahrſcheinlich als Masken von ſich warfen, mit denen ſich nachher ein Geſchlecht geſchmückt hat, das nie feenhafter iſt, als in ſeinen Launen. Obiges Etwas wird Sie in den Stand ſetzen 1) die Zukunft aufs genauſte vorherzuſehen. 2) Vorherzubeſtimmen, was jeder Tag für ein Geſchäft am meiſten begünſtigt. 3) Lehrt es Sie den Einfluß der Geſtirne kennen. 4) Giebt es Ihnen alle Gelegenheit um ſteinreich, allklug und allmächtig zu werden. 5) dient es Ihnen zum Fauſtiſchen Mantel, wenn Sie ſich nach den Mitteln bequemen, die es enthält, um überall hinzukommen. 6) Macht es Sie mit einer großen Zahl unbekannter Wohlthäter und Wohlthäterinnen der Menſchheit bekannt. 7) Können Sie ſich nach ſeiner Vorſchrift bis zum jüngſten Tage finden. — Ueberdem enthält es noch eine Fülle von Menſchenkenntniß, — einen Schatz ſchätzbarer, wiſſenſchaftlicher Bemerkungen — Stoff um eine Lebenszeit zu ſtudiren — endlich iſt jedes Blatt voll von unſichtbaren Freunden, die Sie nie verlaſſen und die ſich

unabläſſig beſtreben, Ihnen das Leben ſo leicht, die Zeit ſo kurz, Genuß und Arbeit ſo angenehm zu machen, als Sie verdienen. Von allen dieſen enthält es auch das Entgegengeſetzte, und ich ſehe Ihre Verwunderung und Neugier aufs Höchſte ſteigen, wenn ich noch hinzufüge, daß es überall verfertigt wird und ſo gut das Werk des dümmſten Teufels, als des klügſten Mannes iſt — daß ich mich ſehr irren müßte, wenn es nicht hinter ihrem Spiegel, oder dem Spiegelein von Dero Zofe ſteckt — Sie errathen, daß ich —

den Kalender

meine. Es hieße ein ſchlechtes Zutrauen zu Ihrem Witze verrathen, wenn Sie nicht aufs Buchſtäblichſte jedes meiner Worte über ihn wahr fänden und zu Ihrem Herzen — wenn Sie mir nicht ewig für dieſe Enthüllung verbunden wären und im Mangel einer perſönlichen Dankbarkeit mir wenigſtens alle andere Ehrenbezeugungen erwieſen, die in Ihren Kräften ſtänden, z. B. aus dem Stegreif ein Denkmal taliter qualiter ohne Subſcription errichteten; Mir Ihr Herz in Taſchenformat dedicirten; Mich bei Gelegenheit in Kupfer ſtächen (die Art überlaſſe ich Ihrer Erfindungskraft), meinen Namen an einen Galgen ſchlügen, an dem ich ſelbſt originaliter, nicht blos titulative, gern ewig zappeln möchte (allenfalls en médaillon). Denken Sie über die Sache nach — Ich kenne Ihr Herz und man braucht nicht vor dem „Zu

Wenig" bange zu ſein. Das müſſen Sie mir aber geſtehen, daß mit dieſem Tage eine ganz neue Periode Ihres Lebens beginnt — denn Sie wiſſen nun, was Sie an einem Kalender haben, und überzeugen ſich von dem, was ich daran habe, am beſten aus dieſem Briefe — der ganz ein Produkt des Kalenders iſt. O! wenn Sie wüßten, welche Dienſte mir dieſer Freund täglich erweiſt — wie ich bei ihm nie nach Troſt und Muth vergebens ſuche, wie er meine einzige Lectüre gewöhnlich iſt, wie lehrreich, Zeit verkürzend er mir ward, Sie würden den Enthuſiasmus noch kühl finden, mit dem ich von ihm rede. Laſſen Sie ihn gut bei ſich accreditirt ſein — Sie vergeſſen mirs nie, daß ich Ihnen dieſe Bekanntſchaft gemacht habe — und könnte ich mit einer glücklicheren Ausſicht einen Brief ſchließen, der glücklicher iſt als ſein Verfaſſer?

Ihr

Freund Hardenberg.

Dörrenberg, den 18. Julius.

Immer hat es ein ungünſtiger Zufall verhindert, daß ich Ihnen ſchrieb. In Grüningen hoffte ich Sie zu ſehen. Ich ging ſo froh von dort weg — Meine Sophie erklärt Mein, — ſo gut, ſo himmliſch gegen mich — ohne Ahndung, daß Ihre Krankheit noch etwas zu bedeuten habe, — voll Hoffnung für die Zukunft, da meiner

Aeltern Genehmigung mir gewiß war, da ich nun ſo ungeſtört, ſo frei in Grüningen ſein konnte — und nun auf einmal die Gefahr Alles zu verlieren! — In Jena fand ich meine Sophie heiter und gefaßt; — aber Starke ſelbſt ſprach mir nicht uneingeſchränkt, unbedingt Muth zu: — „Ich hoffe nicht — es iſt freilich eine bedenkliche Krankheit — Indeß die Jahre des Fräuleins und daß ſie anfängt ſich zu beſſern, läßt mich noch Hoffnung faſſen.“ — So ſprach er und denken Sie mich dabei — und nun entfernt und allein — recht in Muße alle Qual mir langſam zumeſſen zu können.

Auf den Sonnabend gehe ich wieder hin. Gott, wenn Sie dann reiſen könnte! Es wär unausſprechlicher Jubel. An einen ſchlimmen Ausgang darf ich nicht denken — dann leben Sie wohl auf ewig — Indeß iſt ein guter Gott im Himmel. — Sophie iſt zu Mehr beſtimmt und ich vielleicht auch — ich glaube und bete. Behalten Sie mich lieb — Sie wiſſen, daß ich Sie nie aufhören kann zu ſchätzen und zu lieben.

Hardenberg.

Weißenfels, den 24. Aug.

Nicht wahr, liebe T., ein wenig ſpät? Sie wiſſen, ich hätte Ihren lieben, durchaus ſchönen Brief gewiß eher beantwortet, wenn ich Zeit gehabt. Auch jetzt iſt dieſe kurz; — aber Sie ſollen doch wiſſen, was So=

phie macht und wiſſen, daß ich Sie ganz gränzenlos schätze. Die Mutter iſt in Grüningen und Karoline dafür in Jena. In 14 Tagen denkt Starke ſeine Patientin entlaſſen zu können. Es war doch eine zweite Inciſion nöthig — aber mit ihr hofft er, den Faden der Krankheit durchſchnitten zu haben. Unſre Sophie beträgt ſich trefflich. Sie iſt immer heiter und tröſtend. Ich liebe Sie faſt mehr, Ihrer Krankheit wegen. Meine Aeltern waren ganz außer ſich über Sophiens Krankheit und mein Vater denkt ernſtlich darauf, Sie zu beſuchen. Er trug mir auf, Ihnen Schlöben zum Aufenthalte anzubieten und ſcheint ängſtlicher über den Ausgang zu ſein, als ich. Mir ſteht der Glaube an Ihre Geneſung zu feſt — Er iſt mit meiner irdiſchen Exiſtenz innig verwebt und fußt auf einem Blick, der wohl nicht trügt. Es iſt jetzt alles in Wirbel bei uns geweſen. Der Kurfürſt hat herkommen wollen — die Truppenmärſche — der nahe Feind — alles verbreitete Unruhe. Nur gut, daß das Contingent bald kam. Mein Bruder iſt Adjutant bei Zeſchwitz. Er und M. haben uns beſuchen wollen — Jetzt ſcheinen ſie ſich aber ohnedem uns nähern zu wollen — da das Contingent tiefer herein rückt. Moritz M. hat nebſt einigen andern den Heinrichsorden. Erasmus iſt hier geweſen und legt ſich Ihnen zu Füßen. Nun, auf Michaelis, denk' ich, wollen wir uns alle umarmen und des überſtandenen Trübſals vergeſſen. Schreiben Sie mir bald, liebenswürdige Frau; Ihre Briefe befriedigen Geſchmack,

Geiſt und Herz zugleich — Sie gewähren mir einen unausſprechlich ſüßen Genuß und haben bleibenden Werth für mich.

Leben Sie wohl.

Ihr

Freund

Hardenberg.

Weißenfels, den 19. September.

Sie haben recht lange keinen Brief von mir erhalten. Aber Sorgen, Reiſen und Geſchäfte ſind doch wohl gültige Ehehaften? Seitdem ich Ihnen nicht ſchrieb, bin ich unterſchiedliche Mal in Jena geweſen. Einmal mit meinem Vater und Schweſter. Denſelben Tag, da wir ankamen, wurden wir ſpät Abends von M. und meinem Bruder überraſcht, nachdem wir ſchon vorher ein Rendezvous in Auma projectirt hatten, wohin die M. mit uns reiſen ſollte. Es traf gerade die Abweſenheit der Mutter und nur das vermißten wir im Genuß der ſchönen Tage, die wir zuſammenblieben. Sophie hat eine völlige Eroberung an meinem Vater und Schweſter gemacht. Keine ſeiner Töchter liebt er zärtlicher und ſeine Lieblingsunterhaltung iſt Sie geworden. Dies macht ihrem Eroberertalent um ſo viel mehr Ehre, da mein Vater ſeinen Jahren und ſeinem Charakter nach ſich ſchwer

zu ergeben pflegt. Dieſem Eindruck zufolge gerieth er von ſelbſt auf die Idee, Sophie, ſobald ſie reiſen könnte, auf eine Zeitlang nach Weißenfels zu nehmen. Meine Aeltern und alle wünſchten es lebhaft und ich machte den Antrag, der von Seiten des Vaters äußerſt verbindlich und artig angenommen, von Seiten der Mutter nicht verweigert und von Sophiens Seite mit vielen Bedenklichkeiten aufgenommen ward. Sie entſchloß ſich aber doch endlich, meinen Aeltern zu Liebe dazu. Um ihre Sehnſucht nach Grüningen, als den wichtigſten Grund ihrer Abneigung, zu mildern, bat die Mutter den Vater, bei ſeiner Herkunft zur Abreiſe und Trennung, da meine Mutter Sophie ſelbſt abholen will, die Ma chére mitzubringen. So ſteht es denn jetzt, da mancherlei Umſtände die Vollendung der Kur noch aufhalten. Während der Anweſenheit meines Vaters zu Jena geſchah auf ſein Anſtiften die dritte, höchſt nöthige, aber ſchmerzhafteſte Operation, deren Folgen noch dauern. Gewiß iſt es die letzte und nur noch kleine Vernachläßigungen, haben die Zuheilung der letzten Wunde verhindert. Der Hofrath gibt allen Troſt und bittet nur dringend um genaue Obſicht und Abwartung. Dies bewog auch vorzüglich meinen Vater zu dem Wunſche, Sophie bei ſich zu haben. Bei uns iſt man auf Krankenpflege weit beſſer abgerichtet. — Man iſt viel ſorgfältiger und genauer im Brauchen einer Kur — Geſellſchaft und Zerſtreuung findet ſie bei uns ſchon der Stadt wegen mehr — und im Nothfalle iſt Jena in

5 Stunden zu erreichen. Sonſt ſind ſie in Jena recht in ihrem Esse. Der Profeſſor Woltmann gibt ſich alle Mühe ſie zu unterhalten. Es gibt einige artige Weiber da — die M. hat einmal getanzt — es ſind Concerts geweſen. — Sie ſind ſpazieren gefahren — der berühmte Göthe hat neuerlich ihre Bekanntſchaft gemacht und ſcheint vorzügliches Intereſſe an der Kleinen zu nehmen. So angenehm der Aufenthalt in dieſer Rückſicht für ſie iſt, wünſche ich ihn doch von Herzen bald geendigt. Der Sommer iſt mir recht fatal verſtrichen. Ich ſehe die Seele meines Lebens langwierig leiden, ohne ihr helfen zu können, und eine unaufhörliche Unruhe läßt mich nie zu Athem kommen. Von Neuigkeiten iſt Alles ſtill. Unſere Truppen ſtehen noch feſt an der Grenze. — Der Kurfürſt ſcheint nicht herkommen zu wollen, beſonders da man die Niederkunft der Kurfürſtin Ende Novembers erwartet. Thugut will ſchlechterdings keinen Frieden. Nehmen Sie vorlieb und vergeſſen Sie nicht Ihrem alten Freund bald Nachricht von ſich zu geben.

Hardenberg.

Weißenfels, den 8. Febr. 1797.

Aus einem Briefe der Danscour erſah ich, daß Sie ſich meiner gnädigſt erinnert hatten. Dies hat mich aufgemuntert, mich ſelbſt wieder bei Ihnen in Erinnerung zu bringen und dieſe Gelegenheit zu benutzen, um Ihnen

meine zärtlichſte Achtung zu bezeugen. Ich weiß wohl, daß ich mit einer Entſchuldigung des Vergangenen anfangen ſollte; — allein ſollte meine peinliche Lage mich nicht längſt bei Ihnen entſchuldigt haben? Es war mir eine gute Portion Leichtſinn nöthig, um zeither nur noch ſo fertig zu werden, — um ruhig ſchlafen, arbeiten, denken, ſprechen und gleich Andern ſein zu können. Rechnen Sie hierzu noch eine Menge andere Verdrießlichkeiten und Abhaltungen, ſo wird es Sie nicht mehr befremden, wenn ich, zufrieden das Nöthigſte gethan zu haben, mich ſo tief als möglich in die Fluth des menſchlichen Wiſſens verſenke, um, ſo lange ich in dieſen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schickſals zu vergeſſen. Dort blühn mir allein die Hoffnungen auf, die ich hier verliere, — die hieſigen Rückſchritte ſind dortige Fortſchritte, — das verwundende Schwert wird dort zum beſeelenden Zauberſtabe und die Aſche der irdiſchen Roſen iſt das Mutterland der himmliſchen. Iſt nicht unſer Abendſtern der Morgenſtern der Antipoden?

O! wenn noch Orakel vorhanden ſind, ſo reden ſie aus den Bäumen der Erkenntniß, ſo tönen ſie in uns, ſo leſen wir ſie im Sibylliniſchen Buche der Natur. Meine Phantaſie wächſt wie meine Hoffnung ſinkt — wenn dieſe ganz verſunken iſt und nichts zurückließ als einen Grenzſtein, ſo wird meine Phantaſie hoch genug ſein um mich hinauf zu heben, wo ich das finde, was hier verloren ging. Frühzeitig hab' ich meine precaire Exi-

ſtenz fühlen gelernt und vielleicht iſt dieſes Gefühl das erſte Lebensgefühl in der künftigen Welt.

Wie ſehr wünſcht' ich einmal mit Ihnen einige Tage in Grüningen verleben zu können. Im März komme ich ſicher hin und dann mache ich mir das Vergnügen und hole Sie ab. Die Erfüllung des Wunſches macht gewiß Ihr Glück wie das Meinige. Daß wir dann endlich aufhören mögen für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, deſſen ganzes Wohl und Weh davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in dieſe oder jene Welt fällt.

Leben Sie wohl,

Beſte T. und
bleiben Sie die Freundin
Ihres
Freundes Hardenberg.

Tennſtedt, den 13. April 1797.

Von hier aus hätten Sie wohl keine Antwort auf Ihren Brief erwartet. Ein ſehr trauriges Ereigniß hat mich von Hauſe weggetrieben — der nahe Tod meines Bruders Erasmus. — Seine Krankheit ward erſt ſeit 14 Tagen tödtlich und jetzt ruht er wahrſcheinlich ſchon von den Mühſeligkeiten ſeines Lebens aus.

Sein Tod hat weniger Eindruck auf mich gemacht, als er zu jeder andern Zeit gemacht haben würde. Die

Bitterkeit ſeiner letzten Stunden war ſehr groß und dieſe rührte mich am meiſten. Seinen Tod habe ich ihm beneidet. Meine Aeltern und Geſchwiſter ſind ſehr beklagenswerth — Sie waren noch ſo weich vom Schlage, der auch ſie ſo erſchüttert hat — und nun dieſes Glied aus der feſt verſchlungenen Kette — — —. Dieſe Zeit iſt furchtbar geweſen — So viele gute Menſchen unglücklich — die Hoffnungen zwei blühender Familien zerſtört.

Das Blüthenblatt iſt nun in die andre Welt hinüber geweht — Der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand, und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenroths, das ihn zum friſchen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängſtlicher die Träume — deſto näher die erquickende Frühe.

Gute T. — bleiben Sie meine Freundin, ſo lange ich noch auf dieſer Welt bin — Ich ſehe ſie, den Engel meines Lebens, meine ewige Sophie, bald, ſehr bald wieder. Es iſt frühzeitig dunkel und einſam geworden. Verkürzen Sie dem Einſamen, Sehnſuchtsvollen noch die Stunden, die ihn von ſich ſelbſt, vom ewigen Frieden trennen. Es erquickt mich ſo ſehr, mich noch recht mit einigen guten Menſchen zu letzen, ehe ich ihr folge. Vielleicht ſehen Sie noch Einen Stein, meinem Wunſch gemäß, ihre und meine Aſche decken. Sie glauben nicht, wie abgeſtorben ich mich fühle — dennoch bin ich gewöhnlich ruhig, theilnehmend und fähig, alle meine Ar-

beiten zu machen — Ich habe noch Einiges zu verrichten — dann mag die Flamme der Liebe und Sehnſucht auflodern und dem geliebten Schatten die liebende Seele nachſenden. Der Augenblick des Wiederſehens iſt der freudigſte Aufblick, den ich noch unter dieſer Sonne habe.

Sie umgiebt mich unaufhörlich — Alles was ich noch thue, thue ich in ihrem Namen. Sie war der Anfang — ſie wird das Ende meines Lebens ſein. Ihre Leiden ſind mir Wunden, die nur die balſamiſche Luft einer beſſern Welt heilen wird. Es iſt ein unausſprechliches Gefühl — einen Engel wie Sie — eine Geliebte wie Sie, in ſo ſchrecklichen Kämpfen gewußt zu haben.

Das Verlangen, ihrem Grabe näher zu ſein, überwog die Angſt vor den Erinnerungen dieſer Gegend. Es iſt auch mein Grab. — Meine ganze Freude, meine Ausſichten — mein Leben, meine Liebe liegen hier begraben. Ihr und mein Grab werden mich gewiß, ſo lange ich noch lebe, mit unausſprechlicher Liebe und Kraft zu allem Guten erfüllen. Die Gewißheit, daß Sie um mich iſt, daß Sie mich, den ſo ganz Ihr Gewidmeten, noch ein wenig liebt, beſonders da Sie jetzt weiß, wie treu und ewig ich es mit ihr gemeint, dieſe Gewißheit erhebt mich zum Beſſern und macht mich ihrer werther.

Nach Gr. möcht ich allein nicht kommen. Entweder begleitet mich der Herr Kreisamtmann — oder ich bitte Sie, daß Sie mir den Tag beſtimmmen, wo Sie hinkommen wollen.

Ich liebe Sie alle jetzt mehr als jemals — Sie ſind meinem Herzen noch theurer geworden — Sind Sie nicht die Hinterlaſſenen meiner Sophie — die Sie ſo liebte, von denen Sie ſo geliebt ward.

Ihre Freundſchaft, Ihr allerſeitiges Zutrauen wird mich noch unendlich wohl auf dieſer Trauerwelt machen.

Mit dieſer Hoffnung, mit der innigſten Bitte darum ſchließe ich.

Zeitlebens

Ihr

Freund

Hardenberg.

Weißenfels, den 16. Julius.

Du verlangſt, beſtes Väterchen, in Deinem Briefe mein curriculum vitae academicae. Dies iſt kurz dieſes:

Michael 90 ging ich nach Jena.

Michael 91 nach Leipzig.

Oſtern 93 nach Wittenberg.

Am 14. Junius 1794 ward ich daſelbſt examinirt.

Im Herbſt 1794 kam ich nach Tennſtedt.

Anfangs 1796 ward ich bei den Salinen verpflichtet.

Im Dezember 1797 ging ich nach Freiberg.

Pfingſten 99 kam ich nach Weißenfels zurück.

Wir haben uns ſehr über die Nachrichten von Deinem Wohlbefinden gefreut. Gott gebe nur, daß Dir und den Geſchwiſtern das Bad recht zuſagen möge. Von Töplitz aus wirſt Du wohl mehr von Deinem Dresdner

Aufenthalt ſchreiben. Hier bei uns iſt nichts neues vorgefallen. Wohl ſind wir. Fandels Nachrichten haben mich in der That ſehr gefreut — ich gönne dem Miniſter alles mögliche Gute. Ich wünſche nur daß Du einen guten Freund in Töplitz triffſt, der mit Dir plaudert und Dich gut unterhält. Die bisherige trockne Witterung wird Dich guter Laune gemacht haben. Von Salinenaffairen ſchreib ich Dir nicht eher bis ich mit meinen Touren zu Stande bin und Artern beſucht habe, dann ſollſt Du einen vollſtändigen Bericht über den Zuſtand der Salinen und Kohlenwerke erhalten. Meiſter Hilde beſſert ſich und der Doktor glaubt an ſeine Geneſung.

Ich bin jetzt oft in Gedanken bei euch — in den ſchattigen Gängen des Schloßgartens und der Faſanerie zu Dorn — auf den Höhen des Schloßbergs und des Berges hinter dem Garten. Vergiß nur den Milleſchauer und Außig nicht. Auf euere Erzählungen freue ich mich ſehr.

Wenn euch nur Gott recht geſund macht, ſo wollen wir recht froh ſein. Lebe wohl, beſtes Väterchen. Grüße die Geſchwiſter herzlich. Künftig ein Mehreres. Mit kindlicher Ehrfurcht Dein unterthäniger, Dich herzlich liebender Sohn Friedrich von Hardenberg.

Fragmente.

Die Kunſt Bücher zu ſchreiben iſt noch nicht erfunden. Sie iſt aber auf dem Punkt erfunden zu werden. Fragmente dieſer Art ſind literariſche Sämereien. Es mag freilich manches taube Körnchen darunter ſein — indeß, wenn nur Einiges aufgeht.

Wer Fragmente dieſer Art beim Worte halten will, der mag ein ehrenfeſter Mann ſein, nur ſoll er ſich nicht für einen Dichter ausgeben. Muß man denn immer bedächtig ſein? Wer zu alt zum Schwärmen iſt, vermeide doch jugendliche Zuſammenkünfte. Jetzt ſind literariſche Saturnalien. Je bunteres Leben, deſto beſſer.

Es fehlt noch an romantiſcher Anordnung und Veränderung in den Gedanken (im Ofterdingen). Aeußerſt ſimpler Styl, aber höchſt kühne, romanzenähnliche dramatiſche Anfänge, Uebergänge, Folgen — bald Geſpräch, dann Rede, dann Erzählung, dann Reflexion, dann Bild

und ſo fort. Ganz Abdruck des Gemüths, wo Empfindung, Gedanke, Anſchauung, Bild, Geſpräch, Muſik u. ſ. w. unaufhörlich ſchnell wechſelt und ſich in hellen klaren Maſſen neben einander ſtellt.

Shakespear iſt mir dunkler als Griechenland. Den Spaß des Ariſtophanes verſteh ich, aber den Shakespear's noch lange nicht. Shakespear verſteh ich überhaupt noch ſehr unvollkommen. — Wenn der Spaß poetiſch ſein ſoll, muß er durchaus unnatürlich und Maske ſein.

Vielleicht habe ich meine glücklichen Ideen dem Umſtande zu danken, daß ich einen Eindruck nicht vollkommen gegliedert und durchgängig beſtimmt empfange, ſondern durchdringend in Einem Punkte, unbeſtimmt und abſolutfähig.

Göthe iſt jetzt der wahre Statthalter des poetiſchen Geiſtes auf Erden.

Ein Kunſtwerk iſt ein Geiſtelement.

Eine merkwürdige Eigenheit Göthes bemerkt man in ſeinen Verknüpfungen kleiner unbedeutender Vorfälle mit wichtigeren Begebenheiten. Er ſcheint keine andere Abſicht dabei zu hegen, als die Einbildungskraft auf eine poetiſche Weiſe mit einem myſteriöſen Spiel zu beſchäftigen.

Auch hier iſt der ſonderbare Mann der Natur auf die Spur gekommen und hat ihr einen artigen Kunſtgriff abgemerkt. Das gewöhnliche Leben iſt voll ähnlicher Zufälle. Sie machen ein Spiel aus, das, wie alles Spiel, auf Ueberraſchung und Täuſchung hinausläuft. Mehrere Sagen des gemeinen Lebens beruhen auf einer Bemerkung dieſes verkehrten Zuſammenhangs, ſo z. B. bedeuten böſe Träume Glück — Todt ſagen langes Leben — ein Haſe, der über den Weg läuft, Unglück. Faſt der ganze Aberglaube des gemeinen Volks beruht auf Deutungen dieſes Spiels.

Der Poet verſteht die Natur beſſer als der wiſſenſchaftliche Kopf.

Das Märchen iſt gleichſam der Canon der Poeſie. Alles Poetiſche muß märchenhaft ſein. Der Dichter betet den Zufall an.

Luſtſpiel und Trauerſpiel gewinnen ſehr und werden eigentlich erſt poetiſch durch eine zarte ſymboliſche Verbindung. Der Ernſt muß heiter, der Scherz ernſthaft ſchimmern.

Die Darſtellung des Gemüths muß, wie die Darſtellung der Natur, ſelbſtthätig, eigenthümlich allgemein,

verknüpfend und ſchöpferiſch ſein. Nicht wie es iſt, ſondern wie es ſein könnte und ſein muß.

Die Naturpoeſie iſt wohl der eigentliche Gegenſtand der Kunſtpoeſie, und die Aeußerlichkeiten der poetiſchen Rede ſcheinen ſonderbare Formeln ähnlicher Verhältniſſe, ſinnbildliche Zeichen des Poetiſchen an den Erſcheinungen zu ſein.

Die Poeſie heilt die Wunden, die der Verſtand ſchlägt. Sie beſteht gerade aus entgegengeſetzten Beſtandtheilen, aus erhebender Wahrheit und angenehmer Täuſchung.

Es iſt höchſt begreiflich, warum am Ende alles Poeſie wird — wird nicht die Welt am Ende Gemüth?

Auch Geſchäftsarbeiten kann man poetiſch behandeln. Es gehört ein tiefes poetiſches Nachdenken dazu, um dieſe Verwandlung vorzunehmen. Die Alten haben dies herrlich verſtanden. Wie poetiſch beſchreiben ſie Kräuter, Maſchinen, Häuſer, Geräthſchaften u. ſ. w. — Eine gewiſſe Alterthümlichkeit des Styls, eine richtige Stellung und Ordnung der Maſſen, eine leiſe Hindeutung auf Allegorie, eine gewiſſe Seltſamkeit, Andacht und Verwunderung, die durch die Schreibart durchſchimmert, — dies

ſind einige weſentliche Züge dieſer Kunſt, die ich zu meinem bürgerlichen Roman recht nöthig habe.

Durch unaufhörliches freies Nachdenken muß man ſich begeiſtern. Hat man gar keine Zeit zum Ueberſchauen, zum freien Meditiren, zum ruhigen Durchlaufen und Betrachten in verſchiedenen Stimmungen, ſo ſchläft ſelbſt die fruchtbarſte Phantaſie ein und die innere Mannichfaltigkeit hört auf. Für den Dichter iſt nichts nützlicher als eine flüchtige Betrachtung der vielen Weltgegenſtände und ihrer Eigenſchaften, ſo wie der mancherlei Wiſſenſchaften.

Sonderbar, daß in der Natur uns das Grelle, das Ungeordnete, Unſymmetriſche, Unwirthſchaftliche nicht misfällt und hingegen bei allen Kunſtwerken Milde, ſchickliches Verlaufen, Harmonie und richtige gefällige Gegenſätze unwillkürlich gefordert werden. — Ohne dieſe Differenz wäre nie Kunſt entſtanden. Gerade dadurch ward die Kunſt nothwendig und charakteriſirt.

Der Dichter hat blos mit Begriffen zu thun. Schilderungen u. dgl. borgt er nur als Begriffszeichen. Es gibt poetiſche Muſik und Malerei — dieſe wird oft mit Poeſie verwechſelt, z. B. von Tieck, auch wohl von Göthe.

Es können Augenblicke kommen, wo Abcbücher und Compendia uns poetiſch erſcheinen.

Die Erzählung enthält oft eine gewöhnliche Begebenheit, aber ſie unterhält. Sie erhält die Einbildungskraft im Schweben oder im Wechſel, ſetzt ſie in einen künſtlich febriliſchen Zuſtand und entläßt ſie, wenn ſie vollkommen iſt, mit erneutem Wohlgefühl. — Alle Poeſie unterbricht den gewöhnlichen Zuſtand, das gemeine Leben, faſt wie der Schlummer, um uns zu erneuen — und ſo unſer Lebensgefühl immer rege zu erhalten. — Krankheiten, ſonderbare Begebenheiten, Reiſen, Geſellſchaften wirken in einem gewiſſen Maas auf eine ähnliche Weiſe. Leider iſt das ganze Leben der bisherigen Menſchheit Wirkung unregelmäßiger unvollkommener Poeſie geweſen. — Was wir Glauben an Verſöhnung nennen, iſt nichts als Zuverſicht einer vollendeten poetiſchen Weisheit in den Schickſalen unſeres Lebens. — Durch Bemeiſterung des Stimmhammers unſeres höheren Organs werden wir uns ſelbſt zu unſerem poetiſchen Fato machen — und unſer Leben nach Belieben poetiſiren und poetiſiren laſſen können.

Der Künſtler ſteht auf dem Menſchen wie die Statue auf dem Piedeſtal.

Wie ſich die bisherigen Philoſophien zur Logologie verhalten, ſo die bisherigen Poeſien zur Poeſie die da kommen ſoll. Die bisherigen Poeſien wirken meiſtentheils dynamiſch, die künftige transcendentale Poeſie könnte man die organiſche heißen. Wenn ſie erfunden iſt, ſo wird man ſehen daß alle ächte Dichter bisher, ohne ihr Wiſſen, organiſch poetiſirten — daß aber dieſer Mangel an Bewußtſein deſſen was ſie thaten einen weſentlichen Einfluß auf das Ganze ihrer Werke hatte — ſo daß ſie größtentheils nur im Einzelnen ächt poetiſch, im Ganzen aber gewöhnlich unpoetiſch waren. Die Logologie wird dieſe Revolution nothwendig herbeiführen.

Dichten iſt zeugen. Alles Gedichtete muß ein lebendiges Individuum ſein.

Der Inhalt des Dramas iſt im Werden oder ein Vergehn. Es enthält die Darſtellung der Entſtehung einer organiſchen Geſtalt aus dem Flüßigen — einer wohlgegliederten Begebenheit aus Zufall. Es kann beides zugleich enthalten und dann iſt es unvollſtändiges Drama. Man ſieht leicht daß der Inhalt deſſelben eine Verwandlung, ein Läuterungs-, Reductionsprozeß ſein müſſe. Oedipus in Colonos iſt ein ſchönes Beiſpiel davon, ſo auch Philoktet.

Göthes Märchen iſt eine erzählte Oper.

Die Poeſie löſt fremdes Daſein im eignen auf.

Das Vermögen, eine fremde Individualität wahrhaft in ſich zu erwecken — nicht blos durch eine oberflächliche Nachahmung zu täuſchen — iſt noch gänzlich unbekannt und beruht auf einer höchſt wunderbaren Penetration und geiſtigen Mimik. Der Künſtler macht ſich zu allem was er ſieht und ſein will.

Es wäre eine artige Frage — ob denn das lyriſche Gedicht eigentlich Gedicht, Pluspoeſie, oder Proſa Minuspoeſie wäre? Wie man den Roman für Proſa gehalten hat, ſo hat man das lyriſche Gedicht für Poeſie gehalten — beides mit Unrecht, die höchſte eigentlichſte Proſa iſt das lyriſche Gedicht. — Die ſogenannte Proſa iſt aus Beſchränkung der abſoluten Extreme entſtanden. — Sie iſt nur ad interim da und ſpielt eine ſubalterne temporelle Rolle. Es gibt eine Zeit wo ſie nicht mehr iſt. Dann iſt aus der Beſchränkung eine Durchdringung geworden — ein wahrhaftes Leben iſt entſtanden und Proſa und Poeſie ſind dadurch auf das innigſte vereinigt und in Wechſel geſetzt.

Farbe iſt ein Neutralzuſtand der Stoffe und des Lichts, ein Beſtreben Licht zu werden des Stoffs und ein entgegengeſetztes Beſtreben des Lichts. —

Gibt es einen Ton zu jeder Geſtalt, eine Geſtalt zu jedem Ton?

Ton: Uebergang von Quantität zur Qualität. Farbe: Uebergang von Qualität zur Quantität?

Harmonie iſt Ton der Töne, genialiſcher Ton.

Es iſt ſeltſam daß in einer guten Erzählung allemal etwas Heimliches iſt — etwas Unbegreifliches. Die Geſchichte ſcheint noch uneröffnete Augen in uns zu berühren und wir ſtehn in einer ganz andern Welt, wenn wir aus ihrem Gebiete zurückkommen.

Die Natur hat allegoriſche Bilder. Die um die Quellen aufſteigenden Wolken ſind Quellengebete.

Neſſir und Zulima, die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele und das Heimweh ſind ächte Legenden oder Predigten.

Poeſie iſt das abſolut Reelle. Dies iſt der Kern meiner Philoſophie. Je poetiſcher, je wahrer.

Göthes Betrachtungen des Lichts, der Verwandlung der Pflanzen und der Inſekten ſind Beſtätigungen und zugleich die überzeugendſten Beweiſe, daß auch der vollkommene Lehrvortrag in das Gebiet des Künſtlers gehört.

Auch dürfte man in gewiſſem Sinn mit Recht behaupten, daß Göthe der erſte Phyſiker ſeiner Zeit ſei und in der That Epoche in der Geſchichte der Phyſik mache. Vom Umfang der Kenntniſſe kann hier nicht die Rede ſein, ſo wenig auch Entdeckungen den Rang des Naturforſchers beſtimmen dürften. Hier kommt es darauf an, ob man die Natur wie ein Künſtler die Antike betrachtet — denn iſt die Natur etwas Anderes als eine lebende Antike? Natur und Natureinſicht entſtehn zugleich, wie Antike und Antikenkenntniß; denn man irrt ſehr, wenn man glaubt, daß es Antiken gibt. Erſt jetzt fängt die Antike an zu entſtehen. Sie wird unter den Augen und der Seele des Künſtlers. Die Reſte des Alterthums ſind nur die ſpezifiſchen Reize zur Bildung der Antike. Nicht mit Händen wird die Antike gemacht. Der Geiſt bringt ſie durch das Auge hervor und der gehauene Stein iſt nur der Körper, der erſt durch ſie Bedeutung erhält und zur Erſcheinung derſelben wird. Wie der Phyſiker Göthe ſich zu den übrigen Phyſikern verhält, ſo der Dichter zu den übrigen Dichtern. An Umfang, Mannichfaltigkeit und Tiefſinn wird er hie und da übertroffen; aber an Bildungskunſt, wer dürfte ſich ihm gleich ſtellen? Bei ihm iſt alles That — wie bei Anderen Alles Tendenz nur iſt. Er macht wirklich etwas, während Andere nur etwas möglich oder nothwendig machen. Nothwendige und mögliche Schöpfer ſind wir Alle — aber wie wenig wirkliche. Der Philoſoph der Schule würde dies vielleicht

aktiven Empirismus nennen. Wir wollen uns begnügen, Göthes Künſtlerleben zu betrachten, und noch einen Blick auf ſeinen Verſtand werfen. An ihm kann man die Gabe zu abſtrahiren in einem neuen Lichte kennen lernen. Er abſtrahirt mit einer ſeltnen Genauigkeit, aber nie ohne das Objekt zugleich zu conſtruiren, dem die Abſtraction entſpricht. Dies iſt nichts als angewandte Philoſophie und ſo fänden wir ihn am Ende zu unſerem nicht geringen Erſtaunen auch als anwendenden praktiſchen Philoſophen, wie denn jeder ächte Künſtler von jeher nichts anderes war. Auch der reine Philoſoph wird praktiſch ſein, wenn gleich der praktiſche anwendende Philoſoph ſich nicht mit ſeiner Wiſſenſchaft abzugeben braucht — denn dies iſt eine Kunſt für ſich. Der Sitz der eigentlichen Kunſt iſt im Verſtande. Dieſer conſtruirt nach einem eigenthümlichen Begriffe. Phantaſie, Witz und Urtheilskraft werden nur von ihm requirirt. So iſt Wilhelm Meiſter ganz ein Kunſtprodukt — ein Werk des Verſtandes. Aus dieſem Geſichtspunkt ſieht man manche ſehr mittelmäßige Werke im Kunſtſaal — hingegen die meiſten vortrefflich geachteten Schriften davon ausgeſchloſſen. Die Italiener und Spanier haben bei weitem häufiger Kunſttalent als wir. Auch ſelbſt den Franzoſen fehlt es nicht daran — die Engländer haben ſchon weit weniger und ähneln hierin uns, die ebenfalls äußerſt ſelten Kunſttalent beſitzen — wenn gleich unter allen Nationen am reichhaltigſten und beſten mit jenen Eigenſchaf-

ten verſehen ſind, die der Verſtand bei ſeinen Werken anſtellt. Dieſer Ueberfluß an Kunſtrequiſiten macht freilich die wenigen Künſtler unter uns ſo einzig — ſo hervorragend, und wir können ſichre Rechnung machen, daß unter uns die herrlichſten Kunſtwerke entſtehn werden, denn in energiſcher Univerſalität kann keine Nation gegen uns auftreten. Wenn ich die neueſten Freunde der Literatur des Alterthums recht verſtehe, ſo haben ſie mit ihrer Forderung die klaſſiſchen Schriftſteller nachzuahmen nichts Anderes im Sinn, als uns zu Künſtlern zu bilden — Kunſttalent in uns zu erwecken. Keine moderne Nation hat den Kunſtverſtand in ſo hohem Grade gehabt als die Alten. Alles iſt bei ihnen Kunſtwerk — aber vielleicht dürfte man nicht zu viel ſagen, wenn man annähme, daß ſie es erſt für uns ſind oder werden können. Der klaſſiſchen Literatur geht es wie der Antike; ſie iſt uns eigentlich nicht gegeben — ſie iſt nicht vorhanden — ſondern ſie ſoll von uns erſt hervorgebracht werden. Durch fleißiges und geiſtvolles Studium der Alten entſteht erſt eine klaſſiſche Literatur für uns, die die Alten ſelbſt nicht hatten. Die Alten würden ſich eine umgekehrte Aufgabe nehmen müſſen — denn der bloße Künſtler iſt ein einſeitiger beſchränkter Menſch. An Strenge ſteht Göthe wohl den Alten nach — aber er übertrifft ſie an Gehalt — welches Verdienſt jedoch nicht das ſeinige iſt. Sein Meiſter kommt ihnen nah genug, denn wie ſehr iſt er Roman ſchlechtweg, ohne Beiwort — und

wie viel iſt das in dieſer Zeit! — Göthe wird und muß übertroffen werden, — aber nur wie die Alten übertroffen werden können, an Gehalt und Kraft, an Mannichfaltigkeit und Tiefſinn — Als Künſtler eigentlich nicht, oder doch nur um ſehr wenig, denn ſeine Richtigkeit und Strenge iſt vielleicht ſchon meiſterhafter als es ſcheint.

Es geht wahrhaften Univerſalgedanken wie dem Landprediger im zweiten Theil von Meiſters Lehrjahren — Sie ſcheinen ſo bekannt, weil ſie ausſehen wie allgemeine Menſchengedanken und nicht wie Hinzens und Kunzens Gedanken.

In Jonien merkt man den erweichenden Einfluß des warmen aſiatiſchen Himmels, ſo wie man hingegen in der früheſten doriſchen Maſſe die geheimnißvolle Sprödigkeit und Strenge der ägyptiſchen Gottheiten gewahr wird. Spätere Schriftſteller haben oft dieſe alte Manier aus romantiſchem und modernem Inſtinkt ergriffen und dieſe rohen Geſtalten mit neuem Geiſt beſeelt unter ihre Zeitgenoſſen geſtellt, um ſie im leichtfertigen Gange der Civiliſation aufzuhalten und ihre Aufmerkſamkeit zurück auf verlaſſene Heiligthümer zu wenden.

In früheren Zeiten lebten nur Nationen — oder Genien — Genius in der zweiten Potenz — die Alten müſſen daher in Maſſe betrachtet werden.

Leſſing ſah zu ſcharf und verlor darüber das Gefühl des undeutlichen Ganzen, die magiſche Anſchauung der Gegenſtände zuſammen, in mannichfacher Erleuchtung und Verdunklung.

Wie epiſches, lyriſches und dramatiſches Zeitalter in der Geſchichte der griechiſchen Poeſie einander folgten, ſo löſen ſich in der Univerſalgeſchichte der Poeſie die antike, moderne und vereinigte Periode ab. Das Intereſſante iſt der Gegenſtand der Minuspoeſie. In Göthe ſcheint ſich ein Kern dieſer Vereinigungspoeſie angeſetzt zu haben. Wer die Weiſe ſeiner Entſtehung erräth, hat die Möglichkeit einer vollkommnen Geſchichte der Poeſie gegeben.

Voltaire iſt einer der größeſten Minuspoeten die je lebten. Sein Candide iſt ſeine Odyſſee. Schade um ihn, daß ſeine Welt ein Pariſer Boudoir war. Mit weniger perſönlicher und nationaler Eitelkeit wär er noch weit mehr geweſen.

Ein Roman muß durch und durch Poeſie ſein. Die Poeſie iſt nehmlich wie die Philoſophie eine harmoniſche Stimmung unſeres Gemüths, wo ſich alles verſchönert, wo jedes Ding ſeine gehörige Anſicht, alles ſeine paſſende Begleitung und Umgebung findet. Es ſcheint in einem echt poetiſchen Buche alles ſo natürlich und doch ſo wun=

derbar, man glaubt, es könne nicht anders ſein und als habe man nur bisher in der Welt geſchlummert und gehe einem nun erſt der rechte Sinn für die Welt auf. Alle Erinnerung und Ahndung ſcheint aus eben dieſer Quelle zu ſein. So auch diejenige Gegenwart, wo man in Illuſion befangen iſt, einzelne Stunden, wo man gleichſam in allen Gegenſtänden, die man betrachtet, ſteckt und die unendlichen, unbegreiflichen, gleichzeitigen Empfindungen eines zuſammenſtimmenden Pluralis fühlt.

Das Lamentable unſerer Kirchenmuſik iſt blos der Religion der Buße, dem alten Teſtamente angemeſſen, in dem wir eigentlich noch ſind. Das neue Teſtament iſt uns noch ein Buch mit ſieben Siegeln. Wir haben aber einige treffliche Verſuche wahrer geiſtlicher Muſik, z. B. God save the king und: Wie ſie ſo ſanft ruhn u. ſ. w.

Die eigentliche ſichtbare Muſik ſind die Arabesken, Muſter, Ornamente u. ſ. w.

Man wird durch die Antiken gezwungen, ſie als Heiligthümer zu behandeln.

Die Beiwörter der griechiſchen Dichter ſind durchaus maleriſch bedeutend. Z. B. in der Juno geben die Augen den Ton an u. ſ. w.

Der Stümper weiß in keiner Kunſt wovon die Rede iſt, er ahmt affenmäßig nach und hat keinen Sinn für

das Weſentliche der Kunſt. Der ächte Maler u. ſ. w. weiß das Maleriſche und Unmaleriſche überall wohl zu unterſcheiden. So iſt es mit dem Dichter, dem Romancier, dem Reiſebeſchreiber. Der Chronikenſchreiber iſt der Stümper in der Geſchichte — er will Alles geben und gibt nichts. So durchaus. Jede Kunſt hat ihre individuelle Sphäre. Wer dieſe nicht genau kennt und Sinn für dieſelbe hat — wird nie Künſtler.

Der Verſtand iſt der Inbegriff der Talente. Die Vernunft ſetzt, die Phantaſie entwirft — der Verſtand führt aus.

In einem Roman, der übrigens Aehnlichkeit mit einem engliſchen Garten hat, muß nur jedes Wort poetiſch ſein, keine platte Natur u. ſ. w.

Es iſt möglich in einem Shakespearſchen Stück eine willkürliche Idee, Allegorie u. ſ. w. zu finden — nur poetiſch muß ſie ſein. — D. i. philologiſche Poeſie.

Es iſt gewiß, daß mit Erfindungsgeiſt und Geſchick ſich jeder Gegenſtand artig zu Papier bringen, zeichnen, coloriren und gruppiren läßt.

Alle Materialien borgt der Dichter, bis auf die Bilder.

Beiwörter ſind dichteriſche Hauptwörter. Es gibt eine Poeſie im Ganzen und eine Poeſie im Einzelnen. So gehört z. B. zu jener Hermann und Dorothee, zu dieſer Luiſe. Jene iſt vielleicht romantiſche, dieſe deſcriptive Poeſie.

Nichts iſt poetiſcher als alle Uebergänge und hete-
rogenen Miſchungen.

Auf dem Theater tyranniſirt der Grundſatz der Nach-
ahmung der Natur. Darnach wird der Werth des Schau-
ſpiels gemeſſen. Die Alten verſtanden das beſſer. Bei
ihnen war alles poetiſcher.

Dichtkunſt iſt wohl nur willkürlicher, thätiger, pro-
duktiver Gebrauch unſerer Organe und vielleicht wäre
Denken ſelbſt nicht viel etwas anderes — denken und
dichten alſo einerlei — denn im Denken wenden ja die
Sinne den Reichthum ihrer Eindrücke zu einer neuen
Art von Eindrücken an — und was daraus entſteht
nennen wir Gedanken.

Die Aeſthetik iſt ganz unabhängig von der Poeſie.

Daß die Poeſie keine Effekte machen ſoll iſt mir klar.
Affekte ſind ſchlechterdings etwas fatales, wie Krankhei-
ten. Selbſt die Rhetorik iſt eine falſche Kunſt, wenn ſie
nicht zu Heilung von Volkskrankheiten und Wahnſinn
methodiſch gebraucht wird. Affekte ſind Arzeneien —
man darf nicht mit ihnen ſpielen.

Die Göthesche Reiſe mit Kraus enthält einen intereſſan-
ten Beitrag zur Kunſt das gewöhnliche Leben zu poetiſiren.

Der Roman handelt vom Leben, ſtellt Leben dar. Ein Mimus wäre er nur in Beziehung auf den Dichter. Oft enthält er Begebenheiten einer Maskerade, eine maskirte Begebenheit unter maskirten Perſonen. Der Roman als ſolcher enthält kein beſtimmtes Reſultat, er iſt nicht Bild und Faktum eines Satzes. Er iſt anſchauliche Ausführung, Realiſirung einer Idee. Aber eine Idee läßt ſich nicht in einen Satz faſſen. Eine Idee iſt eine unendliche Reihe von Sätzen — eine irrationale Größe, unſetzbar, incommenſurabel. Sollte nicht alle Irrationalität relativ ſein? Das Geſetz ihrer Fortſchreitung läßt ſich aber aufſtellen, und nach dieſem iſt ein Roman zu kritiſiren.

Alle rein komiſchen Charaktere müſſen, wie im alten Luſtſpiel, grell und derb gezeichnet ſein — die feinen Nüancen ſind proſaiſch. In der Sphäre der Poeſie iſt alles entſchiedener — jede Funktion iſt höher lebendig, und ſpringt farbiger in die Augen.

Sollte Poeſie nichts als innere Malerei und Muſik u. ſ. w. ſein, freilich modificirt durch die Natur des Gemüths?

Man ſollte nichts darſtellen, was man nicht völlig überſähe, deutlich vernähme und ganz Meiſter deſſelben wäre, z. B. bei Darſtellungen des Ueberſinnlichen.

Es iſt eine Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwiſchen Asmus, Ligne und Voltaire. Auch Jacobi gehört zu den transcendenten Empirikern. Empiriker iſt: in dem die Denkungsart eine Wirkung der Außenwelt und des Fatums iſt, — der paſſive Denker — dem ſeine Philoſophie gegeben wird. Voltaire iſt reiner Empiriker und ſo mehrere franzöſiſche Philoſophen. Ligne neigt bemerklich zu den transcendenten Empirikern. Dieſe machen den Uebergang zu den Dogmatikern. Von da gehts zu den Schwärmern oder den transcendenten Dogmatikern — dann zu Kant — von da zu Fichte und endlich zum magiſchen Idealism.

Die geognoſtiſche oder Landſchaftsphantaſie wird im Meiſter gar nicht berührt. Die Natur läßt Göthe nur ſehr ſelten mitwirken. Im Anfang des vierten Theils einmal. Beim Räuberanfall berührt Göthe nur im Vorbeigehen die romantiſche Waldhöhe mit. Die Außenwelt überhaupt ſelten, — am meiſten noch im vierten Theile.

Geſpräch, Beſchreibung und Reflexion wechſeln im Meiſter mit einander ab. Das Geſpräch iſt der vorwaltende Beſtandtheil. Am wenigſten kommt die bloße Reflexion vor. Oft iſt die Erzählung und Reflexion verwebt, oft die Beſchreibung und das Geſpräch. Das Geſpräch bereitet die Erzählung vor — meiſtens aber die Erzählung das Geſpräch. Schilderung der Charaktere

oder Raiſonnement über die Charaktere wechſelt mit Thatſachen ab. So iſt das ganze Raiſonnement von Thatſachen begleitet, die daſſelbe beſtätigen, widerlegen oder beides nur zum Schein thun. — Der Text iſt nie übereilt, Thatſachen und Meinungen werden beide genau beſtimmt in der gehörigen Folge vorgetragen. Die retardirende Natur des Romans zeigt ſich vorzüglich im Styl. Die Philoſophie und Moral des Romans ſind romantiſch. Das Gemeinſte wird wie das Wichtigſte mit romantiſcher Ironie angeſehen und dargeſtellt. Die Verweilung iſt überall dieſelbe. Die Accente ſind nicht logiſch, ſondern metriſch und melodiſch — wodurch eben jene wunderbare romantiſche Ordnung entſteht, die keinen Bedacht auf Rang und Werth — Erſtheit und Letztheit — Größe und Kleinheit nimmt. Die Beiwörter gehören zur Umſtändlichkeit — in ihrer geſchickten Auswahl und ihrer ökonomiſchen Vertheilung zeigt ſich der poetiſche Takt. Ihre Auswahl wird durch die Idee des Dichterwerks beſtimmt. — Das erſte Buch im Meiſter zeigt, wie angenehm ſich auch gemeine alltägliche Begebenheiten hören laſſen, wenn ſie gefällig modulirt vorgetragen werden, wenn ſie in eine gebildete, geläufige Sprache einfach gekleidet, mäßigen Schritts vorübergehn. Ein ähnliches Vergnügen gewährt ein Nachmittag unterwegs im Schooße einer Familie zugebracht, die ohne ausgezeichnete Menſchen in ſich zu ſchließen, ohne eine ausgeſucht reizende Umgebung zu haben, doch durch die Stetigkeit und Ordnung ihres Haus-

weſens, durch die zuſammenſtimmende Thätigkeit ihrer mäßigen Talente und Einſichten und die zweckmäßige Benutzung und Ausfüllung ihrer Sphäre und Zeit ein gern zurückgerufenes Angedenken hinterläßt.

Die Malerei und Zeichnung ſetzt alles in Fläche und Flächenerſcheinungen, die Muſik alles in Bewegungen, die Poeſie alles in Worte und Sprachzeichen um.

Die Poeſie im ſtrengeren Sinne ſcheint faſt die Mittelkunſt zwiſchen den bildenden und tönenden Künſten zu ſein. Sollte der Takt der Figur und der Ton der Farbe entſprechen? —

Ließe ſich nicht ein umfaſſenderer, kurz höher gradiger Moment im laokoontiſchen Drama als die antike Gruppe denken, vielleicht der wo der höchſte Schmerz in Rauſch — der Widerſtand in Ergebung, das höchſte Leben in Stein übergeht? Sollte der Bildhauer nicht immer den Moment der Petrefaction ergreifen und aufſuchen und darſtellen und auch nur dieſen darſtellen können?

Die gewöhnlichen Fabeln mit ihren Moralen gleichen den Bildern, unter die der Zeichner ſchreiben muß was ſie bedeuten ſollen. Bei Leſſing iſt es oft ein Epigramm unter der Fabel und da iſt es willkommen.

Hat die Muſik nicht etwas von der combinatoriſchen Analyſis und umgekehrt? Zahlenharmonien, Zahlenakuſtik gehört zur combinatoriſchen Analyſis. Die Zähler ſind die mathematiſchen Vokale — alle Zahlen ſind Zähler. — Die combinatoriſche Analyſis führt auf das Zahlenphantaſiren und lehrt die Zahlencompoſitionskunſt, — den mathematiſchen Generalbaß. Die Sprache iſt ein muſikaliſches Inſtrument. Der Dichter, Rhetor und Philoſoph ſpielen und componiren grammatiſch. Eine Fuge iſt durchaus logiſch — oder wiſſenſchaftlich. Sie kann auch poetiſch behandelt werden. Der Generalbaß enthält die muſikaliſche Algeber und Analyſis. Die combinatoriſche Analyſis iſt die kritiſche Algeber und Analyſis, und die muſikaliſche Compoſitionslehre verhält ſich zum Generalbaß wie die combinatoriſche Analyſis zur einfachen Analyſis. Manche mathematiſche Aufgabe läßt ſich nicht einzeln, ſondern nur in Verbindung mit anderen — aus einem höheren Geſichtspunkte — blos durch eine combinatoriſche Operation auflöſen.

Der Dichter iſt der Erfinder der Symptome a priori. Wenn der Philoſoph im gewöhnlichen Sinne gleichſam der chemiſche Analytiker im mathematiſchen Sinn iſt — ſo iſt der Dichter der oryktognoſtiſche Analyſt im mathematiſchen Sinn, der das Unbekannte aus dem Bekannten findet. Da Worte zu den Symptomen gehören, ſo iſt die Sprache eine poetiſche Erfindung, und ſo ſind auch

alle Offenbarungen und Phänomene als ſymptomatiſche Syſteme poetiſchen Urſprungs — Poetik der Natur. Der Philoſoph wäre am Ende auch nur der innere Dichter und ſo alles Wirkliche durchaus poetiſch.

Wird eine Geſchichte ins Märchen gebracht, ſo iſt das ſchon eine fremde Einmiſchung. Eine Reihe artiger und unterhaltender Verſuche, ein abwechſelndes Geſpräch, eine Redute ſind Märchen. Ein höheres Märchen wird es, wenn, ohne den Geiſt des Märchens zu verſcheuchen, irgend ein Verſtand, Zuſammenhang, Bedeutung hinein gebracht wird. Sogar nützlich könnte vielleicht ein Märchen werden. Der Ton des bloßen Märchens iſt abwechſelnd — er kann aber auch einfach ſein.

In Shakespear wechſelt durchaus Poeſie mit Antipoeſie, Harmonie mit Disharmonie ab, das Gemeine, Niedrige, Häßliche mit dem Romantiſchen, Höheren, Schönen, das Wirkliche mit dem Erdichteten, Pedantism und Unnatur der Poeſie, und das iſt mit dem griechiſchen Trauerſpiele gerade der entgegengeſetzte Fall.

Shakespeares Werke und Gedichte gleichen ganz der Boccaziſchen und Cervantesſchen Proſa, eben ſo gründlich, elegant, nett, pedantiſch und vollſtändig.

In Hans Sachs liegt der Entwurf einer eigenen Art von allegoriſcher, ſittlicher, ächtdeutſcher Mythologie.

Des Dichters Reich ſei die Welt, in den Fokus ſeiner Zeit gedrängt. Sein Plan und ſeine Ausführung ſei dichteriſch, das iſt, dichteriſche Natur. Er kann alles brauchen, er muß es nur mit Geiſt amalgamiren, er muß ein Ganzes daraus machen. Das Allgemeine, wie das Beſondere muß er darſtellen — alle Darſtellung iſt im Entgegengeſetzten und ſeine Freiheit im Verbinden macht ihn unumſchränkt. Alle dichteriſche Natur iſt Natur. Ihr gebühren alle Eigenſchaften der letzteren. So individuell ſie iſt, ſo allgemein intereſſant doch. Was helfen uns Beſchreibungen, die Geiſt und Herz kalt laſſen, lebloſe Beſchreibungen der lebloſen Natur — ſie müſſen wenigſtens ſymboliſch ſein, wie die Natur ſelber, wenn ſie auch kein Gemüthszuſtandsſpiel hervorbringen ſollen. Entweder muß die Natur Ideenträger, oder das Gemüth Naturträger ſein. Dieſes Geſetz muß im Ganzen und im Einzelnen wirkſam ſein. Egoiſt darf der Dichter durchaus nicht erſcheinen. Er muß ſich ſelbſt Erſcheinung ſein. Er iſt der Vorſtellungsprophet der Natur, ſo wie der Philoſoph der Naturprophet der Vorſtellung. Jenem iſt das Objektive Alles, dieſem das Subjektive. Jener iſt Stimme des Weltalls, dieſer Stimme des einfachſten Eins, des Prinzips, jener Geſang, dieſer Rede. Jenes Verſchiedenheit vereinigt das

Unendliche, dieſes Mannichfaltigkeit verbindet das Endlichſte. Der Dichter bleibt ewig wahr. Er beharrt im Kreislauf der Natur. Der Philoſoph verändert ſich im ewig Beharrlichen. Das ewig Beharrliche iſt nur im Veränderlichen darſtellbar. Das ewig Veränderliche nur im Bleibenden, Ganzen, gegenwärtigen Augenblick. Vor und nach ſind ihre Bilder. Sie iſt allein Realität. Alle Darſtellung des Dichters muß ſymboliſch oder rührend ſein. Rührend hier für afficirend überhaupt. Das Symboliſche afficirt nicht unmittelbar, es veranlaßt Selbſtthätigkeit. Dies reizt und erregt, jenes rührt und bewegt. Jenes iſt ein Handeln des Geiſtes, dies ein Leiden der Natur, jenes geht vom Schein auf Sein, dies vom Sein auf den Schein, jenes von der Vorſtellung zur Anſchauung, dies von der Anſchauung zur Vorſtellung. Ehemals konnte der Dichter Allen Alles ſein, der Kreis war noch ſo eng, die Menſchen noch gleicher an Kenntniſſen, Erfahrungen, Sitten, Charakter; ein ſolcher bedürfnißloſer Menſch erhob in dieſer Welt einfacher aber ſtärkerer Bedürfniſſe die Menſchen ſo ſchön über ſich ſelbſt, zum Gefühl der höheren Würde der Freiheit, die Reizbarkeit war noch ſo neu.

Tadle nichts Menſchliches. Alles iſt gut, nur nicht überall, nur nicht immer, nur nicht für alle. So mit der Kritik. Bei Beurtheilung von Gedichten z. B. nehme man ſich in acht mehr zu tadeln als, ſtreng genommen,

eigentlicher Kunſtfehler, Miſton in jeder Verbindung iſt. Man weiſe möglichſt genau jedem Gedichte ſeinen Bezirk an, und dies wird Kritik genug für den Wahn ihrer Verfaſſer ſein. Denn nur in dieſer Hinſicht ſind Gedichte zu beurtheilen, ob ſie einen weiten oder engen, einen nahen oder entlegenen, einen finſteren oder hellen, einen hellen oder dunkeln, erhabenen oder niedrigen Standort haben wollen. So ſchreibt Schiller für wenige, Göthe für viele. Man iſt heut zu Tage zu wenig darauf bedacht geweſen, die Leſer anzuweiſen, wie das Gedicht geleſen werden muß, unter welchen Umſtänden es allein gefallen kann. Jedes Gedicht hat ſeine Verhältniſſe zu den mancherlei Leſern und den vielfachen Umſtänden. Es hat ſeine eigne Umgebung, ſeine eigne Welt, ſeinen eignen Gott.

Die Idee eines Ganzen muß durchaus ein äſthetiſches Werk beherrſchen und modificiren. Selbſt in den launigſten Büchern. Wieland, Richter und die meiſten Komiker fehlen hier ſehr oft. Es iſt ſo entſetzlich viel Ueberflüſſiges und Langweiliges, recht eigentliches hors d'oeuvre in ihren Werken. Selten iſt der Plan und die große Vertheilung äſthetiſch. Sie haben nur äſthetiſche oder komiſche Laune, nicht äſthetiſch komiſchen Sinn oder Geiſt.

Schiller geht bei ſeinen Unterſuchungen von einem feſten Punkte aus und kann nachher freilich nie andere Verhältniſſe finden als die Verhältniſſe des Maaßes, von dem er zu beſtimmen ausging. — Schiller zeichnet zu ſcharf, um für das Auge wahr zu ſein, wie Albrecht Dürer, nicht wie Titian, zu idealiſch um, im höchſten Sinn, natürlich zu ſein.

Hiſtorie iſt angewandte Moral und Religion, auch angewandte Anthropologie im allgemeineren Sinne. Daher der wunderbare Zuſammenhang der Geſchichte mit unſerer Beſtimmung — des Chriſtenthums und der Moral.

Wir tragen die Laſten unſerer Väter, wie wir ihr Gutes empfangen haben, und ſo leben die Menſchen in der That in der ganzen Vergangenheit und Zukunft und nirgend weniger als in der Gegenwart.

Im Grunde lebt jeder Menſch in ſeinem Willen. Ein feſter Vorſatz iſt das Univerſal-beruhigende Mittel.

Eine Krankheit kann kein Leben ſein, ſonſt müßte die Verbindung mit Krankheit unſere Exiſtenz erhöhen.

Man lernt Handwerker, Maſchinen, Wiſſenſchaften, Künſte, Menſchen u. ſ. w. durch geſchickte Eintheilung

und zweckmäßige ſucceſſive Betrachtung am leichteſten und beſten kennen.

Langeweile iſt Hunger.

Die Kinder ſind Antiken. Auch die Jugend iſt antik. Aber nicht alle Jünglinge ſind Jünglinge. Die Erwachſenen ſind die Jüngeren in andere Beziehung. — Kinder ſind noch terrae incognitae.

Sollte die Natur nicht verſtändlich ſein, gar keines Commentars bedürftig? bloße Beſchreibung, reine Erzählung hinlänglich?

Die Sprache iſt für die Philoſophie was ſie für Muſik und Malerei iſt, nicht das rechte Medium der Darſtellung.

Durch die Welt wie ſie iſt ſind die Menſchen Menſchen — daher ihr Drang nach Einverſtändniß, denn dadurch ſind ſie Menſchen.

Man iſt allein mit allem was man liebt.

Bedürfniß nach Liebe verräth ſchon eine vorhandene Entzweiung in uns. Bedürfniß verräth immer Schwäche.

Die Ehe iſt das höchſte Geheimniß. Die Ehe iſt bei uns ein populariſirtes Geheimniß. Schlimm, daß bei uns nur die Wahl zwiſchen Ehe und Einſamkeit iſt. Die Extreme ſind es — aber wie wenig Menſchen ſind einer eigentlichen Ehe fähig — wie wenig können auch Einſamkeit ertragen. — Es gibt Verbindungen aller Art. Eine unendliche Verbindung iſt die Ehe. — Iſt die Frau der Zweck des Mannes und iſt die Frau ohne Zweck?

Es iſt ein inniges Wohlſein im Waſſer, eine Wolluſt in der Waſſerberührung.

Spielen iſt experimentiren mit dem Zufall.

Aus Kraftmangel ſcheint alle Unzufriedenheit und mancher andere Fehler zu entſtehn.

Es iſt die Möglichkeit eines unendlich reizenden Schmerzes da.

Kann eine Auferweckung eines fremden Bewußtſeins, Belebung einer fremden Perſönlichkeit im inneren Gemüthe zum Behuf einer Ehe vorkommen?

Was ich will, das kann ich. Bei dem Menſchen iſt kein Ding unmöglich.

Denken iſt eine Muskelbewegung.

Schmerz ſollte eigentlich der gewöhnliche Zuſtand und Freude das ſein was jetzt Schmerz und Noth iſt.

Der Gegenſatz von Leib und Geiſt iſt einer der allermerkwürdigſten und gefährlichſten. Dieſer Gegenſatz ſpielt eine große hiſtoriſche Rolle.

Die Blumenwelt iſt eine unendliche Ferne.

Fremdheit — geheimnißvoller Reiz — und gezähmte Rohheit — demüthige Stärke — dienende Kraft — dies ſind die Elemente der gewöhnlichen Wolluſt.

Der Hiſtoriker muß im Vortag oft Redner werden — Er trägt ja Evangelien vor, denn die ganze Geſchichte iſt Evangelium.

Krankheiten müſſen als körperlicher Wahnſinn und zwar als fixe Ideen zum Theil angeſehen werden.

Das iſt ein eigener Reiz der Republik, daß ſich alles in ihr viel freier äußert. Tugenden und Laſter, Sitten und Unarten, Geiſt und Dummheit, Talent und Ungeſchicklichkeit treten viel ſtärker hervor, und ſo gleicht eine

Republik dem tropiſchen Klima, nur nicht in der Regelmäßigkeit der Witterung.

Das Gefühl der Geſundheit, des Wohlbehagens, der Zufriedenheit iſt durchaus perſönlich, zufällig und hängt nur indirekt von äußeren Umſtänden ab. Daher alles Suchen es nicht hervorbringt, und vielleicht liegt hier der reale Grund aller mythologiſchen Perſonificationen.

Es iſt mit dem geiſtigen Genuß wie mit dem leiblichen Eſſen. Es kommt viel auf Magen, Geſundheit, Alter, Zeit, Gewohnheit u. ſ. w. an. Beſchäftigungen ſind Abſonderungen, Genuß oder Ableitungen.

Für Gott gibt es gar keinen Teufel — aber für uns iſt er ein leider ſehr wirkſames Hirngeſpinnſt.

Die Welt iſt ein Syſtem nothwendiger Vorausſetzungen — eine Vergangenheit, ein Ante eigner Art — unſre Ewigkeit a parte ante vielleicht. Grundſätze, Gedanken und Zwecke gehören zu der Ewigkeit a parte post — zur nothwendigen Zukunft — ſie machen ein Syſtem der nothwendigen Folge aus. Aus der wirklichen oder Idealwelt entſpringt die gegenwärtige Welt, die eine Miſchung aus feſter und flüſſiger, ſinnlicher und intellektualer Welt iſt.

Verſtand und Phantaſie werden durch Zeit und Raum auf das ſonderbarſte vereinigt und man kann ſagen, daß jeder Gedanke, jede Erſcheinung unſers Gemüths das individuellſte Glied eines durchaus eigenthümlichen Ganzen iſt.

Sollten die Naturkräfte gerade in gegenſeitigen und individuellen Verhältniſſen ſtehen wie die Glieder an unſerem Körper?

Wer keinen Sinn für Religion hätte — müßte doch an ihrer Stelle etwas haben, was für ihn das wäre was andern die Religion iſt, und daraus mögen wohl viele Streite entſtehen, da beide Gegenſtände und Sinne Aehnlichkeit haben müſſen und jeder dieſelben Worte für das Seinige braucht und doch Beide ganz verſchieden ſind — ſo muß daraus manche Confuſion entſpringen.

Predigten müſſen Aſſociationen göttlicher Inſpirationen, himmliſcher Anſchauungen ſein.

Die muſikaliſchen Verhältniſſe ſcheinen mir recht eigentlich die Grundverhältniſſe der Natur zu ſein.

Genialiſche, edle, divinatoriſche, wunderthätige, kluge, dumme u. ſ. w. Pflanzen, Thiere, Steine, Elemente u. ſ. w. — Unendliche Individualität dieſer Weſen, — ihr

muſikaliſcher und Individualſinn — ihr Charakter — ihre Neigungen u. ſ. w. Es ſind vergangene geſchichtliche Weſen.

Predigten ſollten eigentlich Legenden heißen, denn der eigentliche Stoff der Predigten iſt der Legendenſtoff.

Religion kann man nicht anders verkündigen wie Liebe und Patriotism. Wenn man Jemand verliebt machen wollte, wie finge man das wohl an?

Jede unrechte Handlung, jede unwürdige Empfindung iſt eine Untreue gegen die Geliebte, ein Ehebruch.

Es gibt keine Religion die nicht Chriſtenthum wäre.

Religioſität der Phyſiognomik. Heilige unerforſchliche Hieroglyphe jeder Menſchengeſtalt! Schwierigkeit Menſchen wahrhaft zu ſehen. Relativität und Falſchheit der Begriffe von ſchönen und häßlichen Menſchen. Recht häßliche Menſchen können unendlich ſchön ſein. Oftere Beobachtung der Mienen. Einzelne Offenbarungsmomente dieſer Hieroglyphe.

Iſt ein wahrer Unterſchied zwiſchen Weltlichem und Geiſtlichem? Oder iſt gerade dieſe Polarität unſerer Theologie noch altteſtamentlich? Judaism iſt dem Chriſten-

thum ſchnurſtracks entgegen und liegt wie dieſes allen Theologien gewiſſermaßen zum Grunde.

Der ächt gothiſche Tempel iſt wahrhaft religiös.

Der Philoſoph lebt von Problemen wie der Menſch von Speiſen. Ein unauflösliches Problem iſt eine unverdauliche Speiſe. — Was die Würze an den Speiſen, das iſt das Paradoxe an den Problemen. Wahrhaft aufgelöſt wird ein Problem wenn es als ſolches vernichtet wird. So auch mit den Speiſen. Der Gewinn von Beiden iſt die Thätigkeit, die bei Beiden erregt wird. Jedoch gibt es auch nährende Probleme wie nährende Speiſen, deren Elemente ein Zuwachs meiner Intelligenz werden. Durch Philoſophiren, inſofern es eine abſolute Operation iſt, wird aber meine Intelligenz, außer der unaufhörlichen Erneuerung, auch fortwährend ameliorirt — welches bei den Speiſen nur bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt ſtatt findet. Eine ſchleunige Amelioration unſerer Intelligenz iſt ſo bedenklich wie ein plötzliches Starkwerden. Der wahre Schritt der Geſundheit und Beſſerung iſt langſam — wenn es gleich auch hier, nach den verſchiedenen Conſtitutionen, verſchiedene Reihen der Geſchwindigkeiten gibt. So wenig man alſo ißt, um ganz neue fremde Stoffe zu erwerben — ſo wenig philoſophirt man um ganz neue fremde Wahrheiten zu finden. Man philoſophirt gerade darum warum man lebt. Sollte

man einmal dahin kommen, ohne gegebene Nahrungsmittel zu leben, ſo wird man auch ſo weit kommen, ohne gegebene Probleme zu philoſophiren, — wenn nicht gar einige ſchon ſo weit ſind.

Man weiß und macht eigentlich nur was man wiſſen und machen will. Die Schwierigkeit iſt nur dies zu finden. Genaue Betrachtung des erſten Moments der erſcheinenden Velleität, der gleichſam der Keim iſt, wird uns überzeugen, daß hier alles ſchon drinn liegt was ſich nachher nur entwickelt und abklärt. — Wir wiſſen nur in ſo weit wir machen.

Iſt es nicht genug zu wiſſen, daß wir in dieſem Leben einen Flug zu beginnen fähig ſind, den der Tod, ſtatt ihn zu unterbrechen, vielmehr beſchleunigt, da deſſen Fortſetzung einzig und allein von der unwandelbaren Richtung unſers freien Willens abhängt.

Weisheit muß man hienieden nicht beim Genie, ſondern bei den Mittelmäßigen ſuchen. Mit Genie verbunden macht ſie Epoche, thut Wunder.

Die Individualität in der Natur iſt ganz unendlich. Wie ſehr belebt dieſe Anſicht unſere Hoffnungen von der Perſonalität des Univerſums.

Manche haben mehr eine räumliche Perſonalität, andere mehr eine zeitliche. Sollte dies der Unterſchied unter Helden und Künſtlern ſein?

Alles Gute in der Welt iſt unmittelbare Wirkſamkeit Gottes. In jedem Menſchen kann mir Gott erſcheinen. Am Chriſtenthum hat man Ewigkeiten zu ſtudiren. Es wird einem immer höher, mannichfacher und herrlicher.

In der Schellingſchen Naturphiloſophie wird ein beſchränkter Begriff der Natur und der Philoſophie vorausgeſetzt. — Schelling iſt der Philoſoph der neueren Chemie, der abſolute Origeniſt. —

Das Syſtem der Moral hat große Anwartſchaft auch das einzig mögliche Syſtem der Philoſophie zu ſein.

Philoſophie iſt nur praktiſch darſtellbar und läßt ſich wie Geniethätigkeit überhaupt nicht beſchreiben.

Simplification und Combination der Wiſſenſchaften, Verwandlung aller Wiſſenſchaften in Eine iſt freilich eine philoſophiſche Aufgabe und eine abſolute Forderung der Luſt zu wiſſen.

Krankheiten ſind gewiß ein höchſt wichtiger Gegenſtand der Menſchheit, da ihrer ſo unzählige ſind und

jeder Menſch ſo viel mit ihnen zu kämpfen hat. Noch kennen wir nur ſehr unvollkommen die Kunſt ſie zu benutzen. Wahrſcheinlich ſind ſie der intereſſanteſte Reiz und Stoff unſers Nachdenkens und unſerer Thätigkeit. Hier laſſen ſich gewiß unendliche Früchte erndten, beſonders, wie mich dünkt, im intellektuellen Felde, im Gebiete der Moral, Religion und Gott weiß in welchem wunderbaren Gebiete noch. Wie wenn ich ein Prophet dieſer Kunſt werden ſollte?

Sollte nicht eine Naturmythologie möglich ſein? — Mythologie hier in meinem Sinne, als freie poetiſche Erfindung, die die Wirklichkeit ſehr mannichfach ſymboliſirt u. ſ. w.

Sehr Vieles in der Schrift iſt lokal und temporell, ſiehe das alte Teſtament. — In den Evangelien liegen die Grundzüge künftiger und höherer Evangelien.

Das Poëm des Verſtandes iſt Philoſophie. Es iſt der höchſte Schwung, den der Verſtand ſich über ſich ſelbſt gibt. — Einheit des Verſtandes und der Einbildungskraft. — Ohne Philoſophie bleibt der Menſch in ſeinen weſentlichſten Kräften uneins. — Es ſind zwei Menſchen — Ein Verſtändiger — und Ein Dichter. Ohne Philoſophie unvollkommner Dichter, ohne Philoſophie unvollkommner Denker, Urtheiler.

Alles Myſtiſche iſt perſonell und mithin eine Elementar-Variation des Weltalls.

Gemeinſchaftlicher Wahnſinn hört auf Wahnſinn zu ſein und wird Magie, Wahnſinn nach Regeln und mit vollem Bewußtſein.

Es iſt ein ſtarker Beweis wie weit wir ſchon ſind, daß wir ſo verächtlich von unſeren Fortſchritten, von unſerer Stufe denken.

Wir werden die Welt verſtehn wenn wir uns ſelbſt verſtehn, weil wir und ſie integrante Hälften ſind. Gotteskinder, göttliche Keime ſind wir. Einſt werden wir ſein was unſer Vater iſt.

Das Schöne iſt das Sichtbare katexochin.

Wie wenig Menſchen haben ſich nur zu einer mannichfaltigen, ſchweigend totalen Aufmerkſamkeit auf alles was um und in ihnen in jedem Augenblicke vorgeht erzogen! Bonnets Bemerkung: Aufmerkſamkeit iſt Mutter des Genies.

Es iſt mit dem Volke wie mit den Weibern — Es hat für alles Leidenſchaft was ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zieht. Es ſucht in dieſem Gegenſtande alles, denn

es fühlt durch denſelben ſein unendliches Weſen in dunkler Ahndung. Je ſchwächer der Menſch, deſto mächtiger, ahndungsvoller und behaglicher dünkt ihm ein leidenſchaftlicher Zuſtand. Es iſt ihm genug, daß er geweckt und gerührt wird — was ihn weckt und rührt iſt ihm einerlei — er iſt noch nicht gebildet genug, um irgend eine Wahl zu treffen und die erregenden Gegenſtände zu ordnen und zu unterſcheiden, oder gar manchem ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu verſagen.

Man würde mit vielen Menſchen zufrieden ſein, wenn man die Betrachtung nicht ganz über die entgegengeſetzte vergäße: was dieſe Menſchen nicht Alles ſein könnten, oder wie viel ſchlimmer und geringer ſie ſo leicht ſein könnten.

Was fehlt Einem, wenn man brave, rechtliche Aeltern, achtungs- und liebenswerthe Freunde, geiſtvolle und mannichfache Bekannte, einen unbeſcholtenen Ruf, eine gefällige Geſtalt, convenzionelle Lebensart, einen meiſtens geſunden Körper, angemeſſene Beſchäftigungen, angenehme und nützliche Fertigkeiten, eine heitere Seele, ein mäßiges Auskommen, mannichfaltige Schönheiten der Natur und Kunſt um ſich her, ein im Ganzen zufriedenes Gewiſſen — und entweder die Liebe, die Welt und das Familienleben noch vor ſich oder die Liebe neben ſich, die Welt hinter ſich und eine gut gerathene Familie um ſich

hat? — Ich dächte, dort nichts als fleißigen Muth und geduldiges Vertrauen — hier nichts als Glauben und ein freundlicher Tod.

Aller Reiz zieht an. Die Reizung identificirt. Alle Reize in Einem gedacht iſt Ich und Nicht Ich. —

Je lockerer, deſto reizbarer, — je dichter, deſto reizfähiger.

Ein Premierminiſter, ein Fürſt, ein Direktor überhaupt hat nur Menſchen und Künſtler — Charakter und Talentkenntniß nöthig.

Den Organism wird man gar nicht ohne Vorausſetzung einer Weltſeele, wie den Weltplan nicht ohne Vorausſetzung eines Weltvernunftweſens erklären können.

Wie das Licht bei dem Reiben des Stahls an den Stein, der Ton bei der Berührung des Bogens und der Saite, die Zuckung bei Schließung und Oeffnung der galvaniſchen Kette erfolgt, ſo vielleicht das Leben bei Erweckung — Penetration — des organiſchen Stoffes. — Indirekte Conſtruktion. Das Rechte erſcheint von ſelbſt, wenn die Bedingungen ſeiner Erſcheinung eintreten. Die mechaniſche Operation verhält ſich durchaus zu dem höheren Reſultat wie Stahl, Stein und Berührung zum Funken. —

Jede Wirkung ist von einem höheren Genius begleitet.

Die individuelle Seele soll mit der Weltseele übereinstimmend werden.

Licht ist auf jeden Fall Aktion — Licht ist wie Leben, wirkende Wirkung — ein nur im Zusammentreffen gehöriger Bedingungen sich offenbarendes. Licht macht Feuer. Licht ist der Genius des Feuerprozesses.

Merkmal der Krankheit ist der Selbstzerstörungsinstinkt — So alles Unvollkommne — so selbst das Leben, oder besser, der organische Stoff. —

Kälte ist ein indirekter Reiz — sie lockt bei gesunden Körpern mehrere Wärme hervor. Einen durchaus Gesunden erhält nichts so sehr in lebhafter Thätigkeit als ein abwechselnder Mangel und Ueberfluß an Reizen — ihn reizt der Mangel zum Ersatz — ihn bringt der Ueberfluß zur Mäßigung und Hemmung der Funktion, der Ueberfluß bestimmt ihn zur Verminderung der Thätigkeit. — Der Mangel setzt den Gesunden in Thätigkeit und der Ueberfluß in Ruhe. Sollten Kunstwerke nicht Produkte der gesunden Unthätigkeit sein?

Organiſationstrieb iſt Trieb Alles in Werkzeug und Mittel zu verwandeln.

Die Frage nach dem Grunde, dem Geſetze einer Erſcheinung u. ſ. w. iſt eine abſtrakte, d. h. von dem Gegenſtande weg, dem Geiſte zu gerichtete Frage. Sie geht auf Zueignung, Aſſimilation des Gegenſtandes. Durch Erklärung hört der Gegenſtand auf fremd zu ſein.

Wiſſenſchaften zerſetzen ſich in Wiſſenſchaften, Sinne in Sinne. Je limitirter und beſtimmter, deſto praktiſcher. Von dem Hange der Gelehrten, ihre Wiſſenſchaft zu univerſaliſiren. Dadurch werden verſchiedne Gegenſtände Ein Gegenſtand, daß verſchiedne Sinne Einer werden.

Vermiſchter Willen und Wiſſenstrieb — iſt Glaube.

Alle abſolute Empfindung iſt religiös.

Hypochondrie iſt eine ſehr merkwürdige Krankheit. Es gibt eine kleine und eine erhabene Hypochondrie. Von hier aus muß man in die Seele einzudringen ſuchen.

Sollen Körper und Seele vielleicht auf gewiſſe Weiſe getrennt ſein — und iſt es nicht Schwäche, wenn jede Affektion des Einen gleich auch Affektion des Andern iſt — ohne Dazwiſchenkunft des Willens.

Bei den Alten war die Religion ſchon gewiſſermaßen das was ſie bei uns werden ſoll, praktiſche Poeſie.

Das Genießen und machen laſſen ſcheint in der That edler als das Verfertigen, als das Hervorbringen — das Zuſehn als das Thun — das Denken als das Realiſiren oder das Sein.

Sollte es nicht ein abſolutes Bedürfniß geben, das gerade Ausſchluß der übrigen möglich machte — Liebe, Geſammtleben mit geliebten Perſonen?

Thätigkeit läßt uns am leichteſten unſern Kummer vergeſſen, aber ſollen wir manchen Verluſt vergeſſen?

Was muß ich lernen? Was kann nur gelernt werden? Aus Lernen und Hervorbringen entſteht die wiſſenſchaftliche Bildung.

Allzuheftige Unleidlichkeit des Unvollkommnen iſt Schwäche.

Man kann ſeine Ehre in Alles ſetzen — und man ſoll ſie nur in Eins ſetzen.

Baader iſt ein realer Pſycholog und ſpricht die ächte pſychologiſche Sprache. Reale Pſychologie iſt auch vielleicht das für mich beſtimmte Feld.

Ein blühendes Land iſt doch wohl ein königlicheres Kunſtwerk als ein Park. Ein geſchmackvoller Park iſt eine engliſche Erfindung. Ein Land, das Herz und Geiſt befriedigt, dürfte eine deutſche Erfindung werden; und der Erfinder wäre doch wohl der König aller Erfinder.

Der Beſte unter den ehemaligen franzöſiſchen Monarchen hatte ſich vorgeſetzt, ſeine Unterthanen ſo wohlhabend zu machen, daß jeder alle Sonntage ein Huhn mit Reiß auf ſeinen Tiſch bringen könnte. Würde nicht die Regierung aber vorzuziehn ſein, unter welcher der Bauer lieber ein Stück verſchimmelt Brod äße, als Braten in einer andern, und Gott für das Glück herzlich dankte, in dieſem Lande geboren zu ſein?

Macht nur die Berge gleich, das Meer wird es euch Dank wiſſen. Das Meer iſt das Element von Freiheit und Gleichheit. Indeß warnt es, auf Lager von Schwefelkies zu treten, ſonſt iſt der Vulkan da, und mit ihm der Keim eines neuen Continents.

Ein wahrhaftes Königspaar iſt für den ganzen Menſchen, was eine Conſtitution für den bloßen Verſtand iſt.

Man kann ſich für eine Conſtitution nur wie für einen Buchſtaben intereſſiren. Iſt das Zeichen nicht ein ſchönes Bild, oder ein Geſang, ſo iſt Anhänglichkeit an Zeichen die verkehrteſte aller Neigungen. —

Was iſt ein Geſetz, wenn es nicht Ausdruck des Willens einer geliebten, achtungswerthen Perſon iſt? Bedarf der myſtiſche Souverain nicht, wie jede Idee, eines Symbols, und welches Symbol iſt würdiger und paſſender, als ein liebenswürdiger, trefflicher Menſch? Die Kürze des Ausdrucks iſt doch wohl etwas werth, und iſt nicht ein Menſch ein kürzerer, ſchönerer Ausdruck eines Geiſtes als ein Collegium? Wer recht viel Geiſt hat, den hemmen Schranken und Unterſchiede nicht; ſie reizen ihn vielmehr. Nur der Geiſtloſe fühlt Laſt und Hemmung. Uebrigens iſt auch ein geborner König beſſer als ein gemachter. Der beſte Menſch wird eine ſolche Erhebung nicht ohne Alteration ertragen können. Wer ſo geboren iſt, dem ſchwindelt nicht, den überreizt auch eine ſolche Lage nicht. Und iſt am Ende nicht die Geburt die primitive Wahl? Die müſſen ſich nicht lebendig in ſich gefühlt haben, die die Freiheit dieſer Wahl, die Einmüthigkeit bei derſelben bezweifeln.

Wer hier mit ſeinen hiſtoriſchen Erfahrungen angezogen kommt, weiß gar nicht, wovon ich rede, und auf welchem Standpunkt ich rede; dem ſprech ich arabiſch,

und er thut am beſten, ſeines Weges zu gehn und ſich nicht unter Zuhörer zu miſchen, deren Idiom und Landesart ihm durchaus fremd iſt.

Meinethalben mag jetzt der Buchſtabe an der Zeit ſein. Es iſt kein großes Lob für die Zeit, daß ſie ſo weit von der Natur entfernt, ſo ſinnlos für Familienleben, ſo abgeneigt der ſchönſten poetiſchen Geſellſchaftsform iſt. Wie würden unſre Kosmopoliten erſtaunen, wenn ihnen die Zeit des ewigen Friedens erſchiene und ſie die höchſte gebildetſte Menſchheit in monarchiſcher Form erblickten? Zerſtäubt wird dann der papierne Kitt ſein, der jetzt die Menſchen zuſammen kleiſtert, und der Geiſt wird die Geſpenſter, die ſtatt ſeiner in Buchſtaben erſcheinen und von Federn und Preſſen zerſtückelt ausgingen, verſcheuchen, und alle Menſchen wie ein paar Liebende zuſammen ſchmelzen.

Der König iſt das gediegene Lebensprinzip des Staats; ganz daſſelbe, was die Sonne im Planetenſyſtem iſt. Zunächſt um das Lebensprinzip her, erzeugt ſich mithin das höchſte Leben im Staate, die Lichtatmoſphäre. Mehr oder weniger erregt iſt es in jedem Staatsbürger. Die Aeußerungen des Staatsbürgers in der Nähe des Königs werden daher glänzend, und ſo poetiſch als möglich, oder Ausdruck der höchſten Belebung ſein. Da nun in der höchſten Belebung der Geiſt zugleich am wirkſamſten iſt,

die Wirkungen des Geiſtes Reflexionen ſind, die Reflexion aber, ihrem Weſen nach, bildend iſt, mit der höchſten Belebung alſo die ſchöne, oder vollkommene Reflexion verknüpft iſt, ſo wird auch der Ausdruck des Staatsbürgers in der Nähe des Königs Ausdruck der höchſten, zurückgehaltenen Kraftfülle, Ausdruck der lebhafteſten Regungen, beherrſcht durch die achtungsvollſte Beſonnenheit, ein unter Regeln zu bringendes Betragen ſein. Ohne Etiquette kann kein Hof beſtehn. Es gibt aber eine natürliche Etiquette, die ſchöne, und eine erkünſtelte modiſche, die häßliche. Herſtellung der erſtern wird alſo keine unwichtige Sorge des denkenden Königs ſein, da ſie einen bedeutenden Einfluß auf den Geſchmack und die Liebe für die monarchiſche Form hat.

Jeder Staatsbürger iſt Staatsbeamter. Seine Einkünfte hat er nur als ſolcher. Man hat ſehr unrecht, den König den erſten Beamten des Staats zu nennen. Der König iſt kein Staatsbürger, mithin auch kein Staatsbeamter. Das iſt eben das Unterſcheidende der Monarchie, daß ſie auf dem Glauben an einen höhergebornen Menſchen, auf der freiwilligen Annahme eines Idealmenſchen, beruht. Unter meines Gleichen kann ich mir keinen Obern wählen; auf Einen, der mit mir in der gleichen Frage befangen iſt, nichts übertragen. Die Monarchie iſt deswegen ächtes Syſtem, weil ſie an einen abſoluten Mittelpunkt geknüpft iſt; an ein Weſen, was zur Menſchheit, aber nicht zum Staate gehört. Der

König iſt ein zum irdiſchen Fatum erhobener Menſch. Dieſe Dichtung drängt ſich dem Menſchen nothwendig auf. Sie befriedigt allein eine höhere Sehnſucht ſeiner Natur. Alle Menſchen ſollen thronfähig werden. Das Erziehungsmittel zu dieſem fernen Ziel iſt ein König. Er aſſimilirt ſich allmählig die Maſſe ſeiner Unterthanen. Jeder iſt entſproſſen aus einem uralten Königsſtamm. Aber wie wenige tragen noch das Gepräge dieſer Abkunft?

Ein Regent kann für die Erhaltung ſeines Staats in den jetzigen Zeiten gewiß nicht zweckmäßiger ſorgen, als wenn er ihn vielmöglichſt zu individualiſiren ſucht.

Die alte Hypotheſe, daß die Kometen die Revolutionsfackeln des Weltſyſtems wären, gilt gewiß für eine andere Art von Kometen, die periodiſch das geiſtige Weltſyſtem revolutioniren und verjüngen. Der geiſtige Aſtronom bemerkt längſt den Einfluß eines ſolchen Kometen auf einen beträchtlichen Theil des geiſtigen Planeten, den wir die Menſchheit nennen. Mächtige Ueberſchwemmungen, Veränderungen der Klimate, Schwankungen des Schwerpunkts, allgemeine Tendenz zum Zerfließen, ſonderbare Meteore ſind die Symptome dieſer heftigen Incitation, deren Folge den Inhalt eines neuen Weltalters ausmachen wird. So nöthig es vielleicht iſt, daß in gewiſſen Perioden alles in Fluß gebracht wird, um neue, reinere Kryſtalliſation zu veranlaſſen, ſo un=

entbehrlich ist es jedoch ebenfalls diese Krisis zu mildern, und die totale Zerfließung zu behindern, damit ein Stock übrig bleibe, ein Kern, an den die neue Masse anschieße und in neuen, schönen Formen sich um ihn her bilde.

Das Feste ziehe sich also immer fester zusammen, damit der überflüssige Wärmestoff vermindert werde, und man spare kein Mittel, um das Zerweichen der Knochen, das Zerlaufen der typischen Faser zu verhindern.

Würde es nicht Unsinn sein, eine Krisis permanent zu machen, und zu glauben, der Fieberzustand sei der ächte, gesunde Zustand, an dessen Erhaltung dem Menschen alles gelegen sein müßte? Wer möchte übrigens an seiner Nothwendigkeit, an seiner wohlthätigen Wirksamkeit zweifeln.

Diejenigen, die in unsern Tagen gegen Fürsten, als solche, declamiren, und nirgends Heil statuiren als in der neuen, französischen Manier, auch die Republik nur unter der repräsentativen Form erkennen, und apodiktisch behaupten, daß nur da Republik sei, wo es Primair- und Wahlversammlungen, Directorium und Räthe, Municipalitäten und Freiheitsbäume gäbe, die sind armselige Philister, leer an Geist und arm an Herzen, Buchstäbler, die ihre Seichtigkeit und innerliche Blöße unter der imposanten Maske des Kosmopolitismus zu verstecken suchen, und diese Gegner, wie die Obscuranten verdienen das Gleiche, damit der Frosch- und Mäusekrieg vollkommen versinnlicht werde.

Der Grund aller Verkehrtheit in Geſinnungen und Meinungen iſt — Verwechſelung des Zwecks mit dem Mittel.

Genau haben die meiſten Revolutioniſten gewiß nicht gewußt, was ſie wollten — Form, oder Unform.

Revolutionen beweiſen eher gegen die wahre Energie einer Nation. Es gibt eine Energie aus Kränklichkeit und Schwäche — die gewaltſamer wirkt, als die wahre — aber leider mit noch tieferer Schwäche aufhört.

Wenn man von einer Nation urtheilt, ſo beurtheilt man meiſtens nur den vorzüglich ſichtbaren, den frappanten Theil der Nation.

Kein Argument iſt der alten Regierung nachtheiliger, als dasjenige, was man aus der disproportionellen Stärke der Glieder des Staats, die in einer Revolution zum Vorſchein kommt, ziehen kann. Seine Verwaltung muß höchſt fehlerhaft geweſen ſein, daß viele Theile fehlerhaft werden konnten und eine ſo hartnäckige Schwäche überall einwurzelte.

Je ſchwächer ein Theil iſt, deſto mehr zu Unordnungen und Entzündungen geneigt.

Was ſind Sklaven? Völlig geſchwächte, comprimirte Menſchen. Was ſind Sultane? Durch heftige Reizungen incitirte Sklaven. Wie endigen Sultane und Sklaven? Gewaltſam. — Jene leicht als Sklaven, dieſe leicht als Sultane, d. h. phrenitiſch, hirnwüthig. Wie können Sklaven kurirt werden? Durch ſehr behutſame Freilaſſungen und Aufklärungen. Man muß ſie wie Erfrorne behandeln. Sultane? Auf die Art, wie Dionyſius und Kröſus kurirt wurden. Mit Schrecken, Faſten und Kloſterzwang angefangen und allmählig mit Stärkungsmitteln geſtiegen. Sultane und Sklaven ſind das Extrem. Es gibt noch viel Mittelklaſſen bis zum König und dem ächten Cyniker — der Klaſſe der vollkommenſten Geſundheit. Terroriſten und Hofſchranzen gehören ſo ziemlich in die nächſte Klaſſe nach Sultanen und Sklaven — und gehen ſo in einander über, wie dieſe. Beides ſind die Repräſentanten der beiden Krankheitsformen einer ſehr ſchwachen Conſtitution.

Die geſundeſte Conſtitution unter einem Maximum von Reizen repräſentirt der König, — dieſelbe unter einem Minimum von Reizen — der ächte Cyniker. Je gleicher beide ſind, je leichter und unveränderter ſie ihre Rollen verwechſeln könnten, deſto mehr nähert ſich ihre Conſtitution dem Ideal der vollkommenen Conſtitution. Je unabhängiger alſo der König von ſeinem Thron lebt, deſto mehr iſt er König.

Alle Reize ſind relativ — ſind Größen — bis auf Einen, der iſt abſolut — und mehr als Größe.

Die vollkommenſte Conſtitution entſteht durch Incitation und abſolute Verbindung mit dieſem Reize. Durch ihn kann ſie alle übrige entbehren — denn er wirkt anfänglich ſtärker im Verhältniß, daß die relativen Reize abnehmen, und umgekehrt. Hat er ſie aber einmal ganz durchdrungen, ſo wird ſie völlig indifferent gegen die relativen Reize. Dieſer Reiz iſt — abſolute Liebe.

Ein Cyniker und ein König ohne ſie, ſind nur Titulaturen.

Jede Verbeſſerung unvollkommener Conſtitutionen läuft darauf hinaus, daß man ſie der Liebe fähiger macht.

Der beſte Staat beſteht aus Indifferentiſten dieſer Art.

In unvollkommenen Staaten ſind ſie auch die beſten Staatsbürger. Sie nehmen an allem Guten Theil, lachen über die Alfanzereien ihrer Zeitgenoſſen im Stillen, und enthalten ſich von allem Uebel. Sie ändern nicht, weil ſie wiſſen, daß jede Aenderung der Art und unter dieſen Umſtänden nur ein neuer Irrthum iſt, und das Beſte nicht von außen kommen kann. Sie laſſen alles in ſei-

nen Würden, und ſo wie ſie keinen geniren — ſo genirt auch ſie keiner, und ſind überall willkommen.

Der jetzige Streit über die Regierungsformen iſt ein Streit über den Vorzug des reifen Alters, oder der blühenden Jugend.

Republik iſt das Fluidum deferens der Jugend. Wo junge Leute ſind, iſt Republik.

Mit der Verheirathung ändert ſich das Syſtem. Der Verheirathete verlangt Ordnung, Sicherheit, und Ruhe — er wünſcht.

Als Familie, in Einer Familie zu leben — in einem regelmäßigen Hausweſen — er ſucht eine ächte Monarchie.

Ein Fürſt ohne Familiengeiſt iſt kein Monarch.

Aber wozu ein einziger, unbeſchränkter Hausvater? Welcher Willkühr iſt man da nicht ausgeſetzt?

In allen relativen Verhältniſſen iſt das Individuum einmal für allemal der Willkühr ausgeſetzt — und wenn ich in eine Wüſte ginge — iſt da nicht mein weſentliches Intereſſe der Willkühr meiner Individualität noch

ausgeſetzt? Das Individuum, als ſolches, ſteht ſeiner Natur nach unter dem Zufall. In der vollkommenen Demokratie ſteh ich unter ſehr vielen, in repräſentativer Democratie unter Wenigern, in der Monarchie unter Einem willkührlichen Schickſale.

Aber fordert nicht die Vernunft, daß Jeder ſein eigener Geſetzgeber ſei? Nur ſeinen eigenen Geſetzen ſoll der Menſch gehorchen.

Wenn Solon und Lycurg wahre, allgemeine Geſetze, Geſetze der Menſchheit gegeben haben, — woher nahmen ſie dieſelben? — Hoffentlich aus dem Gefühl ihrer Menſchheit und ſeiner Beobachtung. Wenn ich ein Menſch bin, wie ſie, woher nehme ich meine Geſetze? Doch wohl aus derſelben Quelle — und bin ich, wenn ich dann nach Solons und Lycurgs Geſetzen lebe, der Vernunft untreu? Jedes wahre Geſetz iſt mein Geſetz — ſagen und aufſtellen mag es, wer es will. Dieſes Sagen und Aufſtellen aber, oder die Beobachtung des urſprünglichen Gefühls und ihre Darſtellung muß doch nicht ſo leicht ſein, — ſonſt würden wir ja keiner beſondern geſchriebenen Geſetze bedürfen? Es muß alſo wohl eine Kunſt ſein? So auch das Geſetz anzuwenden, ſcheint in der That eine langwierige Uebung und Schärfung der Urtheilskraft vorauszuſetzen. Wodurch entſtanden Stände und Zünfte? — aus Mangel an Zeit und Kräften des Einzelnen.

Jeder Menſch konnte bisher nicht alle Künſte und Wiſſenſchaften lernen und zugleich treiben — ſich nicht alles in Allem ſein. Die Arbeiten und Künſte wurden vertheilt. Nicht auch die Regierungskunſt? Der allgemeinen Forderung der Vernunft zufolge ſollten auch alle Menſchen Aerzte, Dichter, und ſo fort, ſein. Bei den übrigen Künſten iſt es übrigens ſchon größtentheils hergebracht, daß ſich da die Menſchen darüber beſcheiden — nur Regierungskunſt und Philoſophie — dazu glaubt jeder gehöre nur Dreiſtigkeit, und jeder vermißt ſich, als Kenner, davon zu ſprechen, und Prätenſionen auf ihre Praxis und Virtuoſität zu machen.

Aber die Vortrefflichkeit der repräſentativen Democratie iſt doch unläugbar. Ein natürlicher, muſterhafter Menſch iſt ein Dichtertraum. Mithin, was bleibt übrig — Compoſition eines künſtlichen. Die vortrefflichſten Menſchen der Nation ergänzen einander — In dieſer Geſellſchaft entzündet ſich ein reiner Geiſt der Geſellſchaft. Ihre Decrete ſind ſeine Emanationen — und der idealiſche Regent iſt realiſirt.

Zuerſt zieh ich die vortrefflichſten Menſchen der Nation und die Entzündung des reinen Geiſtes in Zweifel. Auf die ſehr widerſprechende Erfahrung will ich mich nicht einmal berufen. Es liegt am Tage, daß ſich aus todten Stoffen kein lebendiger Körper — aus ungerechten,

eigennützigen und einseitigen Menschen kein gerechter, uneigennütziger und liberaler Mensch zusammensetzen läßt. Freilich ist das eben ein Irrthum einer einseitigen Majorität, und es wird noch lange Zeit vergehn, eh man sich von dieser simpeln Wahrheit allgemein überzeugen wird. Eine so beschaffene Majorität wird nicht die Vortrefflichsten, sondern im Durchschnitt nur die Bornirtesten und die Weltklügsten wählen. Unter den Bornirtesten versteh ich solche, bei denen Mittelmäßigkeit zur fertigen Natur geworden ist, die klassischen Muster des großen Haufens. Unter den Weltklügsten — die geschicktesten Courmacher des großen Haufens. Hier wird sich kein Geist entzünden — am wenigsten ein reiner — Ein großer Mechanismus wird sich bilden — ein Schlendrian — den nur die Intrigue zuweilen durchbricht. Die Zügel der Regierung werden zwischen dem Buchstaben und mannichfaltigen Partheimachern hin und her schwanken. Die Despotie eines Einzelnen hat denn doch vor dieser Despotie noch den Vorzug, daß man wenigstens dort an Zeit und Schuhen erspart — wenn man mit der Regierung zu thun hat — und jene doch mit offnen Karten spielt, da man hier nicht immer gleich weiß, bei wem gerade den Tag die Regierung anzutreffen ist — und welche Wege die Vortheilhaftesten dahin einzuschlagen sind.

Wenn der Repräsentant schon durch die Höhe, auf die er gehoben wird — reifer und geläuterter werden soll,

wie viel mehr der einzelne Regent? Wären die Menſchen ſchon das, was ſie ſein ſollten und werden können — ſo würden alle Regierungsformen einerlei ſein — die Menſchheit würde überall einerlei regiert, überall nach den urſprünglichen Geſetzen der Menſchheit. Dann aber würde man am Erſten die ſchönſte, poetiſche, die natürlichſte Form wählen — Familienform — Monarchie, — Mehrere Herrn — mehrere Familien — Ein Herr — Eine Familie!

Jetzt ſcheint die vollkommene Demokratie und die Monarchie in einer unauflöslichen Antinomie begriffen zu ſein — der Vortheil der Einen durch einen entgegengeſetzten Vortheil der Andern aufgewogen zu werden. Das junge Volk ſteht auf der Seite der erſtern, geſetztere Hausväter auf der Seite der zweiten. Abſolute Verſchiedenheit der Neigungen ſcheint dieſe Trennung zu veranlaſſen. Einer liebt Veränderungen — der Andre nicht. Vielleicht lieben wir alle in gewiſſen Jahren Revolutionen, freie Concurrenz, Wettkämpfe und dergleichen demokratiſche Erſcheinungen. Aber dieſe Jahre gehn bei den Meiſten vorüber — und wir fühlen uns von einer friedlicheren Welt angezogen, wo eine Centralſonne den Reigen führt, und man lieber Planet wird, als einen zerſtörenden Kampf um den Vortanz mitkämpft. Man ſei alſo nur wenigſtens politiſch, wie religiös, tolerant —

man nehme nur die Möglichkeit an, daß auch ein vernünftiges Weſen anders incliniren könne als wir. Dieſe Toleranz führt, wie mich dünkt, allmälig zur erhabenen Ueberzeugung von der Relativität jeder poſitiven Form — und der wahrhaften Unabhängkeit eines reifen Geiſtes von jeder individuellen Form, die ihm nichts als nothwendiges Werkzeug iſt. Die Zeit muß kommen, wo politiſcher Entheism und Pantheism als nothwendige Wechſelglieder aufs innigſte verbunden ſein werden.

Allzugroße geiſtige Beweglichkeit und Senſibilität deutet auf Mangel an Capacität. — Siehe die phantaſtiſchen ahndungsvollen Menſchen.

Der Tod iſt das romantiſirende Prinzip unſers Lebens. Der Tod iſt das Leben † — Durch den Tod wird das Leben verſtärkt.

Die Herrnhuter haben den Kindergeiſt einführen wollen. Aber iſt es auch der ächte? Oder nicht vielmehr Kindermuttergeiſt — alter Weibergeiſt? — Wenn Chriſtus ſagt, werdet wie die Kinder, — ſo meint er indeterminirte Kinder — nicht verzogene, verweichlichte, ſüßliche, moderne Kinder.

Man muß die ganze Erde wie Ein Gut betrachten und von ihr Oekonomie lernen.

Die Staaten müſſen endlich gewahr werden, daß die Erreichung aller ihrer Zwecke blos durch Geſammtmaßregeln möglich iſt.

Manche That ſchreit ewig.

Staat, Kirche, Ehe, Geſellſchaft, Publikum ſind lauter Begriffe — die auf unſere eigentlich menſchlichen Verhältniſſe, das iſt auf unſern Beſtand in einer unendlichen Aſſociation von Vernunftweſen, den eigentlichſten Bezug haben.

Gemeinſchaft, Pluralism iſt unſer innerſtes Weſen, und vielleicht hat jeder Menſch einen eigenthümlichen Antheil an dem was ich denke und thue, und ſo ich an den Gedanken anderer Menſchen.

Von der Gleichheit der Senſationen, der Identität der Sinne, dem Primat des Auges und der Annäherung aller Materie dem Lichte, aller Handlungen dem Sehen, aller Organe dem Auge.

Reine Mathematik hat nichts mit Größe zu thun. Sie iſt bloße Bezeichnungslehre — mechaniſch gewordener, in Verhältniſſen geordneter Gedankenoperationen. Sie muß lediglich willkührlich, dogmatiſch inſtrumental ſein.

So auf ähnliche Weiſe iſt es auch mit der abſtrakten Sprache

Contraſte ſind inverſe Aehnlichkeiten.

Eine unbeſtimmte Frage worauf mehrere Antworten möglich ſind, iſt eine Aufgabe. Eine beſtimmte Aufgabe, die nur Eine Löſung oder Antwort zuläßt, iſt eine Frage. Doch iſt auch wohl dasjenige überhaupt eine Aufgabe, in der die Antwort ſchon liegt, daher ſind Räthſel, Charaden, Logographen, Aufgaben. — Frage und Antwort ſind dogmatiſch. Aufgabe und Auflöſung philoſophiſch. — Sind die Nahrungsmittel u. ſ. w. im ſtrengſten Sinn Reize, oder ſind es eher Dogmen — Data? — Muß nicht jedes Philoſophem Aufgabe ſein? Iſt nicht eine Aufgabe, ihrer Natur nach, nöthigend? Ich muß mich damit beſchäftigen ſie zu löſen — verſteht ſich ſolche Aufgaben — deren vollkommenes Verſtändniß auch ihre Löſung involvirt, und ſolche Aufgaben heißen Philoſopheme. Philoſopheme müſſen, wenn ich ſie höre, mir keine Ruhe laſſen, bis ich ſie vollſtändig vernommen, verſtanden habe. Sie müſſen in mich eindringen und mich dadurch nöthigen in ſie einzudringen.

Unſer Körper ſoll willkührlich, unſere Seele organiſch werden.

Zur Idee, Entwurf und Plan ſucht man die Ausführung, zur Ausführung den Plan.

Eine Sache iſt oder wird wie ich ſie ſetze, vorausſetze. So Selbſtbegränzung und Alles.

Eine Note zum Text u. ſ. w. iſt viel pikanter als der Text.

Wenn die Theorie auf die Erfahrung warten ſollte, ſo käme ſie nie zu Stande.

Gibt es eine ſchöne Mathematik? myſtiſche, muſikaliſche Mathematik? Hat die Mathematik blos einen endlichen Zweck? Iſt ſie nicht rein theoretiſch? Größen werden durch Größen conſtruirt.

Das Auge iſt das Sprachorgan des Gefühls. Sichtbare Gegenſtände ſind die Ausdrücke der Gefühle.

Die Erden und vorzüglich die Edelſteine ſind die verbranntеſten Körper? Daher ſo waſſerähnlich — durch viel Verbrennen wird man immer verbrennlicher.

Der Menſch iſt ein ſich ſelbſt gegebenes hiſtoriſches Individuum. Graduelle Menſchheit. Wenn die Menſch-

heit die höchste Stufe erreicht hat, so offenbart und schließt das Höhere von selbst sich an.

Wenn alle Staaten vortrefflich wirthschafteten, wie würde es mit denen aussehen, die nicht im Besitz von gewissen unentbehrlichen Bedürfnissen, z. B. Metallen, oder sonst nicht begünstigt wären?

Die Phantasie ist der Stoff des Verstandes.

Nur durch Bedürfnisse bin ich eingeschränkt oder einschränkbar. Wir müssen ein niedres Bedürfniß und alles, dem wir keinen Einfluß auf uns gestatten wollen, absolut als nicht für uns vorhanden, als non existent setzen. Dadurch heben wir alle Gemeinschaft mit ihm auf.

Je höher wir stehn, desto mehr gefällt uns Alles — behagt uns jede Aktion. Wir machen dann alles mit Vergnügen — höchste Ruhe und Bedürfniß — Verhältnißlosigkeit — stete Bereitwilligkeit in jedes Verhältniß zu treten und sich darnach zu stimmen.

Was ist mehr wie Leben? — Lebensdienst, wie Lichtdienst.

Alles was wegzuwünschen ist nur falsche Meinung — Irrthum. Krankheit und Uebel sind solches nur in

der und durch die Einbildung — ſie ſind nicht zu ſtatuiren.

Die Liebe hat von jeher Romane geſpielt, oder die Kunſt zu lieben iſt immer romantiſch geweſen.

Gedanken ſind nur mit Gedanken gefüllt, nur Denkfunktionen, wie Geſichte Augen- und Lichtfunktionen. Das Auge ſieht nichts wie Auge, das Denkorgan nichts wie Denkorgane, oder das dazu gehörige Element.

Philoſophiren iſt nur ein dreifaches oder doppeltes Wachen, — Wachſein — Bewußtſein.

Jakobi hat keinen Kunſtſinn und darum verfehlt er den Sinn der Wiſſenſchaftslehre, ſucht derbe nützliche Realität und hat keine Freude am bloßen Philoſophiren, am heitern philoſophiſchen Bewußtſein — Wirken und Anſchauen.

Der Menſch iſt unter den Thieren oder in der Natur was Staat und Philoſophie in ihren Verhältniſſen ſind — das Aſſociationsweſen.

Die Naturlehre muß nicht mehr kapitelweiſe, fachweiſe behandelt werden, — ſie muß ein Continuum, ein

organiſches Gewächs — ein Baum werden, — oder ein Thier — oder ein Menſch.

Kann man eigentlich ſagen, daß ſich der Menſch verändere?

Etwas zu lernen iſt ein ſehr ſchöner Genuß und etwas wirklich zu können iſt die Quelle der Wohlbehaglichkeit.

Sollten muſikaliſche Verhältniſſe der Quell aller Luſt und Unluſt ſein?

Die Gegenſtände die in unſeren Städten das gewöhnliche Intereſſe der Unterhaltung ausmachen ſind im Grunde nichts als Lokalereigniſſe. Der ziemlich gleiche Wohlſtand, die gleiche Lage, die gleiche Bildung, der gleiche gemäßigte Charakter, bringen eine ziemliche Einförmigkeit zuwege. Wetter, Stadtneuigkeiten, ungewöhnliche Vorfälle, Zeitungen, Urtheile und Erzählungen von bekannten Perſonen, Modeangelegenheiten und allenfalls einige Neuigkeiten aus der Reſidenz, Privatſachen und einige geſellſchaftliche Scherze füllen die Geſpräche. Große und allgemeine Verhältniſſe beſchäftigen niemand und erregen Langeweile.

Dies iſt freilich beſſer in Republiken, wo der Staat die Hauptangelegenheit jeder Perſon iſt und jeder ſein

Daſein und ſeine Bedürfniſſe, ſeine Thätigkeit und ſeine Einſichten mit dem Daſein und den Bedürfniſſen, der Thätigkeit und den Einſichten einer mächtigen weitverbreiteten Geſellſchaft verbunden, ſein Leben an ein gewaltiges Leben geknüpft fühlt, ſo mit großen Gegenſtänden ſeine Phantaſie und ſeinen Verſtand ausweitet und übt und beinah unwillkührlich ſein enges Selbſt über das ungeheure Ganze vergeſſen muß.

Die Gabe der Unterſcheidung, das reinſte trennende Urtheil muß, um nicht tödtlich zu verwunden und überall Haß zu erregen, mit großer Behutſamkeit auf Menſchen angewandt werden. — Man haßt es, theils aus Schmerz über den Verluſt eines befriedigenden Irrthums, theils aus Gefühl eines erlittenen Unrechts, weil auch das ſchärfſte Urtheil eben durch die Trennung des Untheilbaren, durch die Abſonderung von der Umgebung, der Geſchichte, dem Boden, der Natur der Sache zu nahe tritt und über die Anſicht der einzelnen Erſcheinung an ſich ihren Werth als Glied eines großen Ganzen vergißt. Gerade durch dieſe Miſchung von widriger Wahrheit und beleidigendem Irrthum wird es ſo verwundend.

Ein wahrhaft gottesfürchtiges Gemüth ſieht überall Gottes Finger und iſt in ſteter Aufmerkſamkeit auf ſeine Winke und Fügungen.

Im Ich, im Freiheitspunkte ſind wir alle in der That völlig identiſch — von da aus trennt ſich erſt jedes Individuum. Ich iſt der abſolute Geſammtplatz, der Centralpunkt.

Das Unbekannte iſt der Reiz des Erkenntnißvermögens. Das Bekannte reizt nicht mehr. Das Erkenntnißvermögen iſt ſich ſelbſt der höchſte Reiz — das abſolut Unbekannte.

Das Nützliche kann nur ſo dem Angenehmen entgegengeſetzt werden als der Buchſtabe dem Geiſte, oder das Mittel dem Zwecke. Unmittelbarer Beſitz und Erwerb des Gemüthlichen iſt freilich unſer urſprünglicher Wunſch, aber in der gegenwärtigen Welt iſt alles durchaus bedingt und alles kann nur unter gewiſſen fremdartigen Vorausſetzungen erlangt werden.

Die Qualitäten oder Eigenthümlichkeiten können z. B. durch gewiſſe Zeiten, Verhältniſſe, Umriſſe, Volumina und Intenſitäten beſtimmt und mit ihnen weſentlich aſſociirt ſein.

Die Natur fängt, um mich ſo auszudrücken, mit dem Abſtrakten an. Der Grund der Natur iſt wie Mathematik, durchaus nothwendige Hypotheſe. Die Natur geht auch a priori ad posterius — wenigſtens für uns. Die

Perſonalität iſt ihr entgegen. Sie iſt ein gehemmter Perſonificationsprozeß. Je gehemmter, deſto natürlicher.

Nichts bewahrt ſo ſicher vor Unſinn als Thätigkeit, techniſche Wirkſamkeit.

Meinung iſt individuell und wirkliche Meinung nur unter Meinungen. Welche alſo nicht alle übrigen neceſſitirt, iſt noch keine wirkliche Meinung. So mit den Religionen, ſo den Naturweſen und Allem.

Der ächte Genuß iſt auch ein Perpetuum mobile. — (Ueberhaupt iſt die Mechanik die brauchbarſte Formel der Analogie für die Phyſik.) — Er bringt ſich eigentlich immer ſelbſt wieder hervor, und daß dies nicht geſchieht — die Friktion — iſt der Grund alles Mißvergnügens und Unmuths in der Welt.

Freiheit iſt wie Glück dem ſchädlich und jenem nützlich.

Warum kann in der Religion keine Virtuoſität ſtatt finden? Weil ſie auf Liebe beruht. Schleiermacher hat Eine Art von Liebe, von Religion verkündigt — eine Kunſtreligion, — beinah eine Religion wie die des Künſtlers, der die Schönheit und das Ideal verehrt. Die Liebe iſt frei, ſie wählt das Aermſte und Hülfsbedürftigſte am liebſten. Gott nimmt ſich daher der Armen und Sünder am lieb-

ſten an. Gibt es liebloſe Naturen, ſo gibt es auch irreligiöſe. — Religiöſe Aufgabe: Mitleid mit der Gottheit zu haben. — Unendliche Wehmuth der Religion. Sollen wir Gott lieben, ſo muß er hülfsbedürftig ſein. Wiefern iſt im Chriſtianismus dieſe Aufgabe gelöſt? —

Die Wirkung der Rede beruht auf dem Gedächtniß, die Redekunſt lehrt die Regeln der Aufeinanderfolge der Gedanken zur Erreichung einer beſtimmten Abſicht. Jede Rede ſetzt die Gedanken erſt in Bewegung und iſt ſo eingerichtet, daß man die Gedankenfinger in der leichteſten Ordnung auf beſtimmte Stellen ſetzt.

Das Leben eines gebildeten Menſchen ſollte mit Muſik und Nichtmuſik ſchlechthin ſo abwechſeln wie mit Schlaf und Wachen.

Das Chriſtenthum iſt durchaus hiſtoriſche Religion, die aber in die natürliche der Moral und die künſtliche der Poeſie oder die Mythologie übergeht.

Die Geſchichte muß immer unvollſtändig bleiben. Lebensbeſchreibungen, Geſchichten der Wiſſenſchaften und Künſte, Geſchichten der Verfaſſungen, Geſchichte der Menſchheit in Rückſicht ihrer Civiliſirung, dies kann noch am erſten ſich der wahren Geſchichte nähern, denn hier hat man Einheit. Große ſchwer zu beſtimmende Einheiten

als Nationen, Zeitalter u. ſ. w. ſind für jetzt noch zu ſchwierig zu behandeln, beſonders in Ermangelung richtiger und genugſamer Quellen. Die beſten bisherigen Geſchichten ſind mehr geographiſche unvollſtändige Chroniken, mit einzelnen hiſtoriſchen Bemerkungen durchwebt. — Eine gute Geſchichte kann nur aus Quellen entſtehn, die auch ſchon gute Geſchichten ſind.

Vernunft, Gemüth, Ernſt und Wiſſenſchaft ſind von der Sache Gottes unabtrennlich.

Partielle Geſchichten ſind durchaus nicht möglich. Jede Geſchichte muß Weltgeſchichte ſein und nur in Beziehung auf die ganze Geſchichte iſt hiſtoriſche Behandlung eines einzelnen Stoffes möglich.

Die Hörſäle ſind vielleicht dem Theater entgegengeſetzt, inſofern daſſelbe zur Erregung des Enthuſiasmus, zur Bildung und Sammlung des Herzens und Gemüths beſtimmt wird.

Geſchichte iſt eine große Anekdote. Eine Anekdote iſt ein hiſtoriſches Element — ein hiſtoriſches Molecule oder Epigramm. Eine Geſchichte in Anekdoten — etwas Aehnliches hat Voltaire geliefert — iſt ein höchſt intereſſantes Kunſtwerk. Die Geſchichte in gewöhnlicher Form iſt eine zuſammengeſchweißte, oder in einander zu einem

Continuo gefloſſene Reihe von Anekdoten. — Welches hat den Vorzug, das Continuum oder das Discretum? Ein großes Individuum oder eine Menge kleiner Individuen? Jenes unendlich — dieſe beſtimmt, endlich, gerichtet, determinirt. — Ein Anekdotenmeiſter muß alles in Anekdoten zu verwandeln wiſſen. — Eine große Klaſſe von Anekdoten ſind diejenigen, die eine menſchliche Eigenſchaft auf eine merkwürdige auffallende Weiſe zeigen, kurz, eine Gallerie mannichfaltiger menſchlicher Handlungen, eine Charakteriſtik der Menſchheit geben. Sie ſind Anekdoten zur Wiſſenſchaft des Menſchen und alſo didaktiſch. Eine andere große Klaſſe begreift diejenigen die Effekt hervorbringen, unſere Einbildungskraft angenehm beſchäftigen ſollen. Sie ſind vielleicht überhaupt poetiſche Anekdoten zu nennen, wenn auch nur die wenigſten ſchöne, abſolute Poeſie ſind. — So hätten wir zwei Hauptklaſſen, charakteriſtiſche und poetiſche Anekdoten. Jene beſchäftigen unſere Erkenntniß, dieſe unſer Begehrungsvermögen — sit venia verbis. Beide können vermiſcht ſein und ſollten es gewiſſermaßen ſein. Je poetiſcher die charakteriſtiſchen Anekdoten ſind, deſto beſſer. Umgekehrt ſind alle poetiſchen Anekdoten wenigſtens als Kunſtwerke und poetiſcher Stoff in Beziehung auf Poetik oder die Wiſſenſchaft von der Natur der Poeſie charakteriſtiſch. — Kunſt des Anekdotiſirens. Eine wahre Anekdote iſt an ſich ſelbſt ſchon poetiſch. Sie beſchäftigt die Einbildungskraft. Iſt nicht die Einbildungskraft, oder

das höhere Organ, der poetiſche Sinn überhaupt? Es iſt nur nicht reine Poeſie, wenn die Einbildungskraft um des Verſtandes, des Erkenntnißvermögens willen erregt wird. — Charakteriſtiſche Anekdoten beziehn ſich auf einen intereſſanten Gegenſtand, ſie haben nur ein fremdes Intereſſe, — die rein poetiſche Anekdote bezieht ſich auf ſich ſelbſt, intereſſirt um ihrer ſelbſt willen. —

Der Ausdruck Sinnbild iſt ſelbſt ſinnbildlich.

Kälte befördert die Gedankenabſonderung, ſo wie Sturm der Leidenſchaft und Zug der Neigung. Innre Luft — innres Waſſer und Licht.

Eine neue Anſicht der Phyſiognomik würde ſein, ſie als Metrik des Innern und ſeiner Verhältniſſe zu denken.

Es gehört zur logiſchen Rhetorik die Oppoſition des Einfachen, Natürlichen und Populären gegen das Zuſammengeſetzte, Künſtliche und Individuelle. — Das iſt die Kunſt der geltenden Menſchen im gemeinen Leben, die Kunſt des ſogenannten Bonſens. — Es iſt die rhetoriſche Logik eines Bauern u. ſ. w.

Indem ich eine Sache übereile, wird es ſein Gegentheil.

Alle Kraft iſt eine Funktion von Zeit und Raum.

Es geht mit der Liebe wie mit der Ueberzeugung. Wie viele glauben überzeugt zu ſein und ſind es nicht. Nur vom Wahren kann man wahrhaft überzeugt ſein — nur das Liebe kann man wahrhaft lieben.

Auf Vergleichen, Gleichen läßt ſich wohl alles Erkennnen, Wiſſen u. ſ. w. zurückführen.

Ich iſt Wahl und Realiſirung der Sphäre individueller Freiheit oder Selbſtthätigkeit. Fichte iſt, wie Brown zu Werke gegangen, nur noch univerſeller und abſoluter.

Das wunderbarſte, das ewige Phänomen iſt das eigne Daſein. Das größeſte Geheimniß iſt der Menſch ſich ſelbſt. Die Auflöſung dieſer unendlichen Aufgabe in der That iſt die Weltgeſchichte. Die Geſchichte der Philoſophie als der Wiſſenſchaft im Großen, der Literatur als Subſtanz enthält die Verſuche der idealen Auflöſung dieſes idealen Problems — dieſer gedachten Idee. Dieſer Reiz kann nie aufhören Reiz zu ſein, ohne daß wir ſelbſt aufhörten, ſowohl der Sache als der Idee nach. So wenig alſo die Weltgeſchichte aufhört, das Sein en gros, ſo wenig wird das Philoſophiren oder das Denken en gros aufhören. — Wenn man aber bisher noch nicht

philoſophirt hätte? ſondern nur zu philoſophiren verſucht hätte? ſo wäre die bisherige Geſchichte der Philoſophie nichts weniger als dies, ſondern nichts weiter als eine Geſchichte der Entdeckungsverſuche des Philoſophirens. — Sobald philoſophirt wird, gibt es auch Philoſopheme, und die reine Naturgeſchichte (Lehre) der Philoſopheme iſt die Philoſophie.

Jede Affektion ſchreibt der Menſch einer anderen Affektion zu, ſobald er zu denken anfängt. — Jeder Gedanke iſt in Rückſicht auf ſeinen Grund ein Philoſophem, denn dies heißt einen Gedanken im Großen betrachten, in ſeinem Verhältniß zum Ganzen, von dem er ein Glied iſt. — So überträgt er den Begriff von Urſache, den er zu jeder Wirkung hinzudenken muß, zum Behuf einer Erklärung auf ein außer ihm befindliches Weſen, ohnerachtet er ſich in einer anderen Rückſicht zu der Ueberzeugung gezwungen fühlt, daß nur er ſelbſt ſich affizire, — dieſe Ueberzeugung bleibt aber, trotz ihrer Evidenz auf einem höheren Standpunkte, auf einem niederen, i. e. für den bloßen Verſtand unbegreiflich, und der Philoſoph ſieht ſich daher mit voller Beſonnenheit eingeſchränkt urtheilen. Auf dem Standpunkt des bloßen Urtheilens gibt es alſo ein Nichtich. Der geheimnißvolle Reiz für die Urtheilskraft, zu erklären was auf dieſem Wege ewig unerklärbar iſt, bleibt alſo trotz der Ueberſicht des Philoſophen und muß, damit die Intelligenz bleibe, in alle

Ewigkeit ſo bleiben. — Paſſiv fühlt ſich demnach der Menſch nur auf der Stufe des bloßen Urtheilens.

Die Welt muß romantiſirt werden. So findet man den urſprünglichen Sinn wieder. Romantiſiren iſt nichts als eine qualitative Potenzirung. Das niedere Selbſt wird mit einem beſſern Selbſt in dieſer Operation identifizirt. So wie wir ſelbſt eine ſolche qualitative Potenzenreihe ſind. Dieſe Operation iſt noch ganz unbekannt. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Anſehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, ſo romantiſire ich es. — Umgekehrt iſt die Operation für das Höhere, Unbekannte, Myſtiſche, Unendliche — dies wird durch dieſe Verknüpfung logarithmiſirt — Es bekommt einen geläufigen Ausdruck.

In allen wahrhaften Schwärmern und Myſtikern haben höhere Kräfte gewirkt. Freilich ſind ſeltſame Miſchungen und Geſtalten daraus entſtanden. Je roher und bunter der Stoff, je geſchmackloſer, je unausgebildeter und zufälliger der Menſch war, deſto ſonderbarer ſeine Geburten. Es dürfte größtentheils verſchwendete Mühe ſein dieſe wunderliche, groteske Maſſe zu ſäubern, zu läutern und zu erklären — wenigſtens iſt jetzt die Zeit noch nicht da, wo ſich dergleichen Arbeiten mit leichter Mühe verrichten ließen. Dies bleibt den künftigen Hi-

ſtorikern der Magie vorbehalten. Als ſehr wichtige Urkunden der allmäligen Entwicklung der magiſchen Kraft ſind ſie ſorgfältiger Aufbewahrung und Sammlung werth. — Magie iſt Kunſt die Sinnenwelt willkührlich zu gebrauchen.

Wir ſuchen überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge.

Der Geiſt führt einen ewigen Selbſtbeweis.

Gewiſſe Hemmungen gleichen den Griffen eines Flötenſpielers, der um verſchiedene Töne hervorzubringen bald dieſe bald jene Oeffnung zuhält und willkührliche Verkettungen ſtummer und tönender Oeffnungen zu machen ſcheint.

Der Tod iſt eine Selbſtbeſiegung — die, wie alle Selbſtüberwindung, eine neue leichtere Exiſtenz verſchafft.

Das Höchſte iſt das Verſtändlichſte, das Nächſte, das Unentbehrlichſte. Nur durch Unbekanntſchaft mit uns ſelbſt, Entwöhnung von uns ſelbſt entſteht für uns eine Unbegreiflichkeit, die ſelbſt unbegreiflich iſt.

Das Leben eines wahrhaft kanoniſchen Menſchen muß durchgehends ſymboliſch ſein. Wäre unter dieſer Vor-

ausſetzung nicht jeder Tod ein Verſöhnungstod? — mehr oder weniger, verſteht ſich — und ließen ſich nicht mehrere höchſt merkwürdige Folgerungen daraus ziehen?

Alle Künſte und Wiſſenſchaften beruhn auf partiellen Harmonien.

Zur Welt gehört alles was ſich nicht abſolut vollſtändig beſtimmt — was einem andren Weſen noch zu mannichfachem Behuf dienen kann — ohne daß es davon weiß — und dadurch geſtört und im Weſentlichen verändert wird.

Ein vollkommen vernünftiges Weſen kann nicht einmal gedacht werden — ohne um dieſen Gedanken zu wiſſen und ihn mit zu beſtimmen. — Gott u. ſ. w. —

Ein organiſcher Körper gehört in Rückſicht ſeiner innigen Gemeinſchaft — und ſeines Grundſatzes — Alle für Einen und Einer für Alle — nicht ganz in die Welt — er iſt ein gemiſchtes Produkt.

Die Welt iſt die Summe des Vergangnen und von uns Abgelöſeten.

Liebe iſt ein Produkt der Wechſelwirkung zweier Individuen, daher myſtiſch und univerſell und unendlich ausbildſam wie das individuelle Prinzip ſelbſt.

Alles was (uns) erregt, was (unſere) Aufmerkſamkeit, Erregbarkeit auf ſich zieht — damit ſucht ſich das Erregte in ein bleibendes Verhältniß zu ſetzen — mit ihm verbunden zu bleiben und es gleichſam mit ſich zu identifiziren.

Es gibt mancherlei Arten, von der vereinigten Sinnenwelt unabhängig zu werden. Erſtens, durch Abſtumpfung der Sinne, — Gewöhnung, Erſchöpfung, Abhärtung u. ſ. w. — Zweitens, durch zweckdienliche Anwendung, Mäßigung und Abwechſelung der Sinnenreize — Heilkunſt. — Drittens durch Maximen a) der Verachtung und b) der Feindlichkeit gegen alle Empfindungen. Die Maxime der Verachtung äußerer Empfindungen war den Stoikern und iſt zum Theil den Wilden von Amerika eigen — die der innern Empfindungen den ſogenannten Leuten von Verſtand in der großen Welt und ſonſt. Die Maxime der Feindlichkeit gegen äußre und innre Empfindungen haben die ſtrengen Anachoreten, Fakirs, Mönche, Büßer und Peiniger aller Zeit aufgeſtellt und oft und zum Theil befolgt. Manche ſogenannte Böſewichter mögen dieſe Maxime wenigſtens dunkel gehabt haben. — Beide Maximen gehen leicht in einander

über und vermiſchen ſich. — Viertens, durch theilweiſe Aushebung gewiſſer Sinne oder gewiſſer Reize, die durch Uebung und Maxime einen beſtändigen, überwiegenden Einfluß erhalten. — So hat man ſich mittelſt des Körpers von der Seele und umgekehrt mittelſt dieſes oder jenes äußeren oder inneren Gegenſtandes von der Einwirkung aller übrigen Gegenſtände losgemacht. Dahin gehört Leidenſchaft aller Art, Glauben und Zuverſicht zu uns ſelbſt, zu anderen Perſonen und Dingen, zu Geiſtern u. ſ. w. Vorurtheile und Meinungen befördern ebenfalls eine ſolche Theilfreiheit. So kann auch eine Unabhängigkeit von der wirklichen Sinnenwelt entſtehen, indem man ſich an die Zeichenwelt oder auch die vorgeſtellte Welt entweder gewöhnt oder ſie ſtatt jener, als allein reizend für ſich feſtſetzt. Das erſte pflegt bei Gelehrten und ſonſt noch ſehr häufig der Fall zu ſein — und beruht, nach dem was oben geſagt wurde, auf dem gewöhnlich trägen Behagen des Menſchen am Willkührlichen und Selbſtgemachten und Feſtgeſetzten. Umgekehrt findet man Leute, die von der Vorſtellungs- und Zeichenwelt nichts wiſſen wollen; das ſind die rohſinnlichen Menſchen, die alle Unabhängigkeit der Art für ſich vernichten und deren träge, plumpe, knechtiſche Geſinnung man in neueren Zeiten auch theilweiſe zum Syſtem erhoben hat. — Rouſſeau, Helvetius und Lokke u. ſ. w. — ein Syſtem, deſſen Grund zum Theil ziemlich allgemein Mode geworden iſt.

Gibt es eine Leiter des Lebens und hat etwa die Pflanze ein einfaches, das Thier ein zweifaches, der Menſch ein dreifaches Leben? u. ſ. w.

Aller Sinn iſt repräſentativ — ſymboliſch — ein Medium. Alle Sinnenwahrnehmung iſt aus der zweiten Hand. Je eigenthümlicher, je abſtrakter, könnte man ſagen, die Vorſtellung, Bezeichnung, Nachbildung iſt, je unähnlicher dem Gegenſtande, dem Reize, deſto unabhängiger, ſelbſtſtändiger iſt der Sinn — Bedürfte er nicht einmal einer äußeren Veranlaſſung, ſo hörte er auf Sinn zu ſein und wäre ein correſpondirendes Weſen. Als ſolches können ſeine Geſtaltungen wieder mehr oder weniger ähnlich und entſprechende Geſtaltungen andrer Weſen ſein — wären ſeine Geſtaltungen und ihre Folge der Geſtaltenfolge eines andren Weſens vollkommen. — Dieſe beſondre Sphäre kann ich freilich unendlich variiren — — ich kann ſo manches ſtoßen, ſprengen u. ſ. w. ſo oft die Wirkung modifiziren — durch Aenderung des Stoffs — durch Variation der Elemente der Wirkung — die Reſultate können unendlich verſchieden ſein. — Das Reſultat kann die Spaltung eines Steins — im Pulverloch — eine Statue u. ſ. w. ſein. — Jedes Werkzeug modifizirt alſo einerſeits die Kräfte und Gedanken des Künſtlers, die es zum Stoffe leitet und umgekehrt — die Widerſtandswirkungen des Stoffs, die es zum Künſtler leitet. —

Alle Verzweiflung iſt determiniſtiſch — aber auch Determinismus iſt ein Element des philoſophiſchen Weltalls oder Syſtems. Die Vereinzelung und der falſche Glaube an die Realität der Elemente iſt die Quelle der meiſten, vielleicht aller bisherigen Irrthümer.

Kenntniß und Wiſſenſchaft ſind völlig dem Körper analog — Iſt er nicht ſchön oder brauchbar, ſo iſt er eine Laſt. — Daher hat Lernen ſo viel Aehnlichkeit mit Eſſen und das a priori Wiſſen iſt ein Sattwerden — ein Ernähren ohne zu eſſen u. ſ. w.

Soll man blos das Nützliche und Schöne ſuchen, treiben und betrachten?

Aller Zufall iſt wunderbar, — Berührung eines höheren Weſens, — ein Problem, Datum des thätig religiöſen Sinns.

Die Welt iſt auf jeden Fall Reſultat einer Wechſelwirkung zwiſchen mir und der Gottheit. Alles was iſt und entſteht — entſteht aus einer Geiſterberührung.

Der Vornehme vermehrt die Centripetalkraft im Geringeren.

Die Idee vom Mikrokosmus ist die höchste für den Menschen. Kosmometer sind wir ebenfalls.

Der eigentliche Geschäftsmann hat weniger Kenntnisse und Fertigkeiten als historischen Geist und Bildung nöthig.

Denken ans Denken lehrt freilich das Denken in seine Gewalt bekommen, — weil wir dadurch lernen zu denken wie und was wir wollen.

Müssen denn alle Menschen Menschen sein? Es kann auch ganz andere Wesen als Menschen in menschlicher Gestalt geben.

Aller Zweifel, alles Bedürfniß nach Wahrheit — Auflösung — Wissen ist Folge von Rohheit und Ueberbildung, Symptom von unvollkommener Constitution. Alle wissenschaftliche Bildung geht daher auf Geschicktmachung — Uebung, — alle wissenschaftliche Heilung auf Restitution der Gesundheit, wo man keine wissenschaftlichen Bedürfnisse hat.

Daß Denken auch Galvanismus sei, läßt sich äußerst wahrscheinlich machen — es läßt sich aber sehr viel darüber sagen — hin und her — gerade und verkehrt.

Die Menſchen ſind durch nichts als Meinungen beſchränkt. Daher ließe ſich durch Meinung jeder Menſch erheben und erniedern.

Wir können von uns ſelbſt nichts wiſſen. — Alles ächte Wiſſen muß uns gegeben ſein. —

Kann man Genie ſein und werden wollen? So mit dem Witz, dem Glauben, der Religion u. ſ. w. — Es hat in Beziehung auf das Genie bisher beinah das Prädeſtinationsſyſtem geherrſcht. Die zum Theil wahre Beobachtung liegt zum Grunde — daß der Wille Anfangs ungeſchickt wirkt und das Naturſpiel ſtört — Affektation — und einen unangenehmen Eindruck macht — im Anfang durch Theilung der Kraft — bei der Aufmerkſamkeit — ſich ſelbſt untergräbt, und aus mangelhaftem Reiz und mangelhafter Kapacität das nicht zu leiſten vermag, was er dunkel, inſtinktartig beabſichtigt.

Der Inſtinkt als Gefühl des Bedürfniſſes, des Incompletten, iſt zugleich das Gefühl des Zuſammenhangs, der Stätigkeit, — der fortleitende, ſich taſtend orientirende Sinn, — der rohe, ſynthetiſche, complettirende Trieb, ein tranſitoriſches, punktähnliches Ich. — So fährt der Blitz aus Inſtinkt in der metallenen Kette nieder.

Schmerz und Luſt ſind Folgen einer Sympathie.

Alle Philoſophie oder Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft iſt Kritik. — Die Idee von Philoſophie iſt ein Schema der Zukunft.

Lehrſätze müſſen etwas Neues ausſagen, etwas das nicht in der Definition — Bezeichnung der eigenthümlichen Natur begriffen iſt. Sie müſſen, nach der Kunſtſprache, ſynthetiſch ſein. — Die allzugroße Deutlichkeit oder Wiederholung derſelben Wahrheit, die neuen Ausſagen deſſelben Themas mit veränderten Worten, ſind Schuld an der ſcheinbaren Dunkelheit und Schwierigkeit für den Lehrling. Der ſtrengere wiſſenſchaftliche Gang würde hier der leichtere ſein. — Beſſere Theſen, Definitionen würden eine Menge Sätze überflüſſig machen.

Der allgemeine, innige, harmoniſche Zuſammenhang iſt nicht, aber er ſoll ſein.

Seele iſt beinah ein Begriff wie Materie — am Ende wohl mit ihm in genauer Verbindung. Die Seelenkräfte und Vermögen ſind den Kräften der Materie und den ſpeziellen Stoffen zu vergleichen.

Ueberzeugung iſt geglaubtes Wiſſen oder umgekehrt. Eine Ueberzeugung entſpringt blos im Verſtande — eine

in den Sinnen — eine im Willen. Harmoniſche, nicht monotoniſche Coincidenz aller drei macht die vollkommne Ueberzeugung.

Jedes Organ kann ziemlich alle Krankheiten der anderen haben. Alle Krankheiten ſind zuſammengeſetzt aus Krankheiten. Der ganze Körper erkrankt, wenn einzelne Organe erkranken. Alle Krankheiten entſtehen aus Entzweiungen der Organe. Krankheit gehört zu dem menſchlichen Vergnügen wie Tod.

Unendliche Größen ſind werdende Größen, Approximationen an Größen. Eine Größe iſt etwas Beſtimmtes; aber alle Nichtgrößen — alle unbeſtimmten laſſen ſich den beſtimmten nähern, den Größen nähern. Etwas iſt nur relativ Größe und Nichtgröße. Es iſt nur in Beziehung auf andere Größen und Nichtgrößen eins von beiden. Es gibt alſo nur verſchiedene Arten von Größen, die in Beziehung auf einander nie ganz vereinigt, aber relativ zur Nothdurft vereinigt, in Eine Gattung gebracht oder gegeneinander beſtimmt werden können. Der Begriff Größe drückt das Verhältniß zu einem gemeinſchaftlichen Begriff oder Ganzen, zu einer Einheit, wenn man will, aus. Der Antheil am gemeinſchaftlichen Begriff beſtimmt die Größe. Dieſer gemeinſchaftliche Begriff mag nun Zahl oder Kraft, oder Ausdehnung, oder Richtung, oder Stoff, oder Lage — oder Helligkeit oder ſonſt des Etwas ſein.

Jeder Körper ſtrebt nach Unabhängigkeit.

Die Natur iſt ewig, nicht umgekehrt, ſie erhält ſich von ſelbſt. Wozu ſie einmal veranlaßt iſt, das bringt ſie nach Geſetzen der Trägheit immer wieder hervor. Im Geiſte iſt der Grund der Vergänglichkeit zu ſuchen. Perpetuum mobile.

Je vollkommener der Körper iſt, deſto mechaniſcher iſt vielleicht ſeine Oekonomie.

Ein kalter Körper iſt der, in welchem die Ernährung nicht überwiegt.

Iſt die Umarmung nicht etwas dem Abendmahl Aehnliches?

Wo der Gegenſtand die Eiferſucht ſeiner Natur nach ausſchließt, ſo iſt es die chriſtliche Religion, die chriſtliche Liebe.

Nichts iſt dem Geiſt erreichbarer als das Unendliche.

Iſt der äußere Reiz vielleicht nur zur Bewußtwerdung nöthig? Die Wirkung erfolgt jetzt nicht, ſondern wir werden ſie uns jetzt nur bewußt. — Es kommt uns vor als geſchähe es erſt jetzt — und zwar durch Solli=

citation von außen. Der Verſtand trennt nur zum Behuf ſeines Zwecks das Bewußtſein.

Philoſophie des Lebens enthält die Wiſſenſchaft vom unabhängigen, ſelbſtgemachten, in meiner Gewalt ſtehenden Leben — und gehört zur Lebenskunſtlehre — oder dem Syſtem der Vorſchriften, ſich ein ſolches Leben zu bereiten.

Unſere Meinung, Glaube, Ueberzeugung von der Schwierigkeit, Leichtigkeit, Erlaubtheit und Nichterlaubtheit, Möglichkeit und Unmöglichkeit, Erfolg und Nichterfolg u. ſ. w. eines Unternehmens, einer Handlung beſtimmt in der That dieſelben. Z. B. es iſt etwas mühſelig und ſchädlich, wenn ich glaube, daß es ſo iſt, und ſo fort. Selbſt der Erfolg des Wiſſens beruht auf der Macht des Glaubens. In allem Wiſſen iſt Glauben.

Die eingezogene Erziehung der Mädchen iſt für häusliches Leben und Glück darum ſo vortheilhaft, weil der Mann, mit dem ſie nachher in die nächſte Verbindung treten, einen deſto tieferen und einzigen Eindruck auf ſie macht, welches zur Ehe unentbehrlich iſt. Der erſte Eindruck iſt der mächtigſte und treuſte, der immer wieder kommt, wenn er auch eine Zeitlang verwiſcht ſcheinen kann.

Die Welt iſt ein Univerſaltropus des Geiſtes, ein ſymboliſches Bild deſſelben.

Das Epigramm iſt die Centralmonade der altfranzöſiſchen Literatur und Bildung.

Der vollkommenſte Charakter würde der durchſichtige — der von ſelbſt verſtändliche — der unendlich leicht und natürlich ſcheinende, durchaus bekannte, deshalb unbemerkte, überſehene und elaſtiſche ſein.

Das Bekannte worauf der Philoſoph alles reduciren und wovon er ausgehn ſoll, muß das Unbekannte, das abſolut Bekannte ſein. Alles Vollkommne iſt uns natürlich und abſolut bekannt.

Alle Bezauberung iſt ein künſtlich erregter Wahnſinn. Alle Leidenſchaft iſt eine Bezauberung. Ein reizendes Mädchen eine reellere Zauberin als man glaubt.

Eine reizbare Vernunft iſt eine ſchwächliche, zärtliche. Daher die Moraliſten und Bemerker oft ſo ſchlechte Praktiker.

Jedes Geſchäft muß künſtleriſch bekannt werden, wenn es ſicher und dauernd und durchaus zweckmäßig gelingen ſoll.

Leute wie Ligne, Voltaire und Boufflers halten ſich für abſolute Eſprits und glauben, daß ſie ſelbſt unabſichtlich ſich als Eſprits zeigen. Sie eſſen, träumen und machen ſelbſt Sottiſen mit Eſprit. Kreaturen und Annihilanten des Eſprit.

Brown iſt der Arzt unſerer Zeit. Die herrſchende Conſtitution iſt die zärtliche, die aſtheniſche. Das Heilſyſtem iſt das natürliche Produkt der herrſchenden Conſtitution, daher es ſich mit dieſer ändern muß.

Mit Aerzten und Geiſtlichen macht ſich kein Großer Bedenken öffentlich und vertraut zu erſcheinen, denn jeder der ihm begegnet, ahndet ſo gut wie er die Unentbehrlichkeit dieſer Leute in unvermeidlichen Stunden.

Die Geſchichte der Philoſophen gehört zur philologiſchen Philoſophie. Man hat bisher Geſchichte zur Bildung der Menſchheit, Geſchichte der Philoſophen u. ſ. w. und Geſchichte der Philoſophie immer vermengt — man hat nur die lexicographiſche Vollſtändigkeit geſucht und dadurch entſtehn eben die Zwitter und Monſtren, daß man z. B. unter dem Artikel Philoſophie alles bringt was die Philoſophie nur irgend berührt, wo nur das Wort Philoſophie u. ſ. w. vorkommt.

Nur der keine Geſellſchaft bedarf iſt guter Geſellſchafter. Nur dieſer wird, von der Geſellſchaft unabhängig, ſie haben und mannichfach reizen und nach willkührlichem Plan behandeln können. Die Andren werden von ihm gehabt und haben ihn nicht. Die Geſellſchaft muß mich nicht reizen wenn ich ſie reizen will. Sie muß Appetit zu mir haben und ich muß mich nach ihrer Conſtitution ſtimmen können, welche Gabe man Takt im allgemeinen nennen könnte. Ich muß nur den paſſiven Willen haben mich hinzugeben, mich genießen zu laſſen, mich mitzutheilen.

Mancher Skepticism iſt nichts als unreifer Idealism. Realiſt iſt der Idealiſt, der von ſich ſelbſt nichts weiß. Der rohe Idealism, der aus der erſten Hand iſt der Realism.

Von wie wenig Völkern iſt eine Geſchichte möglich! Dieſen Vorzug erwirbt ein Volk nur durch eine Literatur oder durch Kunſtwerke, denn was bleibt ſonſt von ihm Individuelles, Charakteriſtiſches übrig? Es iſt natürlich daß ein Volk erſt geſchichtlich wird, wenn es ein Publikum wird — iſt denn der Menſch geſchichtlich eh er mündig iſt und ein eignes Weſen vorſtellt?

Paradoxen beſchämen immer — daher ſie auch ſo verſchrien ſind.

Oekonomie im weiteſten Sinne begreift auch die Lebensordnungslehre. Es iſt die praktiſche Wiſſenſchaft im Ganzen. Alles Praktiſche iſt ökonomiſch.

Das wäre Ihnen die liebſte Frau, die die glänzendſte Tugend gegen die Andern und die reizendſte Wolluſt für Sie hätte, die überall angebetete Tyrannin gegen alle und die anbetende Sklavin gegen Sie allein wäre?

Auch Männern kann man abſolut anhänglich ſein ſo gut wie Frauen.

Das Herz iſt der Schlüſſel der Welt und des Lebens. Man lebt in dieſem hülfloſen Zuſtande um zu lieben und Anderen verpflichtet zu ſein. Durch Unvollkommenheit wird man der Einwirkung Andrer fähig — und dieſe fremde Einwirkung iſt der Zweck. In Krankheiten können und ſollen uns nur Andre helfen. So iſt Chriſtus, von dieſem Geſichtspunkt aus, allerdings der Schlüſſel der Welt.

Selbſtempfinden iſt wie Selbſtdenken, aktives Empfinden. Man bringt das Empfindungsorgan wie das Denkorgan in ſeine Gewalt.

Wer viel Vernunft in gewiſſem Sinn hat, bei dem wird Alles einzig — Seine Leidenſchaften, ſeine Lage,

ſeine Begebenheiten, ſeine Neigungen, kurz alles was ihn berührt, wird abſolut — zum Fato.

Ein gemeinſchaftlicher Schiffbruch u. ſ. w. iſt eine Trauung der Freundſchaft oder der Liebe.

Die Hypochondrie bahnt den Weg zur körperlichen Selbſtkenntniß — Selbſtbeherrſchung und Selbſtlebung.

Aechte Unſchuld geht ſo wenig wie ächtes Leben verloren. Die gewöhnliche Unſchuld iſt nur einmal wie der Menſch da, — und kommt ſo wenig wieder als er. Wer, wie die Götter, Erſtlinge liebt, wird nie an der zweiten Unſchuld den Geſchmack finden wie an der erſten, ohngeachtet die letztere mehr iſt wie die erſte. Manches kann nur einmal erſcheinen, weil das Einmal zu ſeinem Weſen gehört. Unſer Leben iſt abſolut und abhängig zugleich. Wir ſterben nur gewiſſermaßen. Unſer Leben muß alſo zum Theil Glied eines größern gemeinſchaftlichen Lebens ſein.

Das gewöhnliche Leben iſt ein Prieſterdienſt, faſt wie der veſtaliſche. Wir ſind mit nichts als mit der Erhaltung einer heiligen und geheimnißvollen Flamme beſchäftigt, einer doppelten, wie es ſcheint. Es hängt von uns ab, wie wir ſie pflegen und warten. Sollte die Art ihrer Pflege vielleicht der Maaßſtab unſerer Treue,

Liebe und Sorgfalt für das Höchſte, der Charakter unſers Weſens ſein? Berufstreue ſymboliſches Zeichen unſerer Religioſität, d. i. unſeres Weſens?

Man kann immer zugeben, daß der Menſch einen vorwaltenden Hang zum Böſen hat. Deſto beſſer iſt er von Natur, denn nur das Ungleichartige zieht ſich an.

Die Anſtrengung überhaupt bringt nur als indirekter, vorbereitender Reiz eine Operation zu Stande. In der rechten Stimmung, die dadurch entſtehen kann, gelingt alles von ſelbſt. Der Mangel an mehreren zugleich gegenwärtigen Ideen u. ſ. w. rührt von Schwäche her. In der vollkommenſten Stimmung ſind alle Ideen gleich gegenwärtig. In dieſer iſt auch keine Paſſion, kein Affekt möglich. In ihr iſt man wahrhaft im Olymp und die Welt zu unſeren Füßen. Die Selbſtbeherrſchung geht in ihr von ſelbſt von ſtatten. Kurz, alles ſcheint von ſelbſt zu geſchehen, wenn das rechte Stadium vorhanden iſt, wenn das Hinderniß gehoben wird. Alle Conſtruction iſt alſo indirekt. In einer gewiſſen Höhe der Senſation iſt man von ſelbſt, ohne Zuthun, tugendhaft und genialiſch.

Jahreszeiten, Tageszeiten, Leben und Schickſale ſind alle, merkwürdig genug, durchaus rhythmiſch, metriſch, taktmäßig. In allen Handwerken und Künſten, allen

Maſchinen, den organiſchen Körpern, unſren täglichen Verrichtungen, überall — Rhythmus, Metrum, Taktſchlag, Melodie. Alles was wir mit einer gewiſſen Fertigkeit thun, — machen wir unvermerkt rhythmiſch. Rhythmus findet ſich überall, ſchleicht ſich überall ein. Aller Mechanism iſt metriſch, rhythmiſch. Hier muß noch mehr drin liegen. Sollte es blos Einfluß der Trägheit ſein?

Alle Zerſtreuung ſchwächt. Durch fremde Gegenſtände, die mich oberflächlich reizen ohne mich zu befriedigen, würde ich zerſtreut. Mir iſt deshalb die Zerſtreuung zuwider, weil ſie mich entkräftet. Nützlich iſt ſie bei ſtheniſchen Zufällen. Gegen Ernſt und Leidenſchaft iſt ſie mit Nutzen zu gebrauchen.

Bloße Gedanken, ohne eine gewiſſe Aufmerkſamkeit auf dieſelben und Zueignung, wirken ſo wenig wie bloße Gegenſtände. Dadurch daß man häufig an reizende Gegenſtände eines Sinnes wirkſam denkt, wird dieſer Sinn geſchärft — er wird reizbarer. So wenn man häufig an lüſterne Dinge denkt, werden die Gegenſtände empfänglicher — Der Magen durch Gedanken an ſchmackhafte Speiſen, der Kopf auf dieſelbe Art und ſo durchaus.

Die ſogenannten falſchen Tendenzen ſind die beſten Mittel vielſeitige Bildung zu bekommen.

Alles Sichtbare haftet am Unſichtbaren, das Hörbare am Unhörbaren, das Fühlbare am Unfühlbaren. Vielleicht das Denkbare am Undenkbaren.

Die Einbildungskraft iſt der wunderbare Sinn, der uns alle Sinne erſetzen kann und der ſo ſehr ſchon in unſerer Willkühr ſteht. Wenn die äußeren Sinne ganz unter mechaniſchen Geſetzen zu ſtehen ſcheinen — ſo iſt die Einbildungskraft offenbar nicht an die Gegenwart und Berührung äußerer Reize gebunden.

Unſer Körper iſt ein Theil der Welt — Glied iſt beſſer geſagt. Es drückt ſchon die Selbſtſtändigkeit, die Analogie mit dem Ganzen, kurz den Begriff des Mikrokosmus aus. Dieſem Gliede muß das Ganze entſprechen. So viel Sinne, ſo viel Modi des Univerſums. Das Univerſum völlig ein Analogon des menſchlichen Weſens in Leib, Seele und Geiſt. Dieſes Abbreviatur, jenes Elongatur derſelben Subſtanz.

Man kann nur werden inſofern man ſchon iſt.

Die unvollkommne Gegenwart ſetzt eine unvollkommne Zukunft und eine unvollkommne Vergangenheit voraus — eine Zukunft, der Vergangenheit beigemiſcht iſt, die durch Vergangenheit zum Theil gebunden, modifizirt iſt — eine Vergangenheit, die mit Zukunft gemiſcht und

durch dieſelbe modifizirt iſt. Aus beiden beſteht die unvollkommne Gegenwart, welches eigentlich ihr Erzeugungsprozeß iſt. — Vollkommne Gegenwart erzeugt vollkommne freie Zukunft und vollkommne freie Vergangenheit — die beide zugleich affizirt werden und beide zugleich wirken. In der vollkommnen Gegenwart läßt ſich keins von beiden unterſcheiden. Die Aeußerungen, das Verhalten der neuen Einheit läßt ſich aus den Eigenſchaften und dem Verhalten der iſolirten Elemente nicht erklären.

Der vollkommen Beſonnene heißt der Seher.

Als irdiſche Weſen ſtreben wir nach geiſtiger Ausbildung, nach Geiſt überhaupt; als außerirdiſche geiſtige Weſen nach irdiſcher Ausbildung, nach Körper überhaupt. Nur durch Sittlichkeit gelangen wir Beide zu unſeren Zwecken.

Ein Dämon der erſcheinen kann, wirklich erſcheinen, muß ein guter Geiſt ſein, — ſo wie der Menſch, der wirklich Wunder thun, der wirklich mit den Geiſtern Umgang pflegen kann. Ein Menſch der Geiſt wird, iſt zugleich ein Geiſt der Körper wird. Dieſe höhere Art von Tod, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, hat mit dem gemeinen Tode nichts zu ſchaffen — es wird etwas ſein, was wir Verklärung nennen können.

Der jüngſte Tag wird kein einzelner Tag, ſondern nichts als diejenige Periode ſein, die man auch das tau-

ſendjährige Reich nennt. Jeder Menſch kann ſeinen jüngſten Tag durch Sittlichkeit herbeirufen. Unter uns währt das tauſendjährige Reich beſtändig. Die beſten unter uns, die ſchon bei ihren Lebzeiten zu der Geiſterwelt gelangten, ſterben nur ſcheinbar, — ſie laſſen ſich nur ſcheinbar ſterben — ſo erſcheinen auch die guten Geiſter, die bis zur Gemeinſchaft mit der Körperwelt ihrerſeits gelangten — nicht, um uns nicht zu ſtören. Wer hier nicht zur Vollendung gelangt, gelangt vielleicht drüben, oder muß eine abermalige irdiſche Laufbahn beginnen. Sollte es nicht auch drüben einen Tod geben, deſſen Reſultat irdiſche Geburt wäre? So wäre das Menſchengeſchlecht kleiner, an Zahl geringer als wir dächten. Doch läßt es ſich auch noch anders denken. — Geſpenſter, — indirekte, falſche, täuſchende Verklärung — Reſultat der Verfinſterung. Nur dem Weiſen, dem ſchon hienieden Verklärten, erſcheinen verkörperte Geiſter.

Schwäche iſt überhandnehmende, vorwaltende, charakteriſirende fremde Kraft.

Neigungen zu haben und ſie zu beherrſchen iſt rühmlicher als Neigungen zu meiden.

Prophezeiungen könnten auch aus Gefälligkeit und Einmüthigkeit des Schickſals mit dem Propheten wahr werden.

Sollten mehrere unſerer Gefühle nicht ſympathetiſche Gefühle mit den Leiden und Affekten unſerer einzelnen Glieder ſein?

Wenn man recht hungrig iſt, ſo kann man ſich durch andre Reize helfen. So äußert ſich oft ein Bedürfniß oder eine Krankheit, ein Reiz, auf eine ganz fremde Weiſe, durch ein anderes Organ, durch andere Bedürfniſſe und Neigungen (gaſtriſche Krankheiten). — Der Menſch iſt durch viele Stricke oder Reize ans Leben gebunden, niedrige Naturen durch wenigere. — Je erzwungener das Leben iſt, deſto höher.

Ich bin überzeugt, daß man durch kalten techniſchen Verſtand und ruhigen moraliſchen Sinn eher zu wahren Offenbarungen gelangt, als durch Phantaſie, die uns blos ins Geſpenſterreich, dieſem Antipoden des wahren Himmels, zu leiten ſcheint.

Mühe und Pein haben eine angenehme Reaktion. Sie ſind Heilmittel und daher ſcheinen ſie den Menſchen ſo verdienſtlich und wohlthätig.

Ich muß ordentlichen Aberglauben zu Jeſus haben. Der Aberglaube iſt überhaupt nothwendiger zur Religion als man gewöhnlich glaubt.

Man kann auch ſagen, daß ſich alle Dinge zur Erde ſelbſt herabziehen. Sie wollen ſie an ſich ziehen und weil dies nicht geht, ſo nähern ſie ſich ihr immer, um die Anziehungskraft zu verſtärken.

Kein Umſtand in der Religionsgeſchichte iſt merkwürdiger als die neue Idee im entſtandnen Chriſtenthum, einer Menſchheit und einer allgemeinen Religion — damit entſtand der Proſelytism. Auch höchſt ſonderbar iſt die Verſprengung der orientaliſchen Juden ins Abendland und die Verbreitung der neuen Religion unter ein Volk von civiliſirten Weltüberwindern — das ſie den beſiegten und rohen Nationen mittheilte.

In jeder Bewegung in der Natur liegt Grund zu einer beſtändigen Mobilität.

Es gibt drei Hauptmenſchenmaſſen: Wilde, civiliſirte Barbaren, Europäer. Der Europäer iſt ſo hoch über den Deutſchen, als dieſer über den Sachſen, der Sachſe über den Leipziger. Ueber ihn iſt der Weltbürger. Alles Nationale, Temporelle, Lokale, Individuelle läßt ſich univerſaliſiren und ſo kanoniſiren und allgemein machen. Chriſtus iſt ein ſo veredelter Landsmann. Dieſes individuelle Colorit des Univerſellen iſt ſein romantiſirendes Element. So iſt jeder National und ſelbſt der perſön=

liche Gott ein romantiſirtes Univerſum. Die Perſönlichkeit iſt das romantiſche Element des Ichs.

Sollte nicht für die Superiorität der Frauen der Umſtand ſprechen, daß die Extreme ihrer Bildung viel frappanter ſind als die unſrigen? Der verworfenſte Kerl iſt vom trefflichſten Mann nicht ſo verſchieden als das elende Weibsſtück von einer edlen Frau. Nicht auch der, daß man ſehr viel Gutes über die Männer, aber noch nichts Gutes über die Weiber geſagt findet? Haben ſie nicht die Aehnlichkeit mit dem Unendlichen, daß ſie ſich nicht quadriren, ſondern nur durch Annäherung finden laſſen? Und mit dem Höchſten, daß ſie uns abſolut nah ſind und doch immer geſucht, daß ſie abſolut verſtändlich ſind und doch nicht verſtanden, daß ſie abſolut unentbehrlich ſind und doch meiſtens entbehrt werden. Mit höheren Weſen, daß ſie ſo kindlich, ſo gewöhnlich, ſo müßig und ſo ſpielend erſcheinen? — Auch ihre größere Hülfloſigkeit erhebt ſie über uns, ſo wie ihre größere Selbſtbehülflichkeit, ihr größeres Sklaven- und ihr größeres Despotentalent, und ſo ſind ſie durchaus über uns und unter uns und dabei doch zuſammenhängender und untheilbarer als wir. Würden wir ſie auch lieben, wenn dies nicht ſo wäre? Mit den Frauen iſt die Liebe und mit der Liebe die Frau entſtanden und darum verſteht man keins ohne das andere. Wer die Frauen ohne Liebe und die Liebe ohne Frauen finden will, dem gehts wie den Philoſophen,

die den Trieb ohne das Objekt und das Objekt ohne den Trieb betrachteten und nicht beide im Begriff der Aktion zugleich sahen. — Was noch nicht à portée der Frauen ist, ist noch nicht reif. Sie sind wie die vornehmen Römer, nicht zum Verfertigen, sondern zum Genuß der Resultate da, zum Ausüben, nicht zum Versuchen. Geliebt zu sein ist ihnen urwesentlich. Frauen und Liebe trennt nur der Verstand.

Jemehr Gegenstand, desto größer die Liebe zu ihm — einem absoluten Gegenstande kommt absolute Liebe entgegen. Zu dir kehr ich zurück, edler Keppler, dessen hoher Sinn ein vergeistigtes sittliches Weltall sich erschuf, statt daß in unseren Zeiten es für Weisheit gehalten wird — alles zu ertödten, das Hohe zu erniedrigen, statt das Niedre zu erheben und selber den Geist des Menschen unter die Gesetze des Mechanismus zu beugen.

Die Kometen sind wahrhaft excentrische Wesen, der höchsten Erleuchtung und der höchsten Verdunkelung fähig — ein wahres Ginnistan — bewohnt von mächtigen, guten und bösen Geistern, erfüllt mit organischen Körpern, die sich zu Gas ausdehnen und zu Gold verdichten können.

Die Nacht ist zweifach — indirekte und direkte Asthenie — Jene entsteht durch Blendung — übermäßiges

Licht, dieſe aus Mangel an hinlänglichem Licht. So gibt es auch eine Unbeſonnenheit aus Mangel an Selbſtreiz und eine Unbeſonnenheit aus Uebermaaß an Selbſtreiz — dort ein zu grobes, hier ein zu zartes Organ. Jene wird durch Verringerung des Lichts oder des Selbſtreizes — dieſe durch Vermehrung derſelben gehoben, oder durch Schwächung und Stärkung des Organs. Die Nacht und Unbeſonnenheit aus Mangel iſt die häufigſte. Die Unbeſonnenheit aus Uebermaaß nennt man Wahnſinn. Die verſchiedne Direktion des übermäßigen Selbſtreizes modifizirt den Wahnſinn.

Das gemeinſchaftliche Eſſen iſt eine ſinnbildliche Handlung der Vereinigung. Alle Vereinigungen außer der Ehe ſind beſtimmt gerichtete, durch ein Object beſtimmte und gegenſeitig daſſelbe beſtimmende Handlungen. Die Ehe hingegen iſt eine unabhängige Totalvereinigung. Alles Genießen, Zueignen und Aſſimiliren iſt Eſſen, oder Eſſen iſt vielmehr nichts als eine Zueignung. Alles geiſtige Genießen kann daher durch Eſſen ausgedrückt werden. In der Freundſchaft ißt man in der That von ſeinem Freunde oder lebt von ihm. Es iſt ein echter Trope, den Körper für den Geiſt zu ſubſtituiren und bei einem Gedächtnißmale eines Freundes in jedem Biſſen mit kühner überſinnlicher Einbildungskraft ſein Fleiſch und in jedem Trunke ſein Blut zu genießen. Dem weichlichen Geſchmack unſerer Zeiten kommt dies freilich ganz bar-

bariſch vor; aber wer heißt ſie gleich an rohes verwesliches Blut und Fleiſch zu denken? Die körperliche Aneignung iſt geheimnißvoll genug, um ein ſchönes Bild der geiſtigen Meinung zu ſein — und ſind denn Blut und Fleiſch in der That etwas ſo widriges und unedles? Wahrlich, hier iſt mehr als Gold und Diamant, und die Zeit iſt nicht mehr fern, wo man höhere Begriffe vom organiſchen Körper haben wird. — Wer weiß, welches erhabene Symbol das Blut iſt! Gerade das Widrige der organiſchen Beſtandtheile läßt auf etwas ſehr Erhabenes in ihnen ſchließen. Wir ſchaudern vor ihnen wie vor Geſpenſtern und ahnden mit kindlichem Grauſen in dieſem ſonderbaren Gemiſch eine geheimnißvolle Welt, die eine alte Bekanntin ſein dürfte. — Um aber auf das Gedächtnißmahl zurückzukommen — ließe ſich nicht denken, daß unſer Freund jetzt ein Weſen wäre, deſſen Fleiſch Brod, und deſſen Blut Wein ſein könnte? — So genießen wir den Genius der Natur alle Tage und ſo wird jedes Mahl zum Gedächtnißmahl — zum ſeelennährenden wie zum körpererhaltenden Mahl — zum geheimnißvollen Mittel einer Verklärung und Vergötterung auf Erden — eines belebenden Umgangs mit dem abſolut Lebendigen. Den Namenloſen genießen wir im Schlummer — Wir erwachen wie das Kind am mütterlichen Buſen und erkennen, wie jede Erquickung und Stärkung uns aus Gunſt und Liebe zukam und Luft, Trank und Speiſe Beſtandtheile einer unausſprechlichen lieben Perſon ſind.

Die Holzkohle und der Diamant ſind Ein Stoff – und doch wie verſchieden! Sollte es nicht mit Mann und Weib derſelbe Fall ſein? Wir ſind Thonerde und die Frauen ſind Weltaugen und Sapphyre, die ebenfalls aus Thonerde beſtehen.

Jeder ſich abſondernde, gewöhnlich affektirt ſcheinende Menſch iſt denn doch ein Menſch, bei dem ſich ein Grundſatz regt. Jedes unnatürliche Betragen iſt Symptom einer angeſchoſſnen Maxime. Selbſtändigkeit muß affektirt anfangen. Alle Moral fängt affektirt an. Sie gebietet Affektation. Aller Anfang iſt ungeſchickt.

Wer zuerſt bis zwei zu zählen verſtand, ſah, wenn ihm auch ſelbſt das Fortzählen noch ſchwer ward, doch die Möglichkeit einer unendlichen Fortzählung nach denſelben Geſetzen.

Nur das Trinken verherrlicht die Poeſie? Wie wenn die Poeſie auch eine flüſſige Seele wäre? Das Eſſen weckt den Witz und die Laune — daher Gourmands und dicke Leute ſo witzig ſind — und beim Eſſen ſo leicht Scherz und muntere Unterhaltung entſteht. Auch auf andere ſolide Fähigkeiten wirkt es. Bei Tiſch ſtreitet und raiſonnirt man gern und vieles Wahre iſt bei Tiſch gefunden worden. Der Witz iſt geiſtige Elektricität — dazu ſind feſte Körper nöthig — Auch Freundſchaften

werden bei Tiſch geſtiftet — unter den eiſernen Leuten am leichteſten — Wer ahndet hier nicht Seelenmagnetism? Die Tiſchzeit iſt die merkwürdigſte Periode des Tages und vielleicht der Zweck — die Blüthe des Tages. Das Frühſtück iſt die Knospe. Die Alten verſtanden ſich auch hier beſſer auf die Philoſophie des Lebens — Sie aßen nur einmal, außer dem Frühſtück, und zwar nach vollbrachten Geſchäften gegen Abend. Das doppelte Eſſen ſchwächt das Intereſſe. Zwiſchen dem Eſſen, — Schauſpiel — Muſik und Lektüre. Die Malzeit ſelbſt eine Curve, nach ächter Bildungslehre des Lebens. Mit der leichteſten Speiſe den Anfang gemacht — dann geſtiegen und mit der leichteſten wieder geſchloſſen. Das Eſſen muß lang währen — die Verdauungszeit über — den Schluß macht am Ende der Schlummer.

Schlummer iſt ein Anhalten des höheren Organs — eine Entziehung des geiſtiges Reizes — des abſolut ſein ſollenden Reizes. Die Willkühr iſt gehemmt. — Schlaf, Analogon des Todes. Kurzer, aber öfterer Schlaf. Seine reſtaurirende Wirkung. Es iſt ein Zeichen, daß man ordentlich geſchlafen hat, wenn man gleich munter iſt. Je weniger Schlaf man braucht, deſto vollkommener iſt man. Eine augenblickliche Unterbrechung ſtärkt faſt mehr als eine lange. Halbes Bewußtſein im Schlafe. Die ſonderbaren Traumbilder. Das Leben im Traum. Die Zeit verſchmilzt die Gegenſtände in einander. Jede Aus-

ſicht auf eine Zukunft voll kräftigen mannichfachen Lebens iſt eine Morgenausſicht. Poetiſche Curve der Sonne Das Leben endigt wie der Tag und ein vollkommnes Schauſpiel, — wehmüthig — aber mit erhabener Hoffnung. Der Abend iſt ſentimental wie der Morgen naiv iſt. Der Morgen muß ſtreng und geſchäftig — der Abend üppig ſein. Auch die Arbeit muß gegen Mittag zu wachſen und gegen das Eſſen zu ſich etwas wieder vermindern. Früh keine Geſellſchaft. Man iſt Morgens jung und Abends alt. Jeder Abend muß unſer Teſtament finden und unſere Sachen in Ordnung.

Wie vermeidet man bei Darſtellung des Vollkommnen die Langeweile? Die Betrachtung Gottes ſcheint als eine religiöſe Unterſuchung zu monoton — man erinnere ſich an die vollkommenen Charaktere in Schauſpielen, an die Trockenheit eines ächten reinen philoſophiſchen oder mathematiſchen Syſtems u. ſ. w. So iſt ſelbſt die Betrachtung Jeſu ermüdend — die Predigt muß pantheiſtiſch ſein, angewandte, individuelle Religion, individualiſirte Theologie enthalten.

Um einem Geſpräche eine beliebige Richtung zu geben, iſt nur Feſthaltung des Ziels nöthig. So nähert man ſich ihm allmälig, denn ſeine Anziehungskraft wird rege. Durch dieſe Aufmerkſamkeit auf einen heterogenen Gedanken entſtehen oft die witzigſten Uebergänge, die

artigſten Verbindungen. Man iſt oft ſchneller da als man denkt.

Auch die Sprache iſt ein Produkt des organiſchen Bildungstriebes. So wie nun dieſer überall daſſelbe unter den verſchiedenſten Umſtänden bildet, ſo bildet ſich auch hier durch Cultur, durch ſteigende Ausbildung und Belebung die Sprache zum tiefſinnigen Ausdruck der Idee der Organiſation, zum Syſtem der Philoſophie. — Die ganze Sprache iſt ein Poſtulat. Sie iſt poſitiven freien Urſprungs. Man mußte ſich einverſtehen, bei gewiſſen Zeichen gewiſſe Dinge zu denken, mit Abſicht etwas beſtimmtes in ſich zu conſtruiren.

Abſtraktion ſchwächt — Reflexion ſtärkt. — Durch allzuhäufiges Reflektiren auf ſich ſelbſt wird der Menſch für ſich ſelbſt abgeſtumpft und verliert den geſunden Sinn für ſich ſelbſt.

Selbſtbeurtheilung nach den wirklichen Handlungen — nach der Oberfläche, nicht nach dem innern Gewebe. Wie ſchön iſt nicht die Oberfläche des Körpers, wie ekelhaft ſein inneres Weſen!

Wer einen Charakter mitbringt, wird ſich ſehr ſchwer verſtehen lernen.

Die Möglichkeit der Philoſophie beruht auf der Möglichkeit Gedanken nach Regeln hervorzubringen — wahrhaft gemeinſchaftlich zu denken — Kunſt zu ſymphiloſophiren — Iſt gemeinſchaftliches Denken möglich, ſo iſt ein gemeinſchaftlicher Wille, die Realiſirung großer neuer Ideen möglich.

Wahre Mittheilung findet nur unter Gleichgeſinnten, Gleichdenkenden ſtatt.

Nur das Unvollſtändige kann begriffen werden — kann uns weiter führen. Das Vollſtändige wird nur genoſſen. Wollen wir die Natur begreifen, ſo müſſen wir ſie als unvollſtändig ſetzen, um ſo zu einem unbekannten Wechſelgliede zu gelangen.

Menſch werden iſt eine Kunſt.

Scherz iſt ein Präſervativ und Confortativ, beſonders gegen das Miasma weiblicher Reize. In der großen Welt iſt daher die Zerſchmelzung weniger als die Verhärtung zu fürchten. Scherz frivoliſirt.

Es gibt zwei Arten Menſchen zu ſchildern: die poetiſche und die wiſſenſchaftliche. Jene gibt nur einen durchaus individuellen Zug, — ex ungue leonem, dieſe deducirt vollſtändig.

Alle Erinnerung iſt Gegenwart. Im reineren Element wird alle Erinnerung uns wie nothwendige Verdichtung erſcheinen.

Das lyriſche Gedicht iſt für Heroen, es macht Heroen, das epiſche Gedicht für Menſchen. Der Heros iſt lyriſch, der Menſch epiſch, der Genius dramatiſch — der Mann lyriſch, die Frau epiſch, die Ehe dramatiſch.

Jeder Menſch hat ſeine eigne Sprache. Sprache iſt Ausdruck des Geiſtes. Der ächte Ausdruck macht die klare Idee. Sobald man nur die rechten Namen hat, ſo hat man die Ideen immer.

Wer nicht vorſätzlich, nach Plan und mit Aufmerkſamkeit thätig ſein kann, verräth Schwäche. Die Seele wird durch die Zerſetzung zu ſchwach. Ohne Aufmerkſamkeit auf das was ſie thut, gelingt ihr Vieles. Sobald ſie ſich theilen muß, wird bei aller Anſtrengung nichts. Hier muß ſie ſich überhaupt zu ſtärken ſuchen. Oft iſt Verwöhnung daran Schuld. Das Organ der Aufmerkſamkeit iſt auf Koſten des thätigen Organs geübt — voraus gebildet, zu reizbar gemacht worden. Nun zieht es alle Kraft an ſich und ſo entſteht dieſe Disproportion.

Alles muß Lebensmittel werden. Kunſt aus allem Leben zu ziehen. Alles zu beleben iſt der Zweck des

Lebens. Luſt iſt Leben. Unluſt iſt Mittel zur Luſt, wie Tod Mittel zum Leben.

Kinder ſind Hoffnungen, Mädchen ſind Wünſche und Bitten.

Vom Glauben hängt die Welt ab. Glauben und Vorurtheil iſt Eins. Wie ich eine Sache annehme, ſo iſt ſie für mich.

Der Philoſoph überſetzt die wirkliche Welt in die Gedankenwelt und umgekehrt, um beiden einen Verſtand zu geben.

Jedes ächte Mittel iſt das weſentliche Glied eines Zwecks, daher unvergänglich und bleibend wie dieſer.

Der Reiz von außen iſt indirekter, der Reiz von innen direkter Reiz.

Leben entſteht wie Krankheit aus einer Stockung — Begränzung — Berührung.

Das Gemeinſte in ächter Euphonie iſt ewiger Betrachtung werth. In fremden Sprachen fühlt man lebhafter, daß jede Rede eine Compoſition ſein ſollte. Man iſt

viel zu ſorglos im Sprechen und Schreiben. Die idealiſche Rede gehört zur Realiſation der Idealwelt.

Nur ein Künſtler kann den Sinn des Lebens errathen.

Jedes Ding hat ſeine Zeit, auch Uebereilung.

Reiz iſt vielleicht Hemmung oder Beflügelung des Triebs.

Die Intelligenz ſoll ohne und gegen das organiſche Vermögen alles hervorbringen.

Die Philoſophie ſoll nicht die Natur, ſie ſoll ſich ſelbſt erklären. Alle Befriedigung iſt Selbſtauflöſung. Bedürfniß entſteht durch Entzweiung — fremden Einfluß — Verletzung. Es muß ſich ſelbſt wieder ausgleichen. Die Selbſtauflöſung des Triebes, dieſe Selbſtverbrennung der Illuſion, des illuſoriſchen Problems iſt eben das Wollüſtige der Befriedigung des Triebes. Was iſt das Leben anders? Die Verzweiflung, die Todesfurcht iſt gerade eine der intereſſanteſten Täuſchungen dieſer Art. Stheniſch, wie im Trauerſpiel, fängts an, — aſtheniſch endigt es und wird gerade dadurch ein befriedigendes Gefühl — ein Pulsſchlag unſeres ſenſitiven Lebens. Auch kann es aſtheniſch anfangen und ſtheniſch endigen. Es iſt eins. Ein Trauerſpiel was zu viel Wehmuth hinter-

läßt, hat nicht ſtheniſch genug angefangen. Jede Geſchichte enthält ein Leben, ein ſich ſelbſt auflöſendes Problem. So iſt jedes Leben eine Geſchichte.

Wer das Leben anders als eine ſich ſelbſt vernichtende Illuſion anſieht, iſt noch ſelbſt im Leben befangen.

Alles iſt Samenkorn.

Je einfacher der Menſch lebt und gereizt wird, deſto mehr bindet er ſich an etwas.

Je abhängiger vom Zufall und von Umſtänden, deſto weniger beſtimmten, ausgebildeten, angewandten Willen, — jemehr dies, je unabhängiger dort.

Das Publikum iſt eine unendlich große, mannichfache, intereſſante Perſon — eine geheimnißvolle Perſon von unendlichem Werth, der eigentliche, abſolute Reiz des Darſtellers.

Um eine Idee zu finden, d. i. in der Außenwelt unter mehreren Gefühlen herauszufühlen,— aus mehreren Anſichten herauszuſehen, — aus mehreren Erfahrungen und Thatſachen herauszuerfahren, herauszuſuchen, aus mehreren Gedanken den rechten Gedanken, das Werkzeug der Idee herauszudenken, zu unterſcheiden — dazu gehört

phyſiognomiſcher Sinn für die mannichfachen Ausdrücke, Werkzeuge der Idee. Ich muß die Kunſt verſtehen, von der Idee auf ihre Erſcheinung zu ſchließen.

Unſere Staaten ſind faſt nichts als rechtliche Inſtitute, nur Defenſionsanſtalten. Erziehungsinſtitute, Akademien und Kunſtgeſellſchaften ſind es leider nicht, wenigſtens ſehr mangelhaft. Dies müſſen die Menſchen alſo noch durch beſondere Coalitionen ſuppliren. Auch fehlende Polizeianſtalten ſollte man durch Privatverbindungen zu erſetzen ſuchen.

Die Kunſt zerfällt, wenn man will, in die wirkliche, vollendete, durchgeführte, mittelſt der äußeren Leiter wirkſame Kunſt und in die eingebildete, unterwegs in den inneren Organen aufgehaltene und nur mittelſt dieſer wirkſame Kunſt. Letztere heißt die Wiſſenſchaft im weiteſten Sinne. Beide zertheilen ſich in die Hauptabtheilungen, in die beſtimmte, durch Gegenſtände oder andre Centralfunktionen der Sinne ſchon gerichtete, durch Begriffe determinirte, endliche, beſchränkte, mittheilbare Kunſt und in die unbeſtimmte, freie, unmittelbare, originelle, nicht abgeleitete, cykliſche, ſchöne, ſelbſtändige, reine Ideen realiſirende, von reinen Ideen belebte Kunſt. Jene iſt nur Mittel zu einem Zweck, dieſe Zweck an ſich, befriedigende Thätigkeit des Geiſtes, Selbſtgenuß des Geiſtes. — Die Wiſſenſchaft im weiteſten Sinn

betreiben Gelehrte, Meiſter der beſtimmten Kunſt, und Philoſophen, Meiſter der unbeſtimmten, freien Kunſt. — Die Kunſt katexochin, oder die wirkliche Kunſt treiben Handwerker, Meiſter des beſtimmten Theils, und Künſtler katexochin, Meiſter der freien Klaſſe. — Der Gelehrte erreicht das Maximum in ſeiner Wiſſenſchaft durch die höchſte Simplification der Regeln und mithin des Stoffes — Kann er aus Einer beſtimmten Regel alle beſtimmten Regeln ableiten, alle beſtimmten Zwecke auf Einen Zweck reduziren u. ſ. w. ſo hat er ſeine Wiſſenſchaft auf den höchſten Grad der Vollkommenheit gebracht. Der encyclopädiſche Gelehrte, der dies im Umfange aller beſtimmten Wiſſenſchaften thut, — und ſo alle beſtimmten Wiſſenſchaften in Eine beſtimmte Wiſſenſchaft verwandelt, iſt das Maximum eines Gelehrten. Die beſtimmte Kunſt könnte man Wiſſenſchaft im engeren Sinne nennen. — Philoſophie kann man die freie eingebildete Kunſt nennen. Der Philoſoph, der in ſeiner Philoſophie alle einzelne Philoſopheme in ein Einziges verwandeln, der aus allen Individuen derſelben Ein Individuum machen kann, erreicht das Maximum in ſeiner Philoſophie. Er erreicht das Maximum eines Philoſophen, wenn er alle Philoſophien in eine Einzige Philoſophie vereinigt. — So auch mit dem Handwerker und Künſtler. — Der Gelehrte und Handwerker verfahren mechaniſch bei ihrer Simplification. Sie vereinigen zerlegte Kräfte — und zerlegen dieſe vereinigte Kraft und

Richtung wieder methodiſch. Der Philoſoph und Künſtler verfahren organiſch, wenn ich ſo ſagen darf — Sie vereinigen frei durch eine reine Idee und trennen nach freier Idee. Ihr Prinzip, ihre Vereinigungsidee iſt ein organiſcher Keim — der ſich frei zu einer, unbeſtimmte Individuen enthaltenden, unendlich individuellen, allbildſamen Geſtalt entwickelt, ausbildet, — eine ideenreiche Idee.

Sich nach den Dingen, oder die Dinge nach ſich richten — iſt Eins.

Eine Ehe iſt ein politiſches Epigramm. Epigramm iſt nur ein elementariſcher, poetiſcher Ausdruck — poetiſches Element — primitives Poem.

Alles Unwillkührliche ſoll in ein Willkührliches verwandelt werden.

Die Veredlung der Leidenſchaft kann — durch Anwendung derſelben als Mittel, durch freiwillige Beibehaltung, das Vehikel einer ſchönen Idee, z. B. eines innigen Verhältniſſes mit einem geliebten Ich werden.

Zorn u. ſ. w. ſind Unarten, Ungezogenheiten, Fehler des ſittlichen, echtmenſchlichen Anſtandes.

Der Dithyramb unter den ſinnlichen Handlungen iſt die Umarmung. Sie muß daher nach ihren Naturgeſetzen beurtheilt werden.

Urtheil iſt Produkt und Gegenſtand des Sinns für die Sinne, des allgemeinen Sinns.

Sollte nicht am Ende jede Frage — Was iſt das? und Warum? eine dumme Frage ſein?

Je ruhiger der Geiſt ſein will, je regſamer, deſto mehr muß er den Körper zu gleicher Zeit auf eine geringfügige Weiſe zu beſchäftigen ſuchen. — Es iſt gleichſam die negative Kette, die er auf den Boden herabläßt, um deſto thätiger und wirkſamer zu werden.

Die höchſten Aufgaben beſchäftigen den Menſchen am früheſten. Aeußerſt lebhaft fühlt der Menſch beim erſten Nachdenken das Bedürfniß, die höchſten Enden zu vereinigen. Mit ſteigender Kultur nehmen ſeine Verſuche an Genialität ab — aber ſie nehmen an Brauchbarkeit zu — wodurch er zu dem Irrthum verleitet wird — gänzlich von den Endgliedern zu abſtrahiren und ſein Verdienſt blos in Vereinigung näherer bedingter Glieder zu ſetzen. Es kann aber nicht fehlen, daß er bald die nothwendige Mangelhaftigkeit dieſer Methode bemerkt und ſich nach der Möglichkeit umſieht, die Vortheile der erſten

Methode mit den Vortheilen der zweiten Methode zu verbinden und ſo beide zu ergänzen. Jetzt fällt ihm endlich ein, in ſich ſelbſt als abſolutem Mittelpunkt dieſer getrennten Welten das abſolute Vereinigungsglied aufzuſuchen. — Er ſieht auf einmal, daß das Problem realiter ſchon durch ſeine Exiſtenz gelöſt iſt und das Bewußtſein der Geſetze ſeiner Exiſtenz die Wiſſenſchaft katexochin ſei, die er ſo lange ſchon ſuche. Mit der Entdeckung dieſes Bewußtſeins iſt das große Räthſel im Grunde gelöſt. So wie ſein Leben reale Philoſophie iſt, ſo iſt ſeine Philoſophie ideales Leben, lebendige Theorie des Lebens. Aus zufälligen Thatſachen werden ſyſtematiſche Experimente. Sein Weg iſt ihm nun auf Ewigkeiten vorgezeichnet — Seine Beſchäftigung iſt Erweiterung ſeines Daſeins in die Unendlichkeit — der Traum ſeiner Jugend iſt zu einer ſchönen Wirklichkeit — ſeine früheren Hoffnungen und Ahndungen ſind zu ſymboliſchen Prophezeiungen geworden. Der ſcheinbare Widerſpruch der urſprünglichen Aufgabe — der Aufgaben — Löſung und Nichtlöſung zugleich — iſt vollkommen gehoben.

Fabel iſt Maximum der poetiſchen, populären Darſtellung der Philoſophie der erſten Periode, oder der Philoſophie im Naturzuſtande der vereinzelten Philoſopheme der erſten Kultur oder Formation — nicht reine urſprüngliche Poeſie — ſondern künſtliche — zur Poeſie gewordene Philoſophie. Zur ſchönen Kunſt gehört ſie nicht.

Sie iſt techniſch — Gebild der Abſicht — Leiter eines Zwecks. Daher die abſichtliche Willkühr in der Wahl des Stoffs — Gezwungner Stoff verräth Abſicht — Plan eines Vernunftweſens. Der Menſch fühlt ſich genöthigt, einen Gedanken als Supplement dieſer Erſcheinung hinzuzudenken. Sich leicht verſtändlich zu machen, hat der Erfinder ſelbſt eine Begebenheit erfunden, die blos zu dieſem Behuf erdacht, ſchnell und ohne Mißverſtand den beabſichtigten Gedanken im Hörer erwecken ſoll. Vielleicht hat er lange Mühe verwenden müſſen, um aus den gemiſchten, unreinen Begebenheiten, die er erlebte, dieſes Reſultat zu ziehn, dieſes Urtheil, dieſen Satz zu erhalten und ſich von ſeiner Richtigkeit zu überzeugen. Dies gab ihm Gelegenheit zur Erfindung der Fabel. Er componirte eine Begebenheit, eine hieroglyphiſche Formel, die nichts als den Satz enthielt und ſo phyſiognomiſch ſprechend war, daß man ihre Seele nicht verfehlen konnte, daß man bei ihrer Anhörung, bei dieſer geiſtigen Nachbildung, nothwendig den darin verborgenen Satz mit nachbilden und auch ſogleich, weil man wiſſentlich ein Menſchenwerk, das Produkt einer Abſicht, nachbildete, denſelben durch Aufmerkſamkeit abſondern, und als Zweck des Werks anerkennen mußte. Je roher die Kunſt, je frappanter der Zwang des Stoffs. Auf die Schönheit und Selbſtgeſetzmäßigkeit der Form legt der erſte Künſtler keinen Werth. Er will nur einen ſichern Ausdruck ſeiner Abſicht — verſtändliche Mittheilung iſt ſein Zweck.

Je ungeübter der ausſcheidende Allgemeinſinn, je weniger fertig der Verſtand im Errathen iſt, deſto kürzer und einfacher muß ſeine Operation, deſto weniger verhüllt, deſto loſer verknüpft muß die Abſicht, der Gedanke mit dem Stoff ſein. Die Seele des Kunſtwerks muß ſo nackend als möglich auf der Oberfläche liegen. — Sie muß in überſpannten, unnatürlichen Bewegungen und Modificationen des Stoffs in Carricatur ſich zudringlich zu erkennen geben. — Aus einem Menſchen ſpricht für dieſes Zeitalter Vernunft und Gottheit nicht vernehmlich, nicht frappant genug — Steine, Bäume, Thiere müſſen ſprechen, um den Menſchen ſich ſelbſt fühlen, ſich ſelbſt beſinnen zu machen. — Die erſte Kunſt iſt Hieroglyphiſtik. — Mittheilungs=, Beſinnungkunſt oder Sprache und Darſtellungs=, Bildungskunſt oder Poeſie ſind noch Eins. Erſt ſpäter trennt ſich dieſe rohe Maſſe — dann entſteht Benennungskunſt, Sprache im eigentlichen Sinn — Philoſophie — und ſchöne Kunſt, Schöpfungskunſt, Poeſie überhaupt. — Die Räthſelweisheit, oder die Kunſt, die Subſtanz unter ihren Eigenſchaften zu verbergen, ihre Merkmale myſtiſch zu verwirren, gehört als Uebung des jungen Scharfſinns in dieſe Periode. Myſtiſche allegoriſche Werke mögen der Anfang dieſer Populariſirung der früheſten Theoreme geweſen ſein, wenn nicht die Erkenntniß überhaupt gleich in dieſer populären Form zur Welt kam. Parabeln ſind viel ſpätere Formation. Zur künſtlichen Poeſie oder zur techniſchen überhaupt gehört die rhetoriſche. Der

Charakter der künſtlichen Poeſie iſt Zweckmäſigkeit — fremde Abſicht. — Die Sprache im eigentlichſten Sinn gehört ins Gebiet der künſtlichen Poeſie. Ihr Zweck iſt beſtimmte Mittheilung. Wenn man alſo Sprache — Ausdruck einer Abſicht nennen will, ſo iſt die ganze künſtliche Poeſie Sprache. Ihr Zweck iſt beſtimmte Mittheilung — Erregung eines beſtimmten Gedankens. — Der Roman gehört zur natürlichen Poeſie, — die Allegorie zur künſtlichen. Die natürliche Poeſie kann alſo ohne Schaden den Schein der künſtlichen, der didaktiſchen haben. Es muß aber nur zufällig, nur frei damit verknüpft ſein. Dieſer Schein der Allegorie gibt ihr dann noch einen Reiz mehr und ſie kann nicht Reize, Incitamente jeder Art genug haben.

Unſer Leben iſt unvollkommen, weil es Perioden hat — Es ſollte nur Eine Periode ſein, dann wärs unendlich. Der Relationsprozeß iſt der ſubſtanzielle. Wo mit der Verdichtung Vermehrung verbunden iſt, da iſt Leben.

Der genialiſche Arzt wird von ſich und dem Gegenſtande zugleich, aber ohne gegenſeitige Beſchränkung — vielmehr mit gegenſeitiger Vervollkommnung beſtimmt. Er beobachtet Mittel und Krankheit mit jedem Schritte genauer, wird mit jedem Schritte mehr Herr der Krankheit und des Mittels — und iſt die wohlthätige Macht,

die die äußeren Reize kunſtvoll zu einem glücklichen Feinde der Krankheit organiſirt, ſowohl in Beziehung auf harmoniſche Zuſammenwirkung oder Gliederung — als auf Doſis — Quantität — und Grad — Qualität — und auf Succeſſion — Rhythmus. —

Das Werkzeug als ſolches läßt ſich nicht müßig denken. Ein Organ iſt, ſeinem Begriff nach, in Bewegung und mithin in Verbindung mit ſeinem Reiz, theils unmittelbar, theils mittelbar durch das Produkt. Der todte Körper, todt gedacht, wird uns keine Aufſchlüſſe über die Kraft geben, und ihre Verbindung mit ihm. Beobachtet das lebendige Organ und das bewegte Werkzeug.

Wer alles räumlich, figurirt und plaſtiſch ſieht, deſſen Seele iſt muſikaliſch — Formen erſcheinen durch unbewußte Schwingungen. — Wer Töne, Bewegungen u. ſ. w. in ſich ſieht, deſſen Seele iſt plaſtiſch — denn Mannichfaltigkeit der Töne und Bewegungen entſteht nur durch Figuration. Wird aber der muſikaliſche Menſch guter Maler und Sculptor, ſo wie umgekehrt der plaſtiſche Menſch guter Muſiker u. ſ. w. werden können — da alle Einſeitigkeit ſich ſelbſt Schaden thut? Oder beſteht eben das Genie in der Vereinigung und Bildung des Genies in Conſtruction dieſer Vereinigung — Ausbildung des ſchwächeren Vereinigungskerns? Jeder Menſch

hätte genialiſchen Keim, nur in verſchiednen Graden der Ausbildung und Energie.

Je complicirter, mannichfacher die Seele, deſto ſtärker, deſto erregbarer.

Hoffnung iſt eine entfernte Freude, Ahndung iſt entfernte Vorſtellung, Furcht iſt ein entferntes Weh. Erinnerung des Angenehmen — Erinnerung des Unangenehmen — rückwärtsentfernte Luſt oder Unluſt. Was die Luſt in der Erinnerung verliert, das gewinnt die Unluſt in der Erinnerung und umgekehrt. Sie gehn in einander über — ſo Furcht und Hoffnung. Je näher deſto unterſchiedner.

Ueberfluß und Armuth beide in Einem Zuſtande der Schwäche, ſo wie hingegen der Mittelſtand zwar Beide in Dauerſtärke übertrifft — aber ſeine ganze Dauer hindurch von Einem der beiden Extreme oder gar von beiden zugleich despotiſirt und gehudelt wird — und der Ueberblick derſelben nichts als Friſtung einer kümmerlichen mühſeligen Exiſtenz darbietet. Die Extreme leben nicht eigentlich, exiſtiren nicht recht — d. h. in einem ſehr geringen Grade der Exiſtenz — weil ſie nur weniges mit dem Extrem gemein haben — geringe Animation — Der Mittelſtand exiſtirt mehr — aber wie? unter welchen Gefahren — in welchem Reiche — wie beſtändig be-

droht? — in einem beſtändigen Zuſtande der Noth — überall fehlt's.

Philoſophie einer Wiſſenſchaft entſteht durch Selbſtkritik und Selbſtſyſtem der Wiſſenſchaft. Eine Wiſſenſchaft wird angewandt, wenn ſie als analoges Muſter und Reiz einer ſpezifiſchen Selbſtſatzentwickelung einer anderen Wiſſenſchaft dient. Jede Wiſſenſchaft kann durch reine Potenzirung in eine höhere, die philoſophiſche Reihe, als Glied und Funktion übergehn.

Am Ende iſt Mathematik nur gemeine einfache Philoſophie und Philoſophie höhere Mathematik im Allgemeinen.

Langwierige Zufälle können plötzlich gehoben werden, ſo wie oft eine plötzliche Krankheit nur langwierig gehoben wird.

Alles geht in uns viel eher vor als es geſchieht.

Zorn iſt ein heftiger Unwillen, Enthuſiasmus ein heftiger Willen. Schmerz vielleicht ein heftiger Untrieb oder Gegentrieb. Wolluſt ein heftiger Trieb. Alle Unluſt entſteht von Mangel — Mangel an Trieb, Kraft, Reiz, Stoff. In jeder wahren Krankheit iſt ein Mangel

und daraus entſteht die Unluſt jeder Krankheit. Daher ſagt man auch: Was fehlt dir?

Die Träume ſind für den Pſychologen höchſt wichtig — auch für den Hiſtoriker der Menſchheiten. Die Träume haben ſehr viel zur Kultur und Bildung der Menſchheit beigetragen — daher mit Recht das ehemalige große Anſehn der Träume.

Irgendwo anfangen und ſtillſtehen muß man, mit einem Unglauben — Unwillen.

Man kann am Styl bemerken ob und wieviel der Gegenſtand den Verfaſſer reizt oder nicht reizt, und daraus Folgerungen auf ſeine Conſtitution, auf ſeine zufällige Stimmung u. ſ. w. machen. In Göthes Styl iſt die Monotomie und Simplizität der großen Welt — nothwendige aber äußerſt einfache Etikette. Die große Welt iſt blos gebildete Senſibilität, aſtheniſche Conſtitution als Ideal.

Je merklichere Wirkungen die Seele hervorbringen kann, deſto ſtärker iſt ſie; je unmerklichere Wirkungen der Stoff, die Welt, der Körper im engeren Sinn hervorbringen kann, deſto ſtärker iſt er. Je mannichfaltigere dabei beide, — deſto gebildeter beide. Der Körper ſoll

Seele, die Seele Körper werden, Eins durch das Andere, — dadurch gewinnen beide.

Sollte die Phyſik im ſtrengern Sinne die Politik unter den Naturweſen ſein? — Die niedre Phyſik betrachtet den Stein unter Steinen — wie die gemeine Politik den Menſchen unter Menſchen, — jene die Felſenbildung, Gebirgsbildung, dieſe die Staatenbildung. Die aſtronomiſch terreſtriſche Mineralogie und Geologie iſt davon ganz verſchieden. Gewöhnlich werden Bruchſtücke von ihr unter die gemeine Geognoſie mit gerechnet — und ihre Idee liegt mit in der Idee der jetzigen Geognoſie.

Hypochondrie iſt pathologiſirende Phantaſie mit Glauben an die Realität ihrer Produktionen — Phantasmen verbunden.

Halbe Theorie führt von der Praxis ab, ganze zu ihr zurück.

Wer ſich nicht vornimmt, das Denken und ſcientifiren und ſtudiren ganz durchzuführen und es beſtändig fortzutreiben, — der thut ſich nur mehr Schaden damit, da aller temporelle Gebrauch eines heftigen Reizes ſchädlich iſt und größere Schwäche veranlaßt.

Das unkritiſche Sich für geſund halten — ſo wie das unkritiſche Sich für krank halten — beides iſt Fehler und Krankheit.

Logik im allgemeinen Sinne begreift dieſelben Wiſſenſchaften oder wird eben ſo eingetheilt wie Sprachlehre und Tonkunſt. Die angewandte Sprachlehre und die angewandte Logik begegnen ſich und machen eine höhere Verbindungswiſſenſchaft aus — die die Wortbedeutungslehre und ihre Disciplinen enthält.

Wir ſtoßen immer zuletzt an den Willen, — die willkührliche Beſtimmung — als wenn dies überall der eigentliche und nothwendige Anfang wäre. — Jede künſtliche willkührliche Beſtimmung muß eine nothwendige, natürliche werden können und umgekehrt.

Nichts reizt an ſich. Alles kann reizend und nicht reizend werden. So iſt die Reizbarkeit durchaus relativ in Beziehung auf den Stoff. So auch mit der Erregbarkeit. Beide ſind Erſcheinungen einer Subſtanz, — die Erregung — der höhern. — Beide haben Beziehung auf Sehnen und Trieb.

Die Luft iſt ſo gut Organ des Menſchen wie das Blut. Die Trennung des Körpers von der Welt iſt wie die der Seele vom Körper.

Der Menſch hat gewiſſe Zonen des Körpers — Sein Leib iſt die nächſte — was ihn zunächſt umgibt die zweite — ſeine Stadt und Provinz die dritte — ſo geht's fort bis zur Sonne und ihrem Syſtem. Die innigſte Zone iſt gleichſam das Ich und dieſem ſteht als der höchſten Abſtraktion, Contraktion — die höchſte Reflexion, Expanſion — die Welt entgegen. So der Punkt dem atmoſphäriſchen Raum.

Die Kraft iſt der unendliche Vokal, der Stoff der Conſonant.

Alle Illuſion iſt zur Wahrheit ſo weſentlich wie der Körper der Seele. Irrthum iſt das nothwendige Inſtrument der Wahrheit. Mit dem Irrthum mach ich Wahrheit. — Aller Uebergang fängt mit Illuſion an. Ich ſehe außer mir was in mir iſt — ich glaube, es ſei geſchehen was ich eben thue. Glauben iſt die Operation des Illudirens, die Baſis der Illuſion. Alles Wiſſen in der Entfernung iſt Glauben. Der Begriff außer mir iſt Ding. Alles Wiſſen endigt und fängt im Glauben an. Vor- und Rückerweiterung des Wiſſens iſt Hinausſchiebung — Erweiterung des Glaubensgebiets. Das Ich glaubt ein fremdes Weſen zu ſehen — durch Approximation deſſelben entſteht ein andres Mittelweſen — das Produkt, was dem Ich zugehört und was zugleich dem Ich nicht zuzugehören ſcheint — die Mittelreſultate des Pro-

zeſſes ſind die Hauptſache — das zufällig gewordene oder gemachte Ding iſt das verkehrt Beabſichtigte.

Die meiſten Menſchen wollen nicht eher ſchwimmen bis ſie es können.

Sollte nicht die Heilkunſt ſo wie die anderen gemiſchten Wiſſenſchaften zur Klugheitslehre überhaupt mitgehören? Sollte Klugheitslehre indirekte Technik ſein? Die ganze Klugheitslehre läuft auf mediziniſche Regeln hinaus, z. B. die Methode, jemanden wozu zu bewegen oder wovon abzuhalten, iſt durchaus mediziniſch.

Jeder Menſch will alles und will auch alles nicht — Jeder Menſch weiß alles und weiß auch alles nicht — oder glaubt alles.

So gut alle Kenntniſſe zuſammenhangen, ſo gut hangen auch alle Nichtkenntniſſe zuſammen — Wer eine Wiſſenſchaft machen kann, muß auch eine Nichtwiſſenſchaft machen können — wer etwas begreiflich zu machen weiß, muß es auch unbegreiflich zu machen wiſſen — der Lehrer muß Wiſſenheit und Unwiſſenheit hervorzubringen vermögen.

Wenn der Charakter des gegebenen Problems Unauflöslichkeit iſt, ſo löſen wir daſſelbe, wenn wir ſeine Unauflöslichkeit darſtellen.

Macht ſich alles was wir direkt machen von ſelbſt? und was wir indirekt machen durch uns?

Die Furcht kann auch Symptom eines angenehmen Gegenſtandes ſein, z. B. Ehrfurcht.

Den Stärkſten reizt der ſchwächſte Reiz am meiſten und daher entſteht die heftige Repulſion des Schwachen. Aber gerade am Schwachen geht die meiſte Kraft verloren und daher ſchwächt das Schwache den Starken indirekt.

Jede Urſach erweckt Urſachen. Die causa prima iſt nur das erſte Glied der urſächlichen Reihe — dieſe Reihe iſt aber vorwärts und rückwärts unendlich. Nur unter Vorausſetzungen und willkührlichen Annahmen oder Datis gibts eine causa prima, — nicht abſolut.

Die innere Welt iſt gleichſam mehr mein als die äußere. Sie iſt ſo innig, ſo heimlich. Man möchte ganz in ihr leben. Sie iſt ſo vaterländiſch. Schade, daß ſie ſo traumhaft, ſo ungewiß iſt.

Der Begriff von Element ſchließt das Merkmal der Unvollkommenheit nothwendig in ſich. Ein Element iſt ein unvollkommenes Weſen überhaupt.

Man muß nothwendig erſchrecken, wenn man einen Blick in die Tiefe des Geiſtes wirft. Der Tiefſinn und der Wille haben keine Grenzen. Es iſt damit wie mit dem Himmel. Ermüdet ſteht die Einbildungskraft ſtill — und nur ihre momentane Conſtitution wird damit indicirt. Hier ſtoßen wir auf die Möglichkeit von Geiſteskrankheiten, Geiſtesſchwächen — kurz auf die geiſtige Lebens- und Conſtitutionslehre und das Moralgeſetz erſcheint hier als das einzig wahre große Graderhöhungsgeſetz des Univerſums — als das Grundgeſetz der harmoniſchen Entwickelung. Succeſſive ſchreitet der Menſch fort — mit jedem wahren Schritte leichter — mit jeder erlangten Geſchwindigkeit wächſt der Raum. Nur der rückwärts gekehrte Blick bringt vorwärts, da der vorwärts gekehrte Blick rückwärts führt.

Ein abſoluter Trieb nach Vollendung und Vollſtändigkeit iſt Krankheit, ſobald er ſich zerſtörend und abgeneigt gegen das Unvollendete, Unvollſtändige zeigt.

Jede Wiſſenſchaft wird Poeſie nachdem ſie Philoſophie geworden iſt.

Die Frau iſt das Symbol der Güte und Schönheit, — der Mann das Symbol der Wahrheit und des Rechts.

Wem ich einen unbeſtimmten Trieb beibringen kann, dem geb ich Leben im ſtrengeren Sinn.

Wir ſind mit dem Unſichtbaren näher als mit dem Sichtbaren verbunden.

Geſetze ſind nothwendige Folgen des unvollkommnen Denkens oder Wiſſens.

Der vollſtändige und vollkommene Künſtler überhaupt iſt von ſelbſt ſittlich — ſo auch der vollſtändige und vollkommene Menſch überhaupt.

Das Lächerliche iſt nicht beißend. Lachen iſt ein Krampf. Die Urſache des Lachens muß alſo von einer plötzlichen Entladung der geſpannten Aufmerkſamkeit — durch einen Kontraſt entſtehen. Aehnlichkeit mit dem elektriſchen Funken. Der ächte Komiker muß ernſthaft und wichtig ausſehen, wenn er eine Poſſe macht. Die Verkleidung iſt ein Hauptbeſtandtheil des Lächerlichen. — Aus vielem Lachen und Witzeln kann aber auch Hypochondrie entſtehen. Alles was die Aufmerkſamkeit erregt

und nicht befriedigt, ist lächerlich. Nur das plötzliche Abspannen der Aufmerksamkeit ist aber die eigentlich lachen machende Operation.

Durch corrupte oder eigenthümliche Aussprache geht eine Sprache in die andre über.

Schon unser Gewissen beweist unser Verhältniß, — Verknüpfung — Uebergangsmöglichkeit mit einer anderen Welt — eine innere, unabhängige Macht und einen Zustand außer der gemeinen Individualität.

Wenn wir Selbsterzeugnisse und Machwerke mit Naturprodukte vergleichen, so werden wir die Natur verstehen lernen. Man versteht Künstler insofern man Künstler ist und wird und sich also selbst versteht.

Eine Art von Schmerz läßt sich durch Reflexion, — andre durch Abstraktion vertreiben.

Der Traum ist oft bedeutend und prophetisch, weil er eine Naturseelenwirkung ist und also auf Associationsordnung beruht. — Er ist wie die Poesie bedeutend, — aber auch darum unregelmäßig bedeutend — durchaus frei.

Man ſollte ſtolz auf den Schmerz ſein — jeder Schmerz iſt eine Erinnerung unſeres hohen Rangs. — Wolluſt iſt ein gefälliger und veredelter Schmerz.

Das Wolkenſpiel — Naturſpiel iſt äußerſt poetiſch. Die Natur iſt eine Aeolsharfe, ein muſikaliſches Inſtrument, deſſen Töne wieder Taſten höherer Saiten in uns ſind.

Ein Körper verhält ſich zum Raume wie ein Sichtbares zum Lichte.

Der Menſch ſtrebt nach nichts mehr als reizend, Aufmerkſamkeit erregend zu ſein.

Der Wiſſenſchaft iſt es wie den Menſchen gegangen — um ſie leichter bearbeiten und bilden zu können, hat man ſie in einzelne Wiſſenſchaften und Staaten eingetheilt, — der Eintheilungsgrund war hier und dort zufällig und fremd.

Zeit iſt innerer Raum, — Raum iſt äußere Zeit. Jeder Körper hat ſeine Zeit — jede Zeit hat ihren Körper. — Der Raum geht in die Zeit wie der Körper in die Seele über.

Um die Stimme zu bilden, muß der Menſch mehrere Stimmen ſich anbilden, — dadurch wird ſein Organ ſubſtanzieller. So um ſeine Individualität auszubilden, muß er immer mehrere Individualitäten anzunehmen und ſich zu aſſimiliren wiſſen, — dazu wird er zum ſubſtanziellen Individuum.

Der Hiſtoriker wird durch die Zeitungen, ein Verzeichniß individueller Nachrichten gebildet. Hier kann er Kritik lernen. Falſche Nachrichten, einſeitige, entſtellte lernt er nachgerade benutzen. Vollkommen entgegengeſetzte Nachrichten heben ſich auf. Unvollkommen entgegengeſetzte geben die Wahrheit zum Reſultat, wenn man die ſich aufhebenden Data oder Glieder durchſtreicht. Die Materialien des Hiſtorikers ſind die Quellen oder die Zeitungen, oder die Hiſtorien, welches Eins iſt. Die Zeit iſt der ſicherſte Hiſtoriker.

Die Syntheſis von Seele und Leib heißt Perſon — die Perſon verhält ſich zum Geiſt wieder wie der Körper zur Seele. Sie zerfällt auch einſt und geht in veredelter Geſtalt wieder hervor.

Wie das Auge nur Augen ſieht — ſo der Verſtand nur Verſtand — die Seele Seelen — die Vernunft Vernunft — der Geiſt Geiſter u. ſ. w. — die Einbildungs-

kraft nur Einbildungskraft — die Sinne Sinne — Gott wird nur durch einen Gott erkannt.

Gewiß iſts daß der Menſch ſelbſt Seelenkrankheiten Herr werden kann und dies beweiſt unſere Moralität — unſer Gewiſſen — unſer unabhängiges Ich. Selbſt in Seelenkrankheiten kann der Menſch außerhalb ſein und beobachten und gegenexperimentiren. Es iſt freilich oft ſehr ſchwer — den ſenſibelſten am ſchwerſten — deren Hang überhaupt lebhaft und ſchnell iſt.

Die mathematiſche Methode iſt das Weſen der Mathematik. Wer die Methode ganz verſteht iſt Mathematiker. Sie iſt als die wiſſenſchaftliche Methode überhaupt höchſt intereſſant und gibt vielleicht das richtigſte Muſter zur Eintheilung des Erkenntniß- und Erfahrungsvermögens her.

Modificiren iſt relatives Machen und zerſtören. Abſolut machen können wir nichts, weil das Problem des abſoluten Machens ein imaginäres Problem iſt. Keinen abſoluten Anfang gibt es nicht — er gehört in die Kategorie der imaginären Gedanken.

Unſer Geiſt iſt eine Aſſociationsſubſtanz — Aus Harmonie, — Simultaneität des Mannichfachen geht er hervor und erhält ſich durch ſie. Der Geiſt iſt das ſo-

ciale, concentrirende Prinzip. Nur ein Geiſt, eine Aſſociation hat ihm das Daſein gegeben. Der Tod verſetzt ihn in der großen Aſſociation irgend wo anders hin, erweckt ihn irgend wo anders.

Licht iſt die Action des Weltalls, — das Auge, der vorzeichnende Sinn für das Weltall oder Weltſeele — Weltaction — die Strahlen deſſelben ſind eine bloße Fiction.

Die Körper ſind in den Raum präcipitirte und angeſchoſſne Gedanken. Die Zeit iſt ein ſucceſſiver Wechſel der Kräfte. Die Gegenwart iſt die Schwebung — gleich einem Gefäße, das einen aufnehmenden und abführenden Gang hat.

Das phyſicaliſche Wundermärchen der Genlis iſt immer ein artiger Verſuch.

Vollkommene Bücher machen Vorleſungen unnütz. Das Buch iſt die wie Muſik in Striche geſetzte und completirte Natur.

Das Leben läßt ſich ſchlechterdings nur aus Leben erklären, — die Erregung nur aus der Erregung. Wenn aller Stoff zur Kraft ſich verhält wie Object zu Subject, ſo ſind alſo Stoff und Kraft Eines Urſprungs und im

Grunde vereinigt wie in der Folge getrennt. — Iſt das Leben blos complicirte Erregung oder eine höhere Zuſammenſetzung? Iſt die Erregung aus Reizung und Empfindung zuſammengeſetzt?

Wenn man etwas Beſtimmtes thun und erreichen will, ſo muß man ſich auch proviſoriſche beſtimmte Grenzen ſetzen. Wer aber dies nicht will, der iſt vollkommen wie der, der nicht eher ſchwimmen will bis ers kann. Er iſt ein magiſcher Idealiſt wie es magiſche Realiſten gibt. Jener ſucht eine Wunderbewegung, ein Wunderſubjekt — dieſer ein Wunderobjekt, eine Wundergeſtalt. Beides ſind logiſche Krankheiten, Wahnarten, in denen ſich allerdings das Ideal auf eine doppelte Weiſe offenbart oder ſpiegelt — heilige iſolirte Weſen, die das höhere Licht wunderbar brechen — Wahnhafte Propheten. So iſt auch der Traum prophetiſch — Carrikatur einer wunderbaren Zukunft.

Der Glauben hat auch Grade. Er disponirt. Aus Kraft des Glaubens iſt die ganze Welt entſtanden. Im Willen iſt der Grund der Schöpfung. Glauben iſt Wirkung des Willens auf die Intelligenz. Glaubenskraft alſo Willen. Aus der Anwendung derſelben entſteht allmälig die Welt.

Die bloße Geſchichte iſt muſikaliſch und plaſtiſch. Die muſikaliſche Geſchichte iſt die Philoſophie, die plaſtiſche Geſchichte die Chronik, die Erzählung, die Erfahrung. Jede Materialienmaſſe iſt Chronik. Jede Beſchreibung iſt Erzählung. Erſt dann wenn der Philoſoph als Orpheus erſcheint, ordnet ſich das Ganze in regelmäßige gemeine und höhere, gebildete, bedeutende Maſſen, in ächte Wiſſenſchaften zuſammen.

Der Handelsgeiſt iſt der Geiſt der Welt. Er iſt der großartige Geiſt ſchlechthin. Er ſetzt alles in Bewegung und verbindet alles. Er weckt Länder und Städte, Nationen und Kunſtwerke. Er iſt der Geiſt der Kultur, der Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts. Der hiſtoriſche Handelsgeiſt, der ſklaviſch ſich nach den gegebenen Bedürfniſſen, nach den Umſtänden der Zeit und des Orts richtet — iſt nur ein Baſtard des ächten, ſchaffenden Handelsgeiſtes.

Der Sinnenrauſch iſt zur Liebe was der Schlaf zum Leben.

Je vielfacher der Menſch ſich zugleich beſchäftigen kann, verſteht ſich daß dieſe Beſchäftigungen nichts collidirendes und ſtörendes haben, — deſto energiſcher und reiner wirkt die Denkkraft, und vielleicht heben ſich überhaupt heterogene Beſchäftigungen.

Wie die Stimme mannichfaltige Modificationen in Anſehung des Umfangs, der Geſchmeidigkeit, der Stärke, der Mannichfaltigkeit — des Wohlklangs, der Schnelligkeit, der Präciſion oder Schärfe hat, ſo iſt auch die ſchriftliche Stimme oder der Styl auf eine ähnliche Weiſe unter mannichfachen Geſichtspunkten zu beurtheilen. Die Styliſtik hat ungemein viel Aehnlichkeit mit der Deklamationslehre oder der Redekunſt im ſtrengeren Sinne.

Der Lebensprozeß — der Raum- und Zeiterfüllungs- und Gliederungsprozeß beſtimmt die Individualität. Seine vollſtändige Betrachtung liefert uns die natürliche, wahrhaft naturhiſtoriſche Reihe, — das vollſtändige Naturſyſtem eines Individuums. Jeder individuelle Lebensprozeß, wird durch den univerſellen Lebensprozeß, das Naturſyſtem eines Individuums ſowohl durch die übrigen individuellen Naturſyſteme als durch das höhere allgemeine — und am Ende durch das Naturſyſtem des Univerſums mit beſtimmt — in ſoweit daſſelbe jene und dieſes gegenſeitig beſtimmt. Mit Recht kann man alſo das vollſtändige Naturſyſtem eines vollkommenen Individuums — eine Funktion jedes anderen vollkommenen Individuums und eine Funktion des Univerſums nennen. Darin liegt vielleicht der Charakter eines vollſtändigen Individuums. Ein unvollſtändiges Individuum wird ein unvollſtändiges Naturſyſtem haben — deſſen Indication ein Fortſtreben, ein Unbefriedigtſein, eine Lücke, eine Schrankenloſigkeit iſt. In einem vollſtändigen

Syſtem iſt vollkommene Thätigkeit ohne Bedürfniß, ohne Unruhe, ein Glied greift ins andre, und in ſich ſelbſt beſchloſſen rollt das Syſtem ſeine unveränderliche, geſetzmäßige, ſelbſtändige Bahn um ein höheres Syſtem herum; wenn es eins gibt, mit welchem es zu einem Lauf oder Zweck in gleicher Dignität verbunden ein neues größeres Syſtem ausmacht. Die Einheiten oder die einzelnen Merkmale ſind Planeten — die ſich um ein Hauptmerkmal als die Sonne bewegen. Die Geſetze ihrer Verhältniſſe und gegenſeitigen Bewegungen und Veränderungen umfaßt ihre Theorie, wie denn alle Theorie Aſtronomie iſt. Ihr Naturſyſtem iſt ihr Lebensſyſtem — das Syſtem ihres Mechanismus. — Auch hier hat der Ptolomäiſche und Tycho de Braheſche Irrthum geherrſcht. Man hat ein einzelnes untergeordnetes Merkmal zum Hauptmerkmal gemacht und dadurch ſind falſche einſeitige Syſteme entſtanden. Auch hier hat der optiſche Betrug, daß um das Eine Merkmal, worauf man ſich fixirte, die Himmelskugel mit ihren Welten zn drehen ſchien, geherrſcht und zu täuſchenden Schlüſſen veranlaßt. Hier hat Kant die Rolle des Copernikus geſpielt und das empiriſche Ich nebſt ſeiner Außenwelt als Planet erklärt und den Mittelpunkt des Syſtems im Sittengeſetz oder ins moraliſche Ich geſetzt und Fichte Newton iſt der Geſetzerfinder des innern Weltſyſtems, der zweite Copernikus geworden.

Jeder Engländer iſt eine Inſel.

Wiſſenſchaften ſind Folgen der Bedürfniſſe und des Mangels — mithin erſte Mittel denſelben abzuhelfen. Suchen wir alſo den Inbegriff der Mittel zur Erfüllung unſrer Wünſche, ſo müſſen wir zu den Wiſſenſchaften gehen und ihr Studium als den gradeſten Weg zum Ziel anſehen. Eine höchſt intereſſante Anwendung dieſer allgemeinen Bemerkung bietet uns die Heilkunde. Wenn wir hier nach den Ausſichten fragen, die die Menſchheit jetzt auf Befreiung ihrer körperlichen Uebel hat, ſo wird man uns zur Antwort den Zuſtand der Heilkunde zeigen. Ihre Ausbildung und Vorbereitung beſtimmt das Gegengewicht der Laſt der körperlichen Uebel die uns drücken. — Je mehr die Heilkunde Elementarwiſſenſchaft jedes Menſchen werden — je größere Fortſchritte die geſammte Phyſik machen und die Heilkunde benutzen wird — je inniger die geſammten Wiſſenſchaften zur Beförderung ihres gemeinſchaftlichen Intereſſe, des Wohls der Menſchheit, zuſammentreten und die Philoſophie zur Vorſitzerin und Leiterin ihrer Beſchlüſſe nehmen werden, — deſto leichter wird jener Druck, deſto freier die Bruſt des Menſchengeſchlechts werden. Jetzt ſuche jeder Einzelne zur beſchleunigenden Annäherung dieſer glücklichen Zeit das Uebel an der Wurzel anzugreifen, er ſtudire Medizin und beobachte und forſche und erwarte mehr gründlichen Nutzen von der Aufklärung ſeines Kopfes als von allen Tropfen und Extrakten.

Die Blüthe iſt das Symbol des Geheimniſſes unſeres Geiſtes.

Wenn wir von der Außenwelt ſprechen, wenn wir wirkliche Gegenſtände ſchildern, ſo verfahren wir wie das Genie. So iſt alſo das Genie das Vermögen von eingebildeten Gegenſtänden wie von wirklichen zu handeln und ſie auch wie dieſe zu behandeln. Das Talent darzuſtellen, genau zu beobachten — zweckmäßig die Beobachtung zu beſchreiben, iſt alſo vom Genie verſchieden. Ohne dieſes Talent ſieht man nur halb und iſt nur ein halbes Genie — man kann genialiſche Anlage haben, die in Ermangelung jenes Talents nie zur Entwicklung kommen, ohne Genialität exiſtiren wir alle überhaupt nicht. Genie iſt zu allem nöthig, was man aber gewöhnlich Genie nennt, iſt Genie des Genies.

Das Beſte an den Wiſſenſchaften iſt ihr philoſophiſches Ingrediens — wie das Leben am organiſchen Körper. Man dephiloſophire die Wiſſenſchaften — was bleibt übrig? — Erde, Luft und Waſſer.

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt ſich ſeines tranſzendentalen Selbſt zu bemächtigen, das Ich ihres Ichs zugleich zu ſein. Um ſo weniger befremdlich iſt der Mangel an vollſtändigem Sinn und Verſtand für Andre. Ohne

vollendetes Selbſtverſtändniß wird man nie Andre wahrhaft verſtehen lernen.

Selbſtentäußerung iſt die Quelle aller Erniedrigung, ſo wie im Gegentheil der Grund aller echten Erhebung. Der erſte Schritt wird Blick nach innen, — abſondernde Beſchauung unſeres Selbſt. Wer hier ſtehen bleibt, geräth nur halb. Der zweite Schritt muß wirkſamer Blick nach außen — ſelbſtthätige, gehaltne Betrachtung der Außenwelt ſein. Der Menſch wird nie als Darſteller etwas vorzügliches leiſten, der nichts weiter darſtellen mag als ſeine Erfahrungen, Sinne, Lieblingsgegenſtände, der es nicht über ſich gewinnen kann, auch einen ganz fremden, ihm ganz unintereſſanten Gegenſtand mit Fleiß zu ſtudiren und mit Muße darzuſtellen. Der Darſteller muß alles darſtellen können und wollen. Dadurch entſteht der große Styl der Darſtellung, den man mit Recht an Göthe ſo ſehr bewundert.

Intereſſe iſt Theilnahme an dem Leiden und der Thätigkeit eines Weſens. Mich intereſſirt etwas wenn es mich zur Theilnahme zu erregen weiß. Kein Intereſſe iſt intereſſanter als was man an ſich ſelbſt nimmt, ſo wie der Grund einer merkwürdigen Freundſchaft und Liebe die Theilnahme iſt, zu der mich ein Menſch reizt, der mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, der mich durch ſeine Mit-

theilung gleichſam einladet an ſeinem Geſchäfte Theil zu nehmen.

Was Schlegel ſo ſcharf als Ironie charakteriſirt, iſt, meinem Bedünken nach, nichts anderes als die Folge, der Charakter der ächten Beſonnenheit, der wahrhaften Gegenwart des Geiſtes. Der Geiſt erſcheint immer nur in fremder, luftiger Geſtalt. Schlegels Ironie ſcheint mir ächter Humor zu ſein. Mehrere Namen ſind einer Idee vortheilhaft.

Im Staat iſt alles Schauhandlung — im Volk alles Schauſpiel. Das Leben des Volks iſt ein Schauſpiel. — Schriften ſind die Gedanken des Staats, die Archive ſein Gedächtniß.

Faſt immer hat man den Anführer, den erſten Beamten des Staats mit dem Repräſentanten des Genius der Menſchheit vermengt, der zur Einheit der Geſellſchaft oder des Volks gehört. Im Volke iſt alles Schauſpiel, mithin muß auch der Geiſt des Volkes ſichtbar ſein. Dieſer ſichtbare Geiſt kommt entweder, wie im tauſendjährigen Reiche, ohne unſer Zuthun, oder er wird einſtimmig durch ein lautes oder ſtilles Einverſtändniß gewählt. — Es gibt viel intereſſante hierher gehörige Züge aus der Geſchichte, z. B. in Indien iſt an einigen Orten Feldherr und Prieſter getrennt geweſen und der

Feldherr hat die zweite Rolle geſpielt. — Der Prieſter muß uns nicht irre machen. Dichter und Prieſter waren im Anfang Eins und nur ſpätere Zeiten haben ſie getrennt. Der ächte Dichter iſt aber immer Prieſter ſo wie der ächte Prieſter immer Dichter geblieben, und ſollte die Zukunft nicht den alten Zuſtand der Dinge wieder herbeiführen? Jener Repräſentant des Genius der Menſchheit dürfte leicht der Dichter katexochin ſein. Uebrigens aber iſt es eine unwiderſprechliche Thatſache daß die meiſten Fürſten nicht eigentlich Fürſten, ſondern gewöhnlich mehr oder minder eine Art von Repräſentanten des Genius ihrer Zeit waren und die Regierung mehrentheils wie billig in ſubalternen Händen ſich befand.

In den meiſten Religionsſyſtemen werden wir als Glieder der Gottheit betrachtet, die wenn ſie nicht den Impulſionen des Ganzen gehorchen — wenn ſie auch nicht abſichtlich gegen die Geſetze des Ganzen agiren, nur ihren eignen Gang gehen und nicht Glieder ſein wollen, von der Gottheit ärztlich behandelt und entweder ſchmerzhaft geheilt oder gar abgeſchnitten werden.

Schlechthin ruhig erſcheint was in Rückſicht der Außenwelt ſchlechthin unbeweglich iſt. So mannichfach es ſich auch verändern mag, ſo bleibt es doch in Beziehung auf die Außenwelt immer in Ruhe. Dieſer Satz bezieht ſich auf alle Selbſtmodificationen. Daher erſcheint

das Schöne ſo ruhig. Alles Schöne iſt ein ſelbſterleuchtetes, vollendetes Individuum.

Jede Menſchengeſtalt belebt einen individuellen Keim im Betrachtenden. Dadurch wird dieſe Anſchauung unendlich. Sie iſt mit dem Gefühl einer unerſchöpflichen Kraft verbunden und darum ſo abſolut belebend. Indem wir uns ſelbſt betrachten, beleben wir uns ſelbſt.

Unſer Alltagsleben beſteht aus lauter erhaltenden immer wiederkehrenden Verrichtungen. Dieſer Zirkel von Gewohnheiten iſt nur Mittel zu einem Hauptmittel, unſerem irdiſchen Daſein überhaupt, das aus mannichfachen Arten zu exiſtiren gemiſcht iſt. — Philiſter haben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel ſcheint ihr einziger Zweck zu ſein. Sie thun das alles um des irdiſchen Lebens willen, wie es ſcheint und nach ihren eigenen Aeußerungen ſcheinen muß. Poeſie miſchen ſie nur zur Nothdurft unter, weil ſie nun einmal an eine gewiſſe Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt ſind. In der Regel erfolgt dieſe Unterbrechung alle ſieben Tage und könnte ein poetiſches Septanfieber heißen. Sonntags ruht die Arbeit, — ſie leben ein bischen beſſer als gewöhnlich, und dieſer Sonntagsrauſch endigt ſich mit einem etwas tieferen Schlafe als ſonſt; daher auch Montags alles noch einen raſcheren Gang hat. Ihre Parties de plaiſir müſſen conventionell, gewöhnlich, modiſch ſein — aber auch ihr

Vergnügen verarbeiten ſie wie alles' mühſam und förmlich. Den höchſten Grad ſeines poetiſchen Daſeins erreicht der Philiſter bei einer Reiſe, Hochzeit, Kindtaufe und in der Kirche. Hier werden ſeine kühnſten Wünſche befriedigt und oft übertroffen. — Ihre Religion wirkt blos wie ein Opiat — reizend, betäubend — Schmerzen aus Schwäche ſtillend. Ihre Früh- und Abendgebete ſind ihnen wie Frühſtück und Abendbrod nothwendig. Sie könnens nicht mehr laſſen. Der derbe Philiſter ſtellt ſich die Freuden des Himmels unter dem Bilde einer Kirmeß — einer Hochzeit — einer Reiſe oder eines Balls vor. Der ſublimirte macht aus dem Himmel eine prächtige Kirche mit ſchöner Muſik, vielem Gepränge, mit Stühlen für das gemeine Volksparterre und Kapellen und Emporkirchen für die Vornehmeren. — Die Schlechteſten unter ihnen ſind die revolutionären Philiſter, wozu auch der Hefen der fortgehenden Köpfe, die habſüchtige Race gehört. Grober Eigennutz iſt das nothwendige Reſultat armſeliger Beſchränkheit. Die gegenwärtige Senſation iſt die lebhafteſte, die höchſte eines Jämmerlings. Ueber dieſe kennt er nichts Höheres — kein Wunder daß der durch die äußeren Verhältniſſe par force dreſſirte Verſtand nur der liſtige Sklav eines ſolchen ſtumpfen Herrn iſt und nur für Lüſte ſinnt und ſorgt.

Der Lehrling darf noch nicht raiſonniren. Erſt muß er mechaniſch fertig werden, dann kann er anfangen nach-

zudenken und nach Einſicht und Anordnung des Gelernten ſtreben. Das voreilige Denken hält mehr auf als daß es befördert. Dieſe Pflicht des wiſſenſchaftlichen Anfängers gehört zu der allgemeinen Pflicht ſeine Vernunft gefangen zu nehmen. Auch dieſe Gefangennehmung kann zur Kunſt werden.

Die Liebe iſt der Endzweck der Weltgeſchichte, — das Amen des Univerſums.

Heterogene Dinge können ſich einander nur nähern.

Wir ſind zugleich in und außer der Natur.

Wenn unſere Intelligenz und unſere Welt harmoniren, ſo ſind wir Gott gleich.

Die Liebe iſt das höchſte Reale — der Urgrund. — Alle Romane, wo wahre Liebe vorkommt, ſind Märchen, magiſche Begebenheiten.

Der zu frühzeitige und unmäßige Gebrauch der Religion iſt dem Wachsthum und Gedeihen der Menſchheit äußerſt nachtheilig, — wie Branntwein u. ſ. w. der phyſiſchen Ausbildung.

Eine Ehe ſollte eigentlich eine langſame continuirliche Umarmung, Generation, wahre Nutrition, Bildung eines gemeinſamen, harmoniſchen Weſens ſein.

Was iſt eigentlich Alt? was Jung? Jung — wo die Zukunft vorwaltet, — alt — wo die Vergangenheit die Uebermacht hat.

Je einfacher im Ganzen und je individueller und mannichfacher im Detail, deſto vollkommner das Kunſtwerk.

Sonderbar daß in ſo vielen Religionen die Götter Liebhaber des Häßlichen zu ſein ſcheinen.

Hang zum Wunderbaren und Geheimnißvollen iſt nichts als Streben nach unſinnlichem geiſtigem Reiz.

Häufige Seelenbewegungen — Uebungen u. ſ. w. vermehren den Zuſammenhang von Körper und Seele und machen Beide ſenſibler gegen einander.

Alle Schranken ſind blos des Ueberſteigens wegen da.

Leben iſt Naturfreiheit — ſinnliche Freiheit.

Ein Menſch kann alles dadurch adeln, ſeiner würdig machen, daß er es will.

Wo ewige unabänderliche Geſetze walten, da iſt Alterthum, Vergangenheit. Der Prozeß der Geſchichte iſt ein Verbrennen.

Jemehr der Menſch ſeinen Sinn fürs Leben künſtleriſch ausbildet, deſto mehr intereſſirt ihn auch die Disharmonie — wegen der Auflöſung.

Mit der Zeit muß die Geſchichte Märchen werden, ſie wird wieder wie ſie anfing.

Geduld iſt zweierlei — ruhige Ertragung des Mangels — ruhige Ertragung des Uebermaaßes. Die echte Geduld zeugt von großer Elaſtizität.

Gewohnheit iſt eine zur Natur gewordene Kunſt. Naturgeſetze ſind Gewohnheitsgeſetze.

Ein Volk iſt wie ein Kind ein individuelles pädagogiſches Problem. Dieſes und jenes Volk hat wie dies und jenes Kind ein vorzügliches Talent. Die anderen müſſen nicht über dies Eine auszubilden vergeſſen werden. Ein iſolirt in die Höhe geſchoſſenes Talent verwelkt frühzeitig, weil es ihm an Nahrung fehlt. Dieſe Nahrung können ihm nur die übrigen Talente gewähren. Die ſämmtlichen Talente machen gleichſam Einen Körper aus. Wenn erſt der

Körper auf Koſten Eines Gliedes leidet, ſo leidet nachher das Glied indirekt mit.

Alles was in Noth iſt, ſtößt die Schwächlinge, die Selbſtnothleidenden und alle diejenigen ab, die ſelbſt nichts miſſen können ohne in Noth zu gerathen.

Wie es den Alten bei uns ergangen iſt, ſo ergeht es der Natur. Ueber die Sylbenkrämerei wird das Beſte vergeſſen und überſehen.

Das Unbekannte, Geheimnißvolle iſt das Reſultat und der Anfang von allem. Wir kennen nur eigentlich was ſich ſelbſt kennt. Was ſich nicht begreifen läßt, iſt im unvollkommnen Zuſtande, es ſoll allmälig begreiflich gemacht werden. Die Natur iſt unbegreiflich per se.

Man kann durch das künftige Leben das vergangene Leben retten und veredeln.

Wozu man ernſtlich Luſt, Trieb hat, dazu hat man Genie. Das Genie offenbart ſich in Luſt und Trieb.

Man muß ſich mit Sprechen begnügen, wenn man nicht ſingen kann.

Sollte alle plaſtiſche Bildung, vom Kryſtall bis auf den Menſchen, nicht akuſtiſch, durch gehemmte Bewegung zu erklären ſein?

In weſſen Kopfe der große Rhythmus, des Hexameters in Perioden, dieſer innere poetiſche Mechanismus einheimiſch geworden iſt, der ſchreibt ohne ſein abſichtliches Mitwirken bezaubernd ſchön und es erſcheint, indem ſich die höchſten Gedanken von ſelbſt dieſen ſonderbaren Schwingungen zugeſellen und in die reichſten mannichfaltigſten Ordnungen zuſammen treten, der tiefe Sinn ſowohl der alten orphiſchen Sage von den Wundern der Tonkunſt als der geheimnißvollen Lehre von der Muſik als Bildnerin und Beſänftigerin des Weltalls. Wir thun hier einen tiefen belehrenden Blick in die akuſtiſche Natur der Seele und finden eine neue Aehnlichkeit des Lichtes und der Gedanken, da beide ſich Schwingungen zugeſellen.

Tod iſt nichts als Unterbrechung des Wechſels zwiſchen innerem und äußerem Reize, zwiſchen Seele und Welt.

Allzufrühe Moral iſt dem Menſchengeſchlecht äußerſt nachtheilig. Sie hat wie Religion unendlich viel Schaden angerichtet und ſich ſelbſt ſehr verſpätet.

Die Muſik hat viel Aehnlichkeit mit der Algebra.

Das Fluchen iſt eine Art von Selbſtbeſchwörung.

Sollte einfaches Selbſtgefühl Schmerz ſein?

Je unermeßlicher und mannichfacher der Horizont des Bewußtſeins wird, deſto mehr verſchwindet die individuelle Größe und deſto merklicher wächſt, deſto offenbarer wird die geiſtige, Vernunftgröße des Menſchen. Je größer und höher das Ganze, deſto merkwürdiger das Einzelne. Die Beſchränkungsfähigkeit wächſt mit der Schrankenloſigkeit. Mit der Bildung und Fertigkeit des Denkens wächſt die Freiheit. Die Mannichfaltigkeit der Methoden nimmt zu — am Ende weiß der Denker aus Jedem alles zu machen.

Je kleiner und langſamer man anfängt, deſto perfektibler. Je mehr man mit Wenigem thun kann, deſto mehr kann man mit vielem thun. Wenn man Eins zu lieben verſteht, ſo verſteht man auch Alles zu lieben am beſten.

Vom Unangenehmen ſoll man keine Notiz nehmen.

Wenn man einen Rieſen ſieht, ſo unterſuche man erſt den Stand der Sonne und gebe Acht, ob es nicht der Schatten eines Pygmäen iſt.

Vorurtheile der Gelehrten ſind: 1) Hang zur Eigenthümlichkeit, Originalitätsſucht, womit der Streit um die erſte Entdeckung in Verbindung ſteht. 2) Prätenſion auf Conſequenz nnd Infallibilität. 3) Haß der Autorität. 4) Verachtung der Nichtgelehrten. 5) Eiferſucht und Verkleinerungsſucht der Collegen. 6) Verachtung der anderen Wiſſenſchaften. 7) Uebertriebene Bewunderung der Mühſeligkeit. 8) Sucht alles alt und ſchon dageweſen zu finden und deshalb zu verachten. 9) Verachtung alles deſſen was nicht gelehrt oder gelernt werden kann. Hieher ihr Religions- und Wunderhaß, ihr Dichterhaß u. ſ. w. — Den meiſten dieſer Charakterzüge liegt gemeiner Egoism zum Grunde und den meiſten ſtehn auch Gegenvorurtheile gegenüber.

Die abſolute Gleichheit iſt das höchſte Kunſtſtück — das Ideal — aber nicht natürlich — Von Natur ſind die Menſchen nur relativ gleich — welches die alte Ungleichheit iſt — der Stärkere hat auch ein ſtärkeres Recht. Ebenfalls ſind die Menſchen von Natur nicht frei, ſondern vielmehr mehr oder weniger gebunden. Wenig Menſchen ſind Menſchen — daher die Menſchenrechte äußerſt unſchicklich als wirklich vorhanden aufgeſtellt werden. Seid Menſchen, ſo werden euch die Menſchenrechte von ſelbſt zufallen.

Der Liebe gehts wie der Philoſophie. Sie iſt und ſoll allen Alles und Jedes ſein. Liebe iſt alſo das Ich — das Ideal jeder Beſtrebung.

Durch Religion werden die Menſchen erſt recht Eins.

Trennung der Continuität erklärt den Schmerz allein nicht. Schmerz und Luſt haben gewiß eine noch unerörterte Beziehung auf Ideen- und Empfindungsaſſociationen. Ohnmacht liegt allem Schmerz mit zum Grunde.

Jede Affektion, Erregung muß eigentlich eine chemiſche Verbindung trennen, weil dadurch die verbundenen Beſtandtheile in verſchiedene Zuſtände verſetzt werden.

Wer Gott einmal ſuchen will, der findet ihn überall.

Mit Recht können manche Weiber ſagen, daß ſie ihren Gatten in die Arme ſinken. Wohl denen, die ihren Geliebten in die Arme ſteigen.

In der Tugend verſchwindet die lokale und temporelle Perſonalität. Der Tugendhafte iſt als ſolcher kein hiſtoriſches Individuum. Es iſt Gott ſelbſt.

Die lutheriſche Lehre von der moraliſchen Nullität des freien Willens und dem servo arbitrio iſt völlig

einerlei mit der neueren entgegenlaufenden Lehre von der moraliſchen Nothwendigkeit des freien Willens.

Es iſt Trägheit, was uns an peinliche Zuſtände kettet.

Die Menſchen verändern ſich gegen die Extreme und ſind nur das was ſie nach ihrer Umgebung und gegen die Gegenſtände und Gegenmenſchen ſein können, daher Veränderlichkeit der Charaktere und relativer Charakter überhaupt.

Der Prediger muß zuerſt Enthuſiasmus zu erregen ſuchen, denn dies iſt das Element der Religion. Jedes Wort muß klar, heiß und herzlich ſein. Er muß ſuchen ſeine Gemeine in der Welt zu iſoliren, ihr Esprit de corps zu geben — ſie über die Welt und die höheren Stände aufklären und erheben, ihren Beruf lieb und ihr Leben angenehm machen und ſie mit edlem Selbſtgefühl erfüllen.

In den meiſten Lavaterſchen Liedern iſt noch zu viel Irdiſches und zu viel Moral und Aſcetik; zu wenig Weſentliches, zu wenig Myſtik. Die Lieder müſſen weit lebendiger, inniger, allgemeiner und myſtiſcher ſein. — Die Predigten müſſen auch ſchlechthin nicht dogmatiſch, ſondern unmittelbar, zur Erregung des heiligen Intuitionsſinnes, zur Belebung der Herzensthätigkeit ſein.

Predigten und Lieder können Geſchichten enthalten. Geſchichten wirken vorzüglich religiös. Unterrichts- und Vorbereitungspredigten und moraliſche Predigten gehören in eine andere Gattung. Gottes Wort müſſen echte Predigten ſein, Inſpirationen, religiöſe Erſcheinungen, Offenbarungen in Worten. Ruhe, Verſammlung, Bauart, Ritus und Muſik paſſen zu dieſem Zweck. Die ächte Religion äußert ſich eigentlich durch reine ſättigende, alles belebende Begeiſterung, die wie die Wärme alles erhöht. Einfach müſſen Lieder und Predigten ſein und doch hochpoetiſch.

Dem echt Religiöſen iſt nichts Sünde.

Man wird nie den Weg fehlen, wenn man auf das Allgemeine in uns und um uns achtet. Unter dem Allgemeinen verſtehen wir hier das Allgemeine der Vernunft; — daher die nothwendige Achtung vor dem Allgemeinen, vor dem allgemein Sittlichen, der Simme des Volks u. ſ. w. — das Bleibende in uns, die Folge, inſofern ſie nicht eine Beſondere (nicht vernünftige) iſt.

Inwiefern erreichen wir das Ideal nie? Inſofern es ſich ſelbſt vernichten würde. Um die Wirkung eines Ideals zu thun, darf es nicht in der Sphäre der gemeinen Realität ſtehen. Der Adel des Ich beſteht in freier Erhebung über ſich ſelbſt; folglich kann das Ich in ge-

wiſſer Beziehung nie erhoben ſein, denn ſonſt würde ſeine Wirkſamkeit, ſein Genuß, d. i. ſein Sieg — kurz, das Ich ſelbſt würde aufhören. Laſter iſt eine ewig ſteigende Qual, Abhängigkeit vom Unwillkührlichen, Tugend ein ewig ſteigender Genuß, Unabhängigkeit vom Zufälligen. So wie es dem Laſterhaften wegen ſeiner Identität nie an Gelegenheiten fehlen kann tugendhaft zu ſein, ſo nie dem Tugendhaften an Gelegenheit zu fehlen.

Das Allgemeine jedes Augenblicks bleibt, denn es iſt im Ganzen. In jedem Augenblicke, in jeder Erſcheinung wirkt das Ganze. Die Menſchheit, das Ewige iſt allgegenwärtig, denn ſie kennt weder Zeit noch Raum. Wir ſind, wir leben, wir denken in Gott, denn dies iſt die perſonifizirte Gattung. — Es iſt nicht unſerem Sinn ein Allgemeines, ein Beſonderes. Kannſt du ſagen, es iſt hier oder dort? Es iſt alles, es iſt überall. In ihm leben, weben und werden wir ſein. Alles Aechte dauert ewig, alle Wahrheit, alles Perſönliche.

Wo es ein Sein gibt, muß es auch ein Erkennen geben. Darſtellung iſt eine Aeußerung des innern Zuſtandes, der innern Veränderungen, Erſcheinung des innern Objekts. Das äußere Objekt wechſelt durch das Ich und im Ich mit dem Begriffe und produzirt die Anſchauung. Das innere Objekt wechſelt durch das Ich und im Ich mit einem ihm angemeſſenen Körper und es ent-

ſteht das Zeichen. Dort iſt das Objekt der Körper, hier iſt das Objekt der Geiſt. Das gemeine Bewußtſein verwechſelt das Entſtandene, die Anſchauung und das Zeichen mit dem Körper, weil es nicht zu abſtrahiren weiß, nicht ſelbſtthätig iſt, ſondern nur nothwendig leidend, nur halb, nicht ganz.

Kann ein Ich ſich als Ich ſetzen, ohne ein anderes Ich oder NichtIch?

Jeder denkende Menſch wird allemal Wahrheit finden — er mag ausgehn wo und gehn wie er will.

Wenn ein Ding im Ganzen beſtimmt iſt, ſo iſt es auch im Einzelnen beſtimmt.

Man muß nicht ſeine Gerechtigkeit in der Welt ſuchen.

Naiv und ſentimental ſind objektiv und ſubjektiv. Die Aeltern ſind naiver, ſo auch die Alten.

Die krumme Linie iſt der Sieg der freien Natur über die Regel.

Wiſſenſchaft iſt nur eine Hälfte, Glauben iſt die andere.

Glauben iſt Empfindung des Wiſſens, Vorſtellung Wiſſen der Empfindung.

Glück und Unglück iſt beides negativ und poſitiv.

Der Punkt kann nicht als bewegt gedacht werden.

Wonach ordnet man einen Gedanken? Wo fängt man eine Beſchreibung an? Man ſchreitet entweder der Zeit nach fort, oder man ſchreitet vom Allgemeinen aufs Beſondere. Einen ſinnlichen Gegenſtand beſchreibt man analytiſch, einen geiſtigen ſynthetiſch, dort fängt man vom Allgemeinſten an, hier vom Beſonderſten. Die Ordnung, wie man einen Begriff faſſen ſollte, dieſe ſuchen wir. Die Ordnung des nothwendigen Ich. In einem Ganzen muß alles ordentlich zuſammenhangen. Welcher Zuſammenhang iſt zwiſchen Gedanken? Er iſt, wie alles, entweder im Subjekt oder im Objekt begründet.

Ein Buch kann ein ſehr verſchiedenes Intereſſe haben. Der Autor, der Leſer, ein Zweck, eine Begebenheit, ſeine bloße, individuelle Exiſtenz können die Achſe ſein, um die es ſich dreht.

Ueberall wo mehrere Einheiten ſind, müſſen ſie etwas von ihren Anſprüchen, ihrer Freiheit aufgeben. Es exiſtirt ſodann eine Gemeinſchaft, Gattungsähnlichkeit der

Ganzen überhaupt, z. B. eines Staats und einer Compoſition.

Stimme drückt ein ſich ſelbſt Conſtituirendes aus. Stimmung entſteht aus zwei Thätigen und zwei Leidenden.

Kunſt iſt Ausbildung unſerer Wirkſamkeit. Nur die öftere Uebung unſerer Wirkſamkeit, wodurch ſie beſtimmter und kräftiger wird, bildet die Kunſt aus.

Wir erwecken die Thätigkeit, wenn wir ihr reizenden Stoff geben. Das Ich muß ſich als darſtellend ſetzen. Das Weſentliche der Darſtellung iſt was das Beiweſentliche des Gegenſtandes iſt. Gibt es eine beſondere darſtellende Kraft, die blos um darzuſtellen darſtellt? Darſtellen um darzuſtellen iſt ein freies Darſtellen. Es wird damit nur angedeutet, daß nicht das Objekt als ſolches, ſondern das Ich, als Grund der Thätigkeit, die Thätigkeit beſtimmen ſoll. Dadurch erhält das Kunſtwerk einen freien, ſelbſtändigen, idealiſchen Charakter, einen impoſanten Geiſt, denn es iſt ſichtbares Produkt eines Ich. Das Ich aber ſetzt ſich auf dieſe Art beſtimmt, weil es ſich als ein unendliches Ich ſetzt, — weil es ſich als ein unendlich darſtellendes Ich ſetzen muß — ſo ſetzt es ſich frei, als ein beſtimmt darſtellendes Ich. Das Objekt darf nur der Keim, der Typus ſein, der Veſtpunkt. Die bildende Kraft entwickelt an, in und durch ihn erſt

ſchöpferiſch das ſchöne Ganze. Anders ausgedrückt, das Objekt ſoll uns als Produkt des Ich beſtimmen, nicht als bloßes Objekt. — Der Sphärenwechſel iſt nothwendig in einer vollendeten Darſtellung. Das Sinnliche muß geiſtig, das Geiſtige ſinnlich dargeſtellt werden.

In der Wiſſenſchaft muß alles in ſich und durch ſich begründet und zuſammenhängend ſein. In der Kenntniß finden wir nur einzelne Merkmale eines Ganzen, ohne innern Zuſammenhang. Die Methodik und die angewandte Wiſſenſchaft machen die Kunſt aus.

Alles ſelbſtändige, materiale Ganze muß aus zwei blos in der Reflexion zu unterſcheidenden Gliedern beſtehen, die zuſammen Eins und Etwas ſind. So Wiſſenſchaft, Kenntniß und Kunſt.

Die doppelten Nerven, des äußeren wie des inneren Sinns können nur durch einander kurirt werden.

Das Beiweſen des Mannes iſt das Hauptweſen der Frau.

Adam und Eva. Was durch eine Revolution bewirkt wurde, muß durch eine Revolution aufgehoben werden. (Apfelbiß.)

So lange es noch Tapfere und Feige gibt, wird auch Adel ſein.

Nur der Feige iſt nicht unſterblich.

Man kann nur ſo weit beſtraft werden als man belohnt wird et vice versa.

Die Philoſophie ſoll nicht mehr antworten als ſie gefragt wird. Sie iſt urſprünglich im Gefühl. Die Anſchauungen dieſes Gefühls begreifen die philoſophiſchen Wiſſenſchaften.

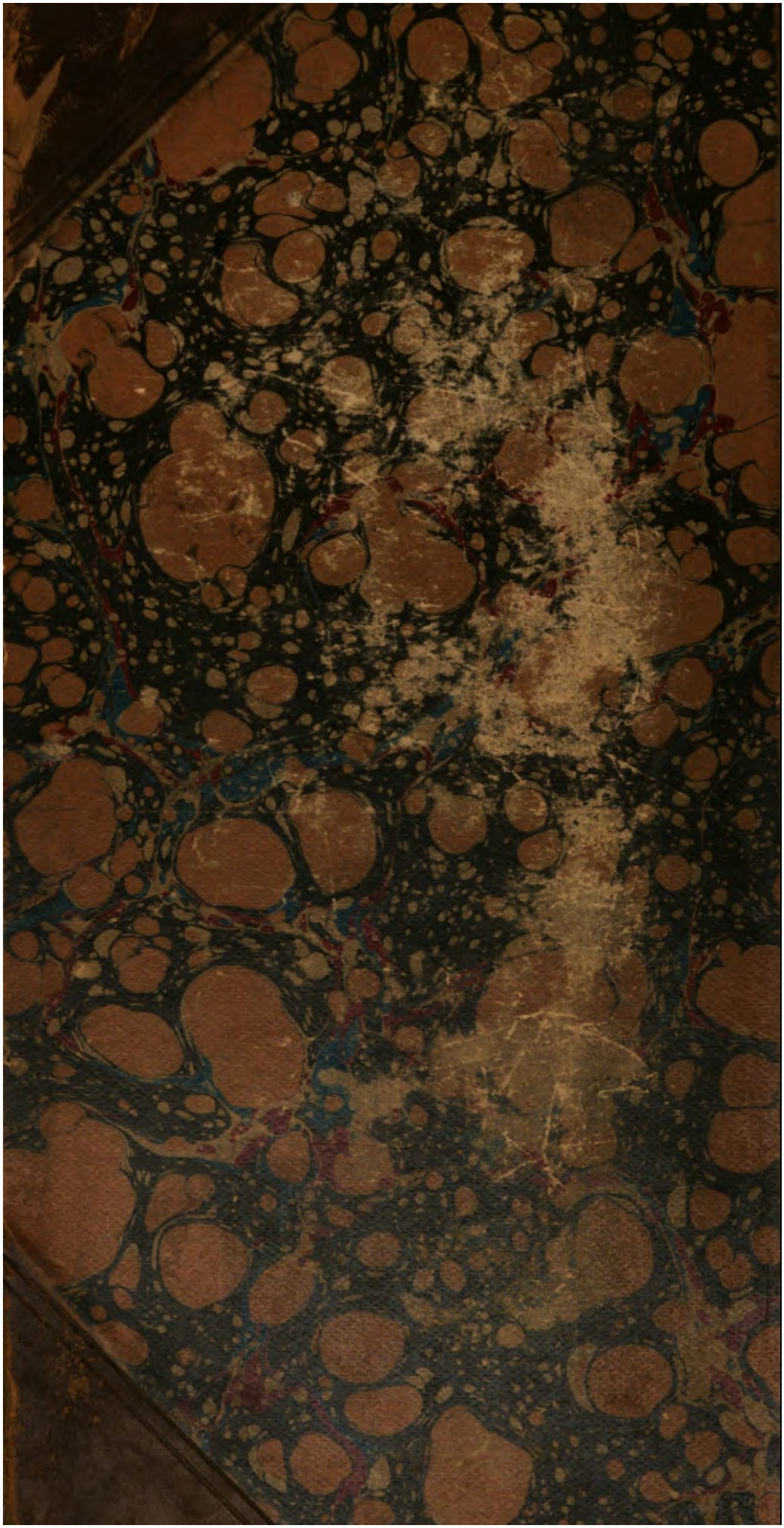
Schmerzen müſſen um deswillen erträglich ſein, weil wir ſie uns ſelbſt ſetzen und wir alſo nicht mehr leiden als wir thätig dabei ſind.

Setzt man das Böſe der Tugend entgegen, ſo thut man ihm zu viel Ehre an.

Gedruckt bei G. Reimer.

70713756

155. 161. 126

159. 179 172

127